This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

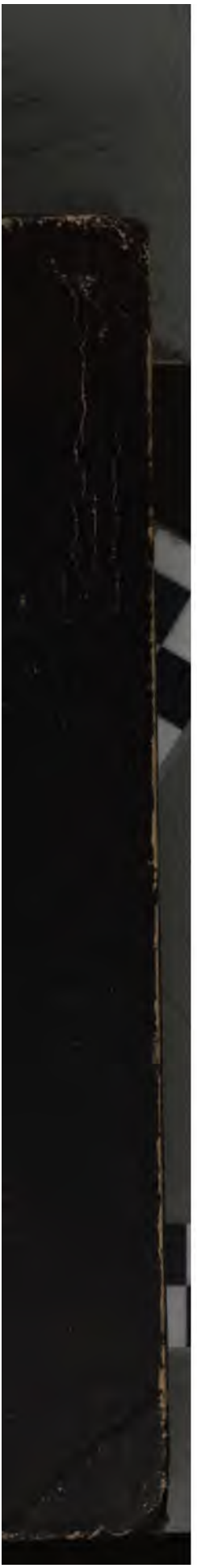
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Basler Missions-Agentur
in Stuttgart, Hauptstätter Str. 84, I

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar P. Steiner.

1897. — Einundvierzigster Jahrgang. — 1897

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1897.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 5 1989

Inhalt.

Seite

Ein Missionsjubiläum 1. 70
Die Basler Mission in Indien. Von Miss. Joh. Frohnmeyer 11. 53. 116
Nacht und Licht im Hererolande. Von P. Kornrumpf . . . 26
Die Tibetische Pionier-Mission 80
Schattenbilder aus der Vergangenheit Ugandas 88
Missionsleben unter den Rothäuten Amerikas 101
D. **Warnecks Missionslehre, 3. Abteilung.** Von Missionsinspektor Oehler 130
Aus dem Leben einer Missionsfrau auf den Neuhebriden. 137. 217. 261. 296. 352
Das Leben im Basler Missionshaus. Von J. Haller 154. 201. 233
Ein indisches Volksfest. Von Miss. Fr. Rehm 167
Eine Untersuchungsreise im deutschen Sudan. Von Miss. A. Mischlich 185. 249
Die evangelische Mission auf Madagaskar. Von L. Oe. . . 278. 321
Die Mission auf den Sangi-Inseln. Von P. R. Meumann 286. 335. 387
Madagaskar im römischen Lichte besehen 306
Zwei neueste Apostel des Hinduismus. Von Miss. J. Frohnmeyer 369. 419
Im Lande der Hausa 405. 466
Eine Missionsreise in Japan 432
Die Ost-Himalaya-Mission der schottischen Kirche. Von G. Th. Reichelt 453
Im Bergland von Barma 479
Der Mandarin als Oberpriester 482
Missionswissenschaftlicher Kursus im Heinrichsbad 487
Zwei mohammedanische Hochschulen 501
Bilder aus Elim 506
Eine Bewegung unter den Urao-Kols 523
Gebet für die Bekehrung der Heiden 528

Erläuterung zu den Bildern:
Missionshospital in Tananarivo (Madagaskar) 35
Kapelle der Basler Missionsstation Lobethal 368
Provisorische Niederlassung der Basler Mission in Kumase (Asante) 402

Missions-Zeitung.
a) Rundschau:
Die evangelischen Missionsgesellschaften Deutschlands . . 38. 90
Die dänische und norwegische Mission 172
Nordamerika 309
Südamerika 359
Westafrika: Senegambien, Sierra Leone und Liberia . . 439
— Gold- und Sklavenküste 490
b) Neuestes und Vermischtes: Siehe das Register.

Bücheranzeigen:

	Seite
Aus Ost und West. Erzählungen aus der Mission	531
Bain A. Fridtjof Nansen	531
Bericht über die erste allgemeine Studentenkonferenz des Studentenbundes für Mission	452
Bolljahn J. Japanisches Schulwesen	183
Braun, Dr. Die ewige Gottheit Christi	184
Brose M. Die deutsche Kolonialliteratur von 1884—1895	452
Bülow v. Deutsch-Südwestafrika	51
Burkhardt G. Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden	184
— Die Brüdergemeine. Zweiter Teil	452
Christol Fr. Au Sud de l'Afrique	451
Dennis D. D. Christian Missions and Social Progress	531
Deutscher Kolonialkalender für das Jahr 1897	52
Duisberg W. Bilder aus meinem Leben	51
Fritschel, Prof. Die Indianermission in Michigan und Nebraska	531
Guinneß L. Welches Haus? Eine Missionsstudie	451
Heilmann, Dr. Missionskarte der Erde mit Begleitwort	404
Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für 1897	183
Kawerau, D. Warum fehlte der deutschen evang. Kirche des 16. und 17. Jahrh. das volle Verständnis für die Missionsgedanken ꝛc.	51
Keller S. (E. Schrill). Weihnachtsbüchlein	52
Kingsley M. Travels in West Africa	450
Missionaries in the Witness Box	450
Munzinger C. Aus dem Lande der aufgehenden Sonne	452
Papstein A. Führer für den Auswanderer nach Brasilien	452
Polack Fr. Philipp Melanchthon	52
Rankine H. A Heroe of the Dark Continent	450
Reichelt G. Th. Die Himalaya-Mission der Brüdergemeine	50
Riggenbach Ed. Die Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus	184
Schmiedel O. Kultur- und Missionsbilder aus Japan	452
Schneider H. In fernen Heidenlanden	184
Schott O. Aus der Stille. Gedichte	452
Schreiber, Dr. Der Islam und die evangelische Mission	404
Spieß Ph. Der Bürgermeister und sein Sohn	52
Stock E. Das Leben Jesu	183
Stockhausen F. Idis	184
Studentenkonferenz, die erste christliche ꝛc.	531
Thornton D. M. Africa waiting	532
Uhlhorn, D. Kämpfe und Siege des Christentums ꝛc.	532
Vahl J. Lærebog i den evangeliske Missionshistorie	530
Verhandlungen der IX. Kontinentalen Missionskonferenz	404
Vinet A. Gedanken und Betrachtungen aus seinen Schriften	52
Warneck, D. Die Mission in der Schule	50
— Das Bürgerrecht der Mission ꝛc.	404
— Missionsstunden	530
Weitbrecht G. Das Leben Jesu	51

Missionshospital in Tananarivo (Madagaskar).

Ein Missionsjubiläum.

Es war am 19. März 1847, daß ein von Bombay kommendes Segelschiff in den Hafen von Hongkong einlief. Vier junge Deutsche standen auf seinem Deck und schauten mit Interesse auf das bunte Treiben im Hafen. Vor ihren Blicken breitete sich in malerischer Lage die Stadt Viktoria aus, über der sich steil und ernst der Berggipfel der Insel erhob. Von jenseits der Meeresstraße aber grüßten die nebelgrauen Berge des chinesischen Festlandes, deren Höhen vom Dunstschleier der Wolken bedeckt waren. Zwischen unzähligen Dschunken hindurch suchte das Schiff seinen Weg. Endlich warf es Anker. Das Ziel war erreicht und unsere Reisenden waren herzlich froh und dankbar, ihre lange, fünfmonatliche Fahrt hinter sich zu haben. Es waren die ersten deutschen evangelischen Missionare für China: Hamberg und Lechler von Basel, Genähr und Köster von Barmen. In einem der vielen chinesischen Boote, die den Hafen belebten, ließen sie sich flugs ans Land setzen und bezogen hier inmitten des chinesischen Stadtviertels ihre bescheidene Wohnung. Schon wenige Tage später finden wir sie im Hafen und am Land unter der chinesischen Bevölkerung in ihrer ersten Thätigkeit. Damit war die deutsche Mission in China in die Arbeit eingetreten.

Seitdem ist ein halbes Jahrhundert verflossen. Das Werk, das jene vier Männer damals mit jugendlichem Eifer in Angriff nahmen, hat nach einem schweren Anfang und mancherlei Wechselfällen einen gesegneten Fortgang genommen. Es ziemt sich deshalb, daß wir, nachdem dasselbe eine fünfzigjährige Geschichte hinter sich hat, an der Wende dieses Zeitpunktes einen kurzen Rückblick darauf werfen und — soweit es die Basler Mission betrifft — Umschau halten, welchen Weg diese Mission zurückgelegt, welche Hindernisse

sie überwunden, wie sie geführt worden und wie besondes Gottes gütige Hand über ihr gewaltet, trotz aller menschlichen Thorheiten und Fehler.

Zu solchem Rückblick wäre nun freilich niemand geeigneter, als der noch lebende Mitbegründer dieser Mission, der greise Missionsveteran Lechler, der in seiner Person die 50jährige Geschichte derselben darstellt. Aber da er zur Zeit auf seinem Arbeitsfelde steht, so hat uns sein in der Heimat weilender jüngerer Amtsbruder G. Gußmann die nachstehende geschichtliche Skizze geliefert.

1. Das erste Jahrzehnt,
oder die Kindheitsperiode der Mission.

Ueberblicken wir zunächst die Gründung der Basler Mission in China und die Erlebnisse unserer Brüder während des ersten Jahrzehnts, so könnten wir mit Recht als Motto darüber setzen, was der Apostel Paulus 2. Kor. 11, 26. 27 schreibt: „ich bin oft gereiset; ich bin in Gefahr gewesen zu Wasser, in Gefahr unter den Mördern, . . . in Gefahr unter den Heiden, in Gefahr in den Städten, in Gefahr in der Wüste, in Gefahr auf dem Meer, in Gefahr unter den falschen Brüdern, in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, . . . in Frost und Blöße."

In ähnlicher Lage befanden sich die ersten Missionare in China. Sahen sie sich doch einem Volk gegenüber, das ihrer nicht begehrte, ja sie mit Mißtrauen und Verachtung anschaute. Zudem war ihnen damals das chinesische Reich verschlossen. Denn seitdem ums Jahr 1723 die römisch-katholische Mission den Zorn des Kaisers Yung-tschin erregt hatte, war das Betreten des chinesischen Bodens allen Ausländern untersagt. Die christliche Religion wurde für staatsgefährlich angesehen und der Uebertritt zu derselben zu einem todeswürdigen Verbrechen gestempelt. Zwar wagte es der Engländer Morrison 1807 sich als erster evangelischer Missionar in Kanton niederzulassen, aber er durfte nicht als eigentlicher Missionar gelten, sondern nur als Dolmetscher der „ostindischen Kompagnie", die in Kanton und Makao ihren Opiumhandel trieb. Fast wie ein Gefangener mußte er in der Faktorei leben. Nur in größter Verborgenheit konnte er es wagen, einige wenige Chinesen, die durch ihn zum Glauben an Christum durchgedrungen waren, zu taufen. Aber ein

segensreiches Werk durfte der geduldige Arbeiter doch vollbringen: die Uebersetzung der ganzen Bibel ins Chinesische.

Als dann im Jahr 1846 die Basler Missionsgesellschaft durch die dringenden und wiederholten Rufe Dr. Gützlaffs: „China ist offen"! bewogen wurde, in die dortige Arbeit einzutreten, da waren die Zeiten allerdings anders geworden. Durch den sogenannten „Opiumkrieg" (1839—42) und den darauf folgenden Frieden von Nanking war wohl China bis auf einen gewissen Grad erschlossen. Die Insel Hongkong war an England abgetreten und fünf Hafenstädte für den Verkehr mit dem Ausland freigegeben worden. Auch hatte der Kaiser Thaukong im Jahr 1844 das bestehende Verbot hinsichtlich der Annahme des Christentums aufgehoben. Aber den damaligen Stand der Dinge kurzweg mit dem Schlagwort „China ist offen"! zu bezeichnen, das konnte nur eine so feurige und sanguinische Natur wie Gützlaff. Die wirkliche Lage der Verhältnisse hätte ihm besser bekannt sein sollen. Hatte er doch selbst als Koch auf einer chinesischen Dschunke lebend, längere Zeit an verschiedenen Hafenplätzen Chinas durch Predigt und Verbreitung christlicher Schriften zu missionieren gesucht, ohne indes ins Land hinein zu dürfen. Dann hatte er, seit 1842 als Sekretär für die chinesischen Angelegenheiten im Dienst der englischen Kolonial-Regierung in Hongkong stehend, den sogenannten „chinesischen Verein" gegründet, durch den er die Millionen Chinas in kurzer Zeit zu evangelisieren und das chinesische Reich im Sturm für seinen Herrn zu erobern gedachte. Dieser Verein zählte mit der Zeit über 100 chinesische Mitglieder, die alle von Gützlaff unterrichtet und getauft, nun als Prediger des Evangeliums auf seine Kosten ausgesandt wurden. Es war ein schöner, idealer Missionsgedanke. Seine Boten arbeiteten zunächst in seiner unmittelbaren Nähe, zogen aber dann — wie er meinte — in immer fernere Gegenden des chinesischen Reiches, von wo sie mit Siegesnachrichten zurückkehrten und selbst Neubekehrte mitbrachten. Gützlaff war voll Siegeshoffnung. Aber die Sache war, ohne daß er es ahnte, eitel Blendwerk. Die meisten seiner Prediger waren gemeine Betrüger, die nur um des Gewinnes willen christliche Formen und Redensarten annahmen, erdichtete Berichte in ihre Tagebücher schrieben, auch andere ihresgleichen durch Geldversprechungen als „Bekehrte" herbeizogen und den armen Gützlaff aufs schnödeste hinters Licht führten. Dies war umso leichter, als

er durch sein Regierungsamt an Hongkong gebunden war und die Leute, sobald sie den Hafen hinter sich hatten, nicht beaufsichtigen konnte. Diesen Mangel muß wohl Gützlaff selbst einigermaßen gefühlt haben; daher seine wiederholten Bitten um deutsche Missionare, die ihm zu Hilfe kommen sollten.

Er war deshalb hoch erfreut, als im März 1847 die beiden Basler Brüder Hamberg und Lechler in Begleitung von zwei rheinischen Brüdern in Hongkong landeten. Mit vollem Vertrauen schlossen sie sich ihm und seinem chinesischen Verein an. Gützlaff bestimmte jedem sein künftiges Arbeitsgebiet. Lechler erhielt den Osten der Kanton-Provinz, wo zumeist der Hoklo-Dialekt gesprochen wird, zugewiesen, Hamberg dagegen sollte unter der Hakka-Bevölkerung auf dem Hongkong gegenüberliegenden Festlande arbeiten. Willig nahmen sie die mancherlei Entbehrungen auf sich, die das Leben unter dem chinesischen Volk mit sich brachte. Wollten sie doch in allem — auch in Kleidung und Lebensart — den Chinesen ein Chinese werden. Mit Eifer gaben sie sich dem Studium der schwierigen Sprache und ihrer unzähligen Schriftzeichen hin. Aber je mehr sie in das Verständnis der chinesischen Sprache eindrangen und die Leute des chinesischen Vereins in ihrem täglichen Leben beobachteten, desto zweifelhafter erschienen ihnen diese. Besonders als sie wahrnahmen, nach wie kurzer Zeit und ungenügendem Unterricht die angeblich Bekehrten als Evangelisten ausgesandt wurden, mehrten sich die Zweifel an der Richtigkeit solcher Missionsmethode so sehr, daß sie sich schon vor Ablauf eines Jahres gewissenshalber von Gützlaff und seinem chinesischen Verein trennten. Doch blieben sie mit ihm in freundschaftlichem Verkehr.

Die Basler Brüder wollten solide Arbeit thun und es ging deshalb ihr Bestreben dahin, nicht nur predigend das Land zu durchziehen, sondern auch auf dem Festlande Christengemeinden zu gründen, die zu Lichtern für ihre heidnische Umgebung werden sollten. Aber sie sollten bald erfahren, wie verschlossen für sie das chinesische Reich sei. Im Herbst 1848 machten sie sich mit einigen Gehilfen Gützlaffs auf, um in dem etwa 20 Stunden nördlich von Hongkong gelegenen Markte Tham-schui eine Niederlassung zu gründen. Allein in dessen Nähe wurde das Flußboot, auf dem sie sich befanden, während der Nacht von Räubern überfallen und ausgeplündert. Auch die Brüder verloren alles bis auf die Kleider, die sie auf

dem Leibe trugen. Und als am folgenden Tag die Kunde von dem Ueberfall nach Tham-schui und in dessen Amtshaus drang, erließen die Beamten sofort strengen Befehl, daß niemand die ungesetzlich eingedrungenen Fremdlinge aufnehmen dürfte. Schmerzlich enttäuscht mußten sie nach Hongkong zurückkehren.

Daraufhin machte Hamberg während der nächsten Jahre noch mehrere Versuche, an der gegenüberliegenden Küste, so z. B. in dem Markte Tung-fo, eine Station anzulegen. Er eröffnete eine Schule für chinesische Knaben und behandelte viele Kranke in seinem „milden Heilungshaus". Aber teils heftige Fieber, teils fortgesetzte Diebereien und Räubereien zwangen ihn schließlich, sich wieder nach Hongkong zurückzuziehen.

Noch schlimmer erging es Bruder Lechler, der sich nach Gützlaffs Weisung in die Nähe von Swatau begeben hatte. Weder auf der Insel Namo, noch auf dem Festlande konnte er bleibend Fuß fassen. Immer wieder wurde er durch die Beamten vertrieben. Noch am längsten war seines Bleibens in dem Dorfe Yamtschau, wo er freundlich aufgenommen wurde und während eines fast dreijährigen Aufenthalts 13 Seelen taufen durfte. Aber auch hier mußte er schließlich weichen, da er sonst seine Hauswirte in die größte Gefahr gebracht hätte. Schweren Herzens mußte er sich 1852 nach Hongkong flüchten.

Hier hatte Hamberg inzwischen nach manchen Tagen der Trübsal die ersten Früchte seiner mühevollen Arbeit ernten dürfen. Gützlaff, der eine Reise nach Europa angetreten hatte, um neues Interesse für die chinesische Mission zu wecken, hatte ihn gebeten, während seiner Abwesenheit die Leitung des chinesischen Vereins zu übernehmen. Mit dem redlichen Vorsatz, den Verein nach Kräften zu fördern, hatte sich Hamberg an die undankbare Aufgabe gemacht. Aber zu seinem großen Schmerz sah er sich genötigt, die Betrügereien der weitaus meisten Vereinsmitglieder aufzudecken und den Verein aufzulösen (1850). Als Gützlaff zurückkehrte, protestierte zwar dieser gegen alles, was Hamberg gethan hatte und stellte sich noch einmal an die Spitze des Vereins. Indes, er starb bald darauf im August 1851, und der Verein löste sich auf. Hamberg aber fing in Hongkong wieder von vorne an, eröffnete ein Predigtlokal, unterrichtete die Frauen und Kinder der wenigen aus den Trümmern des chinesischen Vereins geretteten Gehilfen, sowie auch andere empfängliche Seelen,

und durfte so bis Ende 1852 ein Gemeindlein von 60 Seelen erstehen sehen.

Doch kam er zu der Ueberzeugung, daß Hongkong mit seiner wechselnden Bevölkerung nicht der geeignete Ort für die Missionsarbeit sei. Die Blicke der Brüder richteten sich deshalb immer wieder nach dem Festland hinüber, wo sich denn auch allgemach neue Thüren aufthaten. Im Dorfe Lilong fand ein von dort gebürtiger, wahrhaft bekehrter Gehilfe Eingang, und es gelang, in dem nur eine Stunde davon entfernten Markte Pukak einige Häuschen für die Mission zu mieten. Während Lechler mit dem neueingetroffenen Winnes einen abermaligen Versuch in Tung-fo machte, arbeitete Hamberg unverdrossen in Pukak und predigte mit seinen Gehilfen oft vom Morgen bis zum Abend, besonders an Markttagen, obschon er durch Dorffehden, Räuber u. a. viel Ungemach zu leiden hatte. Doch durfte er auch Gottes Schutz erfahren. Seine Arbeit war von reichem Segen gekrönt. Im Mai 1853 konnte er 41, und im September weitere 21 Personen taufen, meist Leute aus dem nahen Lilong. Ja, im folgenden Jahr wuchs das Lilonger Gemeindlein auf 87 Glieder.

Da trafen neue Schläge die junge Mission. Hamberg, dessen Gesundheit durch all die ausgestandenen Mühsale erschüttert war, wurde unerwartet schnell durch Fieber und Ruhr am 13. Mai 1854 hinweggerafft, nur 14 Tage nachdem Lechlers junge Frau nach 40 tägigem Ehestand ebenfalls ins Grab gesunken war. Lechler und Winnes setzten die Arbeit in Pukak und Lilong fort und hatten die Freude, im März 1855 in letzterem eine mit Hilfe der eingebornen Christen erbaute Kapelle — die erste im Lande — einweihen zu dürfen. So schien sich alles hoffnungsvoll zu gestalten und die Arbeit endlich in ein ruhiges, sicheres Geleise zu kommen.

Da brach Ende 1856 der Krieg zwischen England und China aus, und die Basler Missionsarbeit auf dem Festlande nahm damit ein jähes Ende. In der Erbitterung gegen die Ausländer setzte der chinesische General-Gouverneur der Kanton-Provinz einen Preis auf den Kopf eines jeden Europäers. Als die Kunde davon nach Pukak kam, befand sich Winnes dort gerade allein. Den ausgesetzten Preis wollte sich die heidnische Bevölkerung nicht entgehen lassen. Sie nahm Winnes gefangen, um ein ungeheures Lösegeld von ihm zu erpressen. Als dieser eine solche Summe weder zahlen noch

versprechen konnte, umringte ihn der wütende Pöbel und machte Miene, ihn ohne weiteres abzuschlachten. Man fand es aber schließlich doch ratsamer, sich vorerst aufs Plündern zu legen. Am folgenden Tag gelang es Winnes, mit den Aeltesten auf ein Lösegeld von 240 Dollars (damals fast 1000 Mark) übereinzukommen. Allein nun erschien von Hongkong her, wohin Winnes durch ein Brieflein Nachricht von seiner Lage hatte geben können, plötzlich eine Abteilung englischer Soldaten zu seiner Befreiung. Doch bestand Winnes auf Auszahlung des ausbedungenen Lösegeldes. Er zog nun ab, und Pukak hörte damit auf Missionsstation zu sein. Während der ganzen Dauer des Krieges — fast drei Jahre lang — mußten sich die Brüder vom Festlande fernhalten und ihre Arbeit auf Hongkong beschränken. 205 Christen auf Hongkong und im Inland waren die Frucht der zehnjährigen Missionsarbeit.

---

2. Das zweite Jahrzehnt,
oder das Jünglingsalter der Mission.

Das durch den Krieg gefährdete Werk des Glaubens und der Geduld sollte indes nicht untergehen, sondern nach dem Krieg umso frischer aufblühen. Zunächst wurde die kleine Gemeinde in Hongkong durch den längern unfreiwilligen Aufenthalt der Missionare daselbst gestärkt. Und als dann Lechler 1861 nach einem längeren Erholungsaufenthalt von einer wackern Gehilfin begleitet wieder von Europa eintraf, nahm er seinen Wohnsitz bleibend in Hongkong und leitete und unterstützte von hier aus das Werk auf dem Festland, das wieder aufgenommen worden war. Er errichtete auch in Hongkong ein eigenes Missionshaus mit Kapelle und einer Mädchenanstalt. Letztere erwies sich als ein Segen für die entstehenden Christengemeinden des Inlands und bildete ein wichtiges Bindeglied zwischen denselben.

Mit dem Gemeindlein in Lilong wurde auch während des Kriegs der Verkehr so gut als möglich unterhalten. Dasselbe hielt während dieser Prüfungszeit wacker aus, und als Winnes wieder den ersten Besuch daselbst wagen durfte, wurde er mit großer Freude von den Christen empfangen. Lilong wurde nun bleibend besetzt und ist bis heute Missionsstation geblieben. Winnes widmete

sich besonders auch der dortigen Knabenschule, aus der allmählich ein Lehrer- und Predigerseminar hervorging, das in der Folgezeit manchen eingebornen Missionsgehilfen geliefert hat. Auch breitete sich von Lilong das Werk nach und nach weiter aus, sodaß in der näheren und ferneren Umgebung neue Außen- und Hauptstationen gegründet werden konnten.

Aber noch ehe dieses geschah, that der Herr selbst in ganz unerwarteter Weise der Mission ein Gebiet auf, das bis dahin noch kein Fuß eines Missionars betreten hatte. Es war das Bergland von Tschhong-lok, ca. 80 Stunden nordöstlich von Hongkong. Ein von dort gebürtiger Chinese, Namens Tschong-hin, hatte die Botschaft des Heils in jene Berge und Thäler von Tschhong-lok getragen und von 1852 ab in seiner Heimat als Evangelist im Segen gearbeitet.*) Seine Vorgeschichte ist nicht ohne Interesse. Er war nach mancherlei Irrfahrten als Händler und Schiffer nach Hongkong gekommen, war auch bei Gützlaff eingeführt und ein Mitglied des chinesischen Vereins geworden. Aber erst durch Hambergs Einfluß war es bei ihm zu einer gründlichen Bekehrung gekommen. Nun drängte es ihn, die köstliche Perle des Evangeliums auch seinen Landsleuten in Tschhong-lok zu bringen. Er machte dort vom Jahr 1852 an mehrere längere Besuche und fand Eingang mit seiner Predigt. Für diese waren manche Gemüter, so neu sie ihnen auch war, gewissermaßen vorbereitet. Denn gerade in jenen Jahren durchzitterte den Süden Chinas jene wundersame Bewegung, die unter dem Namen der Taiping-Revolution bekannt geworden ist. „Fort mit den Götzen, fort mit dem jetzigen Regiment! war ihr Losungswort, und auch in den entlegenen Bauerndörfern Tschhonglok's verspürte man etwas von der gewaltigen Gärung. Mancher mochte an seinen Götzen irre werden und sich nach einem festeren Halte sehnen. Solchem Sehnen kam Tschong-hins Botschaft entgegen. Die Zahl seiner Anhänger, „der Gottesanbeter", wuchs auf ca. 200 an, unter denen es wiederum eine Anzahl von solchen gab, die an der Verkündigung des Worts in ihrer Umgebung teilnahmen. Die Bewegung ergriff immer weitere Kreise und ein frischer Lebensodem durchwehte die ganze Gegend. Noch heute erzählt man sich,

*) Vgl. das Missionsschriftchen: Das Evangelium unter den Bauern der Tschhonglok-Berge II. Aufl. 15 Pf. Missions-Buchhandlung Basel.

wie damals die Leute, wenn sie von ihrer Feldarbeit heimkamen, oft ganze Nächte hindurch zusammensaßen, im Alter noch lesen lernten, das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und die zehn Gebote einander abhörten und sich darüber befragten.

Die Kunde davon drang zwar zu den Missionaren in Hongkong, aber sie durften es in jener Zeit nicht wagen, ins Inland vorzudringen. Um so wünschenswerter war es, daß sich wenigstens Tschong-hin, dessen Besuche den Anstoß zur Bewegung gegeben hatten, sich bleibend dort niederlasse und sich der Erweckten annehme. Dies geschah, und es gelang auch den „Gottesanbetern" im Jahr 1858 ein eigenes Haus im Dorfe Tschong-tshun zu erwerben, das ihnen fortan als Kapelle diente. Aber es blieb ihnen auch nicht Kampf und Verfolgung erspart, umsomehr als damals die Stürme der Taiping-Rebellion in ihren Ausläufern jene Gegend durchbrausten. Namentlich tyrannisierte eine gewaltthätige Rotte die Umgegend. Die „Gottesanbeter" wurden von ihr so hart bedrängt, daß sie sich längere Zeit nur bei Nacht mit größter Vorsicht da oder dort zum Gottesdienst versammeln konnten. Einzelne wurden beraubt, unterwegs gefangen genommen, geschlagen und nur gegen Lösegeld wieder freigegeben. Tschong-hin hoffte durch Uebernahme eines weltlichen Aeltestenamts eher in den Stand gesetzt zu sein, sich der Bedrängten anzunehmen. Was er jedoch gehofft, erfüllte sich nicht. Dagegen verwickelte ihn dieses Amt in allerlei Dinge, die seine Zeit und Kraft in Anspruch nahmen und ihn zu Falle brachten. Um der Schmach der Sohnlosigkeit zu entgehen, die ihm mit seiner Frau auferlegt zu sein schien, ließ er sich verleiten, eine Nebenfrau zu nehmen. Er schloß sich damit selbst von der Zahl der Gläubigen aus.

Der Bericht vom Stand der Dinge in Tschhong-lok veranlaßte nun die Missionare 1862, die damals noch sehr gewagte Reise dahin zu unternehmen. Fast wie ein Geächteter mußte sich Winnes durchs Land schleichen. Zweiundvierzig Säcke mit Neuen Testamenten und Traktaten wurden den Ostfluß hinaufgesandt. Winnes hatte die Freude hier in Tschhong-lok ein in aller Stille entstandenes Gotteswerk anzutreffen. Nach kurzem Taufunterricht durfte er 100 Personen die hl. Taufe erteilen. Die Freude war nur in etwas getrübt durch den Ausschluß Tschong-hins, sowie dadurch, daß er sich zunächst der äußeren Nöte der Christen nicht weiter annehmen

und nur den Trost des Wortes Gottes bringen konnte. Nach siebenwöchentlichem Aufenthalt mußte er wieder nach Lilong zurückkehren.

Indes schon im nächsten Jahr wurde der Besuch durch Lechler wiederholt. Da er mit einem obrigkeitlichen Paß versehen war, konnte er sich nun auch der bedrängten Christen wirksam annehmen. Ihre Zahl aber wurde durch die Taufe von 38 Personen vermehrt. Zu seiner Freude durfte er auch Tschong-hin, der inzwischen Buße gethan und seine Nebenfrau entlassen hatte, wieder in die Gemeinde aufnehmen.

Der Stand der Dinge ließ nun aber dringend wünschen, daß ein Missionar sich in Tschhong-lok bleibend niederlasse. Dies gestatteten jetzt endlich auch die Verhältnisse. So wurde denn im Jahr 1864 Missionar Bender, und ein halbes Jahr darauf auch Missionar Piton dorthin entsandt, um das hoffnungsvolle Werk weiterzuführen. Sie arbeiteten anfangs zusammen in Tschong-tshun. Da aber die Christen sich im wesentlichen um zwei Mittelpunkte gruppierten — um Tschong-tshun und um das ca. 4 Stunden davon entfernte Nyen-hang-li — so beschloß man in letzterem eine zweite Station anzulegen. Auf einem Hügel, der eine günstige Lage darbot, baute Piton die Station und bezog dieselbe 1866 mit einem Katechisten und Lehrer. Beide Stationen wurden immer mehr die Brennpunkte einer weitverzweigten Missionsthätigkeit. Dazu trat in den nächsten Jahren eine Mädchenanstalt in Tschong-tshun und eine Knabenanstalt in Nyen-hang-li, die für das „Oberland" von derselben Bedeutung waren, wie die Anstalten in Hongkong und Lilong für das „Unterland". Eine Mittelschule, die der Knabenanstalt in Nyen-hang-li als Vorstufe für das Predigerseminar zur Seite trat, diente dem ganzen Missionsgebiet.

So schloß die Basler Mission in China ihr zweites Jahrzehnt. Während sie im ersten sozusagen am Boden lag und ihr Dasein kümmerlich fristete, war ihr im zweiten Jahrzehnt ein frisches Wachstum und Erstarken beschieden. Das Werk zählte damals 4 Stationen mit 5 Missionaren und 360 Christen.

(Schluß folgt.)

Die Basler Mission in Indien.*)

Von Missionar Joh. Frohnmeyer.

Es ist dies ein überaus weitschichtiges Thema, so daß es mir notwendig erscheint, zunächst festzustellen, um was es sich bei dieser Gelegenheit nicht handeln kann. Von einer Geschichte der Basler Mission in Indien muß ich vollständig absehen. Die Geschichte kann nur als Lehrmeisterin für das, was ich hier vorzutragen habe, in Betracht kommen. Ebensowenig denke ich daran, einen Ueberblick über die Arbeit auf den verschiedenen Stationen und deren Erfolge zu geben. Was ich mitteilen möchte, ist eine Darlegung oder Beschreibung der Art, wie wir Basler Missionare in Indien Mission treiben. Daran wird sich leicht ein Doppeltes, das mir für einen derartigen Kurs von Wichtigkeit zu sein scheint, anschließen lassen: die Anwendung allgemeiner Missionstheorien, der Missionswissenschaft überhaupt auf ein bestimmtes Gebiet, und sodann auch die Erörterung von wichtigen Fragen des Missionsbetriebs in Indien, in denen die Ansichten auseinander zu gehen pflegen. Es wird sich dabei auch die Gelegenheit ergeben, etwa da und dort aus der Praxis anderer Missionsgesellschaften etwas anzuführen. Schließlich habe ich noch zu bemerken, daß, wo ich theoretisiere oder gar kritisiere, das durchaus als meine Privatansicht gelten muß. Die Basler Missionsgesellschaft hat ja natürlich, was ihre Grundsätze, ihre Leitung, selbst ihr Personal anbelangt, einen bestimmten Charakter, wie jede andere Gesellschaft auch; das Komitee in Basel regiert auch mehr ins einzelne hinein als die meisten Missionsgesellschaften, jedoch war unser Regiment in Basel immer weitherzig. Auch kann eine Behörde, zumal auf so große Entfernung, wohl Einrichtungen äußerer Art treffen, auch Prinzipien im großen und allgemeinen aufstellen, aber wo die eigentliche

*) Wir veröffentlichen diesen Artikel, der ursprünglich als Referat am missionswissenschaftlichen Kursus in Freudenstadt (29. Sept. bis 1. Okt. v. J.) vorgetragen wurde, auf besonderen Wunsch der Teilnehmer desselben, zugleich aber auch in der Hoffnung, derselbe werde in weiteren Kreisen Interesse finden, da er einen höchst instruktiven Einblick in indische Missionsverhältnisse gewährt.

Arbeit an den Seelen beginnt, da kommt doch alles schließlich auf die Individualität des Sendboten an; da läßt sich auf dem Weg der Verordnungen nichts mehr thun.

Ich gedenke den Stoff in folgender Weise zu gliedern: 1. Die äußere Organisation unserer Mission draußen; 2. die Missionsarbeit selbst, und zwar erstens unter den Heiden, zweitens die Arbeit an den Katechumenen, drittens die Gemeindearbeit und viertens die Ausbildung eingeborner Gehilfen. In einem 3. Teil möchte ich noch ein kurzes Wort über Resultate der Missionsarbeit anschließen.

I.

Die äußere Organisation der Basler Mission auf dem indischen Missionsgebiet.

Für den gewöhnlichen Missionsfreund ist es ja vielleicht unnötig, daß er mit der Hierarchie innerhalb der Basler Mission bekannt wird, aber für Geistliche der Heimat dürfte es doch nicht uninteressant sein, zu hören, wie der Klerus niedrer Ordnung draußen in der Heidenwelt sich dienstlich gegliedert hat.

Nachdem in den Tagen unserer ersten Missionare eigentlich jeder that, was ihn gut däuchte, und eine patriarchalische Konstitution üblich war, ist die jetzige Einrichtung in der Hauptsache das Werk von Inspektor Josenhans. An der Spitze der ostindischen Mission steht, von der heimatlichen Regierung abgesehen, der sogenannte Generalausschuß, eigentlich ein Ausschuß der Generalkonferenz. Dieser Ausschuß besteht aus einem General-Präses, dem Vorsitzenden in dieser Kommission, der außerdem als sein besonderes Gebiet alle persönlichen Angelegenheiten, sowie alle kirchlichen Dinge (die Arbeit an den Heiden eingeschlossen) anzusehen hat. Der zweite Beamte ist der General-Sekretär, der zugleich auch Generalschulinspektor zu sein pflegt. Schulfragen von allgemeinem Interesse, soweit die Sache nicht in den Distrikten erledigt werden kann, gehören in seinen Bereich. Er hat dann auch als Sekretär all das statistische Material, das nach Basel geht, zu kontrollieren und zusammenzustellen und schreibt den englischen Jahresbericht, zu welchem Zweck alle Missionsberichte durch seine Hand gehen. Der dritte im Bunde ist schließlich der General-Kassier, ein unordinierter Bruder. Auf ihm liegt eine gewaltige Arbeitslast. Er hat alle Rechnungen zu kontrollieren und am Schluß des Jahres die gewaltige Jahresrechnung festzustellen.

Zu allem hin ist er auch noch General-Agent der Handlung und Industriegesellschaft, die der Missionsgesellschaft zur Seite steht, so daß für diesen Posten immer einer unserer gewiegtesten Kaufleute in Verwendung kommt. Außer der Verwaltung der einzelnen Departements bilden diese drei Beamten auch eine Behörde, an die und durch die wichtigere Fragen zur Entscheidung oder Begutachtung gehen.

Was der Generalausschuß für die ganze indische Mission ist, das sind die Distriktsausschüsse für die drei Distrikte: Süd-Mahratta im Norden, Kanara in der Mitte und Malabar mit den Blauen Bergen im Süden. Es giebt da in jedem Distrikt wiederum ein Triumvirat: bestehend aus dem Distriktspräses für Persönliches und Kirchliches, dem Distriktsschulinspektor für das Schulwesen und dem Distriktsökonomie-Verwalter für das Oekonomische. Auch diese drei Beamten bilden zusammen ein Kollegium, den Distriktsausschuß, der innerhalb des Distrikts allgemeine Angelegenheiten teils erledigt, teils dem Komitee direkt oder durch den Generalausschuß zuweist. Eine Weiterbildung dieser Distriktsbehörde ging unter dem jetzigen Inspektorat Oehler vor sich. Von der Anschauung ausgehend, daß es an der Zeit sei, auch die Eingebornen mehr für das Kirchenregiment und die Verwaltung beizuziehen, ist auch ein Synodalausschuß ins Leben gerufen worden, in dem sich außer den Beamten des Distriktsausschusses noch zwei von den Presbyterien gewählte Eingeborene befinden. Alle Fragen und Rechnungen, die das Gemeinde-Vermögen oder das des Distrikts berühren, gehen an diese Behörde. Noch ist zu bemerken, daß all diese europäischen Beamten, mit Ausnahme des von den Missionaren auf Lebenszeit gewählten Distrikts-Präses, vom Komitee ernannt werden. Diesen Ausschüssen entsprechen größere Konferenzen, die je und je zusammentreten. Wir haben so ziemlich alle Jahre eine Distriktskonferenz, an der alle Missionare, ordinierte und unordinierte, teilnehmen und stimmberechtigt sind, nachdem sie zwei Jahre im Land gewesen sind. Der Distriktspräses präsidiert in dieser Versammlung und die Beschlüsse resp. Anträge gehen durch die Ausschüsse an das Komitee. Nach der Distrikts-Konferenz tagt in der Regel ebenfalls unter dem Vorsitz des Distriktspräses die Distriktssynode, an der außer den Missionaren zwei eingeborene Abgesandte von jedem Presbyterium des Distrikts teilnehmen. Die eingeborenen Pfarrer gehören von amtswegen dazu. Alle 4—6 Jahre wird eine General-Konferenz für das ganze Gebiet abgehalten, zu der außer dem Generalausschuß je die drei Distriktsbeamten und je zwei bis drei von den Distrikten gewählte Abgeordnete gehören. Vorsitzender ist der Generalpräses. Hier kommen Gegenstände, die unsere ganze ostindische Mission berühren, zur Verhandlung.

Die Verwaltung der einzelnen Station ist sehr einfach. Jede Station hat ihren Präses, in der Regel ist es der älteste Missionar, der in der Stationskonferenz den Vorsitz hat und im allgemeinen für die Arbeit auf der Station die Verantwortung trägt. Die Konferenz der Station wird von ihm einberufen. Wo mehrere Missionare sind, ist in der Regel der jüngste Protokollführer.

Was die Korrespondenz anbelangt, so kann der einzelne Bruder nur in Privatangelegenheiten direkt mit dem Komitee d. h. dem Inspektor verkehren. Der Instanzenweg geht durch die Stationskonferenz, je nach der Natur des Gegenstandes an einen der Distriktsbeamten, der die Briefe entweder direkt nach Basel sendet oder, wenn die Sache allgemeiner Natur ist, durch den Generalausschuß. Diese Korrespondenzordnung, so bureaukratisch sich die Sache auch ausnimmt, ist den frühern Zuständen gegenüber, wo jeder nach Basel schrieb, was er wollte, und einer über den andern berichten konnte, ohne dazu beauftragt zu sein, ein großer Fortschritt. Eine eigenartige Stellung nimmt nur der Generalpräses ein, der als Vertrauensperson des Inspektors gilt und dessen Berichterstattung an keine Schranke gebunden ist.

Was die Verwendung der einzelnen Brüder anbelangt, so werden einige wenige noch an größeren Gemeinden verwendet, andere an den großen Heidenschulen, oder an der christl. High-school; zum mindesten sind aber zwei nötig für das Prediger- und Lehrer-Seminar. In der Theorie wird wenigstens festgehalten, daß auf jeder Station sich auch einer der Reisepredigt widme. Fast alle Missionsfrauen machen sich auch in der Missionsarbeit nützlich, indem sie an Schulen mitarbeiten, besonders die einem Waisenhaus vorstehen; auch leiten sie meist den Industrie-Unterricht an den Gemeindeschulen, andere leiten eine Heidenmädchenschule, und auf jeder Station ist eine der Frauen mit der Leitung der Bibelfrauensache beschäftigt. In spärlicher Weise wird in unserer Mission auch vom Dienste selbständig stehender Damen Gebrauch gemacht, so in Mangalur an der Brahmanenmädchenschule und am Lehrerinnen-Seminar, auch in Kalikut an der Mädchenschule und neuestens am dortigen Spital. Es ist eigentümlich, daß sich in deutschen Gesellschaften eigentlich kein rechter Platz für selbständige Frauenarbeit finden will. Vielleicht daß es mit der Stellung der Deutschen zur Frauenfrage überhaupt zusammenhängt. Auch in unserer Basler Mission will die Sache nicht recht in Schwung kommen. Dagegen kommen unsere eingeborenen Mitarbeiter mehr und mehr in Vordergrund. Solche ohne Seminarbildung werden seltener. Wenn ich diese Gehilfen dem Rang nach anführe, so sind zuerst unsere Pastoren zu nennen. Dieselben haben keine höhere Bildung als die

Katechisten. Die passenden Leute aus den Katechisten werden ordiniert und an Gemeinden gestellt. Sie sind zwar dem Stationspräses unterstellt, aber in ihrer Arbeit selbständig. Sie erhalten eine vom Komitee sanktionierte Instruktion, die ihre Stellung auch dem europäischen Mitarbeiter gegenüber abgrenzt. Dann haben wir eine Reihe von selbständigen Reisepredigern, die aus dem Hebichfonds bezahlt werden. Sie sind nicht an ihre Station gebunden, sondern bearbeiten einen größern Landstrich, sind auch für ihre Arbeit direkt dem Distriktspräses verantwortlich. Einige Katechisten werden auch an den höhern Schulen für Bibelunterricht verwendet, und ebenso bedürfen die Prediger-Seminare einiger Katechisten. Eine beträchtliche Anzahl derselben, beinahe $^3/_4$ der ganzen Schar, widmet sich der Reisepredigt, geführt von einem europäischen oder eingebornen Reiseprediger; unter ihnen befinden sich auch die sogenannten Hilfskatechisten, d. h. solche Katechisten, die im Heidentum aufgewachsen nicht mehr den regulären Gang durch unsere Anstalten einhalten konnten, sondern nach einer kürzern Vorbereitungszeit angestellt wurden. Einige der ältern Katechisten werden aber auch noch im Gemeindedienst verwendet. Sodann möchte ich noch besonders hervorheben, daß es sich bei Europäern und Eingebornen nicht um feststehende Berufsarten handelt. Einmal greifen die Arbeiten doch alle sehr ineinander und besonders die Europäer haben oft die verschiedenartigste Arbeit zusammen zu besorgen. Es findet auch häufig eine Versetzung von der einen Arbeit an eine andere statt. Schließlich sind noch die Kolporteure zu erwähnen. Wir haben solche, die von der Missionsgesellschaft bezahlt sind und unsere Missionstraktate umsetzen, und dann solche, die von der Madras-Bibelgesellschaft angestellt und bezahlt werden, aber unserer Leitung unterstellt sind. An weiblichen Gehilfen aus den Eingeborenen ist kein Mangel. Wir haben schon lange Lehrerinnen, in neurer Zeit auch eine stattliche Schar von Bibelfrauen, die von der Bibelgesellschaft in London bezahlt wird. Zuletzt käme dann noch das Heer von christlichen und heidnischen Lehrern, die nun alle den von der Regierung festgesetzten Rang haben müssen. Es giebt da Elementarlehrer, Sekundarlehrer, Lehrer, deren allgemeiner Bildungsgang mit dem Maturitätsexamen abgeschlossen hat, Lehrer, die zwei Jahre Universitätsstudium hinter sich haben, und schließlich solche, welche die ganze Universitätslaufbahn hinter sich haben. Aehnlich wie in England ist ja der allgemeine Bildungsgang für alle Berufsarten, die eine akademische Laufbahn erfordern, derselbe und das professionelle Studium beginnt sozusagen jenseits der Universität. B. A. (Bachelor of Arts) bezeichnet den Abschluß des akademischen Studiums, ist aber jener Grad erreicht so kann der Mann noch Jurist oder Mediziner oder Pfarrer oder

Lehrer oder sonst etwas werden. Die Kollegs für die verschiedenen Berufsarten verlangen aber einfach diesen oder jenen Bildungsgrad beim Eintritt.

Damit wäre im ganzen die äußere Organisation unserer indischen Mission geschildert. Im Anhang erwähne ich noch, daß wir — und das haben wir mit den meisten Gesellschaften gemein — auch eine medizinische Mission haben. Das Personal, das sich im Zusammenhang mit einem Missionsspital findet, besteht aus dem europäischen Arzt, der auch zur Stationskonferenz gehört; derzeit hat er in Malabar eine europäische Gehilfin. Dazu kommen noch ein oder zwei Unterärzte, ein Katechist und eine Bibelfrau. Der Missionsgesellschaft gehört auch die Buchdruckerei und die Buchhandlung an. Für die litterarischen Arbeiten in der Mission haben wir zwei Kommissionen: eine Druckkommission, die besonders zu entscheiden hat, ob dem Druck eines Buchs oder Traktats vom geschäftlichen Standpunkt aus nichts im Wege steht, und eine Censurkommission, die die Manuskripte nach ihrem Inhalt, nach der Sprache und ihrer Verwendbarkeit prüft. Schließlich besteht noch eine Prüfungskommission für das Sprachexamen der Missionare.

II.

Zur Arbeit selbst übergehend blicken wir zunächst auf die Arbeit unter den Heiden.

Was den äußeren Betrieb der Sache anbelangt, so wird es da auf allen Missionsgebieten mehr oder weniger ähnlich sein, wenigstens in den Tropenländern. Ein europäischer Reiseprediger mit mindestens drei Katechisten zieht auf 2—6 wöchentliche Reisen aus. Jedem ist sein Gebiet angewiesen und er arbeitet sich einen Plan aus, so daß er in einem gewissen Zeitraum sein Gebiet durchreisen kann. Bei diesen Reisen ist natürlich besonders auch auf die Götzenfeste Rücksicht zu nehmen. In der Regel kommen auf die bedeutenden Festplätze die Arbeiter von verschiedenen Distrikten zusammen; oft sind da 20 Prediger beisammen, die sich dann in drei oder vier Gruppen verteilen, um der ganz eminenten körperlichen und geistigen Anstrengung gewachsen zu sein. Der Besuch dieser Feste hat den Vorteil, daß das Evangelium großen Massen in Erinnerung gebracht wird. Aber wenn man sich eine Predigt auf einem württembergischen Jahrmarkt vorstellt, so kann man sich

denken, daß diese Art der Predigt auch mit bedeutenden Nachteilen verknüpft ist. Man denke nur an den Lärm, an die geteilten Interessen, an den Geist, den die Anhäufung von großen Menschenmassen mit sich bringt; in neurer Zeit muß man auch mit der Betrunkenheit der Leute rechnen, und es giebt in Malabar nur Feste der Palmbauern, wo von einer zusammenhängenden Ansprache nicht mehr die Rede sein kann. Ein weiterer Nachteil ist auch, daß bei einem solchen Feste die Leute von weiter Ferne zusammenkommen und es so unmöglich ist, eine Anregung, die vielleicht stattgefunden, weiter zu pflegen. Befriedigender sind die Predigten auf dem Bazar oder Marktplatz. Auch hier ist die Zuhörerschaft keine ständige, denn die Leute gehen natürlich dem Handel und Gewerbe nach. Aber doch hat diese Art der Predigt manches voraus, besonders wenn man sich einen Predigtschuppen errichten oder eine Schule benutzen kann. Hierher kommen auch die Leute aus der Umgegend, die Gesichter werden einem bei regelmäßiger Predigt allmählich bekannt und es lassen sich angefaßte Seelen in den Häusern nachher aufsuchen. Allerdings die hoffnungsvollste Arbeit ist auch da die der Hausbesuche. Die Vorteile, neben dem einzigen Nachteil, daß man verhältnismäßig nur zu wenigen sprechen kann, springen so in die Augen, daß man sich das auch von hier aus vorstellig machen kann. In Malabar und einem guten Teil von Kanara legt sich diese Art der Arbeit besonders nahe, da wir in diesen Gegenden fast keine Dörfer und Städte haben, sondern die Leute zerstreut in Gehöften wohnen, sodaß fast nichts anderes übrig bleibt, als von Haus zu Haus zu ziehen. Das erledigt auch die Frage nach der Art des Reisens.

Man benützt natürlich, schon um Zeit und Geld zu sparen, die Eisenbahn und den Ochsenwagen, so weit als man kann. Aber innen im Land hören die Fahrwege meist auf. Hier läßt man sich an einem günstigen Punkt, in einer Schule, einem Reisehaus oder in der Veranda eines freundlichen Heiden nieder, schickt den Wagen zurück und bereist von da aus die Umgegend zu Fuß, so weit als es möglich ist, um nach einem halben Tag wieder zurück sein zu können. Ist man fertig, so wird das Standquartier vorgerückt und der Umkreis in ähnlicher Weise bearbeitet. Das Tagewerk ist etwa so: dem Europäer wäre es am liebsten, der Sonne wegen morgens möglichst früh auszuziehen. Doch muß es erstens Tag sein, und dann hat man sich nach dem Kochen und

Essen der Leute zu richten. Mindestens zu zwei und zwei zieht man aus, eine Partie nach dieser, die andere nach jener Richtung, und diese Gänge in der Vormittagshitze wollen geübt sein. Von Haus zu Haus gehend bemüht man sich, die gute Botschaft anzubringen. Um 12 Uhr kehrt man zurück. Missionare und Katechisten wohnen in einem und demselben Gelaß. Nach dem Mittagessen ruht man während der größten Hitze. Die regsameren Geister lesen etwas während dieser Pause, die Eingeborenen sind sehr geneigt zu schlafen, was sie für die beste Vorbereitung zur Predigt halten, denn reden können sie immer. Dann geht es wieder auf die Seelenjagd und mit einbrechender Nacht kommt man gegen 6 Uhr nach Hause.

Der Umgang mit den einzelnen Mitarbeitern gehört zu den schwierigsten und wichtigsten Aufgaben in der Mission. Der Hindu will, trotz seiner schönen Gaben, dazu angeregt sein, daß er an sich selbst weiterarbeite. Mancher Missionar hat zwar die Gabe, seine Zeit auf der Reise sehr nützlich zuzubringen, aber es fehlt ihm Lust oder Geschick, auch die eingebornen Mitarbeiter an seinem geistigen Leben teilnehmen zu lassen. Auch wissenschaftlich lebt man eben viel leichter sich selbst als sich auch in dieser Hinsicht zu opfern. Eine Hauptsache ist, die Gehilfen anzuhalten, daß sie sich auf den kommenden Tag vorbereiten, was bei dieser Arbeit ganz außerordentlich notwendig ist. Oder es werden die Erfahrungen des vergangenen Tages ausgetauscht, ein theologischer Gegenstand vorgenommen ꝛc. Hier ist aber auch die herrlichste Gelegenheit, wo der Missionar von den Katechisten lernen kann, besonders wenn ältere, im Heidentum aufgewachsene Leute zugegen sind. Man lernt da gar nicht aus im Hinduismus, in Kenntnissen, Sitten und Gebräuchen, Sprichwörtern, Sagengeschichte, Sprache u. s. w.

Die Praxis ist nun selbst in den äußern Dingen, die aber uns Menschen zu recht innerlichen Dingen werden können, sehr verschieden. Da ist die große Frage, wie die Arbeit gethan werde. Manche legen den Nachdruck auf die Extension an der Sache d. h. möglichst weit herumkommen im Distrikt. Man hört da auch kuriose Dinge. „Meine Aufgabe ist, den guten Samen auszustreuen, das Gedeihen und die Früchte ist Gottes Sache; das Evangelium muß aller Welt verkündet werden zu einem Zeugnis über sie", so kann man oft hören. In manchen Missionsgesellschaften, die fieberhafte Eile zeigen, kommen vielleicht auch noch eschatologische Erwägungen dazu, um zu möglichster Ausdehnung der Arbeit zu treiben. Da eilt man von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, bringt die Botschaft und nimmt sich kaum Zeit, nachzusehen, wie sie gewirkt hat. Man wird aber auf diese Weise vielleicht in einem oder zwei Jahren mit seinem Distrikt fertig. Andern, die sich bemühen, ihrer Arbeit mehr einen intensiven Charakter

zu geben, thut es ja auch leid, daß auf diese Weise viele das Evangelium noch lange nicht zu hören bekommen und daß manche wohl sterben werden, ehe sie von Jesus hören, aber sie ziehen es doch vor, sich längere Zeit an einem Ort aufzuhalten und diesen tüchtiger zu bearbeiten, auch in ein persönliches Verhältnis zu den Leuten zu treten, weil es eigentlich doch nur so psychologisch denkbar ist, daß das Evangelium an den Herzen etwas ausrichtet. Besonders dürfte es am Platz sein, einer Gegend, wo man freundliche Aufnahme gefunden und zum Wiederkommen eingeladen wurde, mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als einer solchen, wo die Thüren noch verschlossen zu sein scheinen. Es ist ganz merkwürdig, wie groß oft der Unterschied ist in dieser Hinsicht bei sonst ähnlichen Verhältnissen, und man kann sich das nicht anders erklären als mit einer Vorarbeit, die nach einem unerforschlichen Plane Gottes an den Heiden stattfindet. Oft lassen sich die Gründe auch nachweisen, aber auch in diesem Fall dürften da Winke Gottes vorliegen. In der Basler Mission ist keine der obigen Anschauungen in extremer Weise vertreten.

Sehr auf der Hut hat man zu sein, daß nicht gewisse Kreise vernachlässigt werden. Das geschieht zum Teil leicht mit den Heiden, die in nächster Nähe um die Station her wohnen. Während man oft mit vielen Vorbereitungen und Anstrengungen die in weiter Ferne liegenden Heiden mit dem Evangelium zu bedienen sucht, können Heiden in nächster Nähe jahrelang vergessen werden. Es mag das verwunderlich erscheinen, aber zu erklären ist es nicht schwer. Man giebt sich einerseits der Hoffnung hin, die nächsten Nachbarn werden schon irgendwie von der Sache gehört haben, anderseits ist nicht leicht da zu predigen, wo man uns so genau kennt. Leicht geht z. B. auch in Malabar ein Missionar an den fanatischen Mopla vorüber, obgleich solche, die grundsätzlich auch diese Häuser mitnehmen, oft ganz erfreuliche Erfahrungen machen dürfen. Der Mopla ist eben schon an und für sich nicht so anziehend wie ein Hindu, und dazu kommt noch der Haß gegen das Christentum. Etwas sehr Gewöhnliches ist auch die Vernachlässigung der Gebildeten, und das Befremdliche dabei ist, daß man das in Missionskreisen auch noch biblisch rechtfertigen will. Es ist vielleicht nicht jedermanns Sache, sich der Gebildeten in Indien anzunehmen, obschon es in gewissem Sinn leichter ist, über geistige Dinge mit Gebildeten als mit Ungebildeten zu reden, jedoch in Indien, wo die Bildung sich aus so vielen Elementen zusammensetzt, hat das seine unleugbaren Schwierigkeiten. Aber wenn mir die Sache nicht gelingt oder es an den nötigen Voraussetzungen bei mir fehlt, sollte ich nicht die Schrift mißbrauchen und sagen: „nicht viele Weise und Gewaltige hat der Herr erwählt“ ꝛc., noch weniger eine bequeme

Missionstheorie austräumen, der man es sofort ansieht, daß sie dem Mann auf den Leib geschnitten ist. Es geht nicht an, die obern Klassen zu vernachlässigen in der Hoffnung, daß der Bau zusammenfalle, wenn das Fundament für Christum gewonnen worden sei; denn die unteren Schichten beeinflussen die oberen nicht, aber umgekehrt.

Auf die wichtige Frage, inwieweit der Missionar auch Verpflichtungen gegenüber den auf dem Missionsgebiet befindlichen Europäern habe, können wir leider hier nicht eingehen.

Die Arbeit an den Heiden in Indien hat natürlich ihr eigentümliches Gepräge. Diese Eigentümlichkeit ist schon bestimmt durch das Religionssystem, durch die Eigentümlichkeit des Hinduismus im Unterschiede von andern heidnischen Religionen. Man kann sich fragen, ob der Hinduismus überhaupt ein religiöses System sei. Was die Hindus untereinander zusammen hält, ist viel weniger ein gemeinsamer Glaube, als vielmehr ein soziales System. Wir können uns hier nicht darauf einlassen, den Hinduismus eingehend zu schildern, doch ist, um die Eigentümlichkeit der Arbeit an den Heiden zu zeigen, nötig, das Charakteristische des Hinduismus kurz hervorzuheben.

Was einem auch bei nur oberflächlichem Studium des Hinduismus auffällt, ist sein Eklekticismus, die absolute Abwesenheit von irgend etwas wie klarer Bestimmtheit. Man hat es da nicht mit einem einzigen bestimmten System des Glaubens zu thun, sondern es lassen sich leicht einige Systeme herausschälen, und diese verschiedenen Systeme sind alliiert mit einander und mit irgendwelchem Prinzip, das dem einzelnen Menschen gleichartig ist, angepaßt an eine große Mannigfaltigkeit von Neigungen und sonstigen Bestimmtheiten des Lebens. Ein Missionar Haigh schlägt vor, die Hindu für praktische Zwecke in drei Gruppen zu bringen. Darnach haben wir etwa eine Million gebildeter Hindu, etwa 60 Millionen, sagen wir Paria, und etwa 180 Millionen, die sozusagen den eigentlichen Hinduismus vertreten. Was ist die Religion dieser 180 Millionen? Die Ausführungen des Methodistenmissionars Haigh frei benützend, kann ich über diese Klasse etwa sagen: Wir können da für unsere Zwecke von allen theologischen Unterschieden absehen, ob Sivaite oder Vischnuwite oder Lingaite, für unsere Arbeit ändert das nichts an der Sache. Der Durchschnittshindu ist in erster Linie Pantheist, und zwar nicht bloß der Philosoph, der Vedantist, nein der ganz gewöhnliche Bauer oder Taglöhner. Gott ist für ihn ein Wesen, unterschiedslos ausgegossen durch die ganze

Schöpfung, zu allem in gleich naher Beziehung stehend, unabhängig von allen sittlichen Erwägungen; deshalb im sinnlichen Herzen so gut als im reinen Herzen wohnend. Davon redet der Hindu nicht in philosophischer Sprache, sondern im Bild und Abglanz. Das Sonnenlicht, das gleicherweise in der kristallhellen Flut und im schmutzigen Pfuhl sich widerspiegelt, ist ihm für die Allgegenwart des pantheistischen Gottes eine passende Illustration. Und so ist Gott natürlich auch im Stein, in der Schlange, in der Kuh. Damit ist die Brücke zum Götzendienst geschlagen. Alles ist anbetungswürdig und die Auswahl ist dabei Sache des Brauchs und der Konvenienz. Und wie Gott gegenwärtig ist in allen Existenzformen, so ist er auch gegenwärtig, und zwar wiederum unabhängig von allen ethischen Rücksichten, in allen Formen der Aktivität, so gewiß gegenwärtig in irgend einem Akt sinnlicher Lust oder tierischer Grausamkeit, als in einer That selbstloser Hingebung oder edelster Selbstaufopferung. Man hört es in allen denkbaren Variationen und bis zum Ueberdruß, daß alles schließlich Gottes Thun sei, und daß es eigentlich keine böse That gebe. Ja, der Hindu giebt zwar zu, daß es Thaten gebe, die unangenehme Folgen für uns haben, und die man darum besser unterlasse, aber man halte das nicht für eine sittliche Beurteilung der Sache, es handelt sich nur um Utilitätsrücksichten; die Handlungen an sich sind alle gleich und eine Verleumdung ist so gut als ein Wort der Liebe, wenn der Erfolg derselben für mich ist. Man kann sich demnach denken, was sich der Hindu unter Sünde und Heiligkeit denkt. Sünde wäre demnach eine That, durch die mir irgendwelche Unannehmlichkeit erwächst; darum die rigorose Strenge in Angelegenheiten der Kasten. Heiligkeit ist vollendete Klugheit, nichts zu thun, was Anstoß bei den Leuten gleicher Kaste erregen könnte. Darum auch die sonst unerhörte Absurdität, daß der Hindu ein sittenloser, lasterhafter Mensch sein kann, wie so viele der Priester, und doch nichts verliert vom Geruch seiner Heiligkeit. Und das letzte Element seines Glaubens ist schließlich der Glaube an Seelenwanderung und darum Leugnung des freien Willens. Er steht durchweg unter dem Einfluß einer früheren Existenz, wenn er sich derselben auch nicht mehr erinnert. Die Macht dieses früheren Lebens ist souverän; unerbittlich geht es nach dem Wort: „Was der Mensch säet, das muß er ernten". Das in kurzen Zügen die sittlich-religiöse Verfassung des Durchschnitts-Hindu.

Kürzer können wir uns bei den 60 Millionen von Paria fassen. Hier kann man auch fast nicht von Religion reden. Die Hauptrolle spielt die Geister- und Dämonenfurcht, dazu der Glaube

an allerlerlei Dorfgottheiten, männliche und weibliche, die alle durch blutige Opfer und wilde Tänze und wüsten Lärm beruhigt werden sollen. Das Gewissen ist auch hier in erschrecklicher Weise abgestumpft durch Vernachlässigung, durch ein tierisches Leben, nicht durch Pantheismus, wie beim eigentlichen Hindu. Um diese untersten Schichten handelt es sich nicht in letzter Linie, denn in ihrer jetzigen Verfassung werden sie sich nicht halten. Die voranschreitende Kultur nötigt sie, sich einer würdigeren und höheren Religionsform zuzuwenden. Auch bemühen sich allerlei Mächte um diese Paria, die nicht imstande sind, von sich aus ihre religiösen Vorstellungen einer Reinigung und Vergeistigung zu unterziehen. Es mag sein, daß der Hinduismus die Leute vollends absorbiert, Unterkommen haben sie ja schon längst gefunden in seinem elastischen Netze; die gierigen Blicke der Mohammedaner sind auch auf sie gerichtet und sie haben eine besondere Gabe, Leute auf der untersten Stufe der Kultur zu ihrem leicht faßlichen und dem natürlichen Menschen angepaßten Glauben zu bekehren. Es wird von der Treue und Energie der missionierenden Christen abhängen, ob sie schließlich eine Heimat im Christentum finden oder nicht.

Und nun endlich die Gebildeten tragen auch noch dazu bei, unserer Missionsarbeit in Indien ein eigentümliches Gepräge zu geben. Sie bilden eine Welt für sich. Durch ihre englische Bildung stehen sie mit ihren Interessen, ihrer ganzen Gedankenwelt und durch ihre äußere Aufführung den schon genannten Massen sehr fern, obwohl sie durch ein trügerisches Spiel noch einen losen Zusammenhang mit den traditionellen Vorstellungen herzustellen vermögen. Ich habe schon bemerkt, daß wir diese Klasse nicht vergessen dürfen; diese eine Million hat viel mehr zu bedeuten für das Geistesleben Indiens, als die 60 Millionen der stumpfen Paria. Dr. Miller hofft, daß sie mehr und mehr an die Stelle der Brahmanen treten werden. Es läßt sich nun nicht leugnen, daß eine schöne Anzahl dieser Gebildeten durch die westliche Bildung der Tradition der Väter gänzlich entfremdet worden sind, und daß zunächst nichts an die Stelle dieser Tradition getreten ist, ich meine, kein irgendwelcher Ersatz für den verlorenen Glauben. Man kann dies allerdings nur als eine Uebergangszeit ansehen. Die Veränderung, der Umschwung kam nur zu schnell, und der plötzliche Glanz von Wissenschaft und all den glänzenden Errungenschaften

des Abendlandes blendete das Auge dieser Leute, darum kam es zunächst zur Anbetung vor dem Altar von Bain, Herbert Spencer oder gar von Bradlaugh. Es ist ja nicht zu leugnen, daß eine Nation, die in ihrer denkenden Klasse von der Stufe eines instinktiven Glaubens und eines Autoritätsglaubens übergeht zum reflektierenden Glauben und zu persönlichen Ueberzeugungen, meist eine Epoche von Skepticismus durchlaufen wird. In diesem Punkte den Leuten beizuspringen und alles in die richtigen Bahnen zu lenken, ist auch eine wichtige Aufgabe der Mission, und hier wird das höhere Schulwesen, auf das wir später zu sprechen kommen werden, einsetzen müssen.

Was für viele Kreise unserer Gebildeten noch charakteristisch ist, ist ein falscher Patriotismus, der besonders auch durch politische Bewegungen, wie sie in dem nationalen Kongreß ihren Ausdruck gefunden haben, genährt und bestärkt wird. Die patriotische Selbstberäucherung, der eigentlich kein wahrer Patriotismus zu Grunde liegt, verbunden mit einem oft recht unverschämten Richten über alles, was nicht indisch ist, ist eine der bedenklichsten Kinderkrankheiten Indiens. Folge davon ist die ablehnende Stellung, die so viele Gebildete dem Christentum gegenüber einnehmen. Das Nationale spielt ja schon in den Samadschen eine große Rolle, doch verhalten sich diese, etwa den Arya-Samadsch ausgenommen, tolerant, wenn nicht wohlwollend oder gar bewundernd dem Christentum gegenüber. Das kann man von der Mehrzahl der Gebildeten nicht gerade sagen. Es gilt nun für patriotisch, dem Hinduismus beizuspringen, und selbst solche, die selbst den Glauben daran verloren haben, suchen ihm wieder auf die Beine zu verhelfen. Dahin gehören die Versuche, die Religion der Veden und Upanishaden aufleben zu lassen, was aber aussichtslos zu sein scheint. Mehr Anklang finden die Bemühungen, den ganzen Sagenkreis der indischen Götterwelt in Mythen aufzulösen, und oft unbewußt wird da mit Material gearbeitet, das dem Christentum entlehnt ist. Aber eigentlich fühlen die Leute doch, daß positiv mit dem alten Material nicht viel anzufangen ist, darum legen sie sich hauptsächlich auf die Bekämpfung des Christentums, der Bibel. Aus diesen Kreisen ist im Jahre 1888 von der Hindu Tract Society ein Traktat erschienen: „150 Widersprüche in der Bibel", auf dessen Umschlag zwei Aufrufe an die Patrioten Indiens stehen, die glühenden Haß gegen das Christentum atmen.

Zu den besonderen Schwierigkeiten der indischen Missionsarbeit ist auch in diesem Zusammenhang zu rechnen, daß wir nicht nur,

wie andere Missionsgebiete, schlechte europäische Christen haben, die durch ihr Beispiel eine Art von Gegenmission ins Werk setzen, sondern sogar direkte Bekämpfer des Christentums aus dem Abendland. In dieser Hinsicht hat auch der sonst so verrückte Theosophismus, der sich als Theosophismus so stark blamiert hat, sehr geschadet. Kaum hatte die Tract Society ihr erstes Machwerk vom Stapel laufen lassen, so erschien aus dem Lager der Theosophisten eine ähnliche Leistung: „the Bible Dissector, published by a well wisher of the Hindu Tract Society Madras for the use of Mission school Students". In einem Brief an seine „Clerical Friends" behandelt der Verfasser in hämischer und höhnischer Weise die allbekannten Einwände gegen die Erzählungen der Schrift, besonders der Genesis, auch gegen den Geist des alten Testaments.

Erfreulich ist es, anführen zu können, daß doch nicht alle Gebildeten dem Christentum feindselig entgegenstehen, daß wir sogar auf dieser Seite die besten und hoffnungsvollsten Freunde und geheimen Anhänger des Christentums haben. Es sind dies meist einstige Schüler der Missionsschulen und Missionskollegs, aber auch außerhalb dieser Anstalten trifft man solche, denen die Bildung des Westens nicht nur ein zerstörendes Licht auf ihren alten Glauben geworfen, sondern die in die Tiefe der Dinge eindringend herausfanden, daß das alles schließlich Früchte sind, die dem Christentum entsproßt seien. Schließlich finden sich auch unter den Gebildeten solche, die, obschon sie tief aus dem Born abendländischer Wissenschaft und Philosophie getrunken haben, doch noch den philosophischen und populären Hinduismus, wie er ist, festzuhalten suchen. Der geistige Pantheismus übt eben auf alle Gemüter in Indien einen Reiz aus, und wie wir gesehen haben, ist ja Aberglauben und Götzendienst ganz gut vereinbar damit.

Nun wäre auch noch ein Wort von der Eigentümlichkeit des Hindu zu reden. Ich denke nicht einzugehen auf die ganze psychologische Seite seines Wesens, wo ja viel von seiner Höflichkeit, Feigheit, seiner intellektuellen Begabung und so vielem anderem zu reden wäre, ich möchte nur von seiner Prädisposition fürs Evangelium ein paar Worte sagen. Es ist manches in seiner Natur und seiner Erziehung durch die Jahrtausende hin, das die Arbeit sehr erschwert. Ich erinnere da nur an den Mangel an moralischem Mut, an den mangelnden Wahrheitssinn, an seine Neigung, das Sittliche und Religiöse durchweg zu scheiden und dem Religiösen den Vorzug zu geben dem Sittlichen gegenüber. Das sind alles Dinge, mit denen bei der Predigt des Evangeliums gerechnet werden muß, besonders bei der Frage, wie dem Herzen eines Hindu nahezukommen sei. Aber es ist auch manches in seiner Natur, das dem Christentum sehr kongenial ist.

Da ist in erster Linie hervorzuheben, daß der Hindu eine religiöse Natur ist, und das, obschon er daneben sehr dialektisch, sophistisch angelegt ist. Es war, glaube ich, Babu Kesab Tschander Sen, der sagte: „Der Hindu redet religiös, ißt religiös, badet religiös, kurz, er thut alles religiös.“ Der Geist des Hindu ist träumerisch, dem Mystischen, Spekulativen zugeneigt. Die Imagination ist bei ihm viel mehr ausgebildet als die Fähigkeit zu handeln. Darum hat er eine Neigung, dem Ueberirdischen sich zuzuwenden. Es ist kaum ein Volk der Erde so dem Leben nach dem Tod zugewendet, wie der Hindu. Wenig scheint er an dieses Leben gekettet, und er ist darauf bedacht, auch von dieser so schwachen Verkettung sich zu emanzipieren. Alle, die unter dem Einfluß der pantheistischen Weltanschauung stehen, sehen auf dieses Leben als auf eine Vorbereitungszeit, um progressiv Entsagung zu lernen. Glück, Liebe, Ehre, Besitz, langes Leben, alles das ist Täuschung; was mit der Sinnenwelt zu thun hat, trägt die Spuren des Verwelkens, der Vergänglichkeit an sich. Die einzig reale Substanz ist nur die Seele. Darum die stete Mahnung im Vedantismus: „Ziehe dich zurück ins innere Heiligtum deines Bewußtseins, werde wieder einmal Punkt, Atom, damit du frei werdest von Raum, Zeit, Stoff, Versuchung, Zerstreuung, ja damit du entrinnest sogar deinen eigenen Organen und deinem eigenen Leben.“

Nun, in all dem lauert ja das unheimliche Gespenst, der Pantheismus. Es wird sich aber doch auch nicht leugnen lassen, daß ein stark vorherrschender Zug in der indischen Spekulation der der Jenseitigkeit ist. Darauf darf man rechnen in Indien, das liegt doch zu unterst in dem Herzen des Hindu, selbst wenn der kalte materialistische Zug aus dem Westen sein Werk gethan und der Sinn nach dem Ueberweltlichen sich ins Innerste des Herzens zurückgezogen hat. Hier sind auch Anknüpfungspunkte für den, der gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Nacht und Licht im Hererolande.

Von Pastor Kornrumpf.

1. Was uns die Hereros gerade jetzt nahe gebracht hat.

„Weiße Teufel" nennen die Chinesen die Europäer, die sie zu Gesichte bekommen, und sie behandeln sie auch danach. Die Berliner machen es mit den Fremden nicht so schlimm. Aber noch vor 20 und 30 Jahren wurde ein Chinese oder ein Mohr, der sich in den Straßen der Hauptstadt zeigte, von alt und jung als eine Sehenswürdigkeit angegafft. Und wenn in Berlin die Nubier oder die Sioux-Indianer oder die Dahome-Weiber gegen Eintrittsgeld zu sehen sind, so pflegen die Beschauer sie gewöhnlich nicht als ihre Mitmenschen zu betrachten. Dem entspricht denn auch gewöhnlich das Betragen der Besucher dieser Ausstellungen. Anders, besser war es in der Kolonialabteilung der Berliner Gewerbeausstellung dieses Sommers. Wir haben es durch den zunehmenden Weltverkehr und die Beziehungen zu unsern Kolonien besser gelernt, auch die braunen und schwarzen Leute aus fremden Ländern als unsere Mitmenschen anzusehen; und die, welche man in der Kolonialausstellung sah, waren zum großen Teil keine „Wilden" mehr, sondern bewußte, glaubensstarke Christen von bewundernswürdigem Taktgefühl. Merkwürdiger Zumutungen der Sanitätspolizei haben sie sich siegreich zu erwehren gewußt, und ihr Benehmen gegen die Zuschauer ließ kaum etwas zu wünschen übrig.

Unter allen Eingeborenen, die auf der Berliner Gewerbeausstellung zu sehen waren, ragten in jeder Beziehung vorteilhaft hervor die fünf Glieder des südwest-afrikanischen Hererovolkes. Der seit langen Jahren unter seinem Volke sehr mächtige und angesehene Oberhäuptling der Herero, Samuel Maharero mit Namen, hat sie auf seine Kosten als Gesandte mit Botschaften an seinen Oberherrn, den deutschen Kaiser, der sie auch in einer Audienz empfangen hat, von der südwestafrikanischen Heimat nach Berlin gesandt. Das Oberhaupt der Gesandschaft war der älteste Sohn des Samuel Maharero, Friedrich Maharero, wie alle andern ein getaufter Christ. Ihn begleitete sein Vetter und einstiger Spielkamerad, Ferdinand Zemuundja, dessen Rinderherden nach Zehntausenden von Köpfen zählen. Josaphat Kamatoto, Lehrer an der Missionsschule zu Otjiseva im Hererolande, hielt seinen Volksgenossen

regelmäßig Morgen- und Abendandachten mit Gesang und Gebet, und sprach auch das Gebet vor und nach dem Essen. Er spricht und schreibt gut deutsch, holländisch und natürlich Herero. Mit ihm war sein Eheweib Martha herüber gekommen, eine ernste, treue Christin. Das Ehepaar hat im Anfang August unter Begleitung des Herero-Missionars Diehl an dem Jahresfeste der rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen dankbar und verständnisvoll teilgenommen. Das fünfte Glied der Gesandschaft, Titus Mutate, der Verwandte eines Unterhäuptlings, ist wie Josaphat Lehrer an einer Missionsschule. Wer die fünf stattlichen Gestalten mit den ernsten, wohlgeformten schwarzen Gesichtszügen gesehen hat, auf den haben sie ebenso sympathisch wie ehrfurchtgebietend wirken müssen. Dieser günstige Eindruck wuchs noch in der mündlichen (deutschen) Unterredung mit ihnen. Auch im Gesange leisten sie Tüchtiges. Als Gäste im Berliner Missionshause haben sie am 2. August nach Tische unsere Choralmelodien mit Hererotext vierstimmig gesungen. Sie haben entschieden dazu beigetragen, unsere Meinung von den „Wilden" sehr günstig zu beeinflussen. Ebenso aber nahmen auch sie unzweifelhaft, dank der verständigen Aufnahme, die sie hier in jeder Weise gefunden haben, die besten Eindrücke von hier mit. Es ist zu hoffen, daß ihr Christenstand an innerer Festigung unter den hiesigen Eindrücken noch zugenommen hat. Anfang Oktober haben sie sich auf die Heimreise begeben. Wir wollen im Geiste mit ihnen ziehen und Umschau halten in ihrem Heimatlande und zurückblicken auf ihre Geschichte, und endlich zusehen, wie es jetzt bei ihnen steht.

---

2. Von der Heimat der Hereros.

Das große Dreieck, als das sich Afrika auf der Landkarte darstellt, ist unten an seiner südlichen Spitze für die Bewohner gespalten durch die große von Süden nach Norden langhingestreckte Sandwüste Kalahari. Sie bewirkt es, daß die Bewohner der östlichen und der westlichen Küste Südafrikas zu einander keine Beziehungen haben. Die Völker Südostafrikas und Südwestafrikas haben gar keine Kultur- und Lebensgemeinschaft mit einander. Wir reden hier nur von der einen Hälfte, von Südwestafrika. In die weiten Länderstrecken Südwestafrikas teilen sich zwei ganz verschiedene Völkergruppen. Im Süden wohnen die Hottentotten von schwächlicher Natur und häßlicher, graugelber Farbe, mit abgeplatteter Nase und krausem Haar. Sie sind listige und verschlagene Jäger und Räuber, beschäftigen sich aber teilweis neben Jagd und Raub mit Viehzucht.

Sie zerfallen in mehrere große Stämme. Die Orlamhottentotten sind Mitbewohner der Kapkolonie, die Namahottentotten bewohnen das ganze Land nördlich vom Oranjefluß. Früher wohnten sie noch viel weiter nach Norden hinauf, sind aber seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der andern großen Völkergruppe nach Süden zusammengedrängt. Das ist so ziemlich alles, was wir von der früheren Geschichte der südwestafrikanischen Völker wissen. Ihre Verdränger sind zahlreiche Stämme von schwarzer Hautfarbe gewesen, denen man in der Kapkolonie den gemeinsamen Namen Damara gab. Die einen, den eigentlichen Negern nahe verwandt, mit wulstigen Lippen, sind ein armseliges Jägervolk. Einst von den Namahottentotten unterjocht, reden sie noch heute deren Sprache mit einem fremden Accent; ihre eigene Sprache ist gänzlich erloschen. Sie heißen, weil sie auf den öden Gebirgshöhen des Damaralandes hausen, Bergdamara. Die andern Damarastämme sind friedliche Nomaden und besitzen ungeheure Rinder- und Schafherden, von denen sie sich gut und auskömmlich ernähren. Sie heißen darum Vieh-Damara oder, wie sie sich selbst nennen: Herero. Das sind unsere stattlichen schwarzen Freunde mit fast europäischer Gesichtsbildung, die wir von der Berliner Ausstellung her kennen. In Berlin sind übrigens auch einige liebe, treue Christen von dem Stamme der gelben Namahottentotten gewesen, darunter der Evangelist Petrus, ein Neffe ihres Häuptlings Hendrik Witbooi.

---

3. Wie die ersten Missionare (1844—1859) unsägliche Schwierigkeiten hatten.

Diese schwarzen Vieh-Damara oder Herero sind also seit mehr als hundert Jahren südwärts gegen die gelben Namahottentotten vorgedrungen, bis diese in der Mitte unseres Jahrhunderts durch die Orlamhottentotten aus der Kapkolonie mit den äußeren Mitteln der Civilisation, besonders mit Feuerwaffen versehen, ihnen zuerst gewachsen und bald weit überlegen waren. Es kam zu einem blutigen Rachekrieg der Hottentotten wider die Hereros, der mehrere Jahrzehnte hindurch greulich ganz Südwestafrika durchtobt hat. Die Führung in diesem Kriege hatte ein kleiner Stamm der Orlamhottentotten, der sich unter der Herrschaft seines Häuptlings Jonker in seiner Heimat bei den holländischen Buren der Kapkolonie den Namen der „Afrikaner“ erworben hatte und diesen Namen beibehielt. Diese „Afrikaner“ drangen von der Kapkolonie nach Norden vor, durchzogen das Gebiet aller Hottentottenstämme bis an den Anfang

der Grenze der Herero. Hier blieb „Jonker Afrikaner“ zunächst und gründete die Feste Windhoek (sprich: -huk). In der Kapkolonie mit dem Christentum bekannt geworden, in christlicher Erkenntnis ziemlich gefördert, hatte er — ungetauft! — den Seinen christlichen Gottesdienst gehalten. Nun, ein großer Eroberer geworden, begehrte er Missionare für Windhoek. 1842 trafen die Missionare Hahn und Kleinschmidt von der rheinischen Missionsgesellschaft (Barmen) bei ihm ein. Er nahm sie freundlich auf, jagte sie aber bald wieder fort, ohne sich jedoch feindlich gegen sie zu stellen. Sie gingen zu den Hereros und wurden ihre ersten Missionare. Aber die Arbeit war furchtbar schwer. Die Hereros schienen kein Verständnis zu haben für geistliche Dinge. Sie stahlen und bettelten bei den Missionaren auf die unverschämteste Weise. Die Sprache war schwer zu erlernen. Mit unsäglicher Mühe kamen die Missionare hinter die Laut- und Bildungsgesetze der Hererosprache. Selbst der Lebensunterhalt machte Schwierigkeiten. Zur Nahrung hatten die Missionarsfamilien in der Regel nur frisches Wild, ohne jede Zuspeise. Das sandige, wasserarme Land mit seinem ziemlich raschen Abfall zur Küste hin ist nur zur Regenzeit fruchtbar und trägt auch dann nur Weidegras. Baum- und Strauchgruppen sind selten. Fruchtbäume fehlen fast ganz. Einst schickte man den jungen Missionar Rath mit einem Ochsengespann nach der Kapkolonie Nahrung zu holen. Auf den ungebahnten Wegen dauerte die Reise sechs Monate, und was er von den eingehandelten Waren auf dem schwierigen Transport glücklich heimbrachte, war nicht eben viel. Ein andermal schickten sie einen zuverlässigen Bastard, den sie aus der Kapkolonie mitgebracht hatten, an die Küste zur Walfischbai. Ein Schiff sollte eingetroffen sein mit Mehl. Das Mehl — teuer bezahlt — kam auch nach drei Wochen glücklich bei den Missionaren an. Als man aber backen wollte, gab es bitteres, ungenießbares Brot. Das Mehl war verfälscht! — An Wasser war so großer Mangel, daß die Missionarsfrauen Monate lang auf alles Waschen verzichten mußten. Bei der schlechten Verbindung mit der Heimat war an neue Kleidungsstücke nicht zu denken. Man mußte sie sogar bei den Missionarsfrauen durch genähte Felle ersetzen. Als die Frau des schon genannten Missionars Rath an einer im Hererolande häufigen, sehr gefährlichen Augenentzündung erkrankte, mußte er sie mit den Kindern nach Kapstadt schicken. Nach vier Monaten konnte er sie geheilt wieder abholen. Aber in der Nacht strandete das altersschwache Schiff an der Küste der Walfischbai, die treulosen Schiffsleute schwammen heimlich ans Ufer und Missionar Rath mußte seine Frau und vier Kinder in einem fürchterlichen nächtlichen Kampf mit Wind und

Wellen allmählich ermatten und schließlich ertrinken sehen, ohne helfen zu können. Im Morgengrauen rettete er endlich mit knapper Not das eigene Leben. Das waren Missionsnöte im Hererolande! Gern hätten die tapfern Zeugen Christi noch länger auf ihren Stationen Okahandja, Otjikango und Otjimbingue treu standgehalten, aber sie hatten in 15jähriger Thätigkeit (1844—1859) auch nicht eine einzige Seele aus den Herero gewonnen. Die Missionare blieben der Arbeit der Mission treu, zerstreuten sich aber auf andere südafrikanische Missionsfelder. Uns interessieren hier besonders die beiden ersten Missionare: Hahn und Kleinschmidt. Hahn kehrte mit einem in seinem Hause von klein auf erzogenen, getauften Herero-Mädchen nach Deutschland zurück, um für die Herero-Mission neue Wege zu öffnen, Kleinschmidt ging nach Rehoboth zu einem Stamm von Namahottentotten, gewissermaßen den Zugang zu den Hereros offen haltend.

---

4. Kriegsnöte und Friedenshoffnung in Südwest-Afrika.

Viel Schuld an den Mißerfolgen dieser ersten Herero-Mission hatten die blutigen Kriegszüge des „Jonker Afrikaner." Er meinte, im Norden sei ein üppiges Weideland, das ihm gehören werde, wenn er, wie einst Josua, die „Kanaaniter" (Herero) ausgerottet habe. Ihm zur Seite focht der Herero Tjamuaha. Dieser blutdurstige Bandenführer haßte seine eigenen Volksgenossen auf das heftigste; er war es, der den „Jonker Afrikaner" zu immer neuen Blutthaten anspornte. Bald war das ganze Land bedeckt mit den in der Sonnenglut bleichenden Gebeinen erschlagener Hereros. Frauen schlug man die Füße ab, um der metallenen Knöchelspangen recht rasch habhaft werden zu können. Männer, Frauen und Kinder verbrannte man in Strohhütten bei lebendigem Leibe, und was der Greuelthaten mehr waren. Mit wenig schmeichelhaften Spottnamen benannten die „Afrikaner" die geängsteten Hereros: „Pfeifenanstecker", „entlaufene Hunde" und „wildgewordene Paviane." Der Reichtum „Jonker Afrikaners" stieg durch die erbeuteten Rinderherden der Hereros ins Unermeßliche. Durch Tauschhandel erwarb man Gewehre, Pulver, Branntwein, und für die Frauen seidene Kleider, weiße Kappen, seidene Sonnenschirme. Das alles führte zu einem wilden, wüsten Leben bei den „Afrikanern." Da wurde Jonker auf der verlassenen Missionsstation Okahandja schwer krank. Die treuherzigen Mahnungen des herbeigeeilten Missionars Kleinschmidt verachtete der harte, stolze Eroberer, der einst dem Reiche Gottes so nahe gewesen

war. Er starb im August 1861 in Okahandja und wurde dort begraben.

Sein Sohn Christian, der als Knabe die Missionsschule Hahns und Kleinschmidts besucht hatte, aber in seines Vaters Wegen wandelte, konnte die vom Vater geerbte Herrschaft nicht aufrecht erhalten. Auch der blutdürstige Bundesgenosse Jonkers Tjamuaha war nämlich gestorben, und sein Sohn Maharero hatte nicht Lust, wie sein Vater den Afrikanern gegen sein eigenes Volk Gefolgschaft zu leisten. Maharero fiel ab von Christian Jonker und verbündete sich gegen ihn mit einem großen Heerhaufen der wieder Hoffnung schöpfenden Herero, der sich unter der Führung eines schwedischen Kaufmanns Anderson gesammelt hatte. Christian Jonker rief die südlichen Hottentottenstämme zur Hilfe herbei. Es kam zur Schlacht bei Otjimbingue am 15. Juni 1863. Die „Afrikaner" wurden von den Hereros, die zum erstenmal mit gleichwertigen Gewehren ausgerüstet waren, geschlagen und Christian Jonker fiel. Das war der Anfang des siebenjährigen Befreiungskampfes der Hereros gegen die „Afrikaner" (1863 bis 1870.) Christians Bruder Jan, oder ausführlich Jan Jonker Afrikaner genannt, übernahm die Führung der „Afrikaner." Hoffnungsfreudig aber fingen die erschöpften Hereros wieder an in die Zukunft zu sehen.

---

5. Gesegnete Friedensarbeit der Missionare.

Vier Wochen nach diesem ersten Herero-Siege traf auch wieder ein Missionar von der rheinischen Missionsgesellschaft nach einer sehr mühseligen achtmonatlichen Reise ein, der mit der Herero-Mission einen neuen Anfang machen sollte: der Missionar Brincker. Kleinschmidt weinte vor Freuden, als dieser Friedensbote für seine geliebten Hereros bei ihm eintraf. Das verlassene Otjimbingue wurde seine erste Station. Mit großer Freude nahmen ihn die Hereros auf. Ihre Zudringlichkeit war ihm besonders in der ersten Zeit recht unbequem. Er sollte ihnen am Sonntag Gottesdienst halten und verstand doch ihre Sprache noch nicht! Aber er wußte sich zu helfen. Er spielte ihnen auf dem mitgebrachten Harmonium einen Choral, las aus den von Missionar Hahn in Deutschland fertig gestellten „Biblischen Geschichten in Herero" eine vor, ohne sie selbst zu verstehen, und schloß wieder mit dem Harmonium. Die Hereros haben die unangenehme Sitte, ihre schwarze Hautfarbe mit einer fettigen roten Ockersalbe zu verdecken; sie tragen nur einen Schurz und allerlei Schmuck. Die Frauen haben eine phantastische

Kopfbedeckung und einen Umhang, beides von Leder. So ließen sie in der von Bruder Kleinschmidt für Bruder Brincker hergerichteten Wohnung bei ihren Besuchen zum Gottesdienst und zum Betteln überall rot gefärbte fetttriefende Spuren ihrer Anwesenheit zurück. Auch das Stehlen fingen sie bald an. Sie nannten es „mitnehmen." Besonders zudringlich im Betteln war der Häuptling Maharero.

Nach einjähriger Wirksamkeit Brinckers in Otjimbingue traf Missionar Hahn aus Deutschland wieder ein, brachte Brinckers Braut mit, nahm ihm die Arbeit auf Otjimbingue ab und stationierte ihn (1864) auf Otjikango, wo das neuvermählte Paar die einst von Hahn erbaute, nun verlassen gewesene Wohnung bezog. Nach zwei Jahren (1866) konnte Brincker 7 Erwachsene und 5 Kinder in Otjikango taufen. Das waren die Erstlinge der Herero-Mission, die sich freiwillig zur Taufe meldeten. Rasch mehrten sich die Taufbewerber. Wer sich taufen ließ, mußte natürlich seine Frauen bis auf eine entlassen. Die getauften Herero verlangten, der Täufling müsse immer seine erste Frau behalten. Wenn sie unter ihren Frauen wählen könnten, würde mancher Herero die Taufe begehren, um sich unbequemer Frauen auf bequeme Weise entledigen zu können. Das waren erfreuliche Ansichten in der jungen Herero-gemeinde.

Auch mit den Nationalhelfern wurde ein Anfang gemacht. Die Missionare — es kamen bald mehrere neu hinzu — erzogen in ihren Häusern junge Leute zu diesem Amt, und Missionar Hahn begründete sogar ein Seminar für Eingeborene in Otjimbingue: das Augustineum. Das erste von den Seminaristen bewohnte Gebäude hat jetzt die deutsche Regierung für ihre Zwecke gekauft. Das Seminar gedeiht bis heute nur mühsam, aber nicht ohne Segen.

---

6. Im siebenjährigen Befreiungskampf (1863—1870).

Ein anderes Förderungsmittel der Mission war die von Hahn gleichfalls in Otjimbingue angelegte Handwerker- und Handelskolonie, aus ernstchristlichen Europäern bestehend, die Hahn durch die rheinische Missionsgesellschaft herbeigerufen hatte. Der schon vorher als Heerführer der Herero genannte schwedische Kaufmann Anderson verkaufte sein geräumiges Etablissement für die Zwecke dieser Kolonie an Missionar Hahn. Eine direkte Förderung des christlichen Lebens unter den Herero, die Hahn erwartete, brachte

diese Kolonie leider nicht. Die Hereros kamen, um zu gaffen, zu betteln oder auch zu kaufen. Etwas zu lernen, daran dachten sie nicht. Besonders war die Gewehr-Schmiede überlaufen. Die Herero, seit kurzem durch Anderson und andere mit Gewehren versehen, ließen in Otjimbingue ihre Waffen reparieren und erhielten sie so gebrauchsfähig. Auch der Handel mit Straußenfedern blühte. In einer Beziehung aber hat die Kolonie großen Segen gestiftet. Während des ganzen siebenjährigen Befreiungskampfes der Hereros gegen die „Afrikaner" blieb Otjimbingue in ungestörtem Frieden. Beide Parteien hatten von dem Handelsplatz und den Handwerkerstätten ihren Nutzen. So wurde hier mitten in den Kriegsstürmen andauernd friedlicher Markt gehalten, als ob es keinen Krieg im Lande gäbe. Die Missionare allein, so hoch ihr Ansehen auch bei den Hereros, wie bei Jonker Afrikaner stand, hätten das nicht erreicht. Die rohen Banden der „Afrikaner" schonten auf ihren Raubzügen die Missionsstationen nicht immer, und zwar gegen den ausgesprochenen Willen ihres Führers Jan Jonker, der seit Missionar Brinkmanns Besuch auf seiner Feste Windhoek auf die Missionare mit großer Achtung sah. Er konnte es aber nicht hindern, daß seine Banden Missionar Kleinschmidts Nama-Station Rehoboth ausplünderten. Die körperlichen und seelischen Strapazen seiner Flucht von Rehoboth nach Otjimbingue kosteten diesem Missionar das Leben im September 1864. Auch Brincker mußte von seinem Otjikango siebenmal nach Otjimbingue fliehen. Nur mit Mühe rettete Jan Jonker Afrikaner 1865 aus den blutgierigen Händen seines Bundesgenossen Hendrik des Missionar Brinckers und seiner Frau Leben. Ein großer Sieg Andersons über die „Afrikaner" im Jahre 1864 verlief fast erfolglos, weil derselbe schwer verwundet vom Kampfplatz getragen werden mußte.

Die Trockenheit der beiden Jahre 1867 und 1868 zwang die Hereros von Otjimbingue nordwärts zu ziehen. Nur Missionar Hahn, die Seminaristen des Augustineums und die europäischen Kolonisten blieben auf der Station. Alle Besorgnis und alle Vorsichtsmaßregeln der Zurückbleibenden erwiesen sich als unnötig. Die Afrikaner kamen nicht nach Otjimbingue.

Endlich gelang es im Herbst des Jahres 1868 dem Häuptling Maharero, mit einer starken Streitmacht bei Omukuru in der Nähe von Okahandja die ganze Macht der Afrikaner zu überraschen und einen entscheidenden Schlag zu führen. Die Afrikaner mußten um Frieden bitten. Noch zwei Jahre zog sich der Friedensschluß hin. Aber Jan Jonker und seine Afrikaner konnten sich von dem Schlage von Omukuru nicht wieder erholen. Die Missionare waren aufrichtige und gerechte Unterhändler bei diesem Frieden, der im

Jahre 1870 endlich zu stande kam. Windhoek blieb die Feste Jan Jonkers, aber nur als ein Lehen von den Herero. Die Herero aber wurden von den Afrikanern als freie Leute anerkannt.

---

7. Die Gegenwart — eine Segenszeit.

Nun kam eine gesegnete Zeit des Friedens. Die Arbeit der Missionare gedieh aufs erfreulichste. Neue Missionare kamen; neue Stationen wurden angelegt. Die Zahl der Taufbewerber und der Getauften wuchs von Jahr zu Jahr. Zu Hahns „Biblischen Geschichten" kam der Psalter und „Bunyans Pilgerreise" in der Hererosprache, dann (1879) das Neue Testament mit der zweiten Auflage der Psalmen; das Hererogesangbuch brachte es zur dritten Auflage. Dazu kamen andere religiöse Bücher, Fibeln und Lesebücher. Ein blühendes Gemeindeleben entwickelte sich auf allen Stationen. Wie fest es gewurzelt war, zeigt sich darin, daß drei Feinde solcher stillen, gesegneten Missionsentwicklung nichts mehr schaden konnten. Der erste ist der Branntwein. Die Christen im Hererolande trinken ihn nicht; so thut er trotz alles Schadens, den er anrichtet, bis jetzt der Mission wenig oder keinen Eintrag. Das zweite waren römisch-katholische Missionare, die sich gegen Ende der siebziger Jahre mit dem Branntwein (!) unter den Hereros gute Freunde sammeln wollten. Aber die Hereros hatten sie trotz der ersten Aufregung bald durchschaut, so daß sie schließlich beschämt abziehen mußten. Der dritte Feind, der Krieg, bedrohte die Gemeinden nach zehnjährigem Frieden aufs neue 1880. Aber zu den alten Greueln kam es nicht wieder. Jan Jonkers „Afrikaner" waren zahmer geworden. Die Hereros sehnten sich jedoch, um endlich Frieden zu haben, nach civilisierter Schutzherrschaft. Die Kapkolonie lehnte ein derartiges Anerbieten ab. Da erklärte das deutsche Reich im Jahre 1886 ganz Nama- und Hereroland als deutsches Schutzgebiet. Trotzdem nahm gerade jetzt ein Nama-Häuptling, Hendrik Witbooi, den Plan seines Vaters Moses Witbooi auf, wie es einst Jonker Afrikaner versucht hatte, die Nama-Hottentotten zu einigen und die Hereros auszurotten. Jahrelang durchzog er mit seinen Horden das deutsche Schutzgebiet. Er machte der Macht der „Afrikaner" ein Ende, indem er Jan Jonker 1891 meuchlings ermordete. Endlich gelang es dem vorsichtigen und energischen Auftreten des deutschen Landeshauptmanns Major Leutwein 1894 ihn zu besiegen. Nun muß Hendrik Witbooi Frieden halten und die Hereros unter ihrem

Oberhäuptling Maharero, der auf Okahandja residiert, wissen es der deutschen Schutzherrschaft und besonders dem strengen und doch friedliebenden und menschenfreundlichen Major Leutwein zu danken. Als sich jüngst in Gobabis an der Grenze der Kalahariwüste ein Herd der Unzufriedenheit gebildet hatte, wurde es dem deutschen Landeshauptmann verhältnismäßig leicht, die Aufständischen niederzuwerfen. Die Eingeborenen wollen eben Frieden haben und hassen die Ruhestörer. Von Maharero erging in den Tagen des Kampfes ein Erlaß, in dem jeder Herero in Acht erklärt wurde, der nicht Frieden halten würde. Unserm Kaiser den Dank für das gerechte und verständige Wirken des Majors Leutwein auszusprechen, war der Hauptauftrag der Berliner Hererogesandtschaft. So lange den Hereros ausreichendes Weideland gelassen wird, werden sie nie an Aufstand denken. Auch das ist ein großes Verdienst Leutweins, daß er durch rechtzeitige energische Absperrung Deutsch-Südwestafrika bisher vor der Rinderpest behütet hat, die jetzt den Viehstand in den andern südlichen Gebieten Afrikas so sehr gelichtet hat.

Zu denen, die jetzt erleichtert aufatmen, gehören auch die einst so geknechteten armseligen schwarzen Berg-Damara.

Unter den auf zirka 100000 Köpfe geschätzten Herero sind zur Zeit über 3500 Getaufte auf etwa 15 Stationen gesammelt. In gleicher Weise sind die Bergdamara und die Hottentotten dem Einfluß des Evangeliums zugethan, so daß es dort nach finsterer Nacht und langer Dämmerung nun endlich wirklich Licht zu werden beginnt.

Erläuterung zu dem Bild:

Missionshospital in Tananarivo (Madagaskar.)

Etwa 25 Minuten nordöstlich von Tananarivo, am Abhang einer der Hügelketten, die die madagassische Hauptstadt umgeben, liegt das freundliche Anwesen, das unser Titelbild vorführt. Es ist das Missionshospital, ein stattliches, neues Gebäude, das die Londoner Mission im Verein mit den Quäkern im Jahre 1890/91 an Stelle eines älteren, kleineren Spitals errichtet hat. Die Regierung schenkte damals der Mission das Grundstück, und der Quäker-Missionar Johnson (der später, 1895, mit Frau und Kind auf der Station

Arivominamo ermordet wurde) entwarf den Plan und leitete den Bau. Im August 1891 wurde es von der Königin Ranavalona III. persönlich eröffnet. Das Hospital ist aufs beste eingerichtet und bietet Raum für eine große Anzahl von hilfesuchenden Patienten, die teils da verpflegt, teils ärztlich behandelt werden. Auf demselben Grundstück hat die Mission neuerdings noch ein weiteres Gebäude errichtet für solche, die an ansteckenden Krankheiten leiden und deshalb isoliert werden müssen. Auf dem vorstehenden Bilde ist außer dem großen Krankenhaus nur die Wohnung des Missionsarztes, — links hinter dem Flaggenhügel — und rechts das Heim der Oberin zu sehen.

Das Hospital hat seit seiner Eröffnung schon viel Segen gestiftet. Tausende von hilfesuchenden Madagassen haben in seinen Räumen Aufnahme, eine liebevolle Pflege und ärztliche Behandlung gefunden. Viele von ihnen sind nicht nur als geheilt entlassen worden, sondern haben auch bleibende Eindrücke für ihr inneres Leben erhalten. Eine besondere Aufgabe hat dasselbe auch nach der Einnahme der Hauptstadt durch die Franzosen dadurch zu erfüllen gehabt, daß es seine Räume den kranken und verwundeten Soldaten öffnete, gleichviel welcher kriegführenden Partei sie angehörten.

Schon bei dem Heranrücken der Franzosen flüchtete alles — Europäer und Eingeborene — was nur Unterkunft finden konnte, in das außerhalb der bedrohten Hauptstadt gelegene Gebäude, da man dasselbe für das sicherste Asyl hielt. Besonders waren es viele Kinder, die von ihren Eltern dahin verbracht wurden. Es war deshalb keine kleine Aufgabe für die Oberin, Frl. Byam, und den Missionsarzt Dr. Wilson, für alle diese Flüchtlinge genügend Platz zu schaffen. Um so größer war die Enttäuschung, als man am Sonntag, den 29. September, die erschreckende Wahrnehmung machte, daß die heranrückenden Franzosen von dieser Seite, und zwar von den hinter dem Hospital gelegenen Anhöhen aus ihren Angriff auf Tananarivo vorbereiteten. Die Gebäulichkeiten lagen somit gerade in der Schußlinie. Doch hoffte man, daß Angreifer und Verteidiger die auf dem Hospital wehende Genfer Flagge respektieren würden.

Am Montag Morgen, den 30. September, wurde der Angriff auf die Hauptstadt eröffnet. Während des heftigen Granatenfeuers, das die Franzosen von den Anhöhen aus unterhielten, war das Hospital eine Zeitlang von den in der Nähe einschlagenden Bomben ernstlich bedroht. Aber nur eine einzige, die unmittelbar vor dem Hauptgebäude explodierte, richtete einigen Schaden am Haus der Oberin an. Die übrigen Geschosse sausten darüber hinweg und schlugen erst in größerer Entfernung ein. Die Gefahr war aber erst beseitigt, als die Franzosen die Genfer Flagge erblickten und die auf der An-

höhe postierte Batterie schweigen ließen. Glücklicherweise verhielten sich die Kranken während der Kanonade mutiger und gefaßter, als man hätte erwarten sollen. Besonders die madagassischen Pflegerinnen zeigten sich ruhig und besonnen.

Nach kurzer Gegenwehr ergab sich die Hauptstadt, und das Blutvergießen nahm ein Ende. Bald darauf trafen auch die ersten französischen Verwundeten und Kranken ein. Ein langer Zug von ermüdeten Maultieren, der sich langsam über die Anhöhen daherbewegte, brachte eine große Anzahl derselben. Sie befanden sich in höchst erschöpftem Zustand und waren dankbar, in den schönen, gesunden Räumen des Hospitals in Pflege und ärztliche Behandlung zu kommen. Ihnen auf dem Fuß langten auch madagassische Verwundete an, für die man ebenfalls Unterkunft zu schaffen wußte.

Da lagen denn Franzosen und Madagassen friedlich unter einem Dach, beide aufs liebevollste verpflegt von den eingeborenen Wärterinnen, die keinerlei Unterschied machten zwischen Freund und Feind. Ihre Diakonissendienste wurden auch von den französischen Militärärzten dankbar anerkannt, und General Duchesne bezeugte seine Anerkennung durch ein Geldgeschenk, das er am Neujahr dem Hospital zum Besten der madagassischen Verwundeten zustellen ließ.

Ein weiteres, nur viel kleineres Spital befindet sich im Mittelpunkt der Hauptstadt, das von der Norwegischen Mission unterhalten wird. Von großer Bedeutung für die missionsärztliche Thätigkeit in ganz Madagaskar ist aber besonders die medizinische Akademie für junge Madagassen, die seit 1885 besteht und von den Aerzten der Londoner und Norwegischen Mission gemeinsam geleitet wird. Gegenwärtig wird dieselbe von zirka 50 jungen Leuten besucht, die hier 5 Jahre Medizin studieren und dann — falls sie das Abgangsexamen bestehen — von der Akademie die Berechtigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis erhalten. Mehr denn 20 solcher jungen Aerzte sind bis jetzt aus ihr hervorgegangen. Teils stehen dieselben als Assistenzärzte im Dienst der Mission, teils praktizieren sie selbständig in den Provinzen oder in der Hauptstadt. Im Zusammenhang damit besteht auch ein Kursus für junge Madagassinnen, in dem sie zu Krankenpflegerinnen und Hebammen ausgebildet werden. Die Leitung dieses Unterrichtszweiges liegt in den Händen der Oberin Miß Byam. Einige von diesen stehen seit Jahren den Missionsärzten zur Seite und finden in den Hospitälern und sonstwie ihre praktische Verwendung. Andere haben sich an Nationalgehilfen verheiratet und verwerten als Lehrer- und Predigersfrauen in ihrer Umgebung die Kenntnisse, die sie sich seiner Zeit auf diesem Gebiet angeeignet haben.

Auch sonst im Lande finden wir die medizinische Mission der Londoner und Norweger in gesegneter und erfolgreicher Wirksamkeit. Wollte Gott, daß nun auch dem Lande, das in letzter Zeit von Krieg und Aufstand so schwer heimgesucht worden ist, Frieden und Gedeihen geschenkt werden möchte!

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Die evangelischen Missionsgesellschaften Deutschlands.

Wir beginnen mit der durch ihre Vergangenheit ehrwürdigen Brüdergemeinde, die nicht nur als das älteste Glied im Reigen der deutschen Missionen dasteht, sondern die auch als Kirche von Jugend an Mission unter den heidnischen Völkern getrieben hat. Daß sie auch heute noch an dieser ihrer Aufgabe festhält und nicht nur ihre alten Missionsfelder bebaut, sondern auch im Lauf der Jahre an neue Aufgaben herangetreten ist, zeigt, wie viel frisches Leben in ihr als Missionskirche pulsiert. Und zwar nimmt sie nach Umfang und Ausdehnung ihres Missionswerkes noch heute den ersten Platz unter den Missionen des europäischen Kontinents ein. Diese Thatsache fällt um so mehr ins Gewicht, wenn man bedenkt, daß es ein verhältnismäßig kleiner Kirchenkörper ist, der in vier Erdteilen — zum Teil an mehreren, räumlich weit auseinander gelegenen Punkten — sein Netz auswirft. Dieser ausgedehnte Missionsbetrieb der Brüderkirche ist auch nur dadurch möglich, daß der alte Zeugengeist noch in ihr lebt und ihre Mitglieder willig macht, sowohl die zahlreichen Arbeiter ins Feld zu stellen, als auch die äußeren Mittel zur Unterhaltung eines so umfangreichen Werkes zu beschaffen. Auch hat die Vertrauensstellung, die sie von jeher eingenommen, ihr viele Freunde außerhalb ihres engeren Kreises erweckt und ihr manche Unterstützung zufließen lassen. Immerhin ist sie im großen und ganzen auf die Opferwilligkeit ihrer eigenen Mitglieder angewiesen; denn daß das eine oder andere Gebiet von ausländischer Seite unterstützt wird, ändert nichts daran. Wie groß aber die Bedürfnisse des Werkes sind, das in Grönland, Labrador, Alaska, Nordamerika (unter den Indianern), in Westindien, Surinam und Demarara, an der Moskitoküste, in Südafrika, Deutsch-Ostafrika, Australien und Tibet betrieben wird, läßt die Jahresrechnung erkennen, wonach sich die Gesamtausgaben pro 1895 auf

die Summe von 1 556 070 Mark beliefen. Kein Wunder, daß sich auch hier meist die Einnahmen mit den Ausgaben nicht decken und zu einem drückenden Defizit führen. Dies war in ganz besonderer Weise im vorletzten Jahr der Fall. Aber die Direktion der Brüdermission durfte die ermutigende Erfahrung machen, daß dasselbe trotz seiner Höhe von über 114 000 Mark innerhalb von vier Monaten gedeckt wurde. Zwar hat der letzte Rechnungsabschluß trotz verminderter Ausgaben wieder einen Fehlbetrag von über 31 000 Mark ergeben, aber es ist doch zu hoffen, daß ihr auch diese drückende Last von den Schultern genommen werden wird. Der bedeutende Missionshaushalt zählte im Juni 1896 auf 20 Missionsfeldern: 156 verheiratete und 17 unverheiratete Brüder, 15 unverheiratete Schwestern, 23 eingeborene Missionare und über 1000 Nationalgehilfen. Auf 132 Stationen und 31 Außenplätzen stehen 95 439 Seelen in der Pflege der Mission.

Charakteristisch für diese ist der Umstand, daß sie, die sonst gewohnt war, in ruhigem und gemessenem Gang vorzugehen, in den letzten Jahren zu verschiedenen neuen Unternehmungen veranlaßt worden ist — sei es auf ganz neuen Gebieten, sei es zur Ausdehnung auf älteren Arbeitsfeldern. Selbst in Labrador, wo die eigentliche Missionsarbeit abgeschlossen zu sein schien, ist ihr eine neue Aufgabe geworden. Ja, fast wäre es zu einer neuen Indianermission in Peru gekommen. Ueberall thun sich neue Thüren auf, die, wo Gottes klare Fingerzeige vorliegen, nicht wohl umgangen werden können. Ist es doch überhaupt ein erfreuliches Merkmal unserer gegenwärtigen Zeit, daß der Herr selbst dem Kommen seines Reiches Bahn bricht und seine Arbeiter ihre Seile weiter spannen läßt. — Anderseits ist der Brüdermission auf ihren älteren Missionsfeldern die wichtige, aber auch schwierige Aufgabe gestellt, auf deren möglichst erreichbare Selbstständigkeit und finanzielle Selbstunterhaltung hinzuarbeiten. Freilich, auf Gebieten wie Grönland und Labrador werden wohl die dahinschwindenden Eskimo die Pfleglinge der Mission bleiben. Dagegen dürfte man in Westindien mit der Zeit jenes Ziel erreichen, wiewohl die wirtschaftlichen Verhältnisse auch da es sehr erschweren. Ueber dem Ausbau und der Pflege ihrer älteren Missionen, die zum Teil bis ins vorige Jahrhundert zurückreichen, vergißt indes die Brüdergemeinde keineswegs die großen und neuen Aufgaben, die ihr durch ihre später aufgenommenen Arbeitsgebiete auferlegt sind. Sie hat darum auch noch nicht mit ihrer Missionsaufgabe abgeschlossen. So lange sie aber dieser nachkommt und das Werk der Väter im Glauben fortsetzt, wird es ihr nicht an Zufluß von Lebenskräften fehlen. Wohl mag sich der Modus ihres Missionsbetriebs in manchem mit der Zeit gewandelt

haben, im ganzen aber ist es immer noch der alte Geist, der die Gemeinde als Missionsvolk belebt.

Zur Beschaffung des zahlreichen Arbeiterpersonals, dessen die Mission alljährlich bedarf, dient zum Teil die in Niesky befindliche Missionsschule, die im letzten Jahr eine bauliche Erweiterung erfahren hat. Leider giebt weder der Jahresbericht noch der Bericht über ihre Einweihung (17. V. 1896) die Zahl der Missionsschüler an. Eine kleine Vorschule für dieselbe besteht seit 1892 in Königsfeld auf dem badischen Schwarzwald. Zum Schluß erwähnen wir noch, daß sich gegenwärtig ein Mitglied der Missionsdirektion (Bischof Padel) zur Visitation in Suriname befindet.

Die Basler Mission, die am 1. Juli v. J. ihr 81. Jahresfest feiern durfte, hat in den letzten beiden Jahren sowohl in der Heimat als auch draußen auf dem Arbeitsfelde schwere und ernste Zeiten durchlebt. Das langjährige Vertrauen, das sie in weiten Kreisen der Gläubigen genoß, schien eine Zeitlang bei vielen erschüttert worden zu sein, weil sie sich offen für die Berechtigung einer gläubigen Wissenschaft im Missionshaus ausgesprochen hatte. Wir verzichten darauf, noch einmal auf diese Streitfrage einzutreten, denn sie ist seiner Zeit zur Genüge öffentlich besprochen worden. Am bedauerlichsten war, daß sich auch solche in die Angelegenheit mischten, denen dieser Streit nur als Handhabe dienen mußte, um Stimmung gegen die Basler Missionsleitung zu machen. Natürlich fehlte es auch nicht an Mißverständnissen und Mißdeutungen, an falschen Gerüchten und Verketzerungen, die dazu führen mußten, die Gemüter zu beunruhigen, sodaß infolge dessen manche treue Freunde mißtrauisch und irre an ihr wurden, ja auch von ihr abfielen. Dieses Mißtrauen ist wohl auch in manchen Herzen noch nicht ganz geschwunden und es wird bei solchen vielleicht besonderer Eindrücke bedürfen, um dasselbe wieder zu beseitigen. Doch hat es der Basler Mission gerade in dieser Zeit der Prüfung auch nicht gefehlt an besonderen Gnadenerweisungen Gottes, die ihr zur Aufrichtung und zum Troste dienten.

Ueberaus schmerzlich und erschütternd waren die vielen Verluste, die die Mission auf dem afrikanischen Arbeitsfelde in der Frist eines Jahres erlitten hat. Die Mission auf der Goldküste verlor 1895/96 nicht weniger als 11 Brüder und 1 Schwester durch den Tod, die in Kamerun 2 Brüder und 2 Schwestern — also im ganzen 16 Personen. Diesen ist in Kamerun seitdem noch ein weiterer Todesfall gefolgt, der durch ein Unglück herbeigeführt wurde. So erschütternd diese meist schnell aufeinanderfolgenden Todesfälle waren, dazu manche unter begleitenden Umständen, die das Todesleid besonders schwer empfinden ließen, so befremdlich erscheint es, daß sich in Missions-

kreisen Stimmen vernehmen ließen, die in dieser Heimsuchung ein besonderes Strafgericht Gottes erkannten, das sich Basel um jener Streitfrage willen zugezogen habe. Man könnte versucht sein, solchen mit Lukas 13, 1—5 zu antworten. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß es auch die Missionsleitung als eine ernste Heimsuchung angesehen hat, durch die ihr der Herr hat etwas sagen wollen, aber man darf auch nicht vergessen, daß nicht nur die Basler Mission, sondern alle europäischen Niederlassungen an der westlichen Goldküste ohne Ausnahme damals von der Geißel eines äußerst pernizißen Fiebers heimgesucht und in erschreckender Weise dezimiert worden sind. Und zwar waren es besonders neue Ankömmlinge: Missionare, Beamte und Kaufleute, die ihren Fuß kaum auf das Land gesetzt, davon erfaßt und ins Grab gestreckt wurden. Wie eine Flutwelle bewegte sich jene rätselhafte Krankheitserscheinung, deren Natur den Aerzten noch nicht genügend bekannt war, dem westafrikanischen Küstenstrich entlang und richtete ungeheure Verheerungen unter den Weißen, ja selbst unter den Eingeborenen an. Wer wollte da noch von einer Heimsuchung einer einzelnen Mission reden, die doch unter den gleichen Verhältnissen alle Missionen, Handelsfirmen und die Beamtenwelt betraf! Und wer sollte nicht wissen, daß Westafrika von jeher ein Todesland war, das nun einmal seine Opfer fordert. Immerhin hat sich das Basler Missionskomitee angesichts der zahlreichen Todesfälle des letzten Jahres, die besonders das Personal der Missionshandlung betrafen, die Frage vorgelegt, ob nicht das afrikanische Handelsgeschäft reduziert und auf das zur Versorgung der Missionsstationen nötige Maß beschränkt werden sollte. Da aber doch manche entscheidende Gründe dagegen sprechen, wird man sich vorderhand damit begnügen müssen, nur von einer weiteren Ausdehnung, zu der ein derartiges Unternehmen so leicht drängt, abzusehen und sich etwa nur auf Einziehung verschiedener Außenposten beschränken.

Was das Werk im großen und ganzen betrifft, so steht gegenwärtig im Vordergrund desselben das demnächstige 50jährige Jubiläum der chinesischen Mission, des drittältesten Basler Missionsgebietes. Daß der Mitbegründer derselben, Miss. R. Lechler, trotz seines hohen Alters von fast 73 Jahren noch immer verhältnismäßig rüstig samt seiner Frau auf dem Arbeitsfelde steht, darf besonders dankend hervorgehoben werden. Auch sonst hat es dieser Mission nicht an Gnadenbeweisen Gottes gefehlt. Selbst während der letzten Unruhen in der Kantonprovinz (1895) ist sie trotz aller ernstlichen Gefahren, die ihr wiederholt drohten, von größerem Schaden verschont geblieben. Zwar wurde die Station Moilim von den Rebellen geplündert, aber die Missionsgeschwister konnten sich noch rechtzeitig flüchten und später

wieder auf die Station zurückkehren. Wie leicht hätte es den bedrohten Missionsplätzen des Oberlandes ergehen können wie den vielen Arbeitsstätten anderer Missionen in der Provinz Sztschuen, die vom Pöbel zerstört wurden. — In Indien macht das Werk im ganzen sehr langsame Fortschritte. Nur auf den Blauen Bergen und in Malabar hat es einen hoffnungsvolleren Charakter. In letzterem Gebiet erhebt sich dagegen bei größeren Uebertritten, wie sie gegenwärtig nicht selten vorkommen und sich immer mehr anbahnen, die überaus schwierige Frage, wie man den aus dem Heidentum kommenden Taufbewerbern zu Arbeit und Verdienst verhelfen soll. Wohl bestehen verschiedene Missionsweberein und Ziegeleien, in denen die durch ihren Uebertritt alles verlierenden Christen ihr Brot finden, aber diese industriellen Unternehmungen sind auch schon an der Grenze ihrer Ausdehnungsfähigkeit angelangt. Landwirtschaftliche Unternehmungen aber, die man etwa ins Auge fassen könnte, bieten bei den bestehenden Besitzverhältnissen und der Unfähigkeit der übertretenden Paria zu einem selbständigen Betrieb sehr bedeutende Schwierigkeiten. — Auf der Goldküste ist nach langem Warten in ganz unerwarteter Weise das ehemalige Asantereich mit der Hauptstadt Kumase der Mission aufgethan worden. Der blutigen Herrschaft der Asanteer ist durch die Engländer ein Ende gemacht worden und durch die politische Neuordnung der Dinge ist nun den dortigen Völkern Sicherheit und Wohlfahrt gewährleistet. Es ist zu hoffen, daß sie durch den Druck der früheren Knechtschaft für die Aufnahme des Evangeliums empfänglich geworden sind. Dem ehemaligen Gefangenen der Asanteer, Miss. Ramseyer, ist jetzt sein langjähriger Wunsch erfüllt. Im Juni v. J. durfte er mit seiner Frau Kumase als Missionsstation beziehen. Zugleich sind auch mehrere andere wichtige Asante-Städte durch Nationalgehilfen besetzt worden. Außerdem ist in letzter Zeit die Mission durch ihr Vordringen längs der Voltalinie in die nördlichen Gebiete von Deutsch-Togo geführt worden, wo sie sich in Zukunft um so weniger der Arbeit entziehen kann, als sie sich hier bereits der Grenze nähert, gegen die der Islam unaufhaltsam vordringt. — Auch in Kamerun befindet sich die Basler Mission in einer Vorwärtsbewegung. Nicht nur ist es ihr gelungen, landeinwärts in das Bergland von Nkosi vorzudringen und dort Fuß zu fassen, sondern man ist auch daran, das Werk am Sanaga hinauf auszudehnen. Selbst auf den Höhen des Kamerunberges, in dem herrlich gelegenen Buea, dessen Zugang jahrelang durch die politischen Verhältnisse gesperrt war, konnte nun endlich die längst geplante Erholungsstation angelegt werden. — In welch bedeutendem Wachstum aber das gesamte Basler Missionswerk steht, geht schon aus dem

Umstand hervor, daß im letzten Jahr (1896) allein 65 Brüder und Schwestern ausgesandt wurden, wohl bis jetzt die größte Zahl von Aussendungen binnen Jahresfrist.

Sollen wir noch einige statistische Angaben hinzufügen, so standen Anfang 1896 auf den vier Arbeitsfeldern und zwar auf 51 Stationen (mit 423 Filialen und Außenposten): 155 europäische Missionare (95 Frauen), 9 Jungfrauen, 5 eingeborene (in Europa gebildete Missionare, 30 eingeborene Pastoren und 376 Evangelisten, Katechisten und Hilfskatechisten. Dazu kommen noch 19 Kolporteure, 28 Bibelfrauen, 294 christliche Lehrer und Lehrerinnen. Gemeindeglieder: 31 703; Schüler: 13 796.

Die Berliner Mission (I) hat nach dem am 18. Juni 1894 erfolgten Heimgange ihres langjährigen Direktors Dr. Wangemann in Superintendent Gensichen 1895 wieder einen Leiter für ihr Werk erhalten. Dr. Wangemann, der 29 Jahre lang an dessen Spitze stand und während dieser Zeit die Mission in Südafrika zweimal visitierte, hat derselben draußen wie in der Heimat eine feste, wohlgefügte Organisation gegeben. Die Missionsverbände mit ihren zahlreichen Hilfsvereinen in den altpreußischen östlichen Provinzen bilden für sie den geistigen wie materiellen Rückhalt, dessen sie bedarf. Leider bleibt auch bei ihr gewöhnlich die Einnahme hinter den nötigsten Ausgaben zurück, sodaß ihr auch im letzten Jahr wieder ein Defizit von rund 41 000 Mark erwachsen ist. Ihr ältestes Arbeitsfeld Südafrika, das in 6 Konferenzkreise mit je einem Missionssuperintendenten eingeteilt ist, weist im ganzen 47 Stationen mit 62 Missionaren auf. Die hier gesammelten Gemeinden mit Kirche, Schule und geordnetem Gemeindeleben bilden die Ausgangspunkte für die noch zu thuende Missionsarbeit in der heidnischen Umgebung, die auf den immer weiter hinausgerückten Außenplätzen betrieben wird. Es ist deshalb der direkten Missionsarbeit immer noch ein weites Feld gegeben. Als neuere Arbeitsfelder ist in den letzten Jahren (seit 1893) das Bonjai-Gebiet im Maschonaland, sowie das Kondeland in Deutsch-Ostafrika (seit 1892) in Angriff genommen worden. Auf letzterem Gebiet ist es bereits zur Gründung von 6 Stationen gekommen. — Weit langsamer entwickelt sich das Werk in der chinesischen Provinz Kanton. Doch ist auch hier die Arbeit der 8 Missionare auf den 4 Stationen keine vergebliche. Aber das Niederland jener Provinz ist hartgetretener Boden. — Aus der Heimat berichten wir nur noch, daß am 30. September v. J. Missionsinspektor D. Kratzenstein durch einen plötzlichen Tod abgerufen worden ist, nachdem er 39 Jahre lang der Mission, besonders als erster Lehrer des Missionshauses, mit unermüdlicher Treue gedient hat.

Die Rheinische Mission hat im letzten Jahrzehnt ein außerordentliches Wachstum gehabt. Sie hat nicht nur ihre Hauptstationen und ihr Missionspersonal beträchtlich vermehrt, sondern es sind auch ihre Gemeindeglieder um mehr als das Doppelte angewachsen. Zwei neue Arbeitsfelder: Kaiser Wilhelmsland in Neu-Guinea und das Ovambo-Gebiet sind ihr in dieser Zeit zugewiesen worden. Ihre Sendboten stehen unter zehn verschiedenen Völkern. Auch hat sie zwei neue Arbeitszweige: die ärztliche Mission und die Arbeit am weiblichen Geschlecht durch Aussendung selbständiger weiblicher Missionsarbeiter in Angriff genommen. Dazu sind ihr auf den alten Missionsgebieten mehr denn je neue Thüren aufgethan worden, sodaß ihr eine Fülle von neuen Aufgaben gestellt ist. Solche erwachsen ihr z. B. durch die Neugestaltung der politischen Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika, wo fast jede Missionsstation mit deutscher Garnison belegt ist, wo nun aber auch nach 14jährigen Kriegswirren endlich der ersehnte Friede im Lande eingekehrt ist. Dieser Friedenszustand trägt mehr als alles andere dazu bei, das Werk der Mission unter jenen Volksstämmen der Nama, Herero und Damara zu fördern. Sehr erfreulich ist, daß die deutschen Beamten der Mission mit Wohlwollen und Verständnis entgegenkommen. Anderseits ist die seelsorgerliche Fürsorge anzuerkennen, mit der sich die Rheinische Mission der zahlreichen deutschen Landsleute dort annimmt. Nur steht zu befürchten, daß sich auch die katholische Mission in dieses Kolonialgebiet hineindrängen wird; denn sie läßt hiezu nicht leicht irgendwelche Hinterthür unbenutzt. — Eine sehr wichtige und schwierige Aufgabe ist der rheinischen Mission in Sumatra gestellt, wo es sich bei dem raschen Wachstum der Bata-Gemeinden darum handelt, das von Tausenden angenommene Christentum zu vertiefen und das Gemeindeleben auszubauen. Auf den vorgeschobenen Posten am Tobasee hat die Mission dem vordringenden Islam zuvorzukommen, während sie es im Gebiet von Sipirok schon mit diesem zu thun hat. Eine weitere Ausdehnung in das südliche mohammedanische Gebiet ist schon seit einiger Zeit ins Auge gefaßt und vorbereitet. — Auch auf der bis 1890 so unfruchtbaren Insel Nias ist jetzt Erntezeit, und selbst in Borneo, dem schwierigsten hinterindischen Arbeitsgebiet, sind neue Pfade gebahnt. Nur in China, wo die Barmer neben den Baslern und Berlinern im Unterland unter den Punti stehen, ist die Arbeit wenig lohnend. Vielleicht sind ihnen größere Erfolge beschert, wenn es ihnen einmal gelingt, weiter ins Innere des Landes vorzudringen. Als wichtiger Faktor ihrer Thätigkeit erweist sich der ärztliche Missionszweig. — In Neu-Guinea hat die rheinische Mission bis jetzt nur schmerzliche Opfer bringen müssen: 10 Gräber in 8 Jahren, davon allein

4 auf der Dampier-Insel, die unter erschütternden Umständen als Arbeitsposten aufgegeben werden mußte. Wills Gott, reift auch hier aus der Thränensaat eine Freudenernte heran. Ob der Gedanke einer Dampfer-Mission, den Miss. Kunze angeregt hat, eine Zukunft hat, wird sich erst zeigen müssen. — Die Statistik der rheinischen Mission von Ende 1895 führt 74 Stationen, 101 Missionare und 60 144 Gemeindeglieder auf.

Die Norddeutsche Mission, die ihren Sitz in Bremen hat und die kleinste unter ihren acht älteren Schwestern ist, erfreut sich auf ihrem westafrikanischen Arbeitsfelde — auf der westlichen Sklavenküste — eines frischen Aufblühens und gleichmäßigen Fortschritts. Sie hat in den vorigen Jahrzehnten sehr schwere Zeiten durchgemacht, sei es, daß verheerende Kriegsstürme sie um die Frucht langjähriger Arbeit brachten, sei es, daß der Tod die Reihen ihrer Arbeiter stark lichtete und diese nicht immer so leicht zu ersetzen waren. Sie hat aber treulich ausgeharrt und unter manchen Opfern das Bestehende zu erhalten und zu mehren gesucht. Es ist ihr das auch mit Gottes Hilfe gelungen und sie darf es nun erleben, daß das Werk sich von Jahr zu Jahr in steigendem Maße ausdehnt. Nachdem sie vor mehreren Jahren durch die Anlegung der gesunden Bergstation Amedschovhe um ein gutes Stück landeinwärts vorgedrungen ist, hat sie nun auch den von Keta östlich gelegenen Hauptort von Deutsch-Togo, Lome, besetzt. Leider sind ihr hier die Katholiken schon zuvorgekommen, die sich überhaupt an mehreren Punkten in das Bremer Gebiet unberufenermaßen eingedrängt haben. Den raschen Fortschritt bekundet auch das immer größer werdende Netz von Außenstationen, das über das Evhe-Land seit 1880 ausgespannt worden ist. Es ist dies nur durch die Beschaffung einer größeren Anzahl von Nationalgehilfen und durch das Aufthun neuer Thüren möglich geworden. Ihre Gehilfen in der Arbeit zieht sich die Mission heran teils in einem Lehrer- und Predigerseminar, teils auch in einem stillen württembergischen Pfarrhaus, wohin sie je und je einige Evhe-Jünglinge für mehrere Jahre zu ihrer weiteren Ausbildung verpflanzt. — Ihre beiden auf deutschem Gebiet liegenden Inlandstationen Ho und Amedschovhe sind mit ihren wohlgepflegten Anlagen (Brunnen, Wegen, Alleen und Kaffeegärten) zugleich Kulturstätten und Arbeitsschulen für die Eingeborenen, denen selbst deutsche Beamte und Kaufleute Anerkennung zollen. Auf den 3 Haupt- und 22 Außenstationen zählten die Gemeinden im letzten Jahr 1623 Seelen. Die Schulen wurden von 727 Schülern besucht. Die Mission steht jetzt 50 Jahre auf diesem opferreichen Arbeitsfeld. Hoffentlich wird ihr bei diesem Anlaß ihr Defizit von 87 000 Mark getilgt.

Für die Goßner'sche Mission (Berlin II) war das Jahr 1895 ein Jubeljahr. Denn am 2. November desselben waren es 50 Jahre, daß sie ihre Arbeit unter den Kols in Tschutia Nagpur in der Provinz Bengalen begann. Dieser Gedenktag ist denn auch nicht bloß in der Heimat, sondern auch auf dem Missionsfelde festlich begangen worden. Hier in Rantschi, dem Mittelpunkt des gesegneten Werkes, fanden sich Tausende von Christen zusammen, die der Festfreude beredten Ausdruck gaben. Als Vertreter der heimatlichen Missionskreise befand sich Missionsinspektor Prof. Plath unter den Feiernden. Den Goßner'schen Sendboten ist unter dieser Urbevölkerung Indiens viel Segensfrucht geschenkt worden und kaum hat sich bis jetzt ein indisches Arbeitsfeld so ertragsfähig erwiesen, wie das Bergland von Tschutia Nagpur. Obschon ihnen die Jesuiten und die hochkirchlichen Anglikaner (die Ausbreitungsgesellschaft) manchen Abbruch gethan haben, zählt die von ihnen gegründete Missionskirche rund 40 000 Seelen. Neuerdings ist auch die Arbeit unter den Santals wieder energischer aufgenommen worden. Große Schwierigkeiten hat der Mission im letzten Jahrzehnt die soziale Bewegung unter den gedrückten Kols, der sogenannte „Sardarism", bereitet, der selbst jetzt noch nicht ganz erloschen ist. Daß unter solchen wirtschaftlichen Notständen falsche Propheten und Schwarmgeister ihren Anhang finden, ist leicht erklärlich. — Nicht so günstig hat sich das Werk auf den 5 Stationen der sogenannten Ganges-Mission entwickelt, die nach langer Arbeitszeit und vielen Opfern erst 700 Getaufte zählt. — Das Gesamtwerk der Goßner'schen Mission weist jetzt 13 Stationen mit 21 Missionaren und 22 eingeborenen Pastoren auf. Außer den letzteren stehen noch 9 eingeborene Predigtamtskandidaten, 207 Katechisten, 10 Kolporteure und 35 Bibelfrauen im Dienst derselben.

Die evangelisch-lutherische Mission in Leipzig ist in den letzten drei Jahren in ein neues Stadium getreten, indem sie zu ihrer älteren indischen Mission im Jahre 1893 die von der bayerischen Missionsgesellschaft 1886 unter den Wakamba in Britisch-Ostafrika begonnene Mission übernommen hat. Außerdem ist sie im deutschen Kilimandscharo-Gebiet in eine ganz neue Arbeit eingetreten. Diese Ausdehnung ihrer Thätigkeit hat auch die Missionsbeiträge in erfreulicher Weise gesteigert. — Die Wakamba-Mission, die nun ihr erstes Jahrzehnt hinter sich hat, weist zwar drei Stationen auf, hat es aber mit einem sehr harten Boden und mit einem wenig empfänglichen Volke zu thun. Durch den letzten Aufstand in Britisch-Ostafrika war die Arbeit nahezu stille gestellt. Die beiden Küstenstationen waren sogar längere Zeit ernstlich bedroht und der Verkehr mit der Inlandstation völlig unterbrochen. — Für die neue Missions-

unternehmung unter den Wadschagga am Kilimandscharo, wo man in das Erbe der englischen Kirchenmission eintreten wollte, ergab sich durch das Dazwischentreten der Katholiken die Notwendigkeit, gleich an zwei Punkten — in Madschame und Mamba — westlich und östlich von den katholischen Niederlassungen je eine Station zu errichten. Eine dritte ist 1896 in Moschi angelegt worden. Um sich aber auch den Westen zu sichern, wurden die beiden Missionare Dvir und Segebrock beauftragt, im Bergland des Meru, drei Tagereisen westlich von Madschame, unter den Waro, die mit den Wadschagga stammverwandt sind, eine weitere Station anzulegen. Es war dies umsomehr gefordert, als auch hier die Katholiken sich einzudrängen und den Leipzigern die Möglichkeit der Ausdehnung und somit den Lebensnerv abzuschneiden suchten. Die beiden Brüder brachen Mitte Oktober dahin auf, wurden aber dort in der Nacht zum 20. Oktober von den Eingeborenen ermordet. Das ist ein schwerer Schlag für die junge Mission am Kilimandscharo und es sind dadurch manche schöne Hoffnungen zerstört. Sehr schön fügt das Leipziger Missionsblatt anläßlich dieser Trauerbotschaft hinzu, daß die Stätte, an welcher zwei junge Missionare im Dienste des Herrn ihr Leben gelassen haben, ihnen nun besonders teuer und wert sei, und daß ihre Brüder es sich nicht werden nehmen lassen, sobald es angeht, dort das Evangelium dessen zu verkündigen, dessen Blut besser redet, denn Abels.

In sehr schöner Entwicklung steht das Werk der Leipziger Mission in Indien. Gelegentlich ihres 50jährigen Jubiläums wurde dieselbe von Direktor v. Schwartz 1893/94 visitiert. In seinem Visitationsbericht konnte derselbe hervorheben, daß die Ansätze zu einer wirklichen lutherischen Volkskirche vorhanden seien, in der Bürger und Bauern, Handwerker und Beamte, Tagelöhner und Gelehrte ohne künstliche Verwischung der Standesunterschiede, ohne künstliche Isolierung von ihren heidnischen Volksgenossen in der Einheit des Glaubens, unter der Zucht des Wortes Gottes und unter der seelsorgerlichen Pflege der Missionare und der eingeborenen Pastoren stehen. Auf den 30 indischen Stationen standen letztes Jahr 29 Missionare, 2 Lehrschwestern, 15 eingeborene Pastoren, 48 Katecheten und 11 Evangelisten. Die Zahl der Christen betrug 15038. Die Missionsschulen, an denen 306 Lehrer und 47 Lehrerinnen arbeiten, werden von 5775 Schüler und Schülerinnen besucht. In Bezug auf die Einnahmen (389 000 Mark) war Leipzig beim letzten Rechnungsabschluß in der glücklichen Lage, daß dieselben mit den Ausgaben (378 000 Mark) gleichen Schritt hielten. — Bis zu einem gewissen Grad ist es der Leipziger Mission gelungen, nicht nur die Lutheraner

des engeren Heimatlandes Sachsen, sondern auch viele lutherische Kreise des übrigen Deutschlands und des Auslands zum Behuf der Missionsthätigkeit um sich zu sammeln. Neuerdings hat man auch Beziehungen mit den Gemeinden augsburgischer Konfession in den österreichisch-ungarischen Landesteilen angeknüpft.

(Schluß folgt.)

---

b) Neuestes und Vermischtes.

Japan. Bekanntlich hat die Civilisation des Westens nirgends in Ostasien einen solchen Eingang gefunden wie im Inselreich Japan, und auch das Christentum fand dort in den letzten beiden Jahrzehnten eine so rasche Verbreitung und Anerkennung, daß manche Missionskreise die kühnsten Hoffnungen für die Zukunft des Landes daran knüpften. Heute lauten die Urteile weit nüchterner, und man hat auch alle Ursache dazu. Denn dem Ansturm der abendländischen Bildung hat zwar manche altjapanische Einrichtung im Volks- und Staatsleben weichen müssen, aber damit ist Japan noch nicht auf dem Wege, so bald ein christliches Land zu werden. Im Gegenteil; das neue Zeitalter scheint nicht von der Richtung zu sein, um die Einführung des Christentums zu fördern. In gewisser Hinsicht macht sich sogar eine Reaktion bemerklich, und manches, was man in den letzten Jahren für einen Fortschritt hielt, erweist sich jetzt als Täuschung und Schein. Weit entfernt davon, daß das Heidentum bei dem neuen Stand der Dinge seiner Auflösung entgegengeht, findet es vielmehr immer noch feste Stützen trotz der hochentwickelten Kultur, die im Lande überhand genommen hat. So konnte es vorkommen, daß vor einiger Zeit das japanische Parlament Gelder bewilligte zur Errichtung von zwei neuen Tempeln in Formosa, in denen der alte Heroenkultus zu seinem Recht kommen soll. Und in ganz neuerer Zeit hat dasselbe Parlament den Beschluß gefaßt, das bisher aufgehobene Departement für die Verwaltung der Angelegenheiten der alten Hof- und Nationalreligion, des Shintoismus, wieder einzusetzen. Damit hängt allerlei zusammen. In früheren Zeiten stand ein derartiger geistlicher Beamter an der Spitze der Staatsangelegenheiten, seit aber das Land sich gewissermaßen von der Priesterherrschaft lossagte, verlor auch der Träger jenes Amts seine Bedeutung. Jetzt ist das letztere durch Parlamentsbeschluß wieder restituiert worden. Viele ernste Christen erblicken darin böse Vorzeichen für die Zukunft und fürchten mit der Zeit für die religiöse Freiheit. Daß es auch jetzt mit dieser nicht sehr weit her ist, dafür

lassen sich Beispiele anführen. So ließ vor kurzem ein christlicher Autor eine Schrift erscheinen, worin er nachzuweisen suchte, daß ein Japaner recht wohl zu gleicher Zeit ein guter Patriot und Christ sein könne. Diese Schrift wurde sofort nach ihrem Erscheinen von den Behörden eingezogen. Noch bedenklicher ist unseres Erachtens die Thatsache, daß die von Nisima gegründete christliche Hochschule in Kioto, die bekannte Doshisha, die zum größten Teil aus amerikanischen Missionsgaben errichtet worden ist, jetzt mit meist freisinnigen Professoren besetzt ist, nachdem das japanische Kuratorium den Einfluß der Missionare zu beseitigen gewußt hat. Dadurch droht den christlichen Gemeinden und Schulen Japans eine größere Gefahr als durch die Ungunst der heidnischen Regierung. (Miss. Rec.)

China. Die von Hudson Taylor geleitete China-Inland-Mission zählt nach ihrem letzten Census (Januar 1896): 134 Stationen und 126 Außenstationen mit 259 Kapellen. Ihre Missionare stehen in 16 Provinzen des chinesischen Reichs. Die Zahl derselben beträgt mit den Frauen 593, wozu noch 48 nicht festangestellte und 31 seither neu eingetroffene Arbeiter kommen; im ganzen also 672. Das eingeborene Arbeiterpersonal besteht aus 462 Nationalgehilfen, und zwar aus 11 ordinierten Pastoren, 150 Katechisten, 63 Lehrern, 68 Kolporteuren, 50 Bibelfrauen und 120 freiwilligen Helfern. Die Gesamtzahl ihrer Getauften beträgt 8018 Personen, darunter 5211 Abendmahlsberechtigte. Im Zusammenhang mit der Mission stehen 20 Anstalten mit 183 Zöglingen, 46 Tagschulen mit 697 Schülern, 35 Opiumasyle, 5 Hospitäler und 12 Polikliniken. (Miss. Rec.)

Afrika. Eine amerikanische Sudan-Mission, die sich in Falaba, im Hinterland von Sierra Leone in der Nähe der Nigerquelle, niedergelassen und dort 18 Missionsarbeiter (wohl zum Teil Eingeborene) auf 4 Stationen stehen hat, beabsichtigt in nächster Zeit noch weiter landeinwärts vorzudringen und Timbuktu zu besetzen.

Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft darf zur Freude der Christen in Uganda melden, daß kürzlich das ganze Neue Testament, ein Teil des alten und der größte Teil des kirchlichen Gebetbuchs in der Luganda-Sprache im Druck erschienen ist. Es ist dies um so wichtiger, als es dringend not thut, daß die Gemeinden in Uganda tiefer in Gottes Wort hineingeführt werden. Denn es erwächst dort zusehends eine Volkskirche, auf die die Missionare bei ihrer beschränkten Zahl auf die Länge nicht mehr genügend Einfluß ausüben können. Fast an jedem andern Sonntag werden in der Hauptstadt Mengo 70 bis 80 Leute getauft und eine noch weit größere Anzahl in den verschiedenen Landgemeinden. Die Missionare sind sich der Gefahr

wohl bewußt, die damit verbunden ist, wenn solche Massenübertritte stattfinden. Eine genaue Prüfung ist unter diesen Umständen sehr erschwert und sie selbst sprechen die Befürchtung aus, daß man wahrscheinlich nach einigen Jahren genötigt sein werde, an der Bekehrung dieser Christen zu arbeiten.

Südsee. Das neue Missionsschiff der schottischen Presbyterianer, der Dampfer „Dayspring", der den Verkehr zwischen Australien und den Neuhebriden herstellte, und zu dessen Bau der bekannte Dr. Paton den buchhändlerischen Ertrag seiner Biographie schenkte und eine besondere Kollekte in den australischen Kolonien veranstaltete, ist kürzlich an einer Insel nördlich von Neu-Kaledonien gestrandet und untergegangen. Glücklicherweise befanden sich gerade keine Missionsleute an Bord. Die Schiffsmannschaft hat sich wie es scheint retten können; aber alle für die Missionare bestimmte Fracht, die leider nur teilweise versichert ist, liegt auf dem Meeresgrund.

Endlich haben die Verhandlungen zwischen der Bostoner Missionsgesellschaft und Spanien dazu geführt, daß der „Morgenstern" an der Insel Ponape anlegen und die Missionare wieder mit den dortigen Christen in Verkehr treten dürfen. Bekanntlich war ihnen dies seit einigen Jahren nicht gestattet, trotzdem hiezu gar kein Grund vorlag.

Bücheranzeige.

Warneck, D. **Die Mission in der Schule.** Ein Handbuch für den Lehrer. Siebente verbesserte Auflage. C. Bertelsmann, Gütersloh.
broch. Mk. 2. | geb. Mk. 2.50.

Es ist schon in der Dezembernummer des letzten Jahrgangs auf die vorliegende siebente Auflage dieses Werkes hingewiesen und dabei bemerkt worden, welch treffliche Handleitung es allen Lehrern und Geistlichen beim Unterricht in der Schule gewährt. Aber auch abgesehen vom Schulgebrauch bietet dasselbe eine wohlgesichtete und in die allgemeine Missionskunde einführende Fülle von geschichtlichem und statistischem Missionsstoff, für den man dem kundigen Verfasser dankbar sein darf.

Reichelt, G. Th. **Die Himalaya-Mission der Brüdergemeine.** Mit 19 Bildern. C. Bertelsmann, Gütersloh. broch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50.

Eine hübsch ausgestattete Monographie, in der dem Leser das von der Brüdergemeine vor 40 Jahren in den entlegenen Thälern des Himalaya an der Westgrenze Tibets begonnene Missionswerk mit Sachkenntnis und geschichtlicher Treue geschildert wird. Der Verfasser greift dabei zurück auf die schon im vorigen und während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts unternommenen Versuche, den mongolischen Buddhisten das Evangelium zu bringen. Von besonderem Interesse ist der Abschnitt über die tibetische Sprache und den hervorragenden Sprachforscher Miss. Jäschke und dessen sprachliche Arbeiten.

Die Schilderung der Landes- und Volksverhältnisse kommt leider etwas zu kurz weg. Die Bilder wären durch ein näheres Eingehen auf dieselben besser erklärt und die geschichtliche Darstellung hätte mehr Farbe erhalten. Auch scheint uns der bisherige geringe Erfolg der dortigen Missionsarbeit damit noch nicht erklärt, daß der Widerstand der Tibeter gegen das Evangelium groß sei, daß die Missionare große Zurückhaltung und Vorsicht bezüglich der Taufe beobachten und das Land zu dünn bevölkert sei. Augenscheinlich hat für Tibet noch nicht Gottes Stunde geschlagen, was allerdings die Aufgabe nicht ausschließt, daß die Mission in Geduld auf ihrem Posten auszuharren hat.

Kawerau, D. **Warum fehlte der deutschen evangelischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts das volle Verständnis für die Missionsgedanken der heiligen Schrift?** (Vortrag auf der schlesischen Missionskonferenz.) W. G. Korn, Breslau. 50 Pf.

Der Verfasser sucht diese Frage aus den dogmatischen Anschauungen jener Zeit zu beantworten und zwar führt er als Hauptgründe an: 1) galt ihnen die abendländische Christenheit als die heidenchristliche Kirche, an der sich die Missionsverheißungen der hl. Schrift bereits erfüllt hätten; 2) habe die Erwartung des nahen Weltendes die Missionsgedanken beeinflußt und den Missionstrieb lahm gelegt; 3) habe ihre Theorie vom apostolischen Amt in seinem Unterschied vom Predigtamt Stellung genommen gegen die Mission unter den Heiden. — Dem gegenüber möchten wir auf die Thatsache verweisen, daß die Missionsbewegung unseres Jahrhunderts gerade in den Kreisen derjenigen Christen, die der Wiederkunft des Herrn entgegensahen, ihren eigentlichen Ausgangspunkt genommen hat.

Weitbrecht, G. Das Leben Jesu für die christliche Gemeinde dargestellt. Dritte Auflage. J. F. Steinkopf, Stuttgart. broch. Mk. 4. | geb. Mk. 5.

Ein treffliches Buch, worin der christlichen Gemeinde an Hand der Evangelien vom bibelgläubigen Standpunkt aus in allgemein verständlicher, erbaulicher und zugleich geistvoller Weise das Lebensbild Jesu nicht nur dargestellt, sondern wodurch sie auch in das Verständnis seiner Person, seines Werkes und seiner Bedeutung für uns gründlich eingeführt wird. Es ist deshalb ganz dazu angethan, dem Glauben Handreichung zu thun und Suchende in der Erkenntnis der Person Jesu Christi zu fördern. Es soll nach dem Wunsch des Verfassers „aus den modernen Gedankenstrichen und Fragezeichen heraus zu einem bestimmten Punktum führen."

Duisberg, W. **Bilder aus meinem Leben,** auf lose Blätter gezeichnet. Missionsbuchhandlung, Basel. eleg. karton. Fr. 2 = Mk. 1.60.

Diese Bilder enthalten manches interessante Blatt aus dem bewegten Leben des Erzählers. Er ist viel und weit herumgekommen: vom heimatlichen Stuttgart und dem Schwabenland bis nach Aegypten, Chartum, Jerusalem und Westafrika, wo er heute noch seine Arbeit als Missionskaufmann thut. Doch sind es keine bloßen Reiseskizzen, die er auf seine losen Blätter gezeichnet hat, sondern er möchte vor allem die Wunderwege Gottes darthun, die er in seinem Leben geführt worden ist. — Wir empfehlen unsern Lesern die schlichten Blätter in der Ueberzeugung, daß sie ihnen mehr bieten, als der anspruchslose Titel vermuten läßt.

Bülow, v. Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois. Schilderungen von Land und Leuten. Zweite Auflage. Mit zahlreichen Bildern und zwei Karten. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Mk. 6.

Es gereicht dem vorliegenden Werk gewiß zur Empfehlung, daß es schon

nach Jahresfrist in zweiter Auflage erscheint. Wir dürfen ihm auch das Zeugnis ausstellen, daß es unstreitig zum Besten gehört, was die heutige Kolonial-Litteratur aufweist. Der Verfasser gehörte von 1891 bis Ende 1893 der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika als Offizier an und hat die für das Schutzgebiet kritische und glanzlose Zeit noch miterlebt. Seine Darstellung der damaligen politischen Verhältnisse, des Volkslebens und der wirtschaftlichen Bedeutung des Landes, der Kämpfe mit dem Raubritter Hendrik Witbooi und dessen schließliche Unterwerfung giebt uns ein anschauliches Bild von der Sachlage dieser lange vernachlässigten Kolonie. Wir freuen uns, daß der deutsche Offizier auch für die dortige Mission Verständnis zeigt und der humanen Behandlung der Eingeborenen seitens der Beamtenwelt das Wort redet.

Deutscher Kolonialkalender für das Jahr 1897. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben von G. Meinecke. Deutscher Kolonialverlag, Berlin.

Der hübsch ausgestattete und mit dem Bildnis des kaiserlichen Landeshauptmanns Major Leutweins (in Südwestafrika) versehene Kalender giebt alle mögliche Auskunft über die deutschen Kolonien und Schutzgebiete und berücksichtigt auch die in diesen arbeitenden Missionen.

Vinet, A. **Gedanken und Betrachtungen aus seinen Schriften.** Mit einem Vorwort von A. Rüegg. E. Salzer, Heilbronn. broch. Mk. 2.20. | geb. Mk. 3.

Das Büchlein enthält — zum Gedächtnis des hundertjährigen Geburtstages und fünfzigjährigen Todestages Vinets — eine reichhaltige und geschickte Zusammenstellung von Aphorismen aus den Schriften des großen Denkers. Sie sind, eingeleitet durch eine kurze Lebensskizze, inhaltlich nach verschiedenen Gesichtspunkten und Gegenständen geordnet. Die Aussprüche selbst sind voll tiefer Gedanken und Wahrheiten.

Spieß, Ph. **Der Bürgermeister und sein Sohn.** Erzählung aus dem alten Heilbronn. E. Salzer, Heilbronn. broch. Mk. 2. | geb. Mk. 3.

Die ansprechende Erzählung berichtet auf Grund verbürgter historischer Thatsachen aus den Drangsalstagen der Stadt Heilbronn. Die schlichte Darstellung mit zum Teil ergreifenden Partien ist ein Zeitgemälde, das besonders für das deutsche Volk und die deutsche Jugend von Interesse sein sollte. Der Text ist mit sehr schönen Vignetten ausgestattet.

Polack, Fr. **Philipp Melanchthon,** Deutschlands Lehrer und Luthers Freund und Mitbelfer. Herrosé's Verlag, Wittenberg.

50 Pf., 10 Ex. Mk. 4.50, 25 Ex. Mk. 10, 50 Ex. Mk. 17.50, 100 Ex. Mk. 30.

Melanchthons 400jährige Geburtstagsfeier hat verschiedene Biographien entstehen lassen. Die vorstehende ist packend und volkstümlich geschrieben und dürfte sich wegen ihres außerordentlich billigen Preises zur weitesten Verbreitung in Haus und Schule eignen. Auch die Ausstattung ist ansprechend. Das Büchlein ist als Volks- und Jugendschrift sehr zu empfehlen.

Keller, S. (Ernst Schrill.) **Weihnachtsbüchlein** für kleine und große Leute. Zweite Auflage. C. Schaffnit, Düsseldorf. 20 Pf., 25 Ex. Mk. 4.50, 50 Ex. Mk. 8, 100 Ex. Mk. 15, 300 Ex. Mk. 39, 500 Ex. Mk. 55.

Ein prächtig ausgestattetes Büchlein, das sich mit seinen Weihnachtsliedern und Erzählungen besonders für Bescherungen in Schulen und Anstalten eignet und der Kinderwelt gewiß große Freude bereitet.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Rev. Dr W. Miller in Madras.

Die Basler Mission in Indien.

Von Missionar Joh. Frohnmeyer.

(Fortsetzung)

Was ist von der Heidenpredigt selbst in Indien zu sagen? Ich brauche hier das Wort Predigt im weitesten Sinn des Worts. Eine solche vor Heiden ist viel schwerer oder viel leichter, als eine Predigt in der christlichen Gemeinde. Beides kann der Fall sein. Die Europäer finden wohl allgemein eine Heidenpredigt ungleich schwerer als eine Gemeindepredigt; bei den Katechisten ists gerade umgekehrt. Ich kann mich an Katechisten erinnern, die ohne viel Vorbereitung eine so ausgezeichnete Predigt vor den Heiden hielten, daß ich sie gerne nachgeschrieben und als Muster auswendig gelernt hätte, und derselbe Katechist predigte am Sonntag vielleicht höchst jammervoll. Sie fühlen sich bei der Heidenpredigt mehr in ihrem Elemente als auf der Kanzel, denn vor den Heiden treten sie meist mit Freimut auf; bei der Gemeindepredigt, wenn Missionare zugegen sind, fürchten sie sich. Beim Missionar ist es das umgekehrte Verhältnis. Wie geschieht das? Da ist am Anfang die Sprachnot. Man mag ganz korrekt reden, sogar idiomatisch und mit guter Aussprache. Die Stimme eines Europäers lautet eben doch anders, und ungebildete Leute gewöhnen sich schwer an so etwas; sie glauben oft gar nicht, daß so ein Weißgesicht ihre Sprache redet, und weil sie es nicht glauben, merken sie nicht auf und sagen dann, sie hätten ihn nicht verstanden. Es sollte uns das nicht verwundern. Gebildete Heiden und vollends eingeborene Christen verstehen einen Missionar, der die Sprache wirklich beherrscht, ja ganz wohl; aber

mit einfachen Leuten, die fast nur an die Klänge ihrer Umgebung gewöhnt sind, wird eine erste Unterredung sehr schwierig sein, von einer regelrechten Predigt nicht zu reden. Ich glaube, daß man sich da oft am Anfang großen Illusionen hingiebt, und unsere lieben Christen, die es wissen, was man gern hört, nehmen uns selten die Hülle von den Augen. Aber es ist nicht nur die Sprache. Ueber die Sprachangst kommt man ja mit der Zeit hinweg. Wie oft hat man doch das Gefühl, daß das und jenes eben noch deutsch gedacht und gefühlt ist und über die Köpfe hinweggehen muß; man spürt oft während dem Reden, daß nur aus der Anschauung der Fischerleute, der Palmbauern, der Regierungsbeamten, der Brahmanen heraus geredet, illustriert, argumentiert werden sollte, und doch steht man dem innern Leben und Denken der Leute immer noch zu fern, denn — ich darf wohl sagen: ohne Schuld der meisten Missionare — es ist sehr schwer, selbst wenn man von Herzen will, in eigentliche Fühlung mit dem häuslichen und persönlichen Leben der Leute zu kommen. Nicht einmal bei Christen ist es leicht. Da haben natürlich Eingeborene viel voraus, besonders solche, die im Heidentum aufgewachsen sind, und man hört oft mit Erstaunen, wie sie Ausdrücke, die unter Christen gäng und gäbe sind, die ein junger Missionar oder ein als Christ geborner Katechist ungeniert gebrauchen würde, umgehen, weil der Heide entweder keinen Gedanken oder einen ganz andern Gedanken damit verbindet. Anderseits ist aber auch nicht zu leugnen, daß eingeborene Gehilfen über eine andere Schwierigkeit der Heidenpredigt, die dem Europäer viel zu schaffen macht, mit unheimlicher Leichtigkeit wegkommen, und das ist die Gefahr, immer dasselbe zu predigen. Diese Gefahr ist bei der Heidenpredigt so gewaltig, daß nur großer Geistesreichtum und fortwährendes Studium von allerlei Art dagegen schützt. Es ist eben doch ein feststehender, nicht übergroßer Kreis von Gedanken, um den es sich da handeln kann. Man bedenke, daß man oft zu Leuten redet, die man nie mehr sehen wird, und da empfindet man es als Notwendigkeit, das Eine, das not thut, zu predigen. Da ist die Gefahr, sich immer im gleichen Geleise zu bewegen, sehr groß. Der Text, die Anknüpfung, die Illustrationen und Beiziehungen vom Hinduismus geben ja schon eine veränderte Farbe und wer sich vorbereitet, kann die Gefahr natürlich umgehen. Man kann am Heidentum verschiedenes angreifen und

auch das Christentum läßt sich nach vielen Seiten hin darstellen, aber es ist doch etwas Wahres an dem, was ein Mopla einmal trocken bemerkte, als der Katechist mit dem ersten Teil seiner Predigt fertig war und dem zweiten Teil zustrebte: „So, jetzt ist der erste Teil von der Sünde fertig, jetzt kommt der zweite von der Gnade.“ Unsere Katechisten geniert das nicht so wie uns. Die Predigt wird da leicht etwas stereotyp, es wird mit den 10 Geboten angefangen und an jedem Gebot zuerst gezeigt, wie es da um die Hindu steht. Das ist äußerst bequem, wenn plötzlich ohne Vorbereitung gepredigt werden soll, das kann man so lang und so kurz machen, als man will. Manchen Argumenten gegen Kaste oder Götzendienst begegnet man landauf landab, ebenso Bildern, die die Sache ad absurdum führen sollen. Eine besonders wertvolle Gabe für die Heidenpredigt ist die Gabe, anknüpfen zu können an das Allergewöhnlichste und überzuleiten auf die Hauptsache. Beim Hindu ist auch Illustration ganz unumgänglich nötig; mehr als die schärfste Logik und die zwingendsten Schlüsse wirkt ein gutes Analogon oder ein glückliches Bild. Bild und wieder Bild, das ist die Beweisführung selbst bei sonst trockenen philosophischen Darlegungen. Dieses Bedürfnis nach Anschauung ist gar nicht so übel; man gewöhnt sich in Indien in der Predigt möglichst anschaulich und konkret zu sein. Daß dann bei Konversation insbesondere, als auch bei der Predigt Schlagfertigkeit nötig ist, versteht sich von selbst. Manchmal wird etwas darein geschrieen, das man oft, ohne sich stören und vom Wege ablenken zu lassen, gleich berücksichtigen sollte. Die Rede ist eben formell verschieden von einem Vortrag in der Kirche. Solche, die in Arbeiterversammlungen reden oder im Reichstag, können sich etwa vorstellen, wie einem dabei zu Mute ist. Auf das Detail einzugehen, d. h. im einzelnen zu zeigen, wie unsere Heidenpredigten beschaffen sein sollen, würde zu weit führen.*)

Jedoch einige allgemeine Fragen, in denen die Praxis in Indien häufig auseinandergeht, sollten noch zur Erörterung kommen. Es handelt sich dabei um die Stellung zum Hinduismus. Manche

*) Vgl. über diesen Gegenstand die beiden Missionsschriftchen: „Die Heidenpredigt in Indien“ von J. Hesse (25 Pf.) und „Wie ich den Heiden predige“ von H. Bohner (10 Pf.). Missionsbuchhandlung, Basel.

meinen, man solle sich um den Hinduismus nicht viel kümmern, sondern einfach das Evangelium predigen. Das ist der Standpunkt, der dem sel. Miss. Ziegenbalg von seinem Komitee eine Rüge eintrug, weil er ein Buch über die Malabarischen Götter geschrieben hatte. Man sagte da, es komme nichts bei der Sache heraus, es sei Zeitverschwendung; Paulus bringe auch nicht viel vom damaligen Heidentum. Die Hindu sagen von einem derartigen Missionar, er sehe die andere Seite nicht an. Wenn diese Ansicht von einem tüchtigen Kenner des Hinduismus vertreten wird, dann läßt sich die Sache hören, sonst nimmt sie sich ganz verdächtig bequem aus. Die Hindu verlieren das Vertrauen in die unparteiische Beurteilung der Sache, wenn sie den Eindruck haben, man kenne ihre Religion nicht und halte sie von Anfang bis zu Ende für ein Werk der Finsternis. Zumal in unsrer Zeit, da man an der Wiederbelebung des Hinduismus arbeitet und er von vielen als die vollendetste Religion ausgegeben wird, geht es nicht an, den Hinduismus einfach zu ignorieren. Die Sache hat aber noch ein anderes Bedenken. Wenn man auch nicht so weit geht wie Dr. Miller in Madras, und im Hinduismus eine Art von Offenbarung Gottes und so eine direkte Vorbereitung aufs Christentum sieht, so ist es doch für die Predigt des Evangeliums von großer Wichtigkeit, daß man nach Anknüpfungspunkten und einer psychologischen Vermittlung sucht. Diese wird man doch nur in den religiösen Vorstellungen, in denen die Leute aufgewachsen sind, finden. Man hat sich da natürlich nach der Zuhörerschaft zu richten, und wo der Hinduismus, wie bei manchen Gebildeten, schon ein überwundener Standpunkt ist, halte ich es auch für überflüssig, den schon toten Riesen wiederum als lebend darzustellen und dann mit großer Bravour noch einmal totzuschlagen.

Das andere Extrem ist aber in neuerer Zeit vielleicht noch genauer ins Auge zu fassen; ich meine die Accomodation an den Hinduismus. Man färbt den Hinduismus nach Art von Max Müller und andern Orientalisten weiß, stellt Christus in den Hintergrund und schwelgt im Lichte Asiens, statt dem Zuhörer das Licht der Welt ins Auge und Herz strahlen zu lassen. Es geschieht das ja in erster Linie von solchen, die wohl indische Litteratur kennen, aber nichts von den Lebenskräften des Christentums erfahren haben. Man vergißt da leicht, daß das Christentum nicht eine Sammlung von geistreichen Worten und schönen Redensarten ist, auch kein System der Ethik. Das Christentum als eine bloß höhere Form der Religion als den Hinduismus darzustellen, reicht nicht aus. Mit dieser falschen Accomodation erntet man ja wohl Beifall, aber es bleibt doch alles beim alten. Kürzlich war eine Halle in Bombay gedrängt voll.

Ein Bengali tritt auf, niemand weiß, welcher Religion er angehört. Es wird ihm applaudiert. In aschfarbenem Gewande tritt er auf und gestikuliert gewaltig. Er spricht von Mrs. Besant, von Parabrahmham, vom Ich und Nichtich, von Natur und Gott und von Gottes Eigenschaften. Er sagt: „Bombay ist das Thor von Indien. Wir wollen jeden fragen, der hereinkommt: willst du den Gott predigen, der sich selbst kennt und so auch seine Schöpfung, der voll von Liebe ist und so auch die Menschheit liebt; wenn so, dann bist du uns willkommen." Dann kamen die Veda und Upanischaden dran und schließlich kommt auch noch das Argument: „weil außer Gott ein Vakuum (leerer Raum) war, die Nichtseite in der Schöpfung, trat Gottes Macht, Erkenntnis und Liebe aus sich heraus." Da — ein Windstoß geht durch die Halle, die Gewandung des Redners öffnet sich und ein Kreuz auf der Brust des Apostels wird sichtbar. Es ist ein katholischer Priester, der gesprochen. Hindus, Anhänger des theistischen Brahma Samadsch, Parsi, Mohammedaner sind da, alles ist hingerissen. Der Vortrag geht zu Ende. Kein Wort von Christentum, von Christus und seinem Kreuz, von Sünde und Erlösung. — Hier geht die Accomodation sicher zu weit.

Was ist nun das Richtige? „Die einfältige Predigt vom Kreuz", sagt man gewöhnlich. Das kann man unbedenklich acceptieren, wenn damit der Gegensatz gegen Philosophie, ethische Belehrungen, Gesetzespredigt, sektiererisches Christentum und dergleichen ausgedrückt werden soll. Aber sehr viel ist eigentlich doch damit nicht gesagt. Und wenn einer glaubt, man könne in Indien nur so einfach und ohne alle Voraussetzungen predigen: „Euch ist heute der Heiland geboren" und dann verstehe das jeder und nehme Christum als seinen Heiland an, so denkt er sich die Sache doch ungeheuer und unglaublich einfach. Ich habe keinen rechten Glauben an all die Geschichtlein, die so etwas nachweisen wollen. Was der Methodisten-Missionar Henry Haigh über diesen Punkt von den 180 Millionen sagt, ist mir aus der Seele herausgesprochen. Er führt aus, man könne einem von diesen Leuten sagen: „Jesus Christus ist die wahre Offenbarung Gottes." Er ist nicht verwundert darüber und regt sich nicht auf. Er ist ja auch eine Offenbarung Gottes und er kennt noch unzählige andere. „Ihr Europäer stellt Christus dabei in den Vordergrund, wir einige andere in unsern Tempeln; mag alles richtig sein", denkt er. Das läßt den Mann ganz kühl. Jedes Land hat seine Bräuche. Sagt man ihm: „Du bist ein Sünder." Er giebt es vielleicht zu; er lehnt sich ja gegen nichts auf, in das er hineingeboren worden ist, und erklärt schließlich ohne eine Spur von Reue und Leid, daß es nur Gott selbst sei, der in ihm und in allem, was er thut, sich auswirkt.

Er bleibt also da auch kühl. Sagt man ihm endlich, er könne von der Sünde loswerden durch das Leiden und Sterben des Herrn Jesu, so wird er, da er keine andere Erlösung weiß als die, daß die Thaten sich auswirken in dem, der sie gethan, in einer andern Geburt, dich ansehen, als wollte er fragen, ob du noch bei Sinnen seiest, und wird fragen: „also Sie können sterben durch das Gift, das in meinen Adern rollt, und das soll mich vom Tod erretten?“ Drum ist Haigh der Ansicht, es müsse in diesem Fall die einfältige Predigt damit beginnen, daß der pantheistische Hindu zu dem Bewußtsein geführt werde, daß Gott Gott ist und daß du du bist, daß hier Person und Person einander gegenüberstehen; und dann, daß der, welcher lügt und stiehlt und mordet, nicht Gott ist, sondern der Mensch. So führt man ihn von der Heiligkeit Gottes aus zum Bewußtsein persönlicher Verschuldung, zum Sündenbewußtsein, zu Jesus. Das ist kein kurzer Weg, und es ist bemerkenswert, daß es ein Methodist ist, der so stark betont, daß, wenn die Arbeit irgend etwas wie verläßlich sein solle, sie der Natur der Sache nach ein sehr langsam verlaufendes Werk sein werde. Er ist eigentlich ungehalten über manche Christen, die da meinen, wenn den Hindus nur das einfache Evangelium gepredigt würde, so würden sie sich in Scharen bekehren.

Es ist mir auch schon oft merkwürdig gewesen, daß Missionsfreunde in der Heidenwelt etwas erwarten, was sie unter viel günstigeren Verhältnissen in der Christenheit nie im Ernst erwarten würden. Ungeschickt erzählte Bekehrungsgeschichten in Missionsberichten mögen zu diesen wunderbaren Erwartungen mit beigetragen haben. Warum sollen Hindu leichter und rascher zum Heiland geführt werden können als Christen? Man darf doch nicht von einem einzelnen Fall, wo alles mögliche voranging, das man nicht weiß, oder das nicht mitgeteilt wurde, auf die Empfänglichkeit des Hindu im allgemeinen schließen. Die psychologischen Bedingungen sind dieselben in Indien wie in Europa. Um Weckung des Sündenbewußtseins handelt es sich dann ebenso bei Paria und Gebildeten, aber der Weg wird ein anderer sein. Es wird bei Paria geschehen müssen ähnlich wie bei verkommenen Klassen in Deutschland, mit besonderer Berücksichtigung der Dämonenangst, bei Gebildeten ähnlich wie bei Gebildeten hier zu Land. Was immer auch der Apparat sei, der dabei in Bewegung gesetzt wird, was dazu hilft, daß dem Hindu das fast gänzlich abhanden gekommene Sündenbewußtsein wieder aufdämmert, das ist das einfache Evangelium. Der Kraft des Evangeliums thut es aber keinen Eintrag, wenn es nun doch in richtiger Weise den Bedürfnissen des Landes angepaßt wird. Das ist etwas anderes als die vorhin verworfene falsche Accomodation. Es ist ja eine durch die Anhänger

des Samadsch fast in Mißkredit geratene Phrase: „kein westliches Christentum!“ und oft heißt das nichts anderes als „kein Christentum“. Aber wenn man sich im Osten dagegen verwahrt, daß all die geschichtlich in Europa vielleicht nötig gewordenen Sekten und Trennungen nun auch mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit in Indien verewigt werden sollen, so ist das den Leuten nicht zu verargen. Drum sollten wir uns bei unsrer Heidenpredigt einer gewissen Kenosis (Entäußerung) befleißen und manches, das die Hindu nicht brauchen, zurücklassen.

Auch die christlichen Ideen müssen in die theologische Sprache Indiens umgesetzt werden und es gilt, das Licht, das in der Finsternis scheint, für das Evangelium in Wirkung zu setzen. Es fehlt nicht an Wahrheitsmomenten und es ist so viele latente Wahrheit in Büchern und Menschen verborgen, die nun durch das Evangelium in Aktion gesetzt werden sollte. In Sprüchen der Weisen, in Sprichwörtern, in hohen Dichterwerken kommt oft etwas wie ein Volksgewissen zum Durchbruch. Diese Wahrheiten, die jedermann kennt und niemand befolgt, ruhen wie im Grab, und es scheint, als warten sie auf den christlichen Missionar, um von ihm gebraucht zu werden, um Zeugnis für Christum abzulegen. Man denke z. B. nur an die Gurubhakti d. h. die Anhänglichkeit an den Lehrer in Indien. Was ist doch ein Schulmeister ein großer Mann in Indien! Vor einigen Jahren hatte ein christlicher Dorfschulmeister als Zeuge im Gerichtshof zu erscheinen. Der alte Mann hatte ganz vergessen, daß der Richter dort oben auf seinem Thron vor Jahren sein Schüler gewesen. Aber der Richter erkennt ihn sofort und erhebt sich ehrerbietig von seinem Platz, ehe er beginnt, das Zeugenverhör vorzunehmen. Dieses angeborene Gefühl der Achtung des Hindu vor seinem Guru findet doch seine Erfüllung und ganze Befriedigung in einer völligen Hingabe an den vollkommenen und einzigen Wahrheitslehrer, den die Welt gesehen hat. Es gilt also, kurz gesagt, allen Wahrheitsmomenten nachzuforschen und sie zu verwenden, auch dem Hindu das Evangelium so nahe zu rücken, daß es ihm nicht mehr wie eine Botschaft aus fremden Landen vorkommt, sondern wie etwas, nach dem er lange geschmachtet, ohne es zu kennen. Daran lernt man nie aus. Das gehört aber zu dem: „den Hindus ein Hindu werden.“

Von der medizinischen Mission, den litterarischen Arbeiten und den industriellen Werkstätten als Faktoren der Arbeit an den Heiden absehend, erübrigt noch ein Wort über die Heidenschulen. Unsere Heidenschulen, wie auch die Christenschulen, sind durchweg unter Staatsaufsicht und haben sich deshalb, was Einrichtung,

Lehrziele, Lehrbücher ꝛc. anbelangt, nach den Vorschriften der Regierung zu richten. Es ist in Missionskreisen schon viel gestritten worden, ob diese Staatskontrolle der Mission förderlich oder schädlich sei. Diese Staatsaufsicht hemmt ja selbstverständlich die Freiheit ganz erheblich, aber im ganzen haben sich doch alle Missionsgesellschaften, wenigstens soweit sie es mit der englischen Regierung zu thun haben, für Staatsaufsicht entschieden. Die Freiheitsbeschränkungen beziehen sich nämlich nicht auf die Hauptsache; sollte uns aber seitens des Staats eine Fessel angelegt werden — und das hat in der sogenannten „conscience-clause“ *) schon gedroht — so wäre eine Entscheidung dieser Frage nicht so einfach. Ich wäre aber dann eher für Aufhebung aller Heidenschulen als für Unabhängigkeit vom Staat. Der Anschluß an den Staat hat nämlich ganz entschiedene Vorteile. Er trägt einmal den sogenannten Grant ein, d. h. einen Geldbeitrag der Regierung, seis am Gehalt der Lehrer (Salary grant), seis eine Prämie für jeden Schüler, der im Examen besteht (Result grant). Es ist eine teure Geschichte um die Heidenschulen, und die Missionskasse kann diesen Zuschuß ganz wohl brauchen. Aber gerade die Kontrolle der Regierung ist eine Wohlthat, denn das ist ein Sporn für Lehrer und Schüler, und hätten wir das nicht, so müßten wir das Inspizieren der Schulen seitens der Mission in einem solchen Umfang betreiben, daß es viel Zeit, Kraft und Geld verschlingen würde. Das Publikum hat auch mehr Zutrauen zu einer Schule unter Staatsaufsicht, und ohne dieselbe ist der Zutritt zu den öffentlichen Prüfungen für die Schüler mit allerlei Schwierigkeiten und Unkosten verbunden. Alles in allem genommen ist die Staatsaufsicht derzeit für unsere Schulen unstreitig ein Vorteil. Die Regierung stellt sich zu allem hin auch so freundlich zur Mission, daß in den Examensbehörden sehr häufig Missionare verwendet werden, sodaß die staatliche Schulaufsicht stellenweise geradezu durch Missionare ausgeführt wird.

Was nun den Missionswert der ganzen Einrichtung anbelangt, so hat sich besonders in England in Missionskreisen schon dann und wann eine Stimmung besonders gegen das höhere Schulwesen geltend

*) D. h. kein Schüler solle gezwungen werden, am Religionsunterricht der Schule teilzunehmen.

gemacht. Man kann der Sache eine sehr spitzige Form geben, sodaß das höhere Missionsschulwesen rettungslos verloren scheint. Man kann hören: Da sollen die Missionsscherflein von Gebern, die ihren Kindern kaum das tägliche Brot, viel weniger höhern Unterricht geben können, dazu verwendet werden, daß die Heidenjungen Geometrie und Algebra studieren können und endlich das Maturitätsexamen oder das B. A.-Examen bestehen. Das klingt in meinen Ohren, wie wenn man mit Bezug auf die Reisepredigt sagen würde: die Missionsscherflein werden dazu verwendet, daß der Missionar täglich 10 Meilen im Ochsenwagen fahren könne. Das höhere Missionsschulwesen hat auf der letzten Bombay-Konferenz durch einige bedeutende Missionspädagogen eine so glänzende Verteidigung erfahren, daß, obschon die Gegner vielleicht nicht überzeugt wurden, sie doch thatsächlich nichts mehr zu sagen wußten.*) Man könnte vielleicht eher wegen der kleinen Primarschulen, die wir auf Außenstationen haben und die niemand beanstandet, im Zweifel sein hinsichtlich des Missionswertes. Bei diesen kleinen Schulen ist der Uebelstand, daß sie eben ganz einem Schulmeister niedern Ranges überlassen sein müssen und der Missionar nur von Zeit zu Zeit nachsehen kann. Ist der Lehrer nicht ein wirklicher Christ, so ist die Sache schlimm. Der Missionar kann die Schule im günstigsten Fall alle Monate einmal besuchen. Aber dessenungeachtet möchte ich diesen Schulen nicht den Kredit nehmen. Einmal kenne ich einige ganz ideale Primarschulen im Land drin, wo die Leistungen in der biblischen Geschichte ganz glänzend sind und auch der Geist der Schule und ihre Stellung zum Christentum höchst erfreulich ist. Dazu kommt noch, daß unsere Reiseprediger sehr dankbar sind für diese kleinen Schulen. Sie öffnen dem Evangelisten den Weg in die Häuser, und die Reiseprediger sind immer sehr für Gründung von Primarschulen unter den Heiden. Oft ziehen die Jungen, wenn die Landschule zu Ende geht, in die Stadt herein und gehören dann unter die besten Schüler der High-schools. Diese selbst aber werden mehr und mehr wichtige Faktoren im Missionsbetrieb. Man vergleiche einmal, was ich oben über die Arbeit der Reiseprediger gesagt, über ihre Predigten auf Götzenfesten, Bazaren und in den Häusern, mit der Arbeit in den Schulen. Man könnte ja auf den gesamten Unterricht und den ganzen Geist der Schule hinweisen, ich will aber bei der Bibellektion stehen bleiben. Wie fragmentarisch ist doch die Arbeit außerhalb der Schule. Da hört einer eine Viertelspredigt und ein Jahr nachher wieder ein Stück einer Predigt. Ach, und was verstehen die Leutchen bei einer ersten Predigt! Ich übertreibe nicht: meist weniger

*) Vgl. Miss.-Mag. 1893, S. 394 ff.

als nichts. Und in einer solchen Schule sind die Jungen oft 8 bis 10 Jahre Tag für Tag unter unserm Einfluß; ein Missionar und tüchtiger Lehrer, oft auch Katechisten, geben die Bibellektionen. Viermal in der Woche ist zusammenhängender Unterricht, ein Plan im ganzen; was nicht verstanden wurde, wird erklärt, man lernt die Schüler genau kennen und kann sich nach ihren Bedürfnissen richten.

Ein Mangel bei diesen Schulen sind die vielen heidnischen Lehrer, die allerdings dem Evangelium so wenig feindlich gegenüberstehen, daß sie es mitunter wehthuend empfinden, daß man ihnen die Bibellektion nicht überträgt; aber doch streben wir darauf hin, womöglich alle heidnischen Lehrer durch christliche zu ersetzen. Da wir auf unserm Missionsgebiet kein Kolleg haben, ist es nicht so leicht für uns, rasch die genügende Zahl von christlichen Lehrern höhern und höchsten Ranges zu bekommen. Man wundert sich oft, daß so wenige Bekehrungen in diesen High-schools vorkommen. Bei diesen Schulen sollte es nicht zu sehr verwundern. Das durchschnittliche Alter, in dem die Schüler diese Schulen verlassen, ist 18—20 Jahre. Ich weiß nicht, wie es mit den Bekehrungen auf unsern Gymnasien steht. Sehr häufig scheinen sie sogar in christlicher Luft nicht vorzukommen. Vor dem 18. Jahr ist auch rechtlich keine Möglichkeit eines Uebertritts gegeben und zu allem hin sind Bekehrungen gar nicht so selten. Der Schulen sind eben so wenige, daß man nicht in jedem Missionsblatt eine Bekehrungsgeschichte aus den High-schools erwarten darf. Von dieser Seite werden aber in erster Linie die Kollegs angegriffen und sie haben sich in Bombay auch dagegen glänzend verteidigt.

Besonders der große Miller hat mit seiner Riesenschule immer und immer wieder Spießruten zu laufen. Keinem Missionar ist wohl je so viel irdische Ehre und so weitgehender Einfluß zu teil geworden, wie dem großen Schotten, der mir durch persönlichen Umgang sehr ans Herz gewachsen ist, obschon ich ihm nicht überall hin zu folgen wage. Man muß schon großartiger organisiert sein, um das zu vermögen. Trotz dem „Stern von Indien", dem M. A. und doppelten D. D., dem Sitz im Geheimrat des Gouverneurs, dem höchsten Amt in seiner Kirche, der Vorstandschaft in einer Schule, die mehr als 3000 Schüler zählt, trotz einer Bronce-Statue in Madras, die ihm seine Schüler und Verehrer errichtet haben und die 40 000 R. (52 000 Mk.) gekostet hat, trotz seines gewaltigen Reichtums ist sein Leben doch ein Leben voller Mühe und Kampf gewesen. Oft sieht es aus, als sei jedermanns Hand gegen ihn. Man hat ihm oft und viel nachgesagt, es wenigstens stark angedeutet, sein Kolleg führe den Titel Christian College mit Unrecht; man wünsche dort nicht nur keine Bekehrungen, sondern man fürchte sie geradezu, weil sie der Frequenz der Schule

schaden könnten. Man kann sich von der Größe der Schule eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß nur im College-Departement (also den vier obersten Klassen) die Ausgaben 146 706 R. (190 718 Mk.) betragen. Dazu giebt die Regierung als Salary Grant 25 777 R. (33 510 Mk.). Die Schulgelder betragen 69 741 R. (90 663 Mk.) und die Gesellschaft (n. b. eine Freikirche) giebt nur für diese Anstalt 33 317 R. (43 312 Mk.).

Wohl in Antwort auf allerlei Anfeindungen gab Miller in zwei Vorträgen Auskunft über seine Missionstheorie, und dabei sagt er auch ziemlich klar, was er mit seiner Schule bezweckt. In seinem ersten Vortrag, der so viel Staub aufwarf („Hinduism in the story of the world"), sagt er, daß wir in Indien dreierlei Erziehungsinstitute haben: 1) solche, die nicht daran denken, die Schüler für irgend etwas zu erziehen, das über diese Welt hinausliege (Regierungsschulen); 2) solche, die weniger nach dem Ideal Christi, als nach dem von Griechenland und Rom arbeiten, d. h. sich selbst aufopfernd für den Erfolg der Gesellschaft, der man angehört. Er gesteht beiden eine gewisse Berechtigung zu. Unter Nr. 2 meint er die Missionsschulen gewöhnlichen Schlags, die es auf Vergrößerung ihrer Gemeinden u. s. w. abgesehen haben. Keine so kurze Beschreibung giebt er von der 3. Klasse, die er jedenfalls für die vollkommenste hält und die in seinem Kolleg ihre Verkörperung gefunden hat und die auch das Ideal Christi verwirklichen soll. Schön sagt er: da werde der Teil der Geschichte studiert, in der das göttliche Element am besten in seiner Wirksamkeit gesehen werden könne, und dort werden sie hingewiesen auf den, in dem alles, was wahr sei in irgendwelcher Religion und irgendwelchem System, seine Erfüllung und wirkliche Bedeutung finde. Es sei nicht die Aufgabe von Missionskollegs, die Leute der christlichen Gemeinschaft einzupflanzen, sondern den Weg zu bereiten für diejenigen Missionszweige, die hiezu die spezielle Aufgabe haben, und ich habe es wiederholt aus Dr. Millers Mund gehört, daß er es von Herzen wünscht, daß Reiseprediger und andere Missionsarbeiter die Thüren, die er durch seine Arbeit unter den Hindus aufthut, auch benützen und die Schularbeit mehr ausnützen.

Das ist eine Mahnung, die man bei hohen und niedern Missionsschulen nicht genug beherzigen kann. Das soll nun auch erklären, warum im Kolleg nicht gerade Taufen erstrebt werden. Auf seine Ansichten über die Heidentaufe kommen wir hernach zu sprechen. Man muß sagen, wenn ein andrer als Dr. Miller das aussprechen würde, so käme einem der bösartige Gedanke, es sei da eine Theorie hintennach ausgedacht worden, entweder um den Mißerfolg zu verhüllen oder um der Abneigung gegen Uebertritte, die dem Kolleg

verhängnisvoll werden könnten, einen legitimen Anstrich zu geben. An beides ist bei Dr. Miller nicht zu denken. Ob er recht hat oder nicht, es sind Ansichten, die er schon vor mehr als 25 Jahren nach Indien gebracht hat; es sind das die Grundsätze, mit denen er immer gearbeitet und für die er stets gekämpft hat. Er mißt, kurz gesagt, den Schulen keine direkte Missionsarbeit zu; sie sollen sozusagen nicht auf Uebertritte oder Taufen hinarbeiten, sondern sie sollen die jungen Leute, auf Christum hinweisend, in die Möglichkeit versetzen, von sich aus den entscheidenden Schritt zu thun, oder wie es einer seiner Professoren ausdrückt: „die religiösen Impulse der jungen Leute sollen durch den Bibelunterricht kultiviert werden, und man überlasse es ihnen, für sich selbst Gott zu suchen."

2. Wir kommen nun zu der Arbeit an den Katechumenen oder denen, die sich bereit erklären, in die christliche Gemeinde einzutreten. An dem Streit: ob Massenbekehrungen oder Einzelbekehrungen, haben wir uns in der Basler Mission nie stark beteiligt. Die Fragestellung kommt mir da überhaupt sonderbar vor. Es ist ein Streit um Worte. Die Fragestellung wäre vielleicht klarer, wenn man im Anschluß an das von Dr. Miller Gehörte fragen würde: soll man auf Taufen hinarbeiten oder so, wie es im Christian College geschieht, die Leute auf den Herrn hinweisen, das Evangelium predigen und es ihnen dann überlassen, ob sie sich zur Taufe berufen fühlen oder nicht. Dr. Miller hat zum zweitenmal die Gemüter mächtig erregt durch einen weiteren Vortrag, in dem er seine Gedanken über Bekehrung und Taufe erörtert („Christian Education in the story of India"). Er spricht bei der Taufe von einem göttlichen Rufe dazu und er verwahrt sich dagegen, irgendwie einen Druck ausüben zu wollen, bis die innere Ueberzeugung und die Vorsehung zeigen, daß der Zeitpunkt hiezu gekommen sei. Es sei nicht die Taufe, es sei die Aenderung des Herzens, die im Lauf der Zeit zur Taufe führen werde. Auf einer Seite sehe er das Hören der Predigt, die Annahme des Ideals, das sich Christo Hingeben; auf der andern die Aufnahme in die christliche Kirche durch die Taufe. Seine Gegner meinen: zuerst den Herrn bekennen und dann erst werde der Herr sich offenbaren und sein Ideal in dem Menschen verwirklichen. Dagegen habe er immer protestiert; diese Ansicht sei eins der größten Hindernisse, die man gebildeten Hindus in den Weg lege. Er kehrt

die Sache gerade um und sagt: erst wenn der Hindu einigermaßen den Herrn verstanden hat, wenn er begeistert worden ist durch sein Ideal und etwas von seiner persönlichen Kraft erfahren hat, erst dann und nicht vorher ist er berufen zu der höchsten Ehre, dem Leib des Herrn auf Erden öffentlich einverleibt und unter die gezählt zu werden, die es zufrieden seien, für Ihn zu leben und zu sterben. Die Massentaufen will er durch diese Forderung nicht berührt wissen; er habe es nur mit den individuellen Fällen zu thun. Er sagt warnend, so lange die Kirche darauf bedacht sei, nur sofortigen Erfolg und Fortschritt zu erreichen, werde ihr beides nicht zu teil werden. Er sagt auch kühn, trotz aller Angriffe sei die Zahl derer, die von seinem Kolleg aus und unter Anwendung seiner Prinzipien in die christliche Kirche eingetreten seien, größer als die Zahl derer, die auf anderem Weg zu diesem Ziel gelangt. Er suche seine Studenten von Angesicht zu Angesicht mit Christus in Gemeinschaft zu bringen und zwar nicht mit dem Christus, wie er in den Ansichten und Gepflogenheiten der Menschen erscheine, sondern wie er erscheine in der Erzählung von dem, was er war und was er that. Schließlich schreckt er auch vor der heikeln Frage nicht zurück: ist die Taufe notwendig oder nicht? Er meint, es könne keine richtige Antwort auf diese Frage gegeben werden; man solle so nicht fragen; man könne ja und nein drauf antworten. Gottes Wille müsse geschehen; der, für den die Frage praktisch werde, müsse das nötige Licht von oben erhalten. Wer den Ruf von Gott erhalte, müsse unter allen Umständen folgen. Die Frage müsse mit Gott ausgemacht werden, von Menschen solle man sich nicht drängen lassen. Die Sache dürfe überhaupt nicht als Last dargelegt werden für solche, die zögern, es zu übernehmen. Es sollte als höchste Ehre und ein ganz besonderes Privilegium dargestellt werden; er meint, dann werde auch die Zeit kommen, wo man die finde, die unter einer himmlischen Einwirkung in Scharen Zutritt erlangen werden. Soweit Dr. Miller.

Es ist nicht leicht, seine Ansichten richtig wiederzugeben. Er drückt sich trotz einem deutschen Theologen gewunden und schwerfällig aus, sobald er ex cathedra redet; beim Frühstück spricht er wie andre Menschen, nur mit stark schottischem Accent. Man muß zugeben, daß das hier Angeführte leicht mißverstanden, noch leichter mißdeutet werden kann und es ist das reichlich geschehen. Man darf

auch sagen, daß Dr. Miller zum Teil diese Mißverständnisse selbst verschuldet hat. Manches, was er sagt, wird allgemein acceptiert werden; z. B. daß das sich Hingeben an den Heiland der Taufe vorausgehen sollte. Aber es bleibt doch etwas in diesen Darlegungen, das Aufsehen erregen muß und den Widerspruch herausfordert. Ist es nicht auch Pflicht des Missionars, zur Taufe aufzumuntern? Kann die Taufe nicht ein höchstes Privilegium und zugleich Pflicht sein? Nach seinen Darlegungen scheint es doch, als seien nur etliche Auserwählte besonders organisiert und berufen, in die christliche Kirche einzutreten. Die ganze Theorie scheint mir auch nicht Rücksicht zu nehmen auf die große Masse von Fällen, besonders aus den untern Schichten, wo doch der einzige gangbare Weg der ist, daß die Leute überredet werden, die Perle zu kaufen und wo sie dieselbe oft angesichts des hohen Preises mit Ach und Krach annehmen und sie dann so nach und nach erst schätzen lernen. Ist es nicht den meisten von uns so ergangen? Es ist ja gewiß richtig, daß der äußere Akt der Taufe an Wert der Bekehrung des Herzens nachsteht; aber muß man darum, wenn diese Bekehrung stattgefunden, es auf sich beruhen lassen, ob die äußere Veränderung, die durch die Taufe eingeleitet wird, nachfolgt oder nicht? Taufe ist freilich kein Ziel in sich selbst, aber es ist doch die erste normale Stufe, von Christus eingesetzt und durch Erfahrung bezeugt, gegen das Leben hin, ohne das alle Ideale und alle edlen Bestrebungen doch nichts sind als Blätter an einem dürren Baum. Dazu kommt, daß für den Hindu eben erst mit der Taufe wirklich ernst mit dem gemacht wird, was Dr. Miller dem Herrn angehören heißt; erst dadurch nimmt der Hindu wirklich sein Kreuz auf sich und folgt dem Herrn nach. Was der Hindu scheut, ist gerade die Taufe, und sofort berufen sie sich auf Dr. Miller und nehmen aus all den Darlegungen nur das eine heraus, man könne ein guter Christ sein auch ohne Taufe, d. h. in der Kaste bleiben und in all den alten Verbindungen. Wenn es auch Dr. Miller gewiß nicht will, das Ganze nimmt sich doch aus, wie ein neuer bequemer Weg, ein Weg mit Umgehung der Schmach Christi.

So dringen wir also in der Basler Mission auf die Taufe, natürlich unter dem steten Hinweis, daß das Wasser es freilich nicht thut. Hinsichtlich dessen, was in den Taufunterricht gehört, verweise ich auf die geistreichen Darlegungen von D. Zahn in der Warneckschen Missionszeitschrift (1893, 345 ff.). Nur finde ich, in solchen Fragen so scharf und prinzipiell entscheiden wollen, ist ja auf dem Papier sehr nett; aber die Verhältnisse sind stärker als alle Theorien. Wenn man so ein Häuflein Taufkandidaten beieinander hat, keiner dem andern gleich, da hört alle europäische Missionswissenschaft auf. Massenbekehrung

oder Einzelbekehrung? Was soll das heißen? Wenn Massen kommen, freue ich mich; mit einzelnen nehme ich vorlieb. An meiner Missionsarbeit, d. h. an der Heidenpredigt ändert es nichts, ob ich es auf die Massen abgesehen habe oder auf einzelne. Das Wort ergeht an die Massen, es wirkt an den einzelnen, und mit diesen, ob sie in Massen oder einzeln kommen, habe ichs zu thun. Bekehren sollen sich alle, aber sie thuns nicht und können auch nicht aus sich selbst.

Wer soll den Taufunterricht geben? Es ist bei uns üblich geworden, daß der Gemeindekatechist anfängt, denn den verstehen die Neulinge besser; vor der Taufe, etwa die zweite Hälfte des Unterrichts, giebt der Missionar besser selbst, besonders wenn er die Leute taufen will. Und worin unterrichten wir? Wir fangen in der Regel mit der biblischen Geschichte an. Da muß man den Katechisten auf die Finger sehen, denn sonst kommt man dahin, daß die Taufe stattfinden sollte, wenn sie bei Simson oder bei Rehabeam angelangt sind, und doch ist die Hauptsache, daß die Taufkandidaten das Leben des Heilandes kennen lernen. Schon Josenhans prägte uns ein, daß auch der Katechismus von Luther drankomme. Das Hauptstück von der Taufe und das Wichtigste aus dem zweiten Hauptstück habe ich immer vorgenommen; zum ganzen Katechismus reichte es selten. Welche Forderungen sind an den Täufling zu stellen? Hinsichtlich des Wissens ist nichts festzustellen; da richtet sich alles nach dem Lebensalter, dem Geschlecht, der Bildung, der Kapazität des einzelnen. Ich hatte einen Taufkandidaten, der bessere Antworten gab als manche Predigerseminaristen, und zu gleicher Zeit ein altes Weiblein, dem ich kaum das Vaterunser beibringen konnte. Ich taufte die letztere mit größerer Freudigkeit als den erstern. Bekehrt sollten die Leute sein; Josenhans stellte sogar fest, die Mitteilung des hl. Geistes sollte mit dem Taufakt zusammenfallen. Als Ideal läßt sich das festhalten; aber wer will da das Richtige treffen! Ich war im allgemeinen zufrieden, wenn die Leute aufrichtig waren, Liebe zum Heiland zeigten, sich auf die Taufe freuten und im Wandel kleine Fortschritte zeigten. Wirklich kennen lernt man die Hinduchristen erst nach der Taufe und da fällt es oft besser und oft schlimmer aus, als man am Tauftag gedacht.

Wie lange soll unterrichtet werden? Wir haben die Taufkandidaten in der Regel ein Jahr lang im Taufunterricht. Gefördertere Leute taufen wir auch früher. Bei zu langem Hinhalten kommt nichts heraus; kann man sie nach zwei Jahren nicht taufen, so scheidet man sie lieber aus. Schließlich werden sie dem Presbyterium vorgestellt; an manchen Orten macht man auch die Taufe von der Zu-

stimmung des Presbyteriums abhängig. Der Tauftag ist ein Festtag für die ganze Gemeinde. Kinder, die noch nicht schulpflichtig sind, werden ohne Unterricht mit den Erwachsenen zusammen getauft.

Was nun die äußere Lage unsrer Konvertiten anbelangt, so ist das die große schwere Not, besonders in der gegenwärtigen Zeit. Daß die Mission auch eine soziale Seite und Aufgabe hat, sollte unumwunden anerkannt werden. Mit dem bloßen Predigen ist es nicht gethan. Kein Land verlangt bei seinen verwickelten und unnatürlichen sozialen Verhältnissen mehr die Anwendung von allen möglichen christlichen Thätigkeiten als Indien. Der Hinduismus ist nicht bloß Religion, er ist ein alles durchdringendes soziales System, das durch religiöse Autorität gestützt wird. Wer aus diesem Knäuel heraustritt, steht allein, und wenn er sich nicht einem andern Verband anschließen kann, ist er übel dran. Es ist somit nötig, an Stelle des heidnisch-sozialen Systems ein christliches zu setzen, und schon beim Uebertritt muß darauf hingearbeitet werden. So lange die Gemeinden noch klein sind und sich nichts wie eine Brüderschaft gegenseitiger Hilfe und Handreichung bilden läßt, wird die Mission wohl oder übel eintreten müssen. Die Uebergetretenen können nicht in ein paar Jahren das leisten, was anderswo 19 Jahrhunderte gebraucht hat. Darum hat die Basler Mission schon frühe erkannt, daß die materiellen und sozialen Dinge nicht außerhalb der Wirksamkeit des Missionars liegen. Ich glaube, die apostolische Mission spricht zu Gunsten aller derartigen Bemühungen. In manchen Missionen wird all das, was ein Missionar in dieser Hinsicht thut, mehr geduldet als ermutigt. Unsere Mission hat die Sache schon frühe und mit großer Energie unternommen. Ich darf sagen, daß wir zu unsern industriellen Unternehmungen einfach gezwungen wurden: die Taufkandidaten wollen beschäftigt sein, wollen auch gegessen haben, und ihnen einfach Geld zu geben, wäre unweise und unsittlich. Diese Werkstätten eignen sich auch trefflich, praktisches Christentum zu üben, die Taufkandidaten zu prüfen und ihnen zu zeigen, wie ein Christ lebt, arbeitet, spart ꝛc. Die Verhältnisse liegen eben draußen, besonders in Malabar (in Folge des Neffenerbfolgerechts) so, daß die Taufkandidaten das äußere Leben nach dem Uebertritt eben auch von vorn anfangen müssen; besonders arbeiten müssen die meisten erst bei uns lernen.

Man begann 1846 mit etwas wie einer Industrieschule (2 Buchbinder, 2 Schlosser, 2 Weber wurden ausgebildet); dann sandte man Jungen zu Meistern in Bombay u. s. w. So wurden manche Handwerke eingeführt. Sie kamen zu nichts, da sie die Handwerke nicht genug verstanden. Man sandte nun europäische Handwerker: einen Schmied und einen Uhrenmacher. Auch damit wars nichts. Dann kam ein Weber. So kam es zu der ersten Weberei und das andere kam alles nach. Man fand, daß die Sache nur als Großindustrie Bestand haben könne. Das große Dilemma oder die Sackgasse, vor der wir aber stehen, ist die: was sich gut zahlt, erhält die Leute abhängig von der Mission; was sie selbständig machen würde, zahlt sich nicht. In den nationalen Artikeln kann man nicht konkurrieren mit Heiden (ein Christ braucht gottlob etwas mehr zum Leben als ein Heide und hat keinen eigenen Grund und Boden), oder sind die Arbeiten Sachen einer bestimmten Kaste.

Die Sache wirkt auch auf die Heiden zurück; sie beobachten sehr aufmerksam, was aus ihren Leuten bei uns wird, ob sie sozial, intellektuell und sonst vorwärts kommen oder nicht. Allerdings die Nachteile kennt niemand besser als wer in der Sache gestanden; ich sehe so wenig drüber weg, daß ich gern zugebe, wer es ohne Industrie ꝛc. machen kann, der soll ja nicht an so etwas denken.

Wir haben uns darum neuerdings wieder der Landwirtschaft zugewendet, denn geholfen ist uns nur, wenn unsere Christen das Erdreich besitzen. Man hat das schon einmal probiert, aber mit schlechtem Land und neuen Christen, die keine Bauern waren. Nun soll in Paraperi bei Kodakal von unten herauf gearbeitet werden und ein christlicher Bauernstand im Zusammenhang mit dem dortigen Waisenhaus herangebildet werden. Auch um neue Handwerke thun wir uns um. Die Sache macht uns viel Sorge und Not und es mag sein, daß wir auch von Anfang an etwas gefehlt haben: vielleicht zu viel für die Leute gethan und zu wenig von ihnen erwartet. Die Leute sind wohl auch zu sehr von ihrem Boden weg und auf Hauptstationen gezogen; vielleicht ist auch die Dorfindustrie zu wenig und die Großindustrie zu sehr gepflegt worden.

Je tiefer die Taufkandidaten stehen, um so dringender ist diese soziale Mission nötig, um so schwieriger, um so gefährlicher ist sie. Man vergesse dabei nicht, daß die Leute, soll ihnen sozial geholfen werden, zuerst — in Indien wie in Europa — neue Menschen werden müssen. Die Gefahr ist, wenn die soziale Hilfe und die eigentliche Missionsarbeit nicht getrennt werden, daß man mit dergleichen eine traurige Sorte von nominellen Christen erzieht, die dann den Ton der christlichen Gemeinden sehr herabdrücken. Drum gilt es da die

Hauptsache nicht vergessen und in diesen äußern Dingen für die Leute nicht etwas thun, was sie selbst thun können. Geduld braucht es aber. Die Hauptarbeit fängt nach der Taufe an. Aus Paria und sonstigen Leuten der untern Schichten gute Haushalter und treue Christen heranzuziehen ist eine Arbeit, die den größten Glauben, unermüdliche Geduld und äußerste Beharrlichkeit verlangt.

(Schluß folgt.)

Ein Missionsjubiläum.

(Schluß.)

3. Erstarkung und weitere Entwicklung der Mission.

Nachdem die beiden Tschong-lok-Stationen Tschong-tschun und Nyen-hang-li gegründet waren, vergingen volle 13 Jahre, bis es zur Gründung weiterer Hauptstationen kam. Doch war es keine Zeit des Stillstands. Im Gegenteil; es wurde nach und nach ein Netz von Außenstationen über das ganze Land hin ausgespannt, womit bereits die Anknüpfungspunkte für neue Hauptstationen gegeben waren. Doch hielt das „Unterland" mit dem „Oberland" nicht gleichen Schritt. In jenem entwickelte sich das Werk weit weniger rasch und kräftig, als in diesem. Suchen wir in aller Kürze die weitere Entwicklung in beiden Gebieten zu verfolgen, und zwar zuerst im Unterland.

Hongkong, seit mehr als 50 Jahren eine englische Kolonie, ist während dieser Zeit rasch emporgeblüht. Es ist ein Hafenplatz ersten Ranges, dessen Stadt Viktoria über 200 000 Einwohner zählt und ein Stapelplatz des Großhandels ist. Die chinesische Bevölkerung gehört nur zum geringeren Teil dem Hakka-Stamm an und ist überhaupt eine sehr wechselnde, ab- und zugehende. Obschon aus diesem Grund Hongkong nicht gerade ein sehr günstiger Boden für die Bildung einer christlichen Gemeinde ist, so hat sich doch um das Basler Missionshaus im Westen der Stadt eine kleine, feste Hakka-Gemeinde gesammelt, zu der noch eine Filialgemeinde im Osten der Insel, im Dorfe Saukiwan, gekommen ist.

Anderseits ist Hongkong durch seinen allseitigen Verkehr ganz dazu angethan, das Hauptquartier für die von den Baslern auf dem Festlande getriebene Mission zu sein. Es ist das Thor, zu dem alles aus- und eingeht, von wo aus sich die Missionare auf's Festland begeben, wohin sie sich in Zeiten der Gefahr zurückziehen, und von wo aus sie als Erholungsbedürftige oder als Invaliden in die europäische Heimat zurückkehren. Von hier aus wird auch der Verkehr mit den nach Südamerika, den Sandwichs-Inseln, nach Borneo ꝛc. ausgewanderten Hakka-Christen gepflegt.

Von Hongkong aus wurden aber auch seiner Zeit neue Arbeitsgebiete in Angriff genommen. So der Tschyang-yen Kreis nördlich von Kanton, wo der Rebellenkaiser Fung-Syu-tschen sein Werk mit der Zerstörung der Götzen und der Predigt von der vollkommenen Gesetzgebung des wahren Gottes begann. Manche der durch ihn angeregten Leute zeigten sich auch später, als z. B. Lechler 1865 in jene Gegend kam, empfänglich für das Evangelium, so daß dort mehrere kleine Gemeinden gegründet werden konnten. Bei einem Gebietsaustausch im Jahre 1882 wurden dann diese an die Berliner Mission abgegeben.

Ebenso fand Lechler im Jahr 1867 nördlich von Hongkong Eingang in der an der Mirsbai gelegenen Gegend von Khi-tschhung. Hier waren es besonders die Fischer in dem Dorfe Schong-thung, die sich allabendlich um ihren eifrigen Dorfschulmeister Wong En-kan zum Hören des Wortes Gottes versammelten. Es entstanden zwei kleine Gemeinden, die dann von Lilong aus geleitet wurden, bis es die bedeutende Entfernung ratsam erscheinen ließ, Khi-tschhung im Jahr 1879 zur Hauptstation zu erheben. Der mit dem Bau der Station betraute Br. Kammerer hatte zwar wegen einiger in der Nähe befindlichen Gräber viel Widerstand zu überwinden, aber durch Geduld und mit Gottes Hilfe kam man doch zum Ziel. Merkwürdigerweise bekehrten sich hier mehrere der anfänglichen Gegner. Doch ist trotz einzelner Erfolge die Bevölkerung in diesem Gebiet bis heute sehr unzugänglich geblieben und die Arbeit hat nur eine sehr spärliche Ernte ergeben.

Auch von der Station Li-long aus wurden die Grenzpfähle weiter gesteckt. Ende der sechziger Jahre erfolgten ziemlich überraschende und zahlreiche Uebertritte und es entstanden nicht weniger als vier Außenstationen im Norden und Westen. Dagegen hatte

die Station im Jahr 1872 eine schwere Krisis durchzumachen. Das Predigerseminar sollte durch einen Neubau erweitert werden. Eine dadurch wünschenswert gewordene und von den Missionaren vorgenommene kleine Wegveränderung gab den heidnischen Dorfbewohnern Li-longs einen erwünschten Anlaß, ihren habsüchtigen Gelüsten Luft zu machen. Ein erregter Volkshaufe kam auf den Bauplatz herangestürmt, bedrohte das Leben Br. Bellons und seiner Frau und zog, nachdem er beschwichtigt worden war, mit der Drohung ab, die Station niederbrennen zu wollen. Sowohl Bellon mit seiner Familie, als auch nachher Gußmann mußte sich bei Nacht und auf Umwegen nach Hongkong flüchten. Erst nach vielen Verhandlungen, die ein halbes Jahr hindurch geführt wurden, konnten sie wieder nach Li-long zurückkehren. Auch bis heute noch verharrt der größte Teil der Einwohnerschaft Li-longs in Gleichgültigkeit gegen das Evangelium. Dagegen kamen in den folgenden Jahren im Norden und Osten, neuerdings auch im Süden, weitere Außenstationen dazu. Die Hauptbedeutung aber der Station Li-long liegt in dem dortigen Seminar, einer Knabenanstalt und Mädchenschule. Von ihren Außenstationen wurden die nördlichen in der Folgezeit abgezweigt und die eine derselben, Tschong-hang-kang, 1880 zur selbständigen Station erhoben.

Zwei Jahre später (1882) kam noch das zwei Stunden westlich von Tschon-hang-kang gelegene Long-hëu als weitere Station hinzu. Während einer Reihe von Jahren hatte nämlich die durch Missionar Hanspach gegründete Berliner Mission und die Basler in dieser Gegend ziemlich planlos durcheinander gearbeitet. Dies mußte natürlich zu Unzuträglichkeiten führen. Deshalb wurde 1882 eine Gebietsabgrenzung mit Austausch einzelner Strecken vorgenommen. So wurde die bisherige Berliner Station Long-hëu mit ihrem Gebiet an Basel abgetreten, wogegen das Basler Arbeitsgebiet in Tschyang-yen, sowie die Gemeinde Pak-sa im Kwui-schen Kreis den Berlinern zugewiesen wurde. Durch Verlegung der Hongkonger Mädchenanstalt nach Long-hëu im Jahr 1891 erhielt diese Station eine erhöhte Bedeutung.

Von der Gründung einer Mission in dem nordwestlich von Long-hëu gelegenen Hakka-thung und deren späterer Uebergabe an eine amerikanische Gesellschaft, von allerlei Kämpfen und Fortschritten, zum Teil auch Niederlagen in den nordöstlichen Dörfer-

gruppen ließe sich noch manches erzählen. Aber wir müssen dem Oberland zueilen.

Der Weg dahin ist zwar nicht mehr so gefahrvoll, wie in früheren Zeiten, aber immerhin sehr weit. Legt man ihn der Bequemlichkeit wegen — besonders wenn man mit Familie und Gepäck reist — zu Wasser von Kanton aus den Ostfluß hinauf zurück, so kann man unter Umständen zwei bis drei Wochen zur Reise nach Tschhong-lok brauchen. Es ist daher von Wert, daß die Basler Mission in der am Ostfluß gelegenen Station Fu-tschuk-pai ein Mittel- und Bindeglied zwischen dem Unter- und Oberland erhalten hat. Von Anfang an hatten die Missionare auf ihren Reisen nach und von Tschhong-lok den Markt Fu-tschuk-pai passiert und schon in den sechziger Jahren dort Anknüpfungspunkte gefunden. Es war dies besonders der Fall durch die Bekanntschaft mit einem netten jungen Mann, Namens Yang, einem Schreiber des dortigen Amthauses. Dieser wurde nach seiner Bekehrung ermutigt, in das Seminar in Li-long einzutreten. Als er hier seinen Kursus vollendet hatte, wurde er 1872 als Prediger in seine Heimat zurückgesandt. Der Herr segnete sein Zeugnis und es entstand eine kleine Christengemeinde, die sich besonders aus dem benachbarten Dorfe Tschhau-sa zusammensetzte. Unter der Leitung des thätigen eingebornen Miss. Kong Ayun in Nyen-hang-li blühte diese Gemeinde so auf, daß sie 1878 schon über 100 Glieder zählte. Nun wurde in der Nähe von Tschhau-sa ein passender Bauplatz erworben und 1879 zunächst ein Wohnhaus, später auch eine geräumige Kapelle gebaut. Während auf der Station selbst eine Knabenanstalt eingerichtet wurde, reihte sich allmählich ein immer weiterer Kranz von Außengemeinden um Fu-tschuk-pai. Im Jahr 1884, zur Zeit des Tonking-Krieges, als sich die Heiden anschickten, zunächst die eingebornen Christen und dann auch die Missionare zu verjagen, erhielten die jungen Gemeinden ihre Leidenstaufe, die aber nur von kurzer Dauer war, da die chinesische Obrigkeit den Raubgesellen noch rechtzeitig ihr Handwerk legte. Dauernder vermochten die feindseligen Aeltesten des Tschhin-Stammes in Ha-schak die Bewohner dieser Gegend durch Bann und Verfolgung vom Uebertritt zum Christentum abzuhalten. Erst seit im vorletzten Jahr ihr Haupt ein Ende mit Schrecken nahm, atmen die Leute wieder freier auf. In ähnlicher Weise wurde das

Wachstum des Werks in Tshyang-khai durch mächtige Feinde aufgehalten, indem sie jahrelang durch einen ungerechten Prozeß die Benützung des von der Gemeinde gekauften Versammlungslokals verhinderten. Trotz dieser mannigfachen Hindernisse ist die Zahl der zu Fu-tschuk-pai gehörenden Christen auf nahezu 400 angewachsen und die Station hat vermöge ihres weiten Gebiets voraussichtlich noch eine bedeutende Zukunft.

Wenden wir uns nun dem Oberland zu. Wenn wir die Reise nach den beiden Oberland-Stationen von Fu-tschuk-pai aus zu Land machen, so gelangen wir in drei starken Tagereisen zuerst nach Nyen-hang-li. Aber schon eine Tagereise von diesem passieren wir die seiner Zeit von Nyen-hang-li aus angelegte Tochterstation Ho-schu-wan. Eine weitere Tochterstation Nyenhang-lis ist das eine Tagereise südöstlich davon gelegene Moi-lim. Die Gründung dieser beiden Stationen hängt mit der Entwicklung der Mutterstation zusammen.

Es war im Anfang des Jahrs 1875, daß eine Abordnung von Leuten aus dem südlich von Tschhong-lok gelegenen Luk-fung Kreis nach Nyen-hang-li kam mit der Bitte, unter ihnen eine Mission anzufangen, da sie durch Bibelteile, die sie von einem Kolporteur erhalten, zum Glauben an die christliche Religion gekommen seien. Man war aber genötigt, diese Leute der englisch-presbyterianischen Mission, die ihr Hauptquartier in Swa-tau hat, zuzuweisen, da der betreffende Kreis nicht zum Basler Missionsgebiet gehört. Die Sache hatte aber doch zur Folge, daß dadurch einige Männer auf dem Markte Moi-lim mit der Basler Mission bekannt wurden und um Unterricht baten. Dieser Bitte wurde so gut als möglich entsprochen. So arbeitete z. B. der alte Tschong-hin eine Zeitlang freiwillig in Moi-lim und kaufte auch daselbst ein altes Haus, das die entstehende Gemeinde zu einem Gottesdienstlokal herrichten ließ. Durch die Taufe von 24 Personen konnte diese im Oktober 1877 als gegründet angesehen werden. Eingeborne Gehilfen bedienten sie eine Reihe von Jahren, bis noch weitere kleine Gemeinden in einiger Entfernung davon entstanden und die Anwesenheit eines Missionars erforderten. So wurde 1889 Moilim zur Hauptstation erhoben und ein Missionshaus etwa eine halbe Stunde vom Marktflecken erbaut. Wie bekannt, wurde Moi-lim im Jahr 1895 von den Rebellen geplündert. Sie ist

aber seitdem wieder bezogen worden und die Arbeit in diesem Gebiet berechtigt zu schönen Hoffnungen.

Ebenfalls Mitte der siebziger Jahre entstand auch auf der Station Nyen-hang-li selbst ein starker Zuzug von Wahrheitssuchenden, sodaß im Jahr 1876 zwei größere Tauffeste gefeiert werden konnten. So wurden am Trinitatisfest 88, und an Weihnachten 71 Heiden getauft. Dazu mehrte sich die Gemeinde im folgenden Jahr noch fast um 100 Seelen. Dies hatte zur Folge, daß sich das Bedürfnis nach einer geräumigen Kapelle auf der Station als unabweisbar herausstellte. Es wurde deshalb oben auf dem Stationshügel von Miss. Gußmann eine Kirche erbaut, die zum größten Teil aus den eigenen Mitteln der Gemeine erstellt wurde und die das geräumigste Gotteshaus der ganzen Basler Mission in China ist. Die zum Bau erforderlichen Backsteine, sowie die Ziegel für die neue Mittelschule stellte bei dieser Gelegenheit ein heidnischer Ziegelbrenner am Fuß des Stationshügels her. Dieser wurde nun aber durch Gottes Gnade bekehrt und verkündigte, nachdem er in seine Heimat Yun-on zurückgekehrt war, seinen Verwandten und Bekannten die christliche Lehre mit solcher Freudigkeit, daß auch von dort her bald der Ruf nach einem christlichen Lehrer laut wurde. Schon im Sommer 1878 konnte der eingeborne Missionar Kong dort 28 Personen als Erstlinge taufen. Unter diesen befand sich auch der Korbflechter Yi-A-tsung, ein alter, kinderloser Mann, der sein in Ho-schu-wan befindliches Haus der Christengemeinde verschrieb und es ihr schon bei seinen Lebzeiten als Versammlungslokal einräumte.

So entstand die Station Ho-schu-wan. Freilich hatte dieselbe auch viele und schwere Kämpfe zu bestehen, da die umwohnenden Heiden zum Teil sehr feindlich gesinnt waren.*) Unter der

*) Wie sich dieser Haß äußerte, davon nur zwei Beispiele. Das eine Mal drang während des Gottesdienstes ein roher Pöbelhaufe in die Kapelle, riß den Prediger von der Kanzel herunter, und mißhandelte ihn und die Christen. Als diese dann im Amthause Hilfe suchten, wurden sie von den Gerichtsdienern mit ihren Zöpfen an die Säulen des Amthauses festgebunden und der Wut des Pöbels preisgegeben. Eine Zeitlang konnte gar kein öffentlicher Gottesdienst mehr gehalten werden. — Ein anderes Mal verbanden sich Tausende von Studenten, die zum Examen in Yun-on zusammengeströmt und hier von einigen Graduierten aufgehetzt worden waren, nicht eher ins Examen gehen zu wollen, als bis sie das Missionshaus, diesen Greuel, zer-

Leitung von Missionar Kong hat sich die Gemeinde der im Jahr 1884 vollendeten Station in den letzten Jahren bedeutend gemehrt.

Die Mutterstation Nyen-hang-li aber ist mit ihren mehr als 600 Christen und 169 Schülern heute die größte aller Basler Gemeinden in China. Auch sie war im Jahr 1895 mehrmals von den Rebellen ernstlich bedroht, blieb aber, Gott sei Dank, von einem Ueberfall derselben gnädig verschont.

Ihre Schwester-Station Tschong-tschun ist zwar selbst etwas kleiner geblieben, aber keineswegs unfruchtbarer. In drei Kreisen befinden sich ihre Töchter: die Stationen Hok-schu-ha, Hin-nen und Ka-yin-tschu. Verfolgen wir kurz deren Entstehung und zwar zunächst die von Hok-schu-ha, das sechs Stunden nordwestlich von der Mutterstation Tschong-tschun liegt.

Schon in den sechziger Jahren hatte letzteres nicht nur in einigen umliegenden Dörfern, sondern auch im entfernteren Lyung-tschhon Kreis einige Außengemeinden erstehen sehen. Diese hatten schwere Kämpfe durchzumachen, bis im Dorfe Pok-schak-ha ein geeignetes Haus zur Kapelle und Schule hergerichtet war und man für einige Zeit zur Ruhe kam. Aber später gab es neue Verfolgungen von seiten der bösartigen, hitzigen und rohen Bevölkerung. Namentlich war dies der Fall während des Tonking-Krieges (1884), der die Gemüter so erhitzte, daß man die Kapelle in Pok-schak-ha zerstören wollte. Doch die Christen wehrten sich mit Erfolg gegen ihre Feinde. Endlich im Jahr 1886 gelangte der Plan, bei dem Markte Hok-schu-ha eine Station zu errichten, zur Ausführung. Es war wie ein Wunder, daß ihre Gründung inmitten dieser Bevölkerung ohne besondern Zwischenfall gelang. Eine Christenfrau erzählte aber Miss. Schaible, der den Bau zu leiten hatte, wie sie schon seit zehn Jahren darum gebetet habe, daß sich auch in Hok-schu-ha Missionare niederlassen möchten. Von hier aus wird nun in weitem Umkreis das Evangelium verkündigt, wobei der jetzt dort stationierte Miss. Morgenroth besonders durch ärztliche Hilfeleistung schon da und dort Eingang gefunden hat.

---

stört hätten. Schon begab sich am Abend viel Volks auf die umliegenden Höhen, um von dort aus dem Schauspiel des Brandes zuzusehen, als sich der Kreisrichter noch rechtzeitig die Namen der Rädelsführer einhändigen ließ und für Sicherheit sorgte. Die Studenten gingen kleinlaut ins Examen und die Gefahr war abgewendet.

Wie sich die Basler Mission in China überhaupt von Hongkong aus in nordöstlicher Richtung immer tiefer ins Land hinein ausgebreitet hat, so gelangen wir auch, in dieser Richtung von Tschong-tschun aus weiter wandernd, zu den beiden vorgeschobensten Stationen Hin-nen und Ka-yin-tschu.

Die Kreisstadt Hin-nen, die erste Handelsstadt des Hakka-Landes, ist etwa anderthalb Tagereisen von Tschong-tschun entfernt. Die Mission wurde auf eigentümliche Weise dahin geführt. Es war zu Anfang der achtziger Jahre, daß eine ziemlich große Anzahl von Leuten aus jener Gegend, die teils schon zum Katholicismus übergetreten waren, teils im Begriff standen, dies zu thun, mit dem dortigen römischen Priester unzufrieden waren und zwar nicht ohne Grund. Als sie nun hörten, daß es noch eine andere christliche Mission gebe, die in Tschhong-lok arbeite, ja daß ein Bekehrter aus ihrer Gegend sich dort befinde, schickten sie einige Männer nach Tschong-tschun und Nyen-hang-li, um die Missionare einzuladen, ihre Mission auch nach Hin-nen auszudehnen. Diesem Wunsch wurde zunächst dadurch entsprochen, daß jener Christ aus Hin-nen, der gerade als Hilfskatechist in Nyen-hang-li stand, in seine Heimat geschickt wurde, um die dortige Bewegung zu prüfen und sie womöglich durch die Predigt des lautern Evangeliums in die rechte Bahn zu leiten. Seine Arbeit war von Erfolg gekrönt. Gegen 50 Personen aus verschiedenen Ortschaften scharten sich allmählich um ihn. Zwar mit den bereits zur äußeren Werkgerechtigkeit erzogenen römischen Christen kam es zu keinem befriedigenden Ergebnis. Dafür thaten andere dem Evangelium das Herz auf, und nachdem Miss. Bender die Leute mehrmals besucht hatte, konnte er im September 1882 33 Personen taufen. Die Zahl der zu Hin-nen gehörenden Christen stieg dann so rasch, daß dieselbe im Jahr 1884 bereits 107 betrug. Sie wurden zunächst unter der Leitung der Missionare in Ka-yin-tschu von eingebornen Gehilfen bedient, bis man im Jahr 1887 in dem Orte Pyang-thong, eine Stunde von der Stadt Hin-nen entfernt, ein großes Anwesen, das von den Heiden als unglückbringend angesehen wurde, ankaufen konnte. Das geräumige Haus wurde dann so umgebaut, daß die Missionare, ihre Gehilfen, eine Kapelle und eine Mädchenanstalt darin Unterkunft fanden. Somit wurde Hin-nen zur Hauptstation, auf der der ehrwürdige Senior

der Mission, Lechler mit seiner Gattin, noch in ziemlich frischer Kraft steht und das Evangelium in der näheren und ferneren Umgebung unter Christen und Heiden predigt.*)

Der am weitesten ins Land vorgeschobene Posten der Basler Mission ist die Station Ka-yin-tschu mit ihren Außenplätzen. Sie ist von Hin-nen aus entweder zu Land in einem starken Tagemarsch oder auch im Boot auf dem Moi-Fluß zu erreichen. Die Präfekturstadt Ka-yin-tschu ist als Sitz chinesischer Gelehrsamkeit voll höherer und niederer Schulen, aber gerade deshalb auch ein harter Boden für die Mission; denn den hochmütigen Schülern des Konfucius ist die Predigt von Christo, dem Gekreuzigten, ebenso eine Thorheit wie weiland den Philosophen Athens.

Schon 1877 wurde Ka-yin-tschu mit dem von dort gebürtigen Katechisten Lyong, der 15 Jahre früher durch Missionar Hanspach für das Christentum gewonnen worden war, besetzt. So lange dieser hier in aller Stille arbeitete, war nicht viel von Widerstand zu merken. Als aber 1883 die Missionare Lechler und Bender in der Nähe der Stadt einen Platz zur Errichtung einer Missionsstation erwarben und den jungen Br. Schultze in der Stadt absetzten, damit er den Stationsbau leite und das begonnene Missionswerk weiter betreibe, da merkten die Gelehrten Ka-yin-tschus, daß ein ernstlicher Angriff auf ihre Hochburg des Konfucianismus geplant sei. Es bildete sich unter ihnen ein Komplott, wonach sie mit allen Mitteln von Lug und Trug, Bedrohung und Bestechung, namentlich der Beamten, durch einen mehrjährigen Prozeß die Errichtung der Station zu hintertreiben suchten. Selbst durch das Einschreiten des deutschen Konsuls konnte nur so viel erreicht werden, daß die Missionare schließlich angewiesen wurden, auf einem andern Platz zu bauen, der sich übrigens in der Folge als noch zweckmäßiger als der zuerst in Aussicht genommene erwies. Erst im Jahr 1887 konnte ein vorläufiges Wohnhaus errichtet werden, das dann später erweitert wurde und zu dem noch eine Kapelle und Knabenanstalt hinzukam.

---

*) Auch von der Verwundung, die er sich im vorletzten Jahr zuzog, als er sich vor den drohenden Rebellenscharen in die Stadt Hin-nen geflüchtet hatte und die Bühne des Hauses unter ihm zusammenbrach, hat er sich gottlob wieder ganz erholt.

Hier in Ka-yin-tschu wurde 1893 auch der jüngste Arbeitszweig, die **ärztliche Mission**, durch Dr. Winenberg begonnen. Bei der großen Bedeutung, die die medizinische Mission anerkanntermaßen in China hat, wird hoffentlich auch die Basler ärztliche Thätigkeit mit dazu beitragen, die falschen Vorurteile der Chinesen zu beseitigen und durch den Erweis der Liebe als des Mittelpunktes und der Frucht der christlichen Religion ihre Herzen zu gewinnen.

* * *

Damit wären wir am Schluß unserer Skizze. Nur in flüchtigen Zügen haben wir versucht, den äußeren Gang des Basler Missionswerks während des Zeitraums von 50 Jahren zu zeichnen. Seine innere Entwicklung, wie sie sich in der Erforschung und Bekämpfung des Heidentums, in der Organisation und Leitung der Gemeinden, in der Ausgestaltung und Pflege der niederen und höheren Schulen, in der Schaffung einer christlichen Litteratur, in der Anleitung der eingebornen Christen zu allmählicher Selbständigkeit u. a. m. vollzogen hat, darauf konnten wir hier nicht näher eingehen. Schwert und Kelle zugleich zu führen ist die eigentliche Aufgabe der Mission. Sie hat sich auch in unserer chinesischen Mission so gestaltet. Das äußere Ergebnis aber, zu dem die Basler Arbeit unter den Hakka-Chinesen unter dem Segen Gottes gelangt ist, besteht aus 13 Haupt- und 41 Nebenstationen mit 4093 Christen. Ihre 59 Schulen werden von 1166 Schülern besucht. In der Arbeit stehen jetzt 23 europäische und 4 eingeborne Missionare, 1 eingeborner Pfarrer, 2 Evangelisten 54 Katechisten und 55 Lehrer und Lehrerinnen.

Die Arbeit der Basler Brüder auf dem so schwierigen chinesischen Missionsfeld ist nicht vergeblich gewesen und wenn sich dieselben am 6. Januar d. J. auf der Station Hin-nen um ihren Senior, Miss. Lechler, scharen und mit ihm vereint dem Herrn des Weinbergs ihren demütigen Dank darbringen, so möge auch die Heimatgemeinde dessen nicht vergessen, was während der letzten 50 Jahre unter dem Segen Gottes in China zur Ausbreitung seines Reiches geschehen ist.

Die Tibetische Pionier-Mission.

An der Grenze Tibets stehen mehrere Missionen, die nur auf den Augenblick warten, daß sich ihnen das bis jetzt verschlossene Land aufthut. Aber wie das Hochgebirge des Himalaya sich als ein gewaltiger Felsenwall zwischen den innerasiatischen Gebieten und der Halbinsel von Vorderindien auftürmt, so erscheint auch das Hochland von Tibet als eine für die Außenwelt abgesperrte Welt. Zwar sind es nicht die himmelhohen, mit Schnee bedeckten Bergmassen mit ihren schwindelnden Gebirgspfaden, nicht die reißenden Gebirgswasser, über die kein sicherer Steg führt, die den Boten Christi den Zugang in jenes Land verwehren. Schon manche Reisende und Missionare, ja selbst Frauen, haben den Schwierigkeiten und Gefahren des Weges getrotzt. Die chinesische Regierung ist es, die das Land für die Fremden verschlossen hält.

Trotzdem ist es einzelnen Reisenden gelungen, wenigstens vorübergehend in Tibet einzudringen und das Land zu erkunden. Zu diesen gehört auch neuerdings ein englisches Fräulein, die bekannte Annie Taylor, deren abenteuerliche Reise durch Tibet vor einigen Jahren viel von sich reden machte. Das Ziel derselben war die Hauptstadt Lhasa, die sie jedoch nicht erreichte. Drei Tagereisen vor derselben wurde sie durch den Befehl der Regierung genötigt, umzukehren. Nach ihrer Rückkehr rief sie sodann eine „Tibetische Pionier-Mission" ins Leben. Aber auch diese konnte nicht in Tibet selbst, sondern nur in einem Grenzgebiet sich niederlassen.

Wie schon die Reise des einzelnstehenden Fräuleins höchst abenteuerlich war, so hatte auch die von ihr ins Dasein gerufene Pionier-Mission einen etwas ungewöhnlichen, eigenartigen Charakter. Fräulein Taylor hatte hiezu ihre Leute in England geworben. An der Spitze von 17 Personen, meist jungen Männern, zog sie aus und ließ sich mit ihnen zunächst in Dardschiling nieder, wo sie vorerst warten wollten, bis sich ihnen ein Weg nach Tibet aufthun würde. Inzwischen studierten sie Tibetisch und missionierten unter der umwohnenden Bevölkerung. Von hier aus drangen sie

dann Ende 1894 bis hart an die Grenze, nach Gnatong, vor. Aber eine Ueberschreitung derselben wurde ihnen von der englischen Regierung aus politischen Gründen nicht gestattet. Währenddem kam es zwischen Frl. Taylor und ihren Mitarbeitern zu einem Bruch. Die Missionare traten bis auf einen — den Dänen Jensen, der ihr treu blieb — sämtlich von dem Unternehmen zurück und begaben sich nach Kalimpong bei Dardschiling. Frl. Taylor aber verblieb, auch nachdem Jensen im Februar 1895 einem typhösen Fieber erlegen war, mit ihrem eingebornen Diener Pontso allein in Gnatong und missionierte unter den Soldaten der Grenzwache und den durchreisenden Tibetern. Später erhielt sie von den indischen und chinesischen Beamten die Erlaubnis, sich über der Grenze in dem tibetischen Handelsplatz Yatong im Tschumbithal niederzulassen. Sie siedelte dahin über und richtete einen Laden ein, in welchem sie Medizinen abgeben und Kranke ärztlich behandeln wollte. Zugleich gedachte sie an den durchreisenden Händlern und unter den Soldaten der Grenzwache zu missionieren.

In welcher Weise sich nun seitdem ihre Wirksamkeit gestaltet hat, läßt der Bericht einer neuen Mitarbeiterin erkennen, aus dem uns durch Missionar G. Th. Reichelt (dem Verfasser des kürzlich erschienenen Schriftchens: die Himalaya-Mission der Brüdergemeine) nachstehende Mitteilungen zugekommen sind.

Die Tibetische Pionier-Mission, die über ein Jahr lang von Fräulein Annie Taylor allein vertreten und fortgeführt wurde, hat im letzten Jahr insofern eine Verstärkung erhalten, als Anfang April Frl. Bella Ferguson in Yatong im tibetischen Tschumbithal eintraf, um der ganz allein stehenden Begründerin des Werkes in ihrer nicht leichten Arbeit beizustehen. Im Juni hat dann die neue Missionarin für die Freunde dieser Missionsunternehmung einen Bericht geschrieben, in welchem sie ihre Gebirgsreise von Dardschiling nach Yatong beschreibt und ihre ersten Eindrücke und Erfahrungen in ihrem neuen Wohnort mitteilt. Ihr Bericht enthält mancherlei Interessantes und auch einige erfreuliche Nachrichten über diese Missionsthätigkeit an der südlichen Eingangspforte von Tibet.

Die Reise von Dardschiling nach Yatong konnte Frl. Ferguson mit der des Landes kundigen und Hindustani sprechenden jüngeren Schwester von Frl. Taylor, mit Frl. Susette Taylor, zurücklegen,

die ihrer Schwester einen mehrwöchentlichen Besuch abstatten wollte. Wohlgemut traten die beiden Damen am 27. März auf kräftigen Berg-Ponies mit den das Gepäck tragenden Kulis ihre Reise an. Zuerst galt es durch prächtige Wälder und Theepflanzungen, sowie über dicht bewachsene Bergabhänge, fast 7000 Fuß hinabzusteigen, bis zu der nur 700 Fuß über dem Meer gelegenen Hängebrücke des mit dem Rundschit sich hier vereinigenden Tista-Flusses. Dann ging es über die stufenweise ansteigenden Höhenzüge des südöstlichen Sikkim allmählich in höhere Regionen hinauf. Zuerst nach dem 4000 Fuß hoch gelegenen Kalimpong, wo die Reisenden von dem schottischen Missionar Ponder freundlich aufgenommen wurden und mit 200 Heidenchristen den Sonntag feierten. Dann stiegen sie über Pedong (4700') und das in einem herrlichen Alpenthal gelegene Sedontschen (7000') nach dem 13000' hohen Bingtu hinauf, wo die Rhododendronsträucher oder -Bäume (unsere niedrigen Alpenröschensträucher) 40 Fuß hoch waren und ein prachtvoller Magnolienbaum mit seinen großen weißen Blüten prangte.

Als sie aber hier auf dem schmalen Gebirgspfad nach dem 500' tiefer gelegenen Gnatong hin ritten, kam Frl. Ferguson in eine gefährliche Lage. Eine am Sattel befestigte Pelerine war herunter gefallen und sie wollte ihr Pferd wenden, um den verlorenen Gegenstand wieder zu erlangen; aber bei der Schmalheit des am steilen Abhang hinführenden Saumpfades kam das Pferd beim Umkehren ins Hinunterrutschen und wäre mit seiner Reiterin in eine ungeheure Tiefe hinabgestürzt, wenn nicht etwa 8 Fuß vom Rand des Weges ein Baumstumpf die Hinabgleitenden aufgehalten hätte. Die schnell herbeieilende Reisebegleiterin konnte noch das Pferd beim Zügel erfassen und der gefährdeten Reiterin beim behutsamen Absteigen und Hinaufklimmen behilflich sein. Auch die häufigen Begegnungen mit den aus Tibet kommenden Wollkarawanen führten auf den engen Wegen manchmal ängstliche Lagen herbei, denn jedes Maultier trägt auf jeder Seite einen 80 Pfund schweren Wollballen, und es galt da vor allen Dingen sich auf der Bergseite in eine sichere Ecke zu drücken, um nicht auf der andern Seite des Abgrundes hinabgestoßen zu werden.

Dankbar für alle erfahrene gnädige göttliche Bewahrung kamen die Reisenden in Gnatong (12500') an, wo sich ja Frl. Annie Taylor längere Zeit aufgehalten hatte, zuerst mit den 12 Missionaren der Tibetischen Pionier-Mission, und dann, als die meisten derselben sich von ihr trennten, mit Missionar Jensen und dem sie schon lange begleitenden Tibeter Pontso. Damals befand sich in dem Fort Gnatong eine kleine englische Besatzung, deren Mannschaft fleißig die

von Frl. Taylor gehaltenen Bibel- und Erbauungsstunden besuchte, durch die dann mehrere Soldaten zu einem neuen Leben aus Gott erweckt wurden. Jetzt ist nur eine kleine eingeborne Polizeimannschaft in Gnatong stationiert. Die Missionshütte, worin diese Soldaten-Versammlungen gehalten wurden, fanden die beiden Reisenden noch gut erhalten, und ebenso das Grab Jensen's und einige Soldatengräber.

Nun war noch der letzte Gebirgszug und der 14340' hohe Dschelag-Paß zu überschreiten, auf dessen Höhe sich zwar eine prachtvolle Aussicht darbot auf die höchsten Himalaya-Berghäupter, vom nahen Tschamulari (24000') bis zu dem ferneren Kintschindschunga (28000'), der aber auch teilweise recht schwierig war. Sieben englische Meilen lang hatten die zwei Damen durch ein mehr als fußtiefes Gemisch von geschmolzenem Schnee und Erde zu waten, und dabei von Fels zu Fels zu springen und sich aus tieferen Löchern heraus zu arbeiten. Die Pferde konnten sie dabei gar nicht benützen, denn mit diesen stürzten sie öfters und waren viel mehr gefährdet als beim Gehen zu Fuß. Doch auch dieses Stück wurde glücklich überwunden, und nach achttägiger Wanderung langten sie am 3. April wohlbehalten in Yatong an, in dessen Nähe sie von Frl. Taylor bewillkommt wurden.

Von Yatong nun — einem auf tibetischen Gebiet im Tschumbithal neuerdings angelegten kleinen Handelsplatz — und über Frl. Taylor's Stellung an diesem Ort, giebt uns Frl. Ferguson viel genauere Kunde, als wir sie durch die meistens ziemlich kurz gehaltenen Schreiben von Frl. Taylor bisher erhalten haben.

Im Jahre 1893 wurde zwischen der englischen und der tibetisch-chinesischen Regierung der Sikkim-Tibetische Vertrag abgeschlossen, nach welchem am Yatong-Fluß ein Handels- und Marktplatz angelegt werden sollte, an dem eine Anzahl englischer Handelsleute Kaufläden errichten und Handel treiben könnten. Auf Kosten der chinesischen Regierung wurde daher ein schönes zweistöckiges Haus für einen indischen Oberbeamten, und etwas nördlich davon ein quer über das enge Thal gehender Schutzwall gebaut, der von 25 chinesischen Soldaten bewacht wird und den kein Europäer überschreiten darf. Die tibetische Regierung aber ließ achtzehn, in ein längliches Viereck zusammengestellte Holzbaracken errichten, in denen die englischen Kaufleute wohnen sollten. Außerdem wurden noch mehrere einfache Häuser gebaut, so z. B. für einen tibetischen höheren Civil-Beamten und einen höheren Offizier, der 250 im Tschumbithal zerstreute tibetische Soldaten unter sich hat.

Nun sind aber merkwürdigerweise gar keine englischen Handelsleute und auch kein indischer Beamter nach Yatong gegangen. Das Haus des letztern ist daher zu einem chinesischen Zollhaus gemacht worden, während der tibetische Civilbeamte drei der Baracken Frl. Taylor überließ; die übrigen dagegen wurden von Butanesen, Tibetern und anderen Eingebornen eingenommen. Der tibetische Civilbeamte wird aber wegen dieser dem englischen Fräulein erwiesenen Gefälligkeit von dem chinesischen, die Schutzwalltruppe kommandierenden Offizier hart bedrückt, ist oft seines Lebens nicht sicher und muß sich bisweilen sogar in Frl. Taylor's Wohnzimmer flüchten. Auch daraus sieht man wieder, was man ja übrigens schon weiß, daß die Chinesen es sind, nicht die den Fremden durchaus freundlichen Tibeter, die das Land gegen alle Europäer so streng verschlossen halten.

Fräulein Taylor ist es also offenbar nur durch den ihr durchaus günstigen tibetischen Civilbeamten möglich geworden, sich in Yatong niederzulassen, und nur vermöge seines Schutzes kann sie trotz der feindseligen Chinesen daselbst bleiben. Ihre Lage ist demnach keineswegs gesichert, denn es kann ja auch einmal ein feindseliger tibetischer Beamter nach Yatong versetzt werden, der mit dem chinesischen Offizier gemeinschaftliche Sache macht und sie vertreiben hilft. Formell freilich ist sie durch jenen Handelsvertrag durchaus berechtigt, daselbst als „Handelsfrau" zu wohnen, denn sie hat, um jenen Vertrag auszunützen und so eine rechtlich gesicherte Stellung zu bekommen, einen Kaufladen errichtet, den einzigen englischen in Yatong, in welchem sie Medizinen und Droguen an die Bewohner des Tschumbithales verkauft. Aber trotz dieser formellen Berechtigung ist es bei der unbegreiflichen Nachgiebigkeit der Engländer gegen die Chinesen doch möglich, daß sie noch einmal der chinesischen Feindseligkeit und Willkür weichen muß.

Was hat nun aber Frl. Taylor bisher in Yatong als Missionarin ausrichten können? Auch auf diese Frage giebt uns der Bericht von Frl. Ferguson genügende Antwort; denn sie erzählt uns von vielen Besuchern, die sich in dem armseligen Missionsschuppen einstellen, von der fortgehenden Verteilung von Spruchkarten und Evangelien, von der Wirksamkeit Frl. Taylor's in einer kleinen Schule und unter den in der Nähe kampierenden Mannschaften der Handelskarawanen, von den Gesprächen mit den tibetischen und chinesischen Beamten und Soldaten, mit Frauen, Nonnen und Lamas, mit Kranken, welche Heilmittel und ärztliche Hilfe suchen, und auch von dem Eindruck, den die Worte und das Auftreten der Missionarin bei einzelnen gemacht haben.

Am meisten fortgeschritten in christlicher Erkenntnis scheint der tibetische Civilbeamte zu sein, dem ja Frl. Taylor zunächst die Erlaubnis zum Wohnen in den Baracken verdankt. Derselbe sagte zu Frl. Ferguson, als in den Tagen nach ihrer Ankunft schlimme Schneestürme und Hagelwetter eintraten: „Jesus hat dir gutes Wetter für deine Reise gegeben, weil du gekommen bist, ein Werk Gottes zu thun.“ Von einem Manne, der sich so ausspricht, kann man hoffen, daß er nicht fern ist vom Reiche Gottes, und sein sonstiges Reden und Thun scheint auch diese Erwartung zu bestätigen. Freilich wird von ihm auch berichtet, daß er in einem Fall einen buddhistischen Wahrsager darüber befragt habe, ob Tibet Krieg mit England haben und er seine Stellung behalten würde. Aber das that er, als er erst wenig Umgang mit Frl. Taylor gehabt hatte, und auch, wenn es später vorgekommen wäre, dürfte man sich über die mangelhafte Erkenntnis eines alten Buddhisten noch nicht sehr wundern. Man kann also hoffen, daß dieser offenbar schon dem Evangelium zuneigende Mann noch ein entschiedener Jünger Jesu werden wird.

Erfreulich und etwas überraschend ist auch die Nachricht, daß manche Kinder in Schigatse, der nach Lhasa wohl bedeutendsten Stadt Tibets, im Brahmaputrathal gerade nördlich von Yatong, nicht selten „tibetische Jesuslieder“ singen. Die Erklärung davon, daß in den Gassen einer Stadt mitten in Tibet „Jesuslieder“ erschallen, haben wir natürlich in Yatong zu suchen. Die 250 Mann starke tibetische Besatzung des Tschumbithales ergänzt sich nämlich aus der Garnison von Schigatse; von Zeit zu Zeit kehrt eine Abteilung von der Grenze zurück, und aus Schigatse marschiert dafür neue Mannschaft nach Yatong. Die Soldaten im Tschumbithal aber besuchen, wenn sie gerade nahe bei Yatong stehen, häufig Frl. Taylor und füllen oft ihre enge Bretterwohnung bis zur Belästigung an. Sie weiß dann meistens nichts Besseres zu thun, als daß sie den Leuten mit ihrer kräftigen Stimme schöne tibetische Lieder, dem Inhalte nach zumeist „Jesuslieder“, vorsingt und dabei sich selbst auf dem Harmonium begleitet. Zuweilen fügt sie auch dem Gesang ein erklärendes oder ermahnendes Wort bei. Die Soldaten aber, die offenbar den Gesang lieben und wohl auch manchmal durch den Inhalt angezogen werden, lernen die Lieder bald auswendig und singen sie häufig zusammen. Kommen sie dann zurück nach Schigatse, wo ihre Frauen und Kinder sind, so singen sie selbst da noch die Lieder so viel, daß auch die Kinder sie lernen und in der Stadt und bei dem nahe gelegenen großen Kloster Taschilungo die Jesuslieder ertönen lassen. Die Tschumbi-Besatzung wird

aber nächstens der Garnison von Dschangtse, und später der einer anderen Stadt entnommen werden, und so wird der Name Jesu einstweilen, ehe Missionare ins Land dürfen, wenigstens durch singende Soldaten in den größeren Orten Tibets bekannt gemacht.

Allerdings sind ja die Erwachsenen und Kinder, die gern geistliche Lieder nachsingen und dabei den teuren Jesusnamen kennen lernen, noch keine Christen, sowenig die, welche Spruchkarten oder Evangelienbücher mit nach Tibet nehmen, damit schon dem Buddhismus entsagt und sich dem Christentum zugewendet haben. Aber auf beiden Wegen kann doch vielleicht manche Seele aus einem geistlichen Schlaf aufgerüttelt, auf die herrlichen Gnadengaben durch Jesum den Sünderheiland hingewiesen und für die Annahme des Heils in Christo vorbereitet werden.

Daß sich von den 3000 Bewohnern des Tschumbithales schon einzelne näher an Frl. Taylor angeschlossen hätten oder regelmäßigen Unterricht erhielten, wird allerdings in dem Ferguson'schen Bericht nicht gesagt. Noch weniger kann von einem sichtbaren Einfluß auf die Leute der Handelskarawanen berichtet werden, in deren Lager Frl. Taylor regelmäßig mit Spruchkarten und Schriftteilen geht, und denen sie einzelne Sprüche auslegt und geistliche Lieder vorsingt, wie den Soldaten. Es ist ja dies mehr eine Aussaat auf Hoffnung, eine vorbereitende Arbeit für die Zukunft.

Dennoch aber bekommt man durch den Bericht den Eindruck, daß die bisherige Arbeit nicht vergebens gewesen ist, daß die sich aufopfernde Missionarin das volle Vertrauen der Thalbewohner besitzt, und daß manche geneigt sind, die Jesus-Religion anzunehmen. Eine keineswegs abweisende Gesinnung zeigten auch eine Anzahl besuchender Frauen, denen die Missionarin in Gegenwart von Frl. Ferguson das jetzt zu genießende Heil anbot und die einstige Seligkeit ausmalte, und die darauf sagten: „Ja, das mag wohl für euch vorhanden sein, aber kann es denn auch für uns sein?"

Einen großen Einfluß übt Frl. Taylor ferner durch ihre ärztlichen Hilfeleistungen und ihre Krankenpflege aus. Dadurch hatte sie ja auch schon vor sechs Jahren den schwer verwundet zu ihr kommenden Tibeter Pontso nicht nur für sich, sondern auch für den Herrn gewonnen, und noch jetzt ist dieser treue, nun mit einer Tibeterin verheiratete Mann unermüdlich für sie thätig und besorgt den Kaufladen in Yatong fast ganz allein. Auch von den aus allen Teilen des Thales zu ihr kommenden Kranken, besonders Frauen, sind manche geheilt worden und hängen mit Liebe an ihrer Wohlthäterin. In einigen wenigen Fällen, schreibt Frl. Ferguson, hat

der Herr auch auf Gebet und Handauflegung der Missionarin hin wunderbare Heilung gewährt. —

* * *

Damit schließen wir unsere Mitteilungen über ein zwar ganz bescheidenes und auch viel getadeltes, aber doch die Teilnahme und Fürbitte aller Missionsfreunde verdienendes Missionsunternehmen einer treuen Jüngerin Jesu, der wir von Herzen des Herrn reichen Segen, weitere göttliche Durchhilfe in allen Nöten und Drangsalen, und kräftige Unterstützung durch die nun mit ihr arbeitende Kollegin wünschen. —

Nur noch ein Wort über die mögliche zukünftige Gestaltung der Pionier-Mission möchten wir hinzufügen. So außerordentlich tüchtig Frl. Taylor auch ist, um eine solche Mission anzufangen und die Herzen der Heiden für das Evangelium zu gewinnen, so wird doch unbedingt auch ein Missionar mit in diese Mission eintreten müssen, um angehende Christen zu einer Gemeinde zusammen zu schließen, um die Sakramente zu verwalten und regelmäßige Gottesdienste zu halten. Frl. Taylor scheint zwar jetzt noch nicht willens zu sein, männliche Mithilfe zu beantragen, wird aber doch später nicht umhin können, solche in Anspruch zu nehmen. Da es aber vielleicht zunächst noch schwierig sein wird, die chinesisch-tibetische Erlaubnis zur Niederlassung eines (nicht Handel treibenden) Missionars in Yatong zu erlangen, so könnte vielleicht Rev. Rylands-Brown in Dardschiling, der ja schon Vertreter, Agent und Berater der Pionier-Mission ist, manchmal besuchsweise zu vorzunehmenden Taufen und wegen Gemeindebildung nach Yatong gehen. Wir meinen auch, daß Frl. Taylor sich mit der Zeit von selbst zu einem solchen Ausweg entschließen wird. In der China Inland-Mission, in welcher sie zuerst arbeitete, sind ja auch mehr männliche als weibliche Kräfte thätig, und sie selbst zog ja zuerst mit Missionaren nach Tibet aus, und wenn auch dieser Versuch unpassend war und mißglückte, so braucht sie doch deshalb nicht ganz von männlicher Mitarbeit abzusehen.

Schattenbilder aus der Vergangenheit Ugandas.

Die dunkeln Orte der Erde sind voll Wohnungen der Grausamkeit. Ps. 74, 20.

Es war an einem Sonntag Abend. Die Sonne stand schon tief am westlichen Horizonte und ihre scheidenden Strahlen spiegelten sich im Gewässer des Viktoria Nyanza. Ringsum herrschte tiefer Sabbathfrieden, der das Gemüt in eine weihevolle Stimmung versetzte, und der auch nach außen hin durch die herrliche Umgebung der tropischen Natur seinen Ausdruck fand.

Ich befand mich auf dem Heimweg von einer unserer Außenstationen, wo ich Gottesdienst gehalten und einige amtliche Geschäfte erledigt hatte. Der größere Teil der Gemeinde gab mir wie gewöhnlich ein Stück Wegs das Geleit. Mit einem Händedruck verabschiedete ich mich endlich von meinen eingebornen Freunden und stieg die steile Anhöhe hinan, die mich von meinem Heim, der Station Gayaza, trennte. Während ich so den Bergpfad hinanklimmte und ab und zu einige Augenblicke stehen blieb und Atem schöpfte, konnte ich noch lange die Gestalten der Christen verfolgen, wie sie friedlich eins hinter dem andern ihrem Dörfchen zupilgerten. In einiger Entfernung aber tauchte zwischen dem Grün der großblätterigen Bananen das aus Rohrgeflecht erbaute Kirchlein der kleinen Filialgemeinde auf. Alles lag so friedlich und weihevoll zu meinen Füßen.

Dieser Anblick weckte mancherlei Gedanken in mir. Ich mußte unwillkürlich der Zeit gedenken, da in dem ganzen Lande weder eine Kapelle noch ein Schulhaus zu finden war, wo es keine Gemeinde gab, die dem lebendigen Gott diente und da die Stille und der Frieden des Sabbaths mit seinen Segnungen dem Volke unbekannt war. Ich mußte jener Tage gedenken, als die ersten Missionare noch mit Lebensgefahr das Evangelium von Jesu Christo zu verkündigen versuchten und keinen Augenblick sicher waren, des Landes verwiesen zu werden. Welch ein Wechsel, was für ein Umschwung ist doch seit jener Zeit, die noch gar nicht so lange hinter uns liegt, in Uganda eingetreten!

Aus diesen Gedanken wurde ich plötzlich durch eine Stimme geweckt, die sich in meiner Nähe hören ließ und jemandem zurief: „Rebecka komm, siehe den Europäer!“ Unwillkürlich blieb ich stehen und schaute nach jener Richtung, von wo sich die Stimme hören ließ. Erst jetzt erblickte ich etwas abseits vom Wege ein Negergehöft, das zwischen den Bananen versteckt lag. Von dorther aber

bewegte sich etwas wie eine Art von Familienprozession: an der Spitze ein alter Mann und hinter ihm drein zwei junge Männer, drei Frauen und eine Anzahl Kinder. Eine der jüngeren Frauen, die mein flüchtiger Blick streifte, schien dabei seltsam zu grinsen. Doch konnte ich ihr keine weitere Beachtung schenken, denn schon wurde ich von dem Alten herzlich begrüßt, indem wir uns gegenseitig die Hände schüttelten. Ich war deshalb nicht wenig betroffen, als ich mich nach der betreffenden Frau umwandte und bemerkte, daß sie keine Lippen hatte. Sie waren ihr beide abgeschnitten — ein Akt grausamer Bestrafung, wie er in Afrika unter den rohen Negerstämmen nicht selten schon um kleiner Vergehen willen vorkommt.

Ich streckte ihr meine Hand zum Gruße entgegen, aber sie hielt ihre beiden Arme beharrlich unter ihrem Rindenkleid verborgen. Als sie aber sah, daß ich auf ihren Gegengruß wartete, schlug sie etwas verlegen ihre Augen auf und sagte, indem sie mit ihrem lippenlosen Mund zu lächeln versuchte: „Mein Freund, ich habe keine Hände; wie die Lippen sind sie mir beide durch einen Häuptling in Singo abgehauen worden!“ Mit diesen Worten schlug sie ihr Rindenkleid auseinander und streckte mir statt der Rechten den verstümmelten Stumpf ihrer Hand entgegen. Zugleich wies sie damit auf ihren Mann, der eben des Wegs daherkam und mit einem gewissen Stolz auf sein Weib blickte. Zu meiner Freude erklärte er mir, daß sie beide im Taufunterricht ständen. Ich wechselte hierauf einige Worte mit ihnen und sprach die Erwartung aus, daß sie hoffentlich damit den Wunsch hegten, fortan dem Herrn Jesus zu dienen. Dann nahm ich Abschied von dem Paar und setzte meinen Marsch fort.

Ich war noch nicht weit gegangen, als am Wege ein zweites Anwesen, eine christliche Niederlassung auftauchte. Ein blinder eingeborner Lehrer ist hier stationiert, der als solcher freiwillig arbeitet und keinen Gehalt bezieht. Auf meinen Ruf: Elisa! hörte ich denn auch alsbald jemanden antworten: „Hier bin ich!“ Nach kurzem erschien unser freiwilliger Missionsarbeiter und begrüßte mich mit dem herkömmlichen Gruß jener Bewohner der Nilquellen. Er ließ es aber nicht dabei bewenden, sondern erkundigte sich auch angelegentlich, wer ich sei und wie es um unsere Gemeindeangelegenheiten stehe. Unsere gemeinsame Reichsgottesarbeit bot allerlei Stoff zur gegenseitigen Aussprache. Dabei leuchtete sein Gesicht mit den leeren Augenhöhlen förmlich auf, während er von dem erzählte oder hörte, was Gott an seinem Volke in den letzten Zeiten gethan hat. Als ich dabei der Frau mit den abgehauenen Händen Erwähnung that, erzählte mir Elisa, wie sie täglich fleißig in der Pflanzung arbeite und auch die Hacke recht wohl zu handhaben verstehe. Dann huschte es

wie ein dunkler Schatten der Schwermut über sein Gesicht; denn er gedachte wohl jener Zeit, da ihm seine beiden Augen ausgestochen und seine Ohrmuscheln abgeschnitten wurden. Auch er war eines jener vielen Opfer des grausamen Heidentums, wie es bis vor kurzem in Uganda an der Tagesordnung war. Mich aber erinnerte der Anblick an die Worte: „Durch Nacht zum Licht!"

Als ich mich endlich zum Weitergehen anschickte, rief Elisa einen Knaben herbei. Dieser erschien mit einem Rohrstab, dessen eine Ende der blinde Lehrer faßte und so hinter dem leitenden Knaben auf dem schmalen Pfade dreintrippelte. Auf diese Weise geleitet, begleitete mich Elisa noch ein gutes Stück Wegs, bis ich mich von ihm verabschiedete. Bald darauf erreichte ich mein Heim Gayaza, dessen Häuptling Gabriel Nsodo wohl der einzige Mann in ganz Uganda ist, der es sich herausnehmen darf, den Herrscher des Landes mit bedecktem Haupte zu grüßen. Dieses Vorrecht wurde ihm seiner Zeit von König Muanga aus gutem Grunde zugestanden. Er will nicht daran erinnert sein, daß er in einem Wutanfall dem Häuptling beide Ohren abschneiden ließ.

Das alles gehört nun gottlob zu den Seltenheiten in Uganda. Mit dem Einzug des Evangeliums, das sich jetzt über das ganze Land hin verbreitet, sind andere Zeiten für dasselbe angebrochen. Die dunkeln Orte der Grausamkeit, der Willkür und des Heidentums werden nach und nach zu Stätten, da man Gott dient und die Werke der Finsternis ablegt.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Die evangelischen Missionsgesellschaften Deutschlands.

(Schluß)

Die Zeit des Kampfes, in den die Hermannsburger Mission vor Jahren infolge ihrer Separation von der Hannoverschen Landeskirche hineingeriet, ist erfreulicher Weise beigelegt, seitdem sie (1890) mit der letzteren einen Ausgleich eingegangen ist, wonach der freikirchliche Missionsdirektor Egmont Harms und der landeskirchliche Pastor Haccius sich brüderlich in die Arbeiten des Inspektorats teilen und gemeinsam an der Leitung des Missionswerks stehen. Dadurch sind auch die landeskirchlichen Missionskreise Hermannsburg

wieder näher getreten und der Friede hergestellt worden. Nur die freikirchlichen Kreise Hannovers haben sich bis jetzt mit diesem Ausgleich nicht befreunden können und haben in ihrer abwehrenden Stellung gegen Hermannsburg selbst auf dem Missionsfelde in Südafrika, Australien und Neuseeland ihren Einfluß geltend gemacht und eigene Missionsarbeit in Angriff genommen. Die Verhältnisse haben es deshalb auch für Hermannsburg ratsam erscheinen lassen, ihre Arbeitsposten in Australien und Neuseeland ganz aufzugeben und sich von dort zurückzuziehen, um alle Kraft dem südafrikanischen und indischen Missionsgebiet zuzuwenden. Beide sind auch während des letzten Jahrzehnts von der Heimat aus visitiert worden. Im letzten Jahr hat sich sogar Missionsdirektor E. Harms für längere Zeit nach Südafrika begeben, um die durch die kriegerischen politischen Verwicklungen in schwieriger Lage befindliche Mission an Ort und Stelle zu leiten. Namentlich will er die Verwaltung des Missionsbesitzes regeln und das Rechnungswesen in die Hand nehmen, auch die großen Stationen im äußeren ergiebiger für das gesamte Missionswerk gestalten. Zur Regelung dieser Angelegenheiten sind zunächst fünf Jahre für den Aufenthalt des Direktors in Aussicht genommen. Er ist am 13. April v. J. in Kapstadt eingetroffen und hat sich, nachdem er zuerst die Stationen in Transvaal besucht und die dortigen Verhältnisse vorläufig geordnet hat, auf der Hauptstation Hermannsburg in Natal niedergelassen, wohin ihm im August auch seine Frau mit den beiden jüngsten Kindern von der Heimat aus gefolgt ist.

Unter den südafrikanischen Arbeitsfeldern erweist sich die Betschuanen-Mission besonders fruchtbar. Mehrere neue Filialen mußten im Jahr 1895 angelegt werden und die Zahl der hier beschäftigten Nationalgehilfen ist bis auf 220 angewachsen. In dem einen Jahr wurden allein 4127 Personen (darunter 2249 Erwachsene aus den Heiden) getauft. Dabei standen 2261 Katechumenen im Taufunterricht. Die Zahl der Gemeindeglieder betrug im Berichtsjahr 1895 26 979 Seelen. Die kirchlichen Beiträge stiegen im Jahr von Mk. 24 888.50 auf Mk. 36 036.80. „Das Reich Gottes ist hier in einer übermächtigen Weise gewachsen, sodaß das Heidentum der Hauptsache nach überwunden ist. Wohl halten die Heiden noch fest an ihren alten heidnischen Sitten, aber der Boden weicht ihnen immer mehr unter den Füßen. Viele Heiden schämen sich, noch Heiden zu sein.“ Die Gemeinden wachsen so zusehends, daß bereits elf derselben über 1000, sechs über 1500 und zwei über 2000 Seelen zählen. Vielfach müssen die Kirchen vergrößert werden, die sich dann nach wenigen Jahren wieder als zu klein erweisen. Leider haben sich in letzter Zeit die wirtschaftlichen Verhältnisse in Südafrika sehr

trübe gestaltet, da das Land von Dürre, Heuschrecken und der Rinderpest schwer heimgesucht worden ist.

Weit weniger erfolgreich ist die Arbeit unter dem Volke der Sulu, die sowohl durch ungünstige äußere Verhältnisse, als auch durch die Herzenshärtigkeit der Sulu erschwert wird. Auch wird die Sulu-Mission in Natal durch die Katholiken, und in Nord-Sululand durch die Heilsarmee beunruhigt. Immerhin haben sich die heidenchristlichen Gemeinden im Jahr 1895 um 409 Seelen gemehrt, und den Gemeindegliedern, die im ganzen 3170 zählen, wird nachgerühmt, daß sie sich im allgemeinen treu zu Gottes Wort und Sakrament halten.

Langsame Fortschritte macht auch das Werk auf dem indischen Arbeitsfelde, im Telugulande. Nur ab und zu treten hie und da einmal stoßweise Vorwärtsbewegungen ein, deren Ursachen bisweilen in großen vorhandenen Notständen klar zu Tage treten, oft aber auch nicht erkennbar sind. Wie fast überall in Indien, bereitet auch hier die Frage große Schwierigkeit, wie den gedrückten und besitzlosen Paria, die gern zum Christentum übertreten möchten, in ihrer irdischen Existenz geholfen werden kann. — Die Zahl der Gemeindeglieder ist auf 1866 Seelen angewachsen und der Bericht bezeichnet den Charakter der letztjährigen Arbeit in Indien als „ein langsames, ruhiges Steigen".

Auch die kleine, erst seit 1877 bestehende Schleswig-Holsteinische evang.-lutherische Missionsgesellschaft zu Breklum hat in den letzten Jahren (1893) eine Krisis durchgemacht, aus der sie aber ohne weiteren Schaden hervorgegangen ist. Sie wurde zunächst durch den Gegensatz hervorgerufen, der sich nach und nach zwischen Pastor Jensen, dem Gründer der Gesellschaft, und dem damaligen Inspektor Fiensch und den für ihn Partei nehmenden Vorstandsmitgliedern herausgebildet hatte. Dadurch, daß Pastor Jensen infolge dessen aus dem Vorstande austrat und eine eigene „Breklumer Missionsgesellschaft" — und zwar am gleichen Orte, wo das bisherige Missionshaus stand, gründete, schien die Sache eine überaus beklagenswerte Wendung nehmen zu wollen. Doch blieb die Trennung auf die engere Heimat beschränkt; die Missionare auf dem indischen Arbeitsfelde blieben ihrer bisherigen Gesellschaft treu. Der unheilvolle Riß wurde indes noch bei Zeiten wieder geheilt. Inspektor Fiensch legte freiwillig sein Amt nieder und die beiden Parteien einigten sich wieder nach längeren Verhandlungen (1894). Damit kehrte auch der Friede unter den Freunden der Mission ein und es zeigte sich schließlich, daß wider alles Erwarten nicht allein die finanzielle Krisis, in der sich das Missionswerk während des Konfliktjahres befand, überwunden, sondern auch das Interesse an der Mission im Lande gefördert, neue Freunde ge-

wonnen und die alten mit neuem Eifer erfüllt waren. An die Stelle des abgegangenen Inspektors trat Pastor Bahnsen, der es verstanden hat, das Schifflein dieser Mission wieder flott zu machen und auf die Höhe zu führen. Um sich über das Arbeitsfeld zu orientieren, hat sich Inspektor Bahnsen im Oktober v. J. auf eigene Kosten nach Indien begeben, wo er außer der eigenen Mission auch die der benachbarten Gesellschaften besuchen will. Leider hatte er noch vor seiner Abreise die schmerzliche Veranlassung, die Freunde der Schleswig-Holsteinischen Mission zu bitten, dieser die alte Treue zu bewahren und sich vor Zersplitterung zu hüten; denn der bisherige Missionsagent Paulsen legte ganz unvermutet am 1. Oktober sein Amt nieder, um in Verbindung mit dem Gemeinschaftsverein in den Breklumer Missionskreisen für die englische China-Inland-Mission zu wirken. Eine Zersplitterung wäre umso bedauerlicher, als die bisherigen Missionskreise, auf die Breklum angewiesen ist, ohnedies nicht sehr zahlreich, noch auch sehr stark sind, und die Mission in der Heimat und draußen vor Aufgaben steht, die bei ihrer fortschreitenden Entwicklung auch eine Steigerung der Ausgaben in sich schließen. Dazu gehört die notwendig gewordene Einrichtung einer Invaliden-Witwen- und Waisenkasse für die in einem fieberreichen, ungesunden Missionsgebiet arbeitenden Missionare, und die Errichtung eines Seminars zur Ausbildung von Nationalgehilfen, womit bis jetzt die befreundete Goßner'sche Mission den Breklumer Brüdern ausgeholfen hat. Auch denkt man daran, mit einer medizinischen Mission den Anfang zu machen. Das Bedürfnis nach einer solchen drängt sich umso mehr auf, als die Missionare selbst viel unter dem Klima zu leiden haben.

Ihre Arbeit hat die Mission an der Ostküste Indiens — im Telugu- und im Dschaipurland, so ziemlich in der Mitte zwischen Madras und Kalkutta — gefunden. Das Arbeitsfeld umfaßt zwei ganz verschiedene Gebiete, die zwar aneinander grenzen, deren Sprachen aber ganz verschieden sind. Diese Sprachverschiedenheit, die eine gegenseitige Aushilfe und Versetzung der Missionare ausschließt, sowie das ungesunde Klima des fieberreichen Berglandes von Dschaipur erschwert die Arbeit sehr und es hat auch nicht an Opfern gefehlt. Nach dem letzten Bericht (1896) standen auf 6 Stationen (mit 11 Nebenstationen) 11 Missionare, die von 13 Katechisten und 9 christlichen Lehrern unterstützt wurden. Der Bestand der Gemeinden war während des Berichtsjahres von 267 auf 342 Seelen angewachsen. Um der schwierigen sozialen Frage hinsichtlich der übertretenden besitzlosen Paria zu begegnen, hat die Mission wenigstens vor der Hand einen kleinen Anfang damit gemacht, daß sie ein Stück Land gekauft und dieses an einige arme Familien in Pacht gegeben hat.

Wiewohl das Bretlumer Missionshaus zur Zeit keine ständigen Zöglinge zählt, so sind doch der Mission einige anderweitig vorgebildete Missionare im letzten Jahr geschenkt worden, die sie auf das Arbeitsfeld aussenden konnte. Ebenso steht ihr ein Missionsarzt in Aussicht in der Person des Sohnes von Pastor Jensen, des Vorsitzenden der Gesellschaft. — Die Einnahmen betrugen im letzten Berichtsjahr (1895/96) 89 006 Mk., die Ausgaben 85 434 Mk.

Der Neukirchener Mission, die ihre Sendboten in Java und Britisch-Ostafrika stehen hat, ist in letzterem Gebiet ein rechtes Geduldswerk auferlegt. Es bedurfte mehrerer Jahre, bis die Mission nach manchen Wechselfällen wirklich Fuß am Tana-Fluß gefaßt hatte und auch heute noch hat sie mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, die zum Teil in der Beschaffenheit des Arbeitsfeldes ihren Grund haben. So ist es vor allem das überaus ungesunde Klima, das die Kräfte der Missionsleute oft schon nach kurzem aufreibt. Mehrere Glieder der ohnedies kleinen Arbeiterschar sind ihm bereits zum Opfer gefallen, andere mußten mit geschwächter Gesundheit nach Europa zurückkehren. Indessen ist doch in Ngao am Tana ein kleiner ermutigender Anfang gemacht, eine kleine Anzahl von Pokomo ist für den Herrn gewonnen und getauft worden und es ist auch gelungen, am unteren Tana die erste Außenstation anzulegen. Seit die Mission ein Motorboot besitzt, haben die Brüder auch flußaufwärts ihr Gebiet erkundet und Anknüpfungspunkte für ihre Arbeit gesucht. Infolge dessen hat sich ihnen in letzter Zeit eine neue Thür in Engatana, der nächsten Bezirkshauptstadt oberhalb Ngao, aufgethan. Inzwischen ist auch das Arbeiterpersonal von der Heimat aus verstärkt worden und man geht damit um, in Ngao eine kleine Handwerkerschule zu errichten. — Als ein besonders harter und unfruchtbarer Boden hat sich bis jetzt die Küstenstation Lamu mit ihrer mohammedanischen Bevölkerung erwiesen. Gleichwohl ist die Besetzung dieses Ortes unerläßlich, da er den Stützpunkt für die Tana-Mission bildet. Der treuen, unermüdlichen Geduldsarbeit in Lamu ist bis jetzt noch keine Frucht beschert worden. Wir wollen hoffen, daß auch hier das geduldige Warten der Neukirchener Brüder dereinst zur Freude werden möge.

Ueber den Allgemeinen evang.-protestantischen Missionsverein, der seine Wurzeln in den liberalen Kreisen Deutschlands und der Schweiz hat und seine Generalversammlungen bald da bald dort abhält, ist vor Jahresfrist anläßlich der durch Daltons Buch hervorgerufenen Kontroverse viel geschrieben und gestritten worden. Die Kritik, die Dalton an der Arbeit und dem Ergebnis seiner japanischen Missionsthätigkeit in jenem Buch übte, hat der Verein durch eine Gegenschrift zu entkräften gesucht und wir würden, nachdem nun

die Fehde ihren Abschluß gefunden hat, ein überflüssiges Werk thun, wollten wir bei unserem Ueberblick über die deutschen Missionen den Gegenstand aufs neue herbeiziehen und erörtern. Es genüge, wenn wir die Erwartung aussprechen, daß die gegenseitige Aussprache wohl zur Klärung der Sachlage und vielleicht auch zur Förderung dieser Mission gedient habe. Wenigstens spricht sich der Jahresbericht dahin aus, daß dadurch der Eifer seiner Mitglieder wesentlich belebt worden sei.

Der Verein gliedert sich gegenwärtig in 44 Zweigvereine, denen sich 123 Ortsvereine und 15 Ortsgruppen angegliedert haben. Die Zahl der Mitglieder beträgt über 20 000. Die Einnahme belief sich im Jahre 1895 auf 50 233 Mk. (gegen 41 579 Mk. im vorhergehenden). Die Ausgaben betrugen 40 454 Mk. — Auf dem japanischen Arbeitsfelde stehen zur Zeit nur zwei Missionare, die von zwei jungen japanischen Predigern unterstützt werden. Zur Aussendung ist für dieses Frühjahr ein deutscher Predigtamtskandidat in Aussicht genommen, wozu noch vier junge Japaner kommen, die ihre Ausbildung in der von den Missionaren geleiteten theologischen Schule erhalten haben und demnächst in die Arbeit eintreten sollen. Von der Mission sind bis jetzt zwei kleine Gemeinden in Tokio gesammelt. Die Hauptarbeit der beiden Missionare konzentriert sich aber auf die dortige theologische Schule, die indes nicht sehr stark besucht ist. Außerdem widmen sie der litterarischen Thätigkeit besondere Aufmerksamkeit. Durch ihre Zeitschrift „Schinri" (d. i. Wahrheit), ein monatlich erscheinendes, wissenschaftliches Organ mit apologetischer Tendenz, soll den gebildeten Japanern durch Behandlung theologischer, philosophischer, religionsgeschichtlicher und praktisch-religiöser Fragen das Christentum nahe gebracht werden. Die Aussichten der Mission in Japan werden in neuerer Zeit wieder als günstiger geschildert und auch das Missionswerk des Vereins bewegt sich nach der Darstellung des Vorsitzenden (Allg. Miss. Zeitschr. 1896, S. 463) jetzt in aufsteigender Linie, nachdem dasselbe Zeiten tiefgehender Krisis hinter sich hat.

Auf seinem zweiten Missionsfeld — in China — hat der Verein ebenfalls nur zwei Missionare stehen, darunter den bekannten Sinologen D. Faber. Beider Thätigkeit bewegt sich vornehmlich auf litterarischem Gebiet, während man von praktischer Missionsthätigkeit bis jetzt abgesehen hat, da die zur Verfügung stehenden Mittel durch die japanischen Unternehmungen in Anspruch genommen wurden.

Einen sehr raschen Aufschwung hat die erst vor zehn Jahren durch die Kolonialbewegung ins Leben gerufene Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) genommen und zwar hauptsächlich in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts.

Während die Gesellschaft am Anfang ihres Entstehens Mühe hatte, das richtige Geleise zu finden und — was die Leitung anbetraf — allerlei Wechsel im Vorstand und im Inspektorat erlebte — hat sie sich späterhin konsolidiert und ihre Arbeit in bestimmte Bahnen zu lenken gewußt. Sie hat sich viele Freunde in der Heimat — zumal im Osten Deutschlands — erworben und auf dem Missionsfelde draußen einen guten Grund in der Arbeit gelegt. Obschon sie kein eigenes Missionsseminar besitzt und deshalb ihre Missionare nicht selbst ausbildet, hat es ihr doch bis jetzt nicht an den nötigen Arbeitern gefehlt, indem sich ihr immer eine genügende Anzahl von Theologen für den Missionsdienst anboten. Abgesehen von ihrem Senior Missionar Greiner, der jetzt in den Ruhestand getreten ist, und Miss. Krämer, der letztes Jahr auf der Heimreise starb, haben sämtliche 14 Missionare der Gesellschaft Theologie studiert und ihre beiden theologischen Examina in der Heimat absolviert. Neben ihnen stehen noch zwei Diakonen für die äußeren Arbeiten im Dienst. Doch nehmen diese nach Maßgabe ihrer Fähigkeit auch teil an der eigentlichen Missionsarbeit. Ihre spezielle Ausbildung für den Missionsdienst erhalten die Missionare teils in den Anstalten des Pastors v. Bodelschwingh in Bielefeld, teils im Hause des Missionsinspektors in Berlin. In den ersteren werden sie besonders auch in allerhand Handwerken, in der Krankenpflege und Chirurgie angeleitet.

Die Thätigkeit der Mission erstreckt sich in Ostafrika auf die Küstengebiete von Dar-es-Salaam und Tanga, auf das Hinterland des ersteren, Usaramo, und auf das nordwestlich von Tanga gelegene Bergland von Usambara. Jene beiden Küstenorte sind als die bedeutendsten Städte und Hafenplätze von Deutsch-Ostafrika die gegebenen Eingangsthore für die Missionsarbeit im Inland. In Dar-es-Salaam ist die seit 1891 von der Gesellschaft getriebene Krankenpflege im letzten Jahr an die deutsche Regierung abgegeben worden, wodurch die Mission so weit entlastet worden ist, daß sie sich jetzt nachdrücklicher als bisher der Arbeit unter den Suaheli widmen kann. Doch scheint diese nicht eben sehr vielversprechend zu sein. Missionar Greiner gründete deshalb im richtigen Gedanken, daß der Schwerpunkt einer erfolgreichen Arbeit landeinwärts unter den Negerstämmen liege, im Jahr 1892 die Station Kisserawe in Usaramo, von wo aus das verkündigte Wort auch weiterhin im Land eine gute Aufnahme findet. Kisserawe ist aber auch für befreite Sklaven eine Heimstätte geworden. — Eine weitere Station ist dann 1895 in dem zwei Tagereisen südwestlich von Kisserawe gelegenen Manéromango entstanden.

Vom zweiten Eingangsthor Tanga aus, wo der Erstling der

Mission getauft wurde, besetzte man dann das schöne und fruchtbare Bergland von Usambara. Hier entstanden bald nacheinander die Stationen Hohefriedeberg, Bethel und Wuga. Auf letzteres, die wichtigste Stadt des Landes, war schon vor ca. 50 Jahren das Augenmerk Dr. Krapfs gerichtet.

Auf diesen sieben Stationen (mit 12 Predigtplätzen) zählte die ostafrikanische Mission am Schluß des Jahres 1895 79 Christen, wovon 34 im letzten Jahr getauft wurden; außerdem standen 18 Katechumenen und 133 Schüler in der Pflege der Mission. Die Einnahme der Gesellschaft betrug im letzten Berichtsjahr (1895) 93 901 Mk., die Ausgabe 96 326 Mk.

Die lutherische Missionsanstalt in Neuendettelsau (Bayern), die seit 1843 Prediger für die Deutschen Amerikas und Australiens ausbildet und dorthin aussendet, ist mit der Zeit auch dahin geführt worden, sich an der Mission unter den Heiden zu beteiligen. Es geschah dies durch ihre Verbindung mit der Immanuel-Synode in Australien, die zunächst nur Prediger für ihre deutschen Gemeinden begehrte, dann aber auch einige Arbeiter für ihre australischen Missionsposten unter den Papua erbat. Die Beziehungen zu jener Synode führten dann dazu, daß Neuendettelsau im Jahr 1886 infolge der deutschen Kolonialerwerbungen auf der Insel Neu-Guinea eine eigene Missionsthätigkeit aufnahm und hier in Kaiser Wilhelmsland nach und nach drei Stationen gründete. Wir haben über dieses Missionsfeld erst in der Oktober-Nummer des letzten Jahres eingehender berichtet und verweisen deshalb auf diese.

Die Arbeit bewegt sich auf beiden Gebieten in bescheidenen Grenzen. Auf dem australischen Missionsfelde sind jetzt erst die Erstlingsähren herangereift und in Neu-Guinea hat die Sichel noch gar nicht angeschlagen werden können. Indes, wenn es auch hier noch gilt auf die Frucht der Arbeit geduldig zu warten, so kann doch der Berichterstatter die Thatsache dankend hervorheben, daß der Eintritt von Neuendettelsau in die Arbeit unter den Heiden der Missionsanstalt einen wesentlichen Segen eingebracht habe, und zwar einen neuen Aufschwung und eine Belebung der Teilnahme. Auch hat er ihr einen größeren Freundeskreis erworben und dem gesamten Werk in der Heimat neue Zugkraft verliehen.

Zum Schluß führen wir noch die sogenannte Deutsche China-Allianz-Mission an, die in Barmen ihren Sitz hat und seit 1891 ihre Boten beiderlei Geschlechts nach China aussendet. Es geschieht dies in einem gewissen Anschluß an die China-Inland-Mission und sie scheint demnach nur ein deutscher Zweig der letzteren zu sein. Sie hat ihren Wirkungskreis im südwestlichen Teile der

chinesischen Provinz Tschekiang gefunden, einem Gebirgsland, das von dem oberen Ngiu und dessen Nebenflüssen durchströmt wird und als ein gesunder Landstrich gilt. Nach dem China-Boten, dem Organ des Vereins, waren im letzten Jahr 4 Stationen eröffnet, auf denen 5 Missionare und 5 unverheiratete Schwestern arbeiteten. Von Bekehrungen wurde bis jetzt noch nichts gemeldet. —

Der numerische Stand der in obiger Rundschau vorgeführten deutschen Missionen stellt sich nach den Berichten derselben pro 1895/96 folgendermaßen:

Missionsgesellschaften	Jahr der Gründung	Hauptstation	Missionare	Unverheir. Schwestern	Eingeborene Arbeiter	Heidenchristen
Mission der Brüdergemeinde	1732	132	173	15	1166	95 439
Basler Missionsgesellschaft	1815	51	155	9	840	31 703
Berliner „ (I)	1823	61	82	4	624	28 315
Rheinische „	1828	74	101	7	963	60 144
Norddeutsche „	1836	3	18	7	136	1 492
Goßnersche „ (Berlin II)	1836	14	21	—	370	37 391
Leipziger „	1836	32	43	3	284	15 038
Hermannsburger „	1849	56	57	—	366	32 015
Schleswig-Holst. „	1877	6	11	—	22	342
Neukirchener „	1882	8	11	—	27	807
Allgem. ev. prot. Missionsverein	1884	2	4	—	6	216
Deutsch-ostafr. Missionsgesellsch.	1886	7	17	3	1	79
Neuendettelsauer „	1886	5	8	—	—	6
Deutsche Allianz-Mission	1891	4	5	5	—	—
		455	706	53	4805	302 987

b) Neuestes und Vermischtes.

Madagaskar. Aus Briefen vom Inneren Madagaskars, die bis zum 10. Oktober 1896 reichen, geht hervor, daß die dortigen Verhältnisse geradezu zum Verzweifeln sind. Namentlich hat die kürzlich stattgefundene Bekanntmachung der Freilassung aller Sklaven eine neue Hetze im Lande hervorgerufen. Es war ja auch nichts weniger als vorsichtig, mit einer solchen Bekanntmachung hervorzutreten, während große Landesteile sich noch im Zustand des Auf-

ruhrs befanden. Die norwegiſchen Miſſionare in Nord-Betſileo haben infolge deſſen und auf Erſuchen des Reſidenten, der für ihre Sicherheit auf ihren Stationen nicht einſtehen konnte, wiederum nach Sirabe flüchten müſſen, wo nun ſowohl das wiedererſtandene Miſſionshaus (vgl. November-Nummer des Miſſionsmagazins) als auch die gemieteten Häuſer der Eingeborenen überfüllt ſind. Ihre Stationen haben ſie verlaſſen müſſen mit der Ausſicht, bei ihrer Rückkehr nur Ruinen vorzufinden.

Die Station Fiſakana iſt bereits abgebrannt; doch iſt aus den ſpärlichen Mitteilungen nicht zu erſehen, ob dies von plünderungsſüchtigen Brandſtiftern des dortigen Diſtrikts oder von den eigentlichen Aufrührern geſchehen iſt. Der Stationsleiter (J. Nilſen) war ſchon längſt nach Sirabe gezogen und hat vermutlich das Hauptſächlichſte ſeiner Habe mitgenommen. Was zurückgeblieben, iſt natürlich geplündert. Ob die Mädchenſchule „Svend Foyns Gave“, die neben dem Stationsgebäude liegt, verſchont geblieben, iſt nicht zu erſehen. Die Leiterin befand ſich in Fianarana. Man hat lange einen Angriff auf dieſe Station befürchtet, ſodaß die Unglücksbotſchaft nicht gerade unerwartet kam; aber es iſt darum nicht weniger ſchwer, eine Station nach der andern in Aſche gelegt zu ſehen. (Norsk Miſſionstidende 1896, 434.)

Weſtafrika. Ein ganz neues Unternehmen iſt die Miſſion unter der Zwergbevölkerung Afrikas, das demnächſt zur Ausführung kommen ſoll. Daß es zwerghafte Völkerſtämme im Inneren Afrikas gebe, davon berichtet ſchon das Altertum; aber erſt in neuerer Zeit iſt dieſe Thatſache von verſchiedenen Reiſenden beſtätigt worden. Der Gedanke nun, den in den Urwäldern des dunkeln Erdteils lebenden Ueberreſten einer uralten Völkerfamilie das Evangelium zu bringen, iſt vor kurzem von einem engliſchen Fräulein, Namens MacLean, angeregt worden. Ihr Intereſſe dafür wurde zuerſt durch die Berichte Stanleys geweckt, der auf ſeinem bekannten Zug vom Kongo nach dem Albert Nyanza mit Vertretern der Zwergſtämme zuſammentraf. Sie wandte ſich deshalb zunächſt an den berühmten Reiſenden und fragte ihn um Rat wegen einer unter ihnen zu beginnenden Miſſion. Sein Vorſchlag, vom Kongo aus den Verſuch zu machen, erwies ſich aber als unpraktiſch. Die dort arbeitenden Miſſionsgeſellſchaften, an die ſich Frl. MacLean wandte, erklärten es vorderhand für unmöglich, vom Kongo aus den Zwergſtämmen in den nördlich gelegenen Urwäldern beizukommen. Schließlich wurde ſie auf die amerikaniſch-presbyterianiſche Miſſion aufmerkſam gemacht, in deren Gebiet am Gabun ſich ebenfalls Zwergvölker finden. Die

beiderseitigen Unterhandlungen haben nun zu dem Ergebnis geführt, daß die Presbyterianer zunächst mit zwei Missionaren die Arbeit unter den Zwergen aufnehmen wollen, wogegen Frl. MacLean 1500 Pfund (30 000 Mk.) zu dem Unternehmen gesteuert hat. Außerdem will sie dasselbe jährlich mit 500 Pf. unterstützen. Die Sache wird aber ihre großen Schwierigkeiten haben; denn bekanntlich leben die Zwergstämme fast nur von der Jagd und sind deshalb nicht ansässig. Bei ihrer nomadisierenden Lebensweise haben sie kaum eine Ahnung vom Ackerbau. Doch sollen auch Abteilungen von ihnen ständige Niederlassungen haben. Das scheint im Gabungebiet der Fall zu sein. Da sie im Tauschverkehr mit den sie umgebenden Bantu-Stämmen stehen, so sprechen sie häufig auch deren Sprache. Ihre eigene, bis jetzt wenig bekannte Sprache ist von den Bantu-Sprachen gänzlich verschieden.

China. Der bekannte Staatsmann Li Hung Tschang, der auf seiner Rundreise in Europa und Amerika mit großen Ehren ausgezeichnet wurde und von dessen Einfluß man sich für China so viel versprach, ist bei seiner Rückkehr in Peking sehr kühl empfangen worden. Seine Stellung und Anerkennung im Ausland hat die Eifersucht vieler Hofbeamten am kaiserlichen Hofe wachgerufen und ihm eine Gegenpartei verschafft, die es ihm nun zum Verbrechen anrechnet, daß er seiner Person mehr Ehre habe anthun lassen, als ihm als Unterthan des Himmelssohnes zukomme. Er habe sich somit über den Kaiser gestellt, in dessen Namen er gesandt worden sei. Man hatte deshalb nichts Eiligeres zu thun, als den verdienten Staatsmann vor das Hofgericht zu stellen und ihn abzuurteilen. Den äußeren Anlaß dazu mußte eine kleine Uebertretung der Hofetiquette bieten. Diese bestand darin, daß Li Hung Tschang der Einladung eines Beamten Folge leistete und einen Spaziergang im Garten des kaiserlichen Sommerpalastes machte. Daraufhin wollte ihn das Hofgericht mit dem Verlust von Rang und Titeln bestrafen. Der Kaiser änderte indes die Strafe „gnädigst" dahin ab, daß er ihm nur ein Jahrgehalt entzog. — Unter solchen Umständen ist wohl zur Zeit nicht viel von den erwarteten Reformen in China zu hoffen.

Amerika. Nach der neuesten Nummer des Baptist Missionary Magazine sieht die amerikanische Baptisten-Missionsgesellschaft einem Defizit von ca. 264 625 Dollars (1 058 500 Mk.) entgegen, wenn nicht noch in der nächsten Zeit besonders günstige Umstände eintreten.

Missionsstation unter den Indianern Nordamerikas.

Missionsleben unter den Rothäuten Nordamerikas.

1.

Es war im Jahre 1868, erzählt Missionar E. R. Young, daß ich als Pastor einer Gemeinde in Kanada ganz unerwartet von meiner Kirchenbehörde die Aufforderung erhielt, mit meiner jungen Frau als Missionar zu den Indianern zu gehen, und zwar in den Nordwesten der Hudsonbai, nördlich von Manitoba. Der Ruf kam uns, wie gesagt, sehr unerwartet, denn wir hatten uns bis jetzt nie mit dem Gedanken getragen, in die Missionsarbeit einzutreten. Fühlten wir uns doch wohl und glücklich in unserem Amt und Beruf zu Hause. Doch wir konnten und wollten den Ruf nicht ohne weiteres von uns weisen. Wir brachten die Angelegenheit im Gebet vor Gott, und obwohl uns fast alle unsere Freunde abrieten, entschlossen wir uns doch, dem Rufe Gottes zu folgen. Es ist uns auch der Schritt bis heute nicht leid gewesen.

So verließen wir denn unser freundliches Heim, um uns in die öde Wildnis des rauhen Nordens zu begeben. Wir hatten 2 Monate und 19 Tage zu reisen, bis wir endlich unser Ziel erreichten. In derselben Zeit kann man heute ganz gut eine Reise um die Welt machen. Es war ein einsam und weit abliegender Ort, der ebenso schwer zu erreichen war wie das Innere von Afrika. Anfangs benutzten wir so weit als möglich die Eisenbahn und das Dampfschiff, dann ritten wir zu Pferd dreißig Tage über die endlosen Prärien und Steppen des Nordens, bis wir uns schließlich für die letzten 14 Tage einem gebrechlichen Indianerboot anvertrauen mußten. Der Platz, der uns in diesem eingeräumt wurde, bestand nur in einem schmalen Bretterſitz hinten im Rindenkahn, der noch dazu von höchst unsauberer Beschaffenheit war. Hinter uns stand ein baumlanger Indianer und steuerte mit einer Stange, während vor uns mehrere Rothäute das Fahrzeug ruderten.

Nachdem wir von Port Georg aus etwa 40 englische Meilen nordwärts zurückgelegt hatten, bemerkten wir, daß die Indianer plötzlich dem Ufer zusteuerten; wir konnten uns den Zweck nicht recht erklären. Er wurde uns aber bald klar. Es galt noch einen andern Passagier aufzunehmen, und zwar einen großen, fetten Ochsen, der sich mit aller Macht gegen seine Verschiffung sträubte. Aber es half ihm nichts. Er wurde quer über das Boot gelegt, so daß sein Kopf über den einen Bootsrand und der Schwanz über den andern herunterhing. So machten wir mit dem Vierfüßler volle 14 Tage lang die gemeinsame Reise. Doch, da wir voller Erwartung und Freude unserer Arbeit entgegensahen, so focht uns diese Reisegesellschaft nicht weiter an.

Endlich erreichten wir den Ort unserer Bestimmung. Wir befanden uns hier unter dem Stamm der Kri-Indianer, zirka 400 englische Meilen vom äußersten Punkt der Civilisation entfernt. Es war uns somit die beste Gelegenheit geboten, mit diesem Volk aufs genaueste bekannt zu werden.

Man kennt ja die widerstreitenden Ansichten über die Rothäute. Die meinige — nachdem ich nun viele Jahre unter ihnen gelebt und gearbeitet habe — ist die, daß sie in der Hauptsache just dem übrigen armen Menschengeschlecht gleichen. Sie haben wie wir alle das Evangelium nötig und können dessen Segen nicht entbehren.

Eine kleine Blockhütte war unser Heim. Sie war freilich sehr bescheiden und so beschaffen, daß einer sie kaum für sein Pferd für gut genug befunden hätte. Allein es war immerhin noch die beste Unterkunft in der ganzen Umgegend und wir fühlten uns glücklich darin. Rings um uns her wohnten die Indianer in ihren Wigwams oder Zelten. Es lag uns von Anfang an daran, mit den Leuten möglichst in Berührung zu kommen und so versammelten wir sie denn um uns, stellten uns mit der Bibel in der Hand vor sie hin und sagten: Da sehet uns an! Wir sind nicht zu euch gekommen, um eure Silberfüchse, Biber, Fischottern, Wiesel und Marder zu kaufen. Nein, wir wollen keinen Pelzhandel treiben; dazu sind wir nicht da. Was uns hergeführt hat, ist dagegen das Buch da, aus dem ihr den Weg zum Himmel kennen lernen sollt. Wir sind gekommen, um euch Gutes zu thun und euch zu einem besseren Leben zu verhelfen — sowohl hier in

dieser Welt, als auch in der zukünftigen. Wir wissen, daß ihr Sünder seid und das Evangelium nötig habt; aber wir wollen euch vertrauen und euch auf den guten Weg weisen.

Es ist bekannt, wie die meisten Weißen die Rothäute für diebisch und unverbesserlich halten. Dem muß ich aber widersprechen; denn wir haben darin andere Erfahrungen gemacht. Fest entschlossen, ihnen zu vertrauen, nahmen wir die Riegel an den Fenstern und Thüren weg und ließen Kisten und Kasten unverschlossen, und siehe da — von jenem Tage an bis heute wurde uns nicht das Geringste gestohlen. Wir verdankten dies dem Umstand, daß wir den Indianern Vertrauen schenkten, sie bei ihrer Ehre nahmen und sie freundlich behandelten.

Da es von größter Wichtigkeit ist, daß ein Missionar seine Leute, unter denen er arbeitet, gründlich kennt und ihnen das Evangelium in ihrer eigenen Sprache verkündigt, so ließen wir es uns von Anfang an ernstlich angelegen sein, ihre Sprache zu bemeistern. Wir arbeiteten und mühten uns redlich ab und durften dabei auf dem Grunde weiterbauen, den unsere Vorgänger bereits gelegt hatten. Es währte auch keine fünf Jahre, so sahen wir uns inmitten einer Gemeinde von zirka 800 bis 1000 Indianerchristen, die die Frucht unserer Vorgänger und unserer Arbeit war. Sie fanden sich jeden Sonntag in unserer Kirche ein, obwohl manche von ihnen am Samstag gegen 50 bis 60 englische Meilen aus ihren Jagdgründen herbeikommen mußten, um dann Montags wieder auf ihr entferntes Jagdgebiet zurückzukehren. Eine große Hilfe war uns in unserer Missionsarbeit das Vorhandensein einer guten Bibelübersetzung, die einer unserer Missionare, der treffliche Evans, ins Kri seiner Zeit hergestellt hat und zwar nicht in lateinischen Buchstaben, sondern in der von ihm erfundenen Silbenschrift, die so leicht zu erlernen ist, daß die Indianer schon nach wenigen Wochen das Wort Gottes darin lesen können.*) Es ist dies eine wunderbare Erfindung, der man es zu verdanken hat, daß in einigen Missionen schon 90 Prozent des roten Volkes die Bibel in ihrer Sprache zu lesen imstande sind. Oft haben mich meine Indianer durch die Liebe und Ehrfurcht beschämt, die sie für die heilige Schrift an den Tag legen.

*) Vergleiche hierüber Bibelblätter 1896, S. 55 f.

Wir hatten aber auch unsere Feinde unter den Indianern. Das waren die Zauberer und Medizinmänner. Einige von dieser Sorte haßten uns so, daß sie uns mehrmals ums Leben zu bringen suchten; denn sie wußten nur zu gut, daß es mit ihrer Herrschaft zu Ende ging, sobald wir unter ihren Volksgenossen Boden gewannen.

Die Indianer des Nordens sind insgesamt Jäger, die in den ungeheuern Gebieten herumstreifen und der Fährte des Wildes folgen. Der Missionar ist deshalb genötigt, sie in ihren Jagdgründen aufzusuchen und ausgedehnte Reisen zu machen. So umfaßte z. B. mein Missionsgebiet einen Flächeninhalt von zirka 550 Meilen Länge und 300 Meilen Breite, das ich des Sommers im Rindenkanoe und des Winters im Hundeschlitten bereiste. Man legt mir gewöhnlich den Ehrentitel D. D. (Doctor Divinitatis, Doktor der Theologie) bei. Aber wenn dies überhaupt eine Bedeutung hat, so heißt es bei mir Dog Driver (Hundetreiber); denn ich hatte jeden Winter große Strecken mit den Hunden zurückzulegen und erreichte so Stämme, die zuvor nie einen Missionar gesehen hatten.

2.

Nach fünfjähriger, gesegneter Arbeit unter den Kri-Indianern zogen wir zu den Saulteaux. Wieder war es ein schmerzliches Scheiden. Wir hatten uns unter den Kri eingelebt und unser Blockhaus zu einem netten und behaglichen Heim geschaffen. Aber die Saulteaux hätten gern einen Missionar unter sich gehabt und diesen Wunsch wollten wir ihnen erfüllen. Zwar hatte ich sie bisher jeden Sommer und jeden Winter besucht, aber zwischen diesen Besuchen lagen doch so große Zeiträume, daß nicht viel dabei herauskam. Es that deshalb dringend not, daß sich ein Missionar bei ihnen bleibend niederließ. Aber es fand sich niemand für diesen neuen Posten. Endlich machte ich einen jungen Geistlichen ausfindig, der sich für unser Werk interessierte und unter gewissen Bedingungen in die Indianermission im Norden einzutreten gewillt war. Er sagte mir: „Ich kenne ein sehr liebes Mädchen; falls Sie und Ihre gute Frau uns Ihr Heim unter den Kri abtreten und unter die wilden Saulteaux ziehen wollten,

so würden wir gerne Ihren Platz unter den Kri einnehmen." Wir waren über diesen Vorschlag sehr erfreut und dankten Gott dafür; denn damit wurden wir für die Arbeit unter den Saulteaux frei.

Unter diesen ließen wir uns denn nieder. Eine kleine Blockhütte von 12 bis 14 Fuß im Geviert bildete für das erste Jahr unser Heim. Gott segnete uns reichlich in unserer Arbeit und Hunderte von Indianern wurden Christen. Die armen Rothäute zeigten sich dabei so heilsverlangend, daß ich — zu meiner Beschämung muß ich es bekennen — oft stutzig wurde, wenn sich manche derselben ohne weiteres erhoben und bekannten: Ich weiß, an wen ich glaube; ich weiß, daß Jesus mein Heiland ist; ihm will ich mich ergeben! Wenn ich solches sah und hörte, nachdem wir erst seit kurzem mit der Aussaat begonnen hatten, da wollten Zweifel an der Echtheit solcher Aeußerungen in mir aufsteigen und ich fragte mich: „Ist das möglich? Kann das wirklich der Fall sein?" Ich konnte da nicht anders, als hinausgehen in die Stille der Wälder, mich niedersetzen und mein Neues Testament herausziehen. Und wenn ich dann die Apostelgeschichte durchlas, da mußte ich mir sagen: „Ja, gewißlich; solche Regungen und Bewegungen in den Herzen der Heiden sind möglich. Der heilige Geist kann auch heute noch wie in den Tagen der Apostel sein Werk thun; denn wenn ein Herz Gott aufrichtig sucht, so hat es einen wunderbaren Führer an dem heiligen Geist." — Jetzt, nachdem ich manche dieser Leute über 20 Jahre lang kenne, ist mir ihr ganzer Lebenswandel und die Standhaftigkeit, die sie als Christen an den Tag gelegt haben, ein lautes Zeugnis für die Echtheit ihrer Bekehrung, trotzdem sie damals noch nicht lange in christlichem Unterricht standen. Ueberhaupt glaube ich, daß, wenn man nur die rechte Art von geisterfüllten Männern und Frauen als Boten Christi in alle Welt hinaussenden könnte, es nicht lange anstehen würde, bis die ganze Heidenwelt bekehrt wäre.

Nachdem wir eine Zeit lang auf diesem neuen Posten gearbeitet hatten und das Werk im Segen fortschritt, hörten auch die umliegenden Indianerstämme von dem Bleichgesicht und seiner Frau. Sie kamen deshalb von verschiedenen Seiten herbei, um uns zu sehen und kennen zu lernen. Unter anderen erschien eines Tages in unserem kleinen Heim ein großes, stattliches Indianer-

weib, deren Auftreten ein ganz anderes war, als man es sonst bei Indianerfrauen gewohnt ist. Diese sind meistens sehr bescheiden, schüchtern und zurückhaltend. Hier kam nun eine daher mit stolz erhobenem Haupt und selbstbewußter Miene, als ob sie uns alle einstecken wollte. Dieses ihr Benehmen, das dem ihrer Volksgenossinnen so ganz unähnlich war, wurde uns erst verständlich, als wir ihren Stand erfuhren. Sie war nämlich eine Häuptlingin. Sowohl ihr Vater als ihr Mann waren beide angesehene Häuptlinge ihres Volkes gewesen. Als dann der letztere starb, regierte sie an seiner Stelle ihren Stamm. Obschon sie sehr weit von uns entfernt lebte, hatte sie doch von dem Bleichgesicht gehört, das sich mit dem wunderbaren Buch unter den Saulteaux niedergelassen habe. Aber sie schenkte den mancherlei Gerüchten, die sie über uns gehört hatte, keinen rechten Glauben und so war sie selbst aus der Ferne herbeigekommen, um sich von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was ihr die Jäger über jenes Buch und den großen Geist erzählt hatten. Sie war ein merkwürdiges Weib. Von allen, die bei mir im Unterricht standen, war sie die verständigste und dabei unersättlich in ihrer Wißbegierde. Am Morgen, Mittag und Abend hatte sie Fragen zu stellen und suchte Belehrung. Sie blieb zwei Wochen lang bei uns, und als sie uns wieder verließ, sagte ich zu ihr: „Nun begiebst du dich wieder auf den Heimweg. Da möchte ich dir noch einen guten Rat mitgeben. Wie du hier gesehen hast, feiern Christen den einen der sieben Tage als den Tag des Herrn. Da verrichten wir keinerlei weltliche Geschäfte, sondern dienen Gott an diesem Tag. Ich möchte nun, daß du dich auch in allen Dingen als eine Christin beweisest und demgemäß den Sabbath heiligest. Da hast du diesen Bogen Papier, der dir dabei behilflich sein soll.“ Damit reichte ich ihr einen großen Bogen Kanzleipapier nebst einem langen Bleistift und sagte: „Sieh, wenn du nun heimkommst, so machst du sechs Tage hintereinander jedesmal einen langen senkrechten Strich auf das Papier. Das sind die Tage, an denen ihr fischen und jagen könnt; an ihnen kannst du auch deine Stammesangelegenheiten regeln und deinen Pflichten als Häuptlingin nachgehen. Dann aber, am siebenten Tag, machst du einen großen wagrechten Strich. Dieser bedeutet den Sabbathtag. Da laßt ihr Gewehr und Kugelbüchse ruhig in eurem Wigwam am Haken hängen und

kümmert euch weder um die Jagd noch um den Fischfang. Arbeitet desto fleißiger am Samstag, damit ihr für den Sonntag mit genügend Nahrung versehen seid. An diesem Tag aber denket an den Großen Geist und betet zu eurem Vater im Himmel, der euch sieht, wo ihr auch seid." — Als sie mich dann dringend bat, doch recht bald zu ihr zu kommen und ihrem Stamme zu predigen, gab ich ihr das Versprechen und sagte: „Sobald der Adlermonat voll wird, dann horche auf das Schellengeläut meines Schlittens; denn da will ich kommen und nach euch sehen." Einen früheren Termin konnte ich bei der vielen Arbeit, die auf mir lag, leider nicht ansetzen.

3.

Als der Adlermonat herbeikam, schirrte ich meine Hunde an, nahm einen Hundetreiber und einen Führer mit und zog von dannen. Wir brauchten zirka 12 bis 14 Tage, um die weite Wegstrecke zurückzulegen. Oft mußten wir des Nachts reisen, um nicht von den Sonnenstrahlen, die der Schnee zurückwirft, geblendet zu werden und nicht die sogenannte Schneeblindheit — eine sehr schmerzhafte Augenkrankheit — davonzutragen. Unter vielen Gefahren und Abenteuern näherten wir uns schließlich unserem Ziel, und wir hatten nur noch etwa zwei Stunden über die Spiegelfläche eines zugefrorenen Sees zu fahren. Als wir aus dem Walde herauskamen und die Seefläche vor uns lag, erblickten wir am entgegengesetzten Ufer das ersehnte Indianerdorf mit seinen Hütten und Zelten. Man spähte schon scharf nach uns aus und wir waren kaum halbwegs, als sie auch schon unser Kommen bemerkten und sofort Anstalt zu unserer Bewirtung trafen. Ukemaskwasis, die Häuptlingin, hatte einige gefrorene Rentierköpfe für uns in Bereitschaft, die bei den Indianern als der größte Leckerbissen gelten. Diese wurden schleunigst auf das Herdfeuer gelegt, um die Haare davon abzusengen; dann zerhieb sie die Köpfe mit einer großen Axt in einzelne Stücke und warf sie in den Kessel, der über dem Feuer hing. Als unsere Reisegesellschaft mit den Hundeschlitten ins Dorf einfuhr, brodelte und kochte bereits unser Mahl lustig auf dem Feuer.

Seife ist ein teurer Artikel dort zu Lande; denn die Stange

kostet nicht weniger als $3^1/_2$ Dollars. Darum kommt auch wenig von diesem Kulturartikel an die Gesichter der Rothäute; und da sie auch wenig vom Händeschütteln bei der Begrüßung halten, so war alles darauf gespannt, wer sich zuerst zum Küssen einstellen werde. Ich machte es aber kurz mit dieser Feuerprobe und eilte spornstreichs in den Wigwam der Häuptlingin. Eine glücklichere Frau als diese konnte man sich nicht denken. Unter allerlei Freudenbezeugungen rief sie einmal um das anderemal aus: „O, denket nur, der weiße Mann ist mit seinem Buch zu meinem Volk gekommen!“ Ein erhöhter Platz war für die Mahlzeit als Tafel hergerichtet, auf deren Mitte die zerstückten Rennthierköpfe aufgethürmt lagen; um sie herum standen eine Anzahl zinnerner Tassen mit Thee gefüllt, wovon ich ihr seinerzeit ein Paket mitgegeben hatte. Sie ließ mich zu ihrer Linken Platz nehmen, während ihr Stammesoberster zur Rechten saß. Außerdem wurden einige Angesehene ihres Volks, sowie meine Begleiter dazugezogen. Aber es war weder Teller, noch Gabel, noch Messer zu sehen. Die Leute wußten sich jedoch zu helfen. Denn kaum hatten wir Platz genommen, so zogen die Männer ihre Jagdmesser hervor und spießten damit ein Stück Fleisch auf. „Halt!“ rief ich, „wir wollen Christen sein und als solche unser Mahl halten. Christen danken dem Großen Geist für seine Gaben und bitten um seinen Segen zu ihrer Nahrung. Schließet deshalb eure Augen und ich will ihn um seinen Segen bitten und ihm für Speise und Trank danken.“ Bereitwilligst schlossen alle die Augen und ich sprach ein kurzes Tischgebet. Dann schloß ich mit „Amen“ und schlug meine Augen wieder auf. Aber meine Indianer hielten die ihrigen geschlossen. „Oeffnet nur jetzt eure Augen“, sagte ich, und sie thaten sie auf. Ich erklärte ihnen hierauf, daß, wenn ich am Schluß des Gebets „Amen“ sagte, dies zunächst für sie bedeute, daß das Gebet zu Ende sei. Und nun forderte ich sie auf, sich's gut schmecken zu lassen.

Es bedurfte keines weiteren Zuspruchs. Jeder langte aufs beste zu, ergriff mit seinen unsauberen Händen ein Stück Fleisch und zerschnitt es mit dem Jagdmesser, mit dem sie sonst gegen Bären kämpfen und die Jagdbeute abhäuten. Einige, die der Hunger besonders stark plagte, hatten es so eilig damit, daß sie gleich ein ganzes Stück in den Mund steckten, es mit den Zähnen

festhielten und dann kleinere Stücke davon abfäbelten. Ich betrachtete zuerst den Haufen Fleisch vor mir und erwählte mir ein Stück mit einem vorstehenden Knochen, der mir als Handhabe dienen sollte und wovon ich dann mit meinem Jagdmesser mundgerechte Stücke herunterschnitt. Am glücklichsten aber schien unsere Wirtin zu sein. Mit ihrer großen schmutzigen Hand erfaßte sie ein großes, saftiges Stück Fleisch und biß gewaltige Brocken davon ab. Dann legte sie es auf den Boden vor sich nieder, trank eine Tasse Thee, nahm es wieder auf und aß weiter, während sie zugleich in einem weg — mit vollem oder leerem Mund — die Unterhaltung führte. Dann auf einmal warf sie das Stück Wildbret auf die Seite, langte in ihr Oberkleid, zog ein fettiges, schmutziges Papier daraus hervor und sagte: „O Missionar, ich muß dir doch zeigen, wie ich die Rechnung über den Bettag geführt habe!“ Das Papier war höchst unsauber und wie geölt, und nur schwer erkannte ich den schönen, weißen Bogen wieder, den ich ihr seiner Zeit gegeben hatte. Aber zu meiner Freude ersah ich, daß sie während der sechs Monate die Striche sehr pünktlich gemacht hatte, worüber ich ihr denn auch meine Zufriedenheit aussprach. Dann erzählte sie: „Da kam an solchen Tagen vielleicht ein Knabe dahergerannt und rief: Sieh, dort draußen im Thal ist ein prächtiges Renntier; das kannst du leicht erlegen! Aber ich sagte allemal: Nein, nur das nicht! Heut ist der Bettag, da darf ich nicht schießen, sondern denke an den Großen Geist, meinen Vater, und versuche zu ihm zu beten, rede mit ihm und laß ihn zu mir reden.“ Dabei schien sie sehr beglückt, als ich ihr einige anerkennende Worte darüber sagte. Dann faltete sie das Papier zusammen und steckte es wieder in ihr Oberkleid. Hierauf griff sie wieder nach ihrem Stück Fleisch und biß wacker darauf los, während ich an dem meinigen weiter nagte. Plötzlich schien ihr, während sie einen Blick auf das Fleisch warf, ein Gedanke zu kommen, denn sie sagte: „Dein Stück ist nicht so gut wie das meinige“; und ehe ich mich's versah, hatte sie mit einem raschen Griff unsere beiden Stücke Fleisch vertauscht. Ich muß ehrlich gestehen, es ekelte mir etwas davor, aber da es gut gemeint war, so ließ ich mir nichts anmerken, sondern machte gute Miene dazu und setzte meine Mahlzeit ruhig fort. Ja, ich dankte ihr noch für diesen Beweis der Freundschaft.

Am Nachmittag hatten wir dann einen Gottesdienst, der bis zum Nachtessen dauerte; hierauf noch einen weiteren bis gegen Mitternacht. Erst in später Nachtstunde legten wir uns, die Füße gegen das glostende Feuer gekehrt, in unserem Wigwam zur Ruhe nieder. — Der Herr hat uns mit der Zeit auch dieses Völklein zum Eigentum geschenkt. Der ganze Stamm bekennt heute Jesum Christum als seinen Heiland und Erlöser und es ist unter ihm kein einziger Zauberer noch Medizinmann zu finden.

4.

Gelegentlich bekam ich auch Besuche von katholischen Priestern. Ich ließ mich nie in einen Disput mit ihnen ein und vermied jeden Zusammenstoß; aber ich hielt meine Augen offen, damit ich die Fische, die ich gefangen, auch in meinem Korbe behielt. Es galt da aufzupassen, denn die Priester schlichen nicht ohne Grund bei den Indianern herum und traten da sehr subtil auf. Waren sie dann fort, so fragte ich gewöhnlich meine Leute: „Was haben euch denn diese langröckigen Herren gesagt?" „O, sie sagten uns eine Menge schöner Dinge über die Mutter unseres Herrn, und wie liebreich sie bei ihrem Sohn Fürsprache für uns einzulegen bereit sei." Dann sagte ich ihnen bloß: „Angenommen, der General-Statthalter eures Landes würde eines Tages hierherkommen und mein Gast sein und bei dieser Gelegenheit überall verkündigen lassen: Nun, ihr Rothäute, wenn ihr irgendwelchen Wunsch oder eine Bitte habt, so kommt einfach zu mir, und ihr werdet sehen, daß ich alle eure Bitten gern anhöre und alles für euch thun werde, was sich thun läßt! Dem gegenüber aber würde nun John-Kompagnie (der Name, den die Indianer der Hudsonbai-Kompagnie beilegen) kommen und euch sagen: Nein, ihr thut besser, wenn ihr zu mir kommt, wenn ihr mit dem Gouverneur zu reden habt; ich will ihm dann schon eure Sache vorbringen und für euch reden. Was würdet ihr dazu sagen, da euch doch der Statthalter selbst eingeladen hat, ohne Scheu und ohne Vermittlung zu ihm zu kommen? Ihr würdet sicherlich zu John-Kompagnie sagen: Kümmere dich nur um dein eigenes Geschäft; was uns betrifft, so gehen wir direkt zum Statthalter! Nun hört einmal, in diesem Buche sagt uns der Herr Jesus ausdrück-

lich: Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen. Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, und: Wenn ich erhöht sein werde, will ich sie alle zu mir ziehen ꝛc. Es fällt mir nicht ein, etwas gegen die Mutter unseres Herrn zu sagen, denn sie war eine von Gott gesegnete Frau; aber wenn der Herr Jesus als Sohn Gottes sagt: Kommet her zu mir! was habt ihr da die Mutter als eure Fürsprecherin und Vermittlerin nötig, wenn ihr doch selbst geradewegs zum Sohne gehen dürfet!"

Wenn sich dann jene Priester wieder sehen ließen, in der Hoffnung, einen Teil meiner Gemeindeglieder zu sich herüberziehen zu können, so fanden sie zu ihrer Enttäuschung, daß die Indianer ziemlich spröde waren. Fragten sie nach der Ursache, so erhielten sie gewöhnlich die Antwort: Wir haben nichts dagegen, wenn ihr langröckigen Herren eure Bitten durch die Vermittlung der „alten Frau" an den Sohn Gottes gelangen lasset. Gehet nur und macht es so! Wir aber haben im Sinn, uns direkt an den Sohn zu wenden. Die Wirkung davon war, daß ich nie einen meiner Bekehrten dadurch verloren habe.

Diese Priester sind im ganzen sehr eifrige Leute und verfolgen ihr Ziel mit großer Ausdauer. Wie sie es aber treiben, wird durch nachstehendes Geschichtchen charakterisiert. In einem Indianerdorf hatte sich ein französischer Priester niedergelassen, der in seinem Eifer bei seinen Christen sehr streng auf die Ausübung der kirchlichen Ceremonien sah und besonders auf die Beobachtung der Freitagsfasten drang. Das ließ sich ganz wohl durchsetzen während der sechs Monate des Jahres, während welcher die Indianer reichlich mit Fischen versehen sind und ohnehin kaum etwas anderes zu essen haben. Allein in den übrigen sechs Monaten, wenn das Eis oft 10 Fuß dick ist, hatte es seine Schwierigkeiten, sich die nötige Fischkost zu verschaffen. An einem Freitag nun kam jener Priester in einen Wigwam und fand einen seiner besten Indianer, wie er sich gerade ein großes Stück Wildbret schmecken ließ. Mit der ganzen Erregtheit eines Franzosen fuhr der Priester auf den Mann los und rief ihm zu: „Was sehe ich da! Habe ich nicht gesagt, daß man am Freitag kein Fleisch essen darf?" Der Indianer schob in aller Seelenruhe einen weiteren Bissen in den Mund und entgegnete gelassen: „Das ist kein Fleisch, sondern Fisch." „Aber ich sehe es doch mit meinen

eigenen Augen, daß du Wildbret issest!" eiferte der Priester. „Es ist kein Wildbret, sondern Fisch", sagte wieder der Indianer. Der Priester wurde jetzt ärgerlich und rief: „Bist du von Sinnen, oder bin ichs? Ich sage dir, das ist Wildbret und nichts anderes!" Hierauf beteuerte der Indianer aufs neue: „Nein, es ist kein Wildbret, sondern Fisch!" — „Was soll das heißen", schrie der Priester, „wie kannst du so etwas behaupten?" Der Indianer sagte: „Vor einiger Zeit kamst du zu mir und sagtest: Ukusketus, ich wünschte, du würdest einer von meinen Leuten. Ja, sage ich, wie soll ich das anfangen? Du sagtest: Nun, ich will dich taufen. Was zahlst du mir dafür? fragte ich dich. Wir verhandelten lange darüber, bis du mir schließlich ein neues Hemd zu geben versprachst, wenn ich mich taufen ließe. Gut, nur voran! sagte ich. Und so nahmst du Wasser, spracheſt lange Gebete und taufest mich. Dann sagtest du zu mir: So, nun habe ich dich verwandelt; jetzt bist du nicht mehr Ukusketus, sondern Peter, und so bin ich seither Peter. — Freitag kommt, und ich habe keinen Fisch; da ich aber sehr hungrig bin und nicht den ganzen Tag ohne Nahrung sein kann, so denke ich, du machst es, wie es der Priester gemacht hat. Ich nehme etwas Wasser und dies schöne Stück Fleisch, und sage: du bist zwar Wildbret, aber ich bestimme dich zu etwas anderem. Darauf begieße ich es mit Wasser und taufe es und wandle das Wildbret in Fisch. Als solchen verzehre ich ihn nun."

5.

Zu den traurigsten Dingen, die man unter den nordamerikanischen Indianern im hohen Norden antrifft, gehört die gefühllose Grausamkeit, mit der sie ihre Frauen behandeln. Die Männer sind in ihrem heidnischen Zustand durchweg Tyrannen und haben darüber ganz falsche Begriffe. Sie meinen, wenn ein Mann gegen seine Mutter oder sein Weib, Schwester oder Tochter liebreich und gütig ist, sei dies ein Zeichen von Schwäche, die sich für einen mannhaften Indianer und für einen großen, tapferen Krieger nicht zieme. So unterdrücken sie jedes natürliche Gefühl von Freundlichkeit und Milde, und während sie ihre Knaben sehr lieben und freundlich behandeln, haben es dagegen die armen

Mädchen sehr schlimm. Ja, ein Mann kann seine Frau geradezu mißhandeln, wenn das neugeborene Kind kein Knabe, sondern unglücklicherweise ein Mädchen ist. Dieses Gefühl der Verachtung gegen das weibliche Geschlecht begleitet den Indianer durch sein ganzes Leben.

Da konnte es vorkommen, daß ein Indianer, mit der Büchse auf der Schulter, von der Jagd kam und sich dem Lager näherte. Stolz schaute er um sich, bis er sein Weib erblickte, die vielleicht eben Holz spaltete, und rief ihr in barschem Tone zu: Mach daß du fortkommst, du Hund von einem Weib, und lauf jene Richtung entlang; dort wirst du ein Renntier finden, das ich geschossen habe. Hole es schnell hierher und sorge dafür, daß ich bald etwas zu essen bekomme! Dabei wirft er ihr vielleicht noch ein Scheit Holz mit solcher Gewalt nach, daß es ihr den Kopf zerschmettert hätte, wenn sie ihm nicht ausgewichen wäre. So eilt sie hinweg und kommt keuchend mit der schweren Jagdbeute auf dem Rücken im Lager an. Hier häutet sie das erlegte Tier mit dem Skalpmesser in aller Eile ab, schneidet einige Stücke in den Kessel, kocht sie und setzt sie ihrem Gebieter vor. Dieser ladet wohl ein halbes Dutzend seiner männlichen Freunde dazu ein und macht sich mit ihnen darüber her, während die Frau mit den Mädchen seitwärts im Winkel kauert und das Zusehen hat. Erst wenn die Männer satt sind, werfen sie den Frauen die beinichten und sehnichten Stücke zu und haben ihren größten Spaß darüber, wenn sie sich darum mit den Hunden balgen.

Das ist Heidentum, wie ich es seiner Zeit antraf. O, wie oft habe ich meine Augen geschlossen und meine Lippen zusammengepreßt und innerlich geseufzt: Herr, schenke mir die Gnade, stille und ruhig zu sein, um im geeigneten Moment das rechte Wort zu sagen.

Aber das war noch nicht das Aergste; es kamen noch ganz andere Dinge vor. So war es z. B. ein Unrecht für das Weib, alt zu werden. Einst kam ich in ein Dorf, wo ein großer Häuptling, Namens Wukuwusu wohnte. Diesem gab ich etwas Tabak — denn der spielt bei den Indianern dieselbe Rolle wie das Salz bei den Arabern und innerafrikanischen Negerstämmen — und lud den alten Mann ein, mit mir ein paar Schritte spazieren zu gehen und mir einige Auskunft zu erteilen. Als wir vor das

Indianerdorf hinauskamen, bemerkte ich dort ein Häufchen Asche und fragte ihn, wovon das herrühre. „O", sagte er, „hier ist meine Mutter zu Asche verbrannt." „An was für einer Krankheit ist sie denn gestorben?" fragte ich weiter. „Nun, sie starb an einem Strick", antwortete er kühl. „Wieso?" Er sagte: „Weil sie krumm ging und zu gebrechlich war, um Kaninchen und Fische zu fangen, so wollte ich die nutzlose Person nicht mehr länger behalten, legte ihr einen Strick um den Hals, schleifte sie vors Lager hinaus und verbrannte sie hier, damit mich nicht noch zuletzt ihr Geist beunruhige." Ja, der herzlose Sohn rühmte sich noch dessen, daß er seine eigene Mutter auf diese Weise aus dem Leben geschafft habe.

Aber nun seht den Gegensatz! Meine Frau und ich kamen unter dieses Volk, arbeiteten manches Jahr unter ihm und predigten das beseligende Evangelium des Sohnes Gottes. Im letzten Jahr nun habe ich alle diese Stämme wieder besucht. Tausende von Meilen reiste ich von Stamm zu Stamm und hielt überall Evangelisationsgottesdienste. Und nun schauet einmal in eine dieser indianischen Kirchen hinein! Sie ist nur aus rohen Baumstämmen gezimmert, aber groß und geräumig, mit Sitzen auf beiden Seiten und einem breiten Gang in der Mitte. Es ist Sonntag Morgen und die Gemeinde hat sich im Gotteshaus versammelt. Da sitzt auch ein Mann und seine beiden Brüder, die einst als Heiden ihre Mutter in den Wald hinausgeschleppt und getötet haben, weil sie alt und gebrechlich geworden war. Und dort sehet jene alte Frau, die in ihren heidnischen Tagen die zwei kleinen Kinder des Missionars, der nach uns in die Arbeit eintrat, umgebracht hat. Dann sehet euch auch jenes Weib an, deren Antlitz von Freude glänzt; wenn ihr aber genauer hinschaut, so werdet ihr auf demselben auch einen Schatten bemerken, der sich von Zeit zu Zeit auf dasselbe lagert und an ein schweres Verbrechen erinnert, dessen Andenken sie mit allen ihren Thränen seit Jahren nicht auslöschen kann. Das Weib hat seine Geschichte und zwar eine überaus traurige.

Als ich das erstemal in meinem Hundeschlitten in dieses Indianerdorf kam, lebte noch ihr Mann, ein alter Beschwörer und schändlicher Mensch. Er ließ sie nie an den Gottesdiensten teilnehmen, und auch wenn ich des Sommers im Kanoe die Nieder-

lassung besuchte, wußte er es zu verhindern. Aber ich habe gottlob eine Stimme, mit der ich laut genug Gottes Liebe auch im Freien unter die Hunderte von Indianern, die mich umstanden, hinausrufen konnte, und während ich dies that, war ich sicher, daß hinter den Balsamstauden am Ufer des Flusses versteckt manche Indianerweiber meiner Predigt lauschten, während sie ihre unwirschen Männer glauben machten, daß sie Mokassins oder Tierhäute gerbten. Eines Tages aber ertappte jener alte Kerl seine Frau, wie sie in der Nähe der Predigt zuhörte. Er war darüber so ergrimmt, daß er das arme Weib schrecklich mißhandelte und sie mit Weidenruten an einen Baum festband. Die übrigen Männer, die gewöhnlich gerne zu den Gottesdiensten kamen, waren gleich nach der Versammlung auf die Jagd gegangen und so befanden sich nur einige wenige Leute im Dorf. Aber auch diese fürchteten den alten Zauberer viel zu sehr, als daß sie gewagt hätten, das Weib zu befreien. Drinnen im Wigwam lag in der Hängematte ihr kleiner Säugling, ein Mädchen von einigen Monaten. Es erwachte und fing an zu schreien, denn es verlangte nach der Mutter. Aber diese konnte ihm nicht beispringen, denn sie war an den Baum gebunden. Das Kind schrie immer lauter und ängstlicher, bis sein Gewimmer das Herz der Mutter so ergriff, daß sie in der Verzweiflung mit übermenschlicher Anstrengung sich ihrer Bande entledigte, zu ihrem Kinde eilte und es an sich riß — aber nicht, um es zu stillen, sondern um mit ihm an den Fluß zu laufen. Hier ergriff sie das unschuldige Wesen bei der Ferse, zerschmetterte seinen Kopf am Felsen und warf den zuckenden Körper in den rauschenden Strom. Als die Fluten den Leichnam hinweggetragen hatten, hörten einige Indianerweiber die verzweifelnde Mutter in die Klage ausbrechen: „O, daß mir doch meine Mutter, als ich noch ein Säugling war, das gleiche gethan hätte, wie ich mit dir, um mich vor diesem Jammer und Elend zu bewahren!“ Bald darauf starb ihr Mann und sie wurde von ihrem Tyrannen frei. Jetzt stand ihr auch niemand mehr im Wege, Christin zu werden. Sie fand Frieden, aber vergessen kann sie jene grause That nicht, zu der sie der Jammer getrieben.

Doch wer kommt da zur offenen Kapellenthür herein? Es sind zwei mächtige Indianergestalten, die ihre alte, gelähmte Mutter

ins Gotteshaus hereintragen. Sie haben in ihrer Sorgfalt für das Mütterchen Hände und Arme zu einem Tragsessel verschlungen und darüber eine wollene Decke gebreitet. Ein dritter Sohn schreitet vor ihnen den Gang entlang, faltet eine Decke zusammen und legt sie als weiches Kissen auf die harte, hölzerne Bank, auf der die altersschwache Mutter jetzt vorsichtig niedergelassen wird. Dann setzt sich einer derselben neben sie nieder und schlingt — da die Bänke keine Lehne haben — seinen Arm liebevoll um sie und stützt sie so, während ihr Haupt sich an seine Brust lehnt. Ja, das ist ein Anblick, den man gesehen haben muß! Wahrlich, ein Gegensatz zwischen einst und jetzt, den das Evangelium unter den Indianern hervorgerufen hat, eine Umwandlung, die wir nur dem Christentum zu verdanken haben.

Dies sind so einige wenige Züge, die wir in unserer Missionsarbeit unter den Rothäuten haben erleben dürfen. Es fordert uns zu großem Dank auf, daß der Herr das Werk seiner Knechte unter den roten Kindern des Nordens segnet und uns auch schon manche aus ihren Reihen geschenkt hat, die nun selbst an ihren Volksgenossen im Segen wirken.

Die Basler Mission in Indien.

Von Missionar Joh. Frohnmeyer.

(Schluß)

3. Was nun die Arbeit in der Gemeinde betrifft, so ist dieselbe reguliert durch unsere Gemeindeordnung, eine treffliche Arbeit des Inspektors Josenhans. Sie ist vielleicht für eine Gemeindeordnung etwas zu weitläufig geraten, denn sie enthält fast eine ganze Pastoraltheologie im Auszug. Doch die Winke, die darin enthalten und die einer reichen Erfahrung und einem weitblickenden Geist, der zu regieren verstand, entsprungen, sind wie alles von Josenhans großartig. Dann und wann muß etwas durch Generalkonferenzen den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend revidiert werden, aber sie besteht in der Hauptsache

noch zu Recht. Die Verfassung ist einfach. Die Gottesdienste und Seelsorge besorgt, ähnlich wie hier, ein Gemeindemissionar oder eingeborner Pfarrer mit einem oder zwei Katechisten, deren Stellung etwa der eines Vikars hier zu Lande entspricht. Das Regiment führt der Gemeindemissionar mit dem Presbyterium, das alle Monate etwa einmal zusammenkommt und dem die wichtigsten Fragen der Disziplin, Armenversorgung ꝛc. vorgelegt werden. Vielleicht interessiert ein kurzer Ueberblick über die Gemeindeordnung.

Der I. Teil stellt sozusagen die Organisation und Sitte in der Gemeinde fest. Er handelt zuerst von der Heidentaufe und den Vorbedingungen dazu. Da ist also von der Stellung zur Kaste, dem Zopf, Taufunterricht und der Taufe selbst die Rede. Dann folgt die Taufe von Christenkindern, die Aufnahme von Römern und Syrern in die Gemeinden, sodann die Aufgabe der Gemeindeglieder gegenüber von Gemeindegliedern, Heiden und andern Konfessionsverwandten. Sodann die Aemter in der Gemeinde: Missionare, Pfarrer, Katechisten, Schullehrer und Gemeindeälteste. Die Gemeindekatechisten haben dieselbe Arbeit wie die Pfarrer und Missionare, nur sind sie zur Verwaltung der Sakramente nicht zugelassen, weil nicht ordiniert. Unter Lehrern sind hier die Lehrer an Gemeindeschulen gemeint. — Die Aeltesten werden von der Gemeinde alle vier Jahre gewählt, d. h. die Hälfte des Kollegiums; doch unterliegt die Wahl der Bestätigung des Presbyteriums und der Stationskonferenz. Hierauf folgt die Sonntagsfeier, Festtage (Feiertage haben wir nicht), Teilnahme am Gottesdienst, Regelung der Konfirmation (zweijähriger Kurs mit 60 Stunden im Jahr) und Abendmahl. Die Zeit für Konfirmation ist als Regel das 14. Jahr. In kleinen Gemeinden wird viermal im Jahr Abendmahl gehalten, in größern alle zwei Monate. — Für die Ehe, die nun behandelt wird, ist für Jünglinge das 20., für Jungfrauen das 16. Lebensjahr als Minimum festgesetzt. Hier galt es in letzter Zeit die Gemeindeordnung mit den staatlichen Gesetzen in Einklang zu bringen. Die Civiltrauung vollzieht der Missionar nach der kirchlichen Trauung, wozu er Licenz der Regierung bedarf. Die Leute verloben sich auch vor dem Missionar. Es ist ein Aufgebot von mindestens acht Tagen nötig; zwischen Aufgebot und Trauung dürfen nicht mehr als zwei Monate verstreichen. Vor Pomp bei Hochzeiten, sowie vor mehrtägigen Gelagen wird gewarnt. Eine Schwierigkeit ist die Talifrage, an dessen Stelle der Ehering treten sollte. — Es folgen dann Vorschriften über Familienleben: Kinderzucht, die Unsitte, daß indische Frauen behufs einer

Entbindung zu ihren Müttern ziehen, Ehescheidung, Behandlung von Kranken und bürgerliches Leben. An letzterem Punkt wird heidnischer Schmuck, wenn man das Wort brauchen kann, verboten; eine sehr heikle Frage. — Schließlich werden Winke über den Gebrauch zeitlicher Güter gegeben, vor Trunk und Prozessiersucht gewarnt. Zuletzt folgt ein Abschnitt über das Verhalten gegen den Staat (Militärdienst, Eidablegen und dergleichen.)

Der II. Teil handelt von Handhabung der Kirchenzucht oder der Bestrafung unordentlich Wandelnder. Es wird da unterschieden einerseits zwischen sündhaften Gewohnheiten und Lastern, die ein dauerndes sündhaftes Verhalten begründen, und einzelnen schweren Versündigungen anderseits. Auch wird unterschieden zwischen Fällen, wo ein freiwilliges Bekenntnis und Bußfertigkeit vorliegen, und Fällen, wo das Bekenntnis durch Seelsorger und Presbyter abgerungen oder Besserung versprochen wurde, und Fällen, wo auch bei solchem Zuspruch der Sünder hartnäckig und unbußfertig bleibt. Auch ist zu unterscheiden zwischen Fällen, wo vor Christen und Heiden Aergernis gegeben wurde, und solchen, die verborgen geblieben. Bei den erstgenannten Fällen (Trunk, Verschwendung, Arbeitsscheu, Unversöhnlichkeit, harte Behandlung der Angehörigen, Vernachlässigung der Kinder, Verweigerung der Kirchensteuer) erfolgt das stufenmäßige Fortschreiten von seelsorgerlicher Ermahnung, Erwähnung in dem Presbyterium, Ausschluß vom hl. Abendmahl, gänzlicher Ausschluß aus der Gemeinde. Bei einzelnen schweren Vergehen (Götzendienst, Zauberei, Ehebruch, Hurerei, Diebstahl, Betrug, Meineid) ist seelsorgerliche Behandlung nur möglich, wenn kein öffentliches Aergernis gegeben wurde, wenn freiwillig und bußfertig bekannt wurde und der Sünder bereit war, die notwendige Sühne vor Menschen zu leisten (Bekenntnis, Abbitte, Wiedererstattung, Stellen vor Gericht, sofern nötig), wenn er nicht schon einmal in die gleiche Sünde gefallen; in allen andern Fällen muß die Sache vor das Presbyterium. Dabei ist die leichteste Strafe: Rüge durch den Seelsorger im Auftrag des Presbyteriums, nur in leichten Fällen möglich, in der Regel Ausschluß vom Abendmahl, und wenn das unwirksam, Ausschluß aus der Gemeinde, der in schweren Fällen sofort erfolgen kann. Gegen den Ausschluß ist Berufung an den Distrikts-Synodalausschuß möglich. Die Ausschließung wird in der Kirche der Gemeinde verkündigt. Die Wiederaufnahme geschieht nach mindestens einjähriger Probe öffentlich nach dem Gottesdienst vor versammelter Gemeinde. — Der III. Teil hat es mit der Verwaltung der äußeren Gemeindeangelegenheiten zu thun. Die Armenpflege geschieht durch das Presbyterium, doch liegt natürlich die Exekution in der Hand des Gemeindemissionars und Gemeinde-

katechisten. Jede Gemeinde hat auch eine Missionskasse, in die das Missionsopfer fällt. Damit sollen die Taufkandidaten am Anfange unterstützt werden. Reicht sie nicht aus, so tritt die Distriktskasse ein. — Die Gemeindeordnung enthält noch manches, aber ich muß hier abbrechen, um noch sonst einiges Bemerkenswerte über unsere Gemeinden zu sagen.

Die Gottesdienste sind so ziemlich den europäischen ähnlich. Wochenkinderlehre und monatliche Bußtage haben wir nicht, dagegen eine monatliche Missionsstunde, denn es liegt uns sehr an, den Missionssinn in unsern Gemeinden zu pflegen. Sie sind sich ihrer Verpflichtung den Heiden gegenüber noch sehr wenig bewußt und sind das Hinnehmen so gewöhnt, daß ihnen der Uebergang zum Geben schwer fällt. Auch in der Predigt wird ein Nachdruck stets darauf gelegt, daß sie durch ihren Wandel und ihr ganzes Leben zu Zeugen unter der heidnischen Umgebung berufen seien, daß anderseits Christengemeinden, die Aergernis geben, dem Missionswerk ein großes Hindernis in den Weg legen und daß sie dadurch eine schwere Verantwortung auf sich laden. Die Gottesdienstordnung ist folgendermaßen: 1) Kanzelgruß, 2) Aufforderung an die Gemeinde, 3) Sündenbekenntnis und Absolution, 4) Dankgebet, 5) Bittgebet, 6) Gesang, 7) kurzes Herzensgebet, 8) Predigt, 9) Gebet und Vaterunser, 10) Gesang, 11) Segen, 12) Gesang. Sonntag Mittag ist Kinderlehre mit den Nichtkonfirmierten; Mittwochs oder sonst an einem Wochentage ein Gottesdienst mit längerer oder kürzerer Ansprache. In der Woche vor dem Abendmahl findet mit den einzelnen Gliedern der Gemeinde ein Durchgang statt, was eine ganz bedeutende Anstrengung ist, aber eine höchst segensreiche Einrichtung genannt werden muß. Es entsteht da ein persönliches Verhältnis zwischen Seelsorger und Gemeinde, wie es sonst nicht zu stande käme. Da werden der Herzen Gedanken offenbar.

Mit dem Stand des geistlichen Lebens, wenn man keine unmöglichen Forderungen stellt, kann man im ganzen zufrieden sein. Der Kirchenbesuch ist vorzüglich; es zeigt sich auch viel Gemeinsinn, wir haben vereinzelte exemplarische Christen; Hausandacht ist in den meisten Häusern. Das eigentlich religiöse Leben ist schwer zu beurteilen. Es wird sich auch anders gestalten als hier. Der hinduistische Sauerteig wirkt noch nach, z. B. in der Scheidung des Sittlichen und Religiösen auf Kosten des erstern. In Beurteilung der Sünde sind sie sehr mild. „Was dahinten, das mag schwinden"; Reden von „Schwachheit", „Versuchung des Teufels" sind beliebt. Frommes Geschwätz, allgemeine Virtuosität in langen Herzensgebeten, Zurücktreten der Buße gegen ein ganz selbstverständlich erscheinendes Ergreifen der Vergebung,

auffällige Ruhe und Heilsgewißheit im Tod, das sind so einige charakteristische Schwächen des religiösen Lebens. Es wird auch durch einen groben Sündenfall in ihren Augen niemand unmöglich für eine leitende Stelle oder ein geistliches Amt. So was gilt für eine Schwäche, die jedem passieren kann und aus der man nach ihrer Meinung nicht so viel Aufhebens machen sollte.

Die Stellung der Eingeborenen zu den Missionaren ist nicht mehr so harmlos kindlich wie früher. Es ist das den Eingeborenen zum Teil nicht zu verargen, aber nett ist es nicht, daß sie ihre Selbständigkeit, besonders in den gebildeten Kreisen, in erster Linie durch lieblose, oft ganz ungerechte Kritik an den Missionaren an den Tag legen. Die gebildeten Christen haben nun in dem christl. „Patriot", der in Madras herauskommt, ein eigenes, ganz gut redigiertes Organ, in dem aber dieser Zug leider eine Verunzierung bildet. Auch in den Versammlungen der Madras Native Christian Association kommt dieser Geist manchmal zum Ausdruck.

Besonders leid thut es ihnen, daß sie kein Recht haben sollen, über das Geld, das aus Europa kommt, zu verfügen, es gehöre doch nicht den Missionaren, es gehöre der Mission, also ihnen.

Dieser Geist hat sich anno 1887 auch in unserer Mission stark geregt; auch das ist ein Symptom des Uebergangs in ein neues Stadium. Es giebt ja im Leben eine Zeit für gewisse Jünglinge, wo man an dem Vater und der Mutter allerlei unbequem und altväterisch findet und wo es einem zu Haus nicht mehr so recht behaglich werden will; später verklärt sich dann oft das Bild der heimgegangenen Eltern, und mit innigstem Dank und unbegrenzter Verehrung denkt man an sie zurück. Was jetzt zum Ausdruck kommt bei unsern indischen Christen, sind die Flegeljahre. Hervortretend sind die Bestrebungen nach Einheit, die eben in jener Madras Native Christian Association ihren Ausdruck gefunden haben. Vor ihnen schwebt die indische Nationalkirche. Unsere Basler Christen haben sich noch nicht für solch ideale Zukunftsbilder begeistern können, doch sind jene Versammlungen immer interessant, und es werden da in einem gebildeten Ton oft ganz wichtige Wünsche besprochen; nur bekommen dabei die Missionare meist etwas ab.

Was das äußere Fortkommen unserer Christen betrifft, so ist ja unter „Industrielle Mission" schon einiges bemerkt worden.

Die Basler Christen sind gut versorgt, und es geschieht mehr für sie, als für die meisten Missionschristen; doch ist von einem eigentlichen Wohlstand nicht die Rede. Daran ist die Mission nicht schuld. Unsere Industrie ist derart, daß es von den Leuten im allgemeinen nicht erwartet werden kann, daß sie zu einem selbstständigen Geschäft, unabhängig von der Mission, kommen, aber sie könnten doch zu einem gewissen Wohlstand gelangen, was jedoch selten der Fall ist. Erfreulich ist, daß sie anfangen die Schuld bei sich zu suchen. Ein hochgebildeter Professor Hensman sagte in obiger Association in dürren Worten: „Statt den einfachen und einleuchtenden Grundsätzen der Sparsamkeit zu folgen, was die Ausgaben für unsern Haushalt betrifft, erlauben wir uns Arten von Luxus, die im allgemeinen über unsere Verhältnisse hinausgehen, und so werden wir in die Maschen von Schulden und Armut verstrickt." Er sagt hier, der Hindu sei sparsam, aber „wir eingeborne Christen essen, trinken und kleiden uns ganz unbekümmert um unsere Hilfsquellen". Man wolle haben, was man an reichen Nachbarn sehe und es überbiete einer den andern, ohne an die Mittel zu denken. Am schlimmsten treiben es die Missionsangestellten, meint dieser Regierungsbeamte. Er findet die Hauptursache an den Frauen und der Erziehung, die sie in manchen Missionsschulen erhalten. Damit wendet sich der Mann wieder gegen die Missionare. Ich kann aber sagen, daß die Vorsteher unserer Mädchenanstalten, in fortwährendem Kampf gegen die Eltern, die Mädchen zu Haushaltungsarbeiten anhalten. Er klagt auch, daß die Missionare zu mitleidig seien dem klagenden Schulmeister gegenüber und ihm wieder und wieder aufbessern. Zugleich klagt uns derselbe Mann und seine Freunde an, daß die Gehälter der Missionsangestellten zu niedrig seien. Er wird aber doch auch seinen Leuten gegenüber geradezu sarkastisch. Sie sparen, sagt er, in einem Stück: für wohlthätige Zwecke geben sie nichts. Die Regierung lasse augenscheinlich die Pfennige extra für eingeborene Christen prägen zu Almosen, Opfern in der Kirche ꝛc.

Erfreulich ist, daß die eingeborenen Christen in der Mehrheit gegen den Kastengeist in den Gemeinden ganz entschieden Front machen, und besonders erfreulich war, daß in einer Versammlung obiger Association in Madras besonders die einstigen Brahmanen sich entschieden gegen alles, was Kaste heißt, aussprachen. Nur ein Mitglied

der Versammlung zeigte eine Neigung, der Kaste das Wort zu reden. Basel hat in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten, einige andere Gesellschaften, und nicht bloß englische, machen der Kaste bedenkliche Konzessionen; sie befinden sich allerdings in dieser Sache in einer schwierigeren Lage, da es nicht leicht ist, mit der Tradition zu brechen. Nur sollte man das offen zugestehen und sich nicht durch allerlei Sophisterei über den wirklichen Sachverhalt hinwegtäuschen wollen. Kaste ist ein Stück Heidentum so gut wie Götzendienst und hat mit den sozialen Unterschieden in der Heimat nichts zu thun. So oft unser englischer Bericht in Indien erscheint, werden wir vom „Chr. Patriot" vorgenommen, und es wird uns vorgeworfen, wir thun zwar viel für die Verbesserung der äußeren Lage unserer Christen, aber wir thun viel zu wenig für ihre höhere Bildung. Wenn man diese Herren hört, könnte man meinen, die Mission sei verpflichtet, einem eingeborenen Christen zu einer akademischen Laufbahn zu verhelfen. Es denken auch manche Missionare ähnlich. Dr. Miller schrieb mir einmal erregt, den protestantischen Missionaren werden die Augen erst aufgehen, wenn sie sehen werden, daß beinahe alle Stellen von Einfluß durch römische Katholiken besetzt seien. Die Eingeborenen zeichnen sich allerdings schon sehr aus in dieser Hinsicht. Nach dem Census kommen im Universitätsexamen die eingeborenen Christen sofort nach den Brahmanen. Aber die Basler Mission hat in diesen Dingen auch mit der Zeit Schritt gehalten, soweit sie sich als Missionsgesellschaft dazu berufen fühlte. Wir haben die christliche High-school auf Nettur und eine zweite in Udapi im Werk. Freilich sind diese Anstalten — und ich denke mit Recht — in erster Linie im Interesse eines besser gebildeten Katechisten- und Lehrstandes ins Leben gerufen worden, aber doch kommen sie allen strebsamen jungen Leuten der Distrikte zu gute, da solchen ganz bedeutende Erleichterungen von der dortigen Schule zu teil werden. Erheischt es das Interesse der Mission, so geht unsere Gesellschaft früher oder später wohl auch noch einen Schritt weiter und erleichtert tüchtigen Leuten, die der Missionsdienst nötig hat, am Ende auch das Universitätsstudium, was um so eher möglich ist, als das Christian College in Madras für solche Leute Stipendien bereit hat. Schließlich erübrigt noch ein Wort über

4. Die Ausbildung unserer eingeborenen Gehilfen.

Diese hat in den letzten Jahren eine tiefgehende Umbildung erfahren.

Man fand, daß die Ausbildung unserer Katechisten doch nicht mehr im Verhältnis stehe zu dem Bildungsstand so vieler, unter denen sie arbeiten und deren Achtung sie nötig haben, um mit Erfolg unter ihnen zu wirken. Man fand besonders, daß die

Ausbildung im Englischen den Zeitbedürfnissen nicht entspreche und daß der ganze Bildungsgang mehr im Einklang stehen sollte mit der allgemeinen Bildung im Lande. Dazu war aber mehr Zeit und eine bessere Vorbildung nötig. Um mehr Zeit zu gewinnen und um auch unsere Katechisten in Malabar dem Gebiet, in dem sie arbeiten sollten, in jeglicher Hinsicht wieder näher zu bringen, wurde außer dem schon bestehenden Seminar in Mangalur ein eigenes Prediger-Seminar für Malabar in Talatscheri auf dem Netturhügel errichtet. Es fiel dadurch für die Kanaresen die Notwendigkeit weg, Malayalam zu lernen, und für die Malabaren, das Kanaresische zu lernen, was, abgesehen von dem Vorteil für den gesamten Unterricht, ein sehr großer Zeitgewinn war. Die zweite Veränderung war die Gründung der christl. High-school, die an Stelle der alten Mittelschule trat. Sie ist unter Regierungsaufsicht, ist Tagschule für die Talatscheri-Station, Gymnasium für den ganzen Malabar-Distrikt und Vorschule für künftige Katechisten und Lehrer der Mission. Wir konnten nun die Forderungen für den Eintritt ins Prediger-Seminar hinaufschrauben und stellten fest, daß in der Regel nur solche, die das Maturitätsexamen bestanden haben, im Seminar aufgenommen werden. Wir bekommen so Leute, die beträchtliche Gewandtheit im Englischen haben, und unser vierjähriger Seminarkurs geht dann parallel mit den vier Jahren der Universitätsbildung bis zum B. A. Wir mußten natürlich mit der Einrichtung der High-school von unten herauf aufbauen, haben nun aber doch im Nettur-Seminar schon vier Zöglinge, die das Maturitäts-Examen bestanden haben.

Der Gang in beiden Seminaren ist derselbe. Es ist ein vierjähriger Kurs. Zwei europäische Lehrer, von denen einer Vorsteher ist, geben die theologischen Lektionen und zwar in der Landessprache. Der eine nimmt in den vier aufeinanderfolgenden Jahren: Dogmatik, Ethik, Apologetik und praktische Theologie, der andere in derselben Zeit: Kirchengeschichte, Symbolik, alttestamentliche Einleitung und neutestamentliche Einleitung durch. Außerdem übernimmt der eine der Lehrer Homiletik und Katechetik nebst Erklärung des alten Testaments, welche Fächer die ganze Zeit durch unterrichtet werden, ebenso neutestamentliche Exegese, die der andere Europäer giebt. Ins Englische und Griechische teilen sich die beiden Lehrer oder werden Eingeborene dafür beigezogen. Für Sanskrit, Musik und die Landessprache werden ebenfalls Eingeborene verwendet. Noch ist das schwierige Fach des

Hinduismus (und Mohammedanismus) zu erwähnen, das entweder ein Europäer oder ein kompetenter Eingeborener übernehmen muß. Ich bin in drei Jahren mit diesem Fach nicht fertig geworden. Jedermann kann sich vorstellen, wie schwierig es ist, besonders das erste mal, so schwierige theologische Disziplinen, wie die systematischen, in einer dravidischen Sprache auszuarbeiten. Man wird kaum fertig und das Schwänzelesen wäre chronisch geworden, wenn es das Komitee uns nicht untersagt hätte. Mit Apologetik gelang es mir aber trotzdem nicht fertig zu werden. Es ist dieses Fach in einem Prediger-Seminar für die Heidenwelt ganz besonders wichtig, hat aber auch seine großen Schwierigkeiten in Indien. Indien gleicht einer Musterkarte für alle möglichen Religionen und philosophischen Systeme. Das Land und seine Geschichte haben schon genug in dieser Hinsicht produziert, aber nun kommt noch ein stets wachsender geistiger Import dazu aus Europa und Amerika. Da weiß man in Apologetik nicht wo anfangen und wo aufhören. Glücklicherweise kann man durch die Religionswissenschaft, besonders den Hinduismus, die Apologetik etwas entlasten.

Den Fleiß der indischen Predigerseminaristen kann ich nur rühmen. In einer Konferenz, die ich manchmal mit den Zöglingen hielt, gab es alle möglichen Fragen im Anschluß an den Unterricht zu beantworten. Auch baten mich einige der Zöglinge immer um Bücher zum Lesen und zwar um solche, auf die ich gelegentlich im Unterricht aufmerksam gemacht hatte. Man sah, daß schwierige Fragen des Unterrichts sie noch innerlich beschäftigten und es wurde auch zwischen den Lektionen und abends häufig mit großer Lebhaftigkeit disputiert.

Das innere Leben der Zöglinge wird mir schwer im einzelnen zu beschreiben. Je länger man unter jungen Leuten arbeitet und je mehr man überhaupt das menschliche Herz mit all den Abgründen, die es birgt, kennen lernt, um so zurückhaltender wird man in Ausdrücken von Hoffnungen und Eindrücken. Mit dem Gesamtgeist der Anstalt kann man recht zufrieden sein. Grobe Sündenfälle sind schon viele Jahre nicht mehr vorgekommen, eigentlich mißraten seit der Gründung der Anstalt ist uns erst ein Zögling, der im Trotz davonlief und bis jetzt nicht Buße gethan hat. An der praktischen Vorbereitung für das spätere Amt lassen wir es nicht fehlen. Wie in Mangalur, so geben auch in Talatscheri die wöchentlichen Bazarpredigten und wenigstens eine größere Predigtreise des Jahres Gelegenheit auch die Heidenpredigt zu üben. Es ist das um so nötiger, als die Jünglinge aus unseren Christengemeinden mit dem Heidentum oft nicht viel besser vertraut sind, als ein neuangekommener Missionar. Zu dieser Heidenpredigt sind die Zöglinge immer bereit und eine

Predigtreise ist ihnen immer eine sehr erwünschte Abwechslung nach anstrengendem Studium im Seminar. Daß es den Leuten am Missionssinn nicht fehlt, zeigte sich auch vor einigen Jahren, als sie ohne irgendwelche Anregung von unserer Seite eine sonntägliche Missionsbetstunde begannen, die mit seltener Beharrlichkeit bis jetzt fortgeführt wurde. Sie bringen bei dieser Gelegenheit auch ihre kleinen Gaben für die Mission zusammen. An der Sammlung für die Halbbatzen-Kollekte beteiligen sich auch einige Zöglinge und andere helfen mit bei unsern Sonntagsschulen für Heidenkinder.

Am Schlusse jeden Jahres wird ein Examen abgehalten. Es examinieren die Lehrer unter Zuziehung des Distriktspräses. Nach dem Erfolg werden die Leute eingeteilt in Katechisten I., II. und III. Klasse, welchem Resultat die Anfangsgehälter entsprechen. Durch die Klasse „Hilfskatechisten" ist dann noch ein Weg offen gelassen für eine Klasse von Arbeitern, deren Wert kaum überschätzt werden kann. Es sind ältere Leute, die, aus dem Heidentum kommend, von Gott oft in ganz besonderer Weise sich zur Arbeit an den Heiden berufen fühlen und durch ihre Kenntnis der Religion, der Sitten und Gebräuche sich besonders dafür eignen. Sind die Leute nicht zu alt, so läßt man sie einen ein- bis zweijährigen Kurs im Seminar durchmachen. Nach dem Examen folgt vor dem Amtsantritt die Einsegnung durch den General-Präses oder seinen Vertreter (Distrikts-Präses oder Seminar-Vorsteher), ein feierlicher Akt, den die betreffende Gemeinde zu einer Festfeier gestaltet. Anstellung und Versetzung der Leute besorgt der Distrikts-Präses.

Wird einer auf Antrag der Distrikts-Konferenz oder des Distrikts-Ausschusses vom Komitee zum Pfarrer ernannt, so wird er ordiniert und er ist nun ein Rev. Diego oder Rev. Nathanael, was bei der hohen Achtung, die der geistliche Stand in englischen Kreisen genießt, als keine kleine Ehre angesehen wird. Wir sind im ganzen mit unsern Pfarrern zufrieden. Schwach sind sie meist nur in zwei Punkten. In der Verwaltung von Geldern ist bei manchen, gewiß nicht bei allen, noch große Vorsicht nötig, und dann zeigen sie sich ihren Brüdern gegenüber, deren Malice und Ungnade sie fürchten, sehr schwach, so daß noch geraume Zeit eine gewisse Kontrolle nötig sein wird. Das glaubte nun die Association in Madras wiederum nicht, die durch den „Christian Patriot" das ganze Jahr hindurch für eine selbständige Stellung und besonders für höheres Gehalt der eingebornen Geistlichkeit streitet. Mit 150 Pfund (3000 Mk.) per Jahr wären sie zunächst zufrieden. Daß sie das nicht bekommen, ist wieder Schuld der Missionare. Das Komitee gebe es gerne, aber wir Missionare hintertrieben die Sache. Doch in manchem haben sie recht.

In einigen Gesellschaften scheint die Gehaltfrage nicht fest geregelt, sondern der Willkür der Missionare überlassen zu sein. Auch muß zur Ehre der Leute gesagt werden, daß, als die Stellung der eingebornen Geistlichkeit in jener Association debattiert wurde, mehrere ganz entschieden gegen die Art, wie die Missionare behandelt werden, protestierten und ihren Dank aussprachen für all den Segen, der ihnen durch Missionare zu teil geworden. Ein Dr. Michael hatte die Kühnheit zu sagen, die Pfarrer hätten noch gar nicht die Befähigung zu solcher Selbständigkeit, wie sie hier anstreben, und es sei ganz falsch, das Gehalt der Pfarrer mit dem der Missionare und vollends mit dem der Regierungsbeamten zu vergleichen, sondern die Leistungsfähigkeit der armen Gemeinden sei der Ausgangspunkt bei Erledigung dieser Frage.

Zur Weiterbildung unserer Mitarbeiter dienen monatliche Kurse auf den Stationen und jährliche unter Leitung des Distrikts-Präses. Bis zum 40. Lebensjahre sind die Katechisten verpflichtet, Aufsätze für diese Kurse zu liefern, worin zum Teil, besonders in Anbetracht der spärlichen Hilfsmittel, Ausgezeichnetes geleistet wird.

Wir haben auch Lehrer-Seminare, in denen Primarlehrer, Sekundarlehrer und solche, die das Maturitäts-Examen bestanden haben, ausgebildet werden. Sie bestehen das Examen für Allgemeinbildung in der High-school oder sonst einer Schule und erhalten dann die professionelle Ausbildung im Seminar. Das Lehrer-Seminar bedarf der Staatsaufsicht, sonst würden die Lehrer nicht zum Examen zugelassen. Sie werden vom Staat examiniert und bestehen in religiösen Fächern noch ein Examen seitens der Mission. Auch sie kommen jährlich zu einem Lehrkurs zusammen, den der Distriktsschulinspektor leitet, der sie auch anstellt und versetzt. Schließlich haben wir noch Lehrerinnen-Seminare, meist im Zusammenhang mit den Waisenhäusern für Mädchen, doch befinden sich diese noch in etwas primitivem Zustand.

III.

Schließlich noch ein kurzes Wort über Resultate in der Mission. Wenn man da die Kritiker fragt, so könnte man ein sonderbares Bild bekommen. Ich meine nicht die böswilligen Kritiker: die Reisenden oder manche englische Beamte. Diese haben ihr Urteil schon abgeschlossen, ehe sie etwas von der Sache kennen gelernt haben. Nein, ich meine die Leute, die etwas wissen könnten und keine Feinde sein wollen. Fragt man unsere Freunde unter

den Eingebornen, so ist das Urteil ein eigentümliches. Die Eingebornen sind im ganzen, von Kleinigkeiten abgesehen, ganz reizende Leute und die „Christian Native Community", wie sie sich nennen, ist etwas ganz Ausgezeichnetes. Merkwürdig ist nur, daß die Missionare, unter deren Leitung diese idealen Christen zu stande gekommen sind, so unvollkommen, so untüchtig sein sollen. Doch man kann sich das gefallen lassen, wenn das Werk, wenn auch nicht mit Worten, so doch durch seine ganze Erscheinung, die Gesellen lobt.

Es giebt aber eine große Schar draußen, die vielleicht nicht so sehr mit sich selbst, aber um so mehr mit der Mission und ihren Dienern zufrieden ist. Schlechter noch aber als bei den schwarzen Brüdern kommen wir mit unserer Arbeit bei einigen weißen Missionskritikern weg. Man denkt von Chicago aus ernstlich daran, der indischen Mission das Gewehr zu visitieren, und bei der Gelegenheit haben sich wieder einige Missionskritiker hören lassen, so daß man sehen kann, wie ungeschickt die Sache angegriffen werden kann. Da ist ein Mr. White, der in Indien gewesen ist. Er gehört unter die Leute, die bei einer Untersuchung nur finden, was sie sich schon lange vorgenommen haben zu finden. Er spricht in großen Worten von der Mission und rechnet sie unter das Größeste, was das 19. Jahrhundert aufzuweisen habe. Er hat großen Respekt vor dem Geld, der Energie, dem Heroismus, die in diesem Werk aufgewandt werden. Aber — für die Heiden komme nichts bei der Sache heraus, und zehn Anklagen hat er gegen die Missionen und ihre Komitees auf dem Herzen. Er ist nicht gegen eine Untersuchungskommission und geht sogar so weit, zuzugeben, daß wenn eine solche Kommission finde, daß bei der Sache etwas herauskomme, so wolle er und seinesgleichen auch mitthun. Aber giebt es eine Kommission, die ihn befriedigen wird? Ist sie seinesgleichen, so findet sie natürlich, daß nichts bei der Sache herauskommt; ist sie missionsfreundlich, so glaubt er ihr nicht. Ist es eine gemischte, so giebt es verschiedene Berichte und jeder nach seiner Neigung nimmt, was ihm gefällt.

Der zweite Kritiker ist der bekannte Cust, ein gelehrter Herr und Exkollektor in Indien, ein Mann, der der Mission wohlwollend gegenübersteht. Er liebt die Missionen, aber alle Methoden sind falsch, und was nicht der britischen Verwaltung von Indien zu der Zeit, als er unter Lord Lawrence diente, ähnlich sieht, findet keine

Gnade vor seinen Augen. Ich stelle diese Dinge voraus, um zu zeigen, daß für eine gerechte Kritik unserer Sache doch gewisse Voraussetzungen nötig sind. Mr. Eugene Stock verlangt mit Recht drei: 1) allgemeine Sympathie mit der Sache, 2) vorläufige Kenntnis derselben, 3) kein Vorurteil oder wenigstens den redlichen Willen keines zu haben. Er meint, die ersten zwei Voraussetzungen treffen bei Cust zu, aber nicht die dritte; bei White fehlen alle drei. Es ist keine Frage, daß eine passende Kommission vielen Unsinn, der behauptet wird, berichtigen könnte. Wenn z. B. White die 70 Millionen Pfund Sterling hervorhebt, die in den letzten hundert Jahren ausgegeben worden seien für Mission, so sollte er auch sagen, daß 300 Bibelübersetzungen damit hergestellt worden sind, Anfänge christlicher Litteratur, Schulen, medizinische Missionen, daß eine Armee von Missionaren, Evangelisten und Pastoren damit unterhalten werden. Mit Recht sagt Thompson, der Sekretär der Londoner Mission: Man solle die 70 Millionen Pfund und was dadurch geleistet worden gegenüberstellen dem, was mit der mindestens fünfzigmal größeren Summe, die in Europa und Amerika für Religion und Philanthropie ausgegeben wurde, erreicht worden sei. Er weist auch die stete Vergleichung der Missionare mit den Aposteln als unpassend und ungerecht ab und bezweifelt schließlich, ob es möglich sei, das Resultat der Missionsarbeit durch eine Untersuchungskommission feststellen zu lassen. Man findet allerdings Gegenden in Indien, wo das Heidentum in großem Maßstab dem Christentum gewichen, man mag auch mit Personen zusammenkommen, wo man sieht, daß eine Bekehrung stattgefunden; aber hier ist die Untersuchung schon schwieriger. Man kann auch Kirchtürme und Schulen, Kommunikanten und Schüler zählen. Aber wie viel ist geschehen, das sich nicht demonstrieren läßt! All die unmerklich voranschreitenden Umwälzungen, die sozusagen unter der Oberfläche vor sich gehen und eines Tags zu den großartigsten Resultaten führen können, die ganze sauerteigähnliche Wirksamkeit des Evangeliums läßt sich nicht in Tabellen bringen. Es geschieht viel auf dem Missionsfeld, das man nicht mit Händen greifen und in die Statistik einreihen kann. Und selbst das, was man mit Augen sehen kann, ist nicht gering. Diese Veränderungen im Geiste der ganzen Nation machen sich wenigstens fühlbar. So ist in ganz Indien der sittliche Standpunkt in maßgebenden Kreisen

ein höherer geworden, man hat mehr Sinn für Wahrheit, man findet mehr Männlichkeit, Selbstachtung, auch mehr Freundlichkeit gegen Frauen. Das ist allerdings nicht sofort auf Rechnung der Mission zu schreiben, es sind noch andere Mächte, die das geistige Leben Indiens beeinflussen. Es mag das zum guten Teil Folge davon sein, daß die Engländer nun doch bald 200 Jahre in Indien ein- und ausgehen. Aber wie viel hat doch die Mission in Indien nur gethan, um das Elend der Unterdrückten zu mildern! Es ist das nichts Geringes bei einer Nation, die ein Fünftel als Auswürflinge brandmarkt, die Tausende von Witwen verbrennen ließ, die die Frauen in Unwissenheit aufwachsen ließ und Kinder verheiratete. Ein Brahmane von Travankor, der Beamte, der den Census ausgearbeitet hat, sagt unumwunden, es seien die Missionare gewesen und nicht die Brahmanen, die die sittlichen, intellektuellen und materiellen Zustände der unteren Klassen gehoben. Und eine bigotte Zeitung, der „Hindu" in Madras, schrieb kürzlich, es sei zwar Mode geworden, die Missionare zu beschimpfen, aber das könne nicht geleugnet werden, daß sie die größten Wohlthäter der Nation seien. Sie, die gebildeten Hindus, reden bloß von Reformen; wer aber z. B. für die Frauen thatsächlich etwas gethan habe, das seien die Missionare.

Aber das ist ja alles nicht die Hauptsache. Selbst unter den Heiden zeigt sich doch eine allgemeine Frucht der Predigt des Evangeliums und diese ist, daß eine Aenderung im Gottesbewußtsein und im sittlichen Bewußtsein Platz gegriffen hat, ein Umschwung vom Pantheismus und Polytheismus zum Theismus. Man hört nun sehr viele von Gott reden als von einem persönlichen Gott, und viele erkennen auch an, daß sie ihrem Gewissen als einem Trieb, den Gott in sie gelegt hat, zu folgen haben. Wie viel hört man nur von Vaterschaft Gottes und Bruderschaft der Menschen untereinander. Das ist auch ein Sieg des Evangeliums. Wie bemühen sie sich, auch christliche Ideen in ihre Religionsschriften hineinzulesen, und unvermerkt haben manche spezifische Hindulehren einen christlichen Sinn bekommen. Und wie freundlich ist die Stellung zu Christus geworden! Ein heidnischer Professor in Bengalen schreibt: „Früher hat man den Namen Jesu verflucht, seit den Tagen von Babu Keshab Tschandren Sen ist das anders geworden. Es giebt kaum eine respektable Familie, die nicht ein Bild des Herrn Christus im Haus hat. Sein Geist beeinflußt uns, verändert den Hinduismus, und christliche Ideen und

Gefühle durchdringen unser Denken." Und ein orthodoxer Hindu bricht in einer Zeitung in Worte staunender Bewunderung aus beim Gedanken an den gekreuzigten Heiland und nennt Sein Kreuz die herrlichste und großartigste Lektion von unendlicher Liebe, Reinheit und Opfersinn, die der sündigen Menschheit zu teil geworden.

Und will man Uebertritte, so ist auch da die Arbeit nicht vergeblich gewesen. 1881 hatten wir in Südindien 699 680 Christen und 1891 sind es 865 528. Die ganze Bevölkerung hat um 15 % zugenommen, die christliche um 24 %, die evangelischen Christen sogar um 35 %. Dabei gab es in den letzten zehn Jahren keine allgemeinen Notstände, so daß man verächtlich von Reischristen reden könnte. Wir haben nun in Südindien allein mehr Christen, als am Ende des ersten Jahrhunderts im römischen Reich waren. Es hat 300 Jahre gebraucht, bis das Christentum das Heidentum von Rom und Athen überwunden hatte. Wir wollen nicht verzagen, wenn das ungleich stärkere Heidentum von Benares nach hundert Jahren noch nicht überwunden ist. Und nicht nur das! Ein Heide war es, der kürzlich darauf hinwies, daß die größte Leistung des Evangeliums die sei, daß es die untersten Schichten der Bevölkerung in so staunenswerter Weise gehoben habe. Im ganzen kommen auf 57 Hindu einer, der unterrichtet wurde, bei Christen im allgemeinen auf 15 schon einer, und bei den evangelischen Christen ist das Verhältnis noch viel günstiger. Die Resultate beim akademischen Studium sind noch glänzender. Auf 49 M. A. kommen 7 Christen, auf 8 Mediziner 1 Christ u. s. w. Aber das ist ja alles nicht die Hauptsache. Die Hauptsache bleiben doch die Seelen, die Ruhe und Frieden in Jesu gefunden haben: alle, die schon selig überwunden, und die, welche noch mit uns auf dem Kampfplatz stehen. Wer will sie zählen!

D. Warnecks Missionslehre, 3. Abteilung.*)

Von Missionsinspektor Oehler.

Es ist gesunde und nüchterne Lehre, die uns diese Missionslehre bietet, ruhend auf evangelischer Erkenntnis und einem durch Kirchen- und Missionsgeschichte gebildeten Verständnis Die vorliegende dritte Abteilung des Werks behandelt den „Betrieb der Sendung" und giebt darüber die erste Hälfte. Nachdem ein erster

*) Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch, von Dr. G. Warneck, dritte Abteilung: Der Betrieb der Sendung. Erste Hälfte. Preis Mk. 5.60.

Abschnitt von dem Sendungsgebiet geredet hat, von Umfang und Begrenzung (Kap. 27), Verschiedenartigkeit nach Sprache, Klima, Volkscharakter, politischen und kulturellen Verhältnissen (Kap. 28), und religiöser Beschaffenheit (Kap. 29) und auf Grund dessen von der Wahl des Missionsgebiets (Kap. 30), wendet sich ein zweiter Abschnitt der Sendungsaufgabe zu. Hier wird der religiöse Grundcharakter der Missionsaufgabe festgestellt (Kap. 31), sodann die Missionsaufgabe als Christianisierung (Kap. 32) und genauer als Volkschristianisierung (Kap. 33) bezeichnet, und schließlich gegenüber den wichtigsten sozialethischen Problemen, Sklaverei, Vielweiberei, Kaste und Ahnendienst, bestimmt (Kap. 34).

Die Bedeutung des Buches liegt vornehmlich darin, daß es Grundanschauungen über die Aufgabe der evangelischen Mission und allgemeinere Prinzipien für die Lösung dieser Aufgabe giebt. Doch fehlt es auch nicht an wertvollen spezielleren Anweisungen und Winken für die Praxis der Mission. Die Gefahr, durch zu viel Eingehen in die Menge der einzelnen ethischen Fragen und Probleme, welche die mannigfaltigen und oft sehr schwierigen Verhältnisse der verschiedenen Missionsgebiete für die Missionare mit sich bringen, in eine Kasuistik hinein zu geraten, ist vermieden. Allerdings gewinnt man den vollen Einblick in die Schwierigkeit des Werks vielfach erst durch Kenntnis der einzelnen Schwierigkeiten, die dem Missionar in seinem Wirken immer wieder begegnen, und ihm nicht nur viele schwere Fragen aufgeben, sondern auch manche innere Not bereiten; aber doch ist schon das, was der Verfasser bei Vermeidung eines Eingehens ins Einzelne bietet, geeignet, dem Leser das Verständnis für die Größe der Missionsaufgabe nicht nur nach ihrem Umfang, sondern auch nach ihrem inneren Wesen zu erschließen. Das Buch ist darum allen denen zu empfehlen, welche die Mission nicht nur kennen, sondern verstehen lernen wollen.

Aus dem ersten Abschnitt hebe ich nur das 29. Kapitel heraus über die religiöse Beschaffenheit des Missionsgebiets. Hier wird die wichtige Frage über die Allgemeinheit und die Entstehung der Religion, insonderheit die über Entstehung des Heidentums untersucht, und unter Vergleichung des Zeugnisses der Religionsgeschichte auf Grund der heiligen Schrift und im Sinne derselben entschieden, trotz der entgegengesetzten Strömung der herrschenden Religionswissenschaft, der gegenüber die Wahrheit der biblischen Anschauung nicht nur behauptet, sondern auch begründet wird. Mit Recht wird die Scheidung der Religionen in geoffenbarte und nicht geoffenbarte, trotz vielfacher Beanstandung seitens der Wissenschaft, festgehalten, indem unter Offenbarung die geschichtliche, wie sie in der Schrift urkundlich bezeugt ist,

verstanden wird: „Die christliche Mission ruht auf ihr (jener Scheidung) als auf einer geschichtlichen Realität, von der ihre Existenz abhängt" (S. 118). Denn nur das, daß sie im Besitz der auf spezieller Offenbarung ruhenden Heilswahrheit ist, giebt der christlichen Religion den Anspruch auf allgemeine Annahme, wie die Pflicht, mit aller Kraft darauf hinzuwirken. Doch scheint es mir, daß der Gegensatz zwischen Christentum und Heidentum nicht nur unter dem Gesichtspunkt geoffenbart und nicht geoffenbart zu behandeln gewesen wäre, sondern daß im Anschluß daran der S. 110 berührte Gegensatz von Verehrung des lebendigen Gottes und Naturvergötterung noch mehr hervorzuheben gewesen wäre, wie ja auch das Wesen der geschichtlichen Offenbarung nicht nur in der Mitteilung von religiöser Erkenntnis liegt, sondern darin, daß sich der lebendige Gott dem Menschen zur Gemeinschaft darbietet und ein Gemeinschaftsverhältnis des Menschen mit sich herstellt. Die Hilflosigkeit und Hilfsbedürftigkeit des Heidentums tritt in besonders helles Licht, wenn man erwägt, wie der durch den Götzendienst irre geleitete religiöse Trieb wohl göttliche Wesen zu erreichen und zu haben *glaubt*, in Wahrheit aber nur menschliche Gebilde — Nichtse — ergreift, und wie er die Heiden nicht hinausführt über die Gebundenheit durch Naturgewalten. Der Gegensatz, daß man auf dem Boden der Offenbarungsreligion den lebendigen Gott hat, während man ihn auf anderem Boden nicht hat, ist wesentlicher als der, ob eine Religion monotheistisch oder polytheistisch ist; denn es giebt auch einen heidnischen Monotheismus, und der Islam steht trotz seines monotheistischen Gottesbegriffs dem Heidentum näher als dem Christentum. Dieser Gegensatz bleibt bestehen trotz der Wahrheitselemente, die wir bei den Heiden finden. Denn mit solchen Wahrheitselementen treten die Heiden in Gegensatz gegen den Götzendienst ihres Volkes, sie sind im Grunde nicht Wahrheitselemente des Heidentums, sondern eine Reaktion des religiösen Bewußtseins gegen die Verirrung des religiösen Triebs im Götzendienst. Nicht weil sie Heiden sind, sondern obgleich sie es sind, sind manche Heiden im Besitz solcher Wahrheitselemente, wie auch in Apostelgesch. 17,27 die göttliche Bestimmung der Menschen, daß sie den Herrn suchen sollten, als eine solche erscheint, der das Heidentum widerspricht. Nicht ohne Bedeutung ist die von Warneck nicht berücksichtigte Frage, wie sich die Heiden die Götzen denken, ob nur als Sinnbilder, oder als Träger einer geistigen Kraft, oder geradezu als Götter. Ferner gehört zu einer Charakterisierung des Heidentums, wie es thatsächlich ist, der Hinweis auf die Bedeutung der Wahrsagerei und Zauberei im Heidentum, die so groß ist, daß die heidnische Religionsübung mitunter fast in diesen Dingen aufgeht. In beiden spiegelt es sich

in äußerst charakteristischer Weise ab, daß das Heidentum keinen lebendigen Gott und kein Offenbarungswort hat, und die Zauberei als das Bestreben, mit naturhaftem Zwang auf die Gottheit zu wirken, enthält eben das Geständnis, daß man sich nicht von freien Persönlichkeiten, sondern von Naturmächten, die auch einer naturhaften Beeinflussung unterliegen, abhängig fühlt. Endlich vermißt man in einer Missionslehre ungern eine Erörterung über den Zusammenhang des Heidentums mit dem Teufel und seinem Reich. Je mehr gerade die Missionskreise geneigt sind, im Heidentum Teufelswerk zu sehen, je mehr die Missionare selbst unter dem Eindruck sind, daß ihnen im Heidentum teuflische Mächte gegenüberstehen, desto mehr ist eine Missionslehre veranlaßt, das biblische Recht dieser Auffassung nachzuweisen, aber dieselbe auch auf ihr biblisches Maß zurückzuführen.

Die Feststellung der Missionsaufgabe, der der zweite Abschnitt gewidmet ist, bezeichnet der Verfasser als den Kern der Missionslehre. Und in der vorliegenden Missionslehre ist dieser Kern gut. Den Ausführungen über den religiösen Grundcharakter der Missionsaufgabe, insbesondere über das Verhältnis von Missionsarbeit und Kulturarbeit, wird jeder beistimmen, der weiß, daß es sich in der Mission um Gewinnung der Heiden für Christum durch das Evangelium handelt, und daß doch Christentum und Kultur, Missionsarbeit und Kulturarbeit, nicht mechanisch von einander geschieden werden können, daß namentlich unter kulturarmen Völkern eine Kulturarbeit der Mission schon im Interesse des sittlichen Gedeihens der sich bildenden Gemeinden nicht umgangen werden kann. Handelt es sich hier mehr um Abwehr solcher, welche den geistlichen Zweck der Mission nicht verstehen können oder wollen, so führen die beiden nächsten Kapitel (Kap. 32 und 33) in den Gegensatz verschiedener Strömungen innerhalb der evangelischen Mission selbst hinein. Im Gegensatz gegen die Ueberspannung der Missionsaufgabe, danach die Mission sofort aus den Heiden Idealchristen machen und Gemeinden von Auserwählten sammeln soll, wie gegen eine Verflachung derselben, die sich damit begnügt, die Heiden womöglich in Masse für den Eintritt in die Kirche als in eine Schule Jesu zu gewinnen, wird hier der Mission das Ziel bestimmt, das sie erreichen kann und soll; und diese Bestimmung des Ziels scheint mir das folgerichtige Ergebnis nüchterner und besonnener Erwägung dessen, was sich aus der Schrift, aus der früheren Kirchengeschichte und aus der neueren Missionsgeschichte, was sich aus den Entwicklungsgesetzen des Reiches Gottes entnehmen läßt. Warneck sagt darüber: „Was wir billigerweise erwarten dürfen und fürs erste erstreben sollen, ist ein Anfänger- oder Elementarchristentum, welches den Keim zu einer gesunden Fortentwicklung in sich trägt,

die nach und nach die Kinder zu Männern in Christo macht" (S. 214). Ebenso einleuchtend sind die Ausführungen über das Verhältnis von Einzelbekehrung und Volkschristianisierung. Warneck will Einzelbekehrung und Volksbekehrung nicht so in Gegensatz gestellt wissen, daß entweder das eine oder das andere als Ziel anzustreben wäre. Vielmehr bezeichnen ihm diese Ausdrücke verschiedene Stufen des Werks, das die Mission zu thun hat: „Aufs Ganze gesehen, ist es ein Gesetz missionsgeschichtlicher Entwicklung: von Einzelbekehrung zur Volkschristianisierung, nur daß dieser Verlauf hier langsamer, dort schneller, hier mehr, dort weniger innerlich vorbereitet, vor sich gegangen ist." — „Will man die ganze bisherige missions- und kirchengeschichtliche Entwicklung nicht als einen widergöttlichen Irrweg bezeichnen, so kann man die bloße Sammlung von ecclesiolae nicht als Missionsaufgabe hinstellen." Dabei bleibt ihm aber doch die „Rettung des Individuums der Haupterfolg, die eigentliche Ewigkeitsfrucht auch der missionarischen Arbeit" (vergl. S. 235). Auch meint er die Volkschristianisierung nicht so, daß sie zu einer Staatskirchenbildung führen müßte, und beobachtet auch darin die uns durch die Aussprüche des Neuen Testaments auferlegte Zurückhaltung, daß er nicht entscheiden will, ob es bei allen Völkern zur Annahme des Christentums seitens des ganzen Volkes kommen werde. Er scheint zwar Röm. 11,25 f. in diesem Sinn zu verstehen (die „Fülle der Heiden" sei „die Gesamtheit der heidnischen Völker und zwar in Parallele mit „ganz Israel" diese Gesamtheit nicht bloß im Sinn alle Völker, sondern auch die ganzen Völker" S. 239), allein auf S. 241 heißt es: „Wir verstehen unter Volkschristianisierung nicht eine allgemeine Volksbekehrung, sondern eine solche allgemeine Heilsanbietung, die allen Gliedern aller Völker die Annahme ermöglicht, indem der ganze Volksacker mit dem Samen des Evangeliums besät und die ganze Volksatmosphäre mit christlicher Luft erfüllt wird."

Einige Bedenken habe ich gegen den Abschnitt über „Isolierungen" in der Mission S. 262—265. Hier wird geraten, wenn sich ein vereinzelter Erstling (aus den Heiden) an einem Ort finde, solle man lieber mit der Taufe warten, bis sich noch einer oder der andere hinzufinde. Es mag das in einzelnen Fällen weise, aber in vielen wird es gefährlich sein. Um von der Heilswirkung der Taufe zu schweigen, so scheint Warneck zu wenig zu beachten, welche Bedeutung die Entscheidung durch die Taufe auch für die Entschiedenheit des Getauften und für seine Stellung gegenüber den Heiden, denen er nun als für das Heidentum verloren gilt, gewinnen kann; desgleichen wie leicht ein Angefaßter, wenn mit der Taufe gezögert wird, unter den Anfechtungen seitens der Heiden erlahmt. Dafür bietet die

indische Mission Beispiele genug. Auch der Satz: „Zerstreute einzelne Christen oder zerstreute kleine Christengemeindlein üben nicht den Einfluß auf das Volk wie gesammelte Gläubige und kompakte Gemeinden", ist, im Licht der Missionserfahrung betrachtet, nicht unbedingt richtig. Die Zerstreutheit unserer chinesischen Christen hat sich schon oft als förderlich für die Ausbreitung des Christentums erwiesen, und wir beklagen es gerade auch im Interesse der Ausbreitung des Christentums, daß uns in Indien die Verhältnisse zur Bildung verhältnismäßig großer Gemeinden geführt haben, deren Einfluß auf ihre nächste Umgebung ein sehr geringer ist. Auch die Zweckmäßigkeit der von Warneck mißbilligten Ansiedlung der Christen in eigenen, von den Heiden getrennten Quartieren läßt sich nicht durch ein allgemeines Urteil entscheiden. Diese Methode wäre vielleicht in China, wo sie übrigens durch die Verhältnisse ausgeschlossen ist, verkehrt; ob sie es in Westafrika ist, ist eine andere Frage. Denn auf der Goldküste ist es Thatsache der Erfahrung — man kann ja Gemeinden, die sich im Christenquartier ansiedeln, vergleichen mit solchen, die es nicht thun — daß die Gemeinden besser gedeihen, welche sich ein besonderes Quartier in der Nähe der Heidenstadt anlegen; und ich habe bei dem regen Verkehr, der gleichwohl zwischen Christen und Heiden stattfindet, nie gehört, daß die Christen dadurch ihrem Volkstum entfremdet werden und den Einfluß auf die heidnischen Volksgenossen verlieren. Man kann auch in der christlichen Heimat keinen allgemeinen Satz darüber aufstellen, ob es zulässig ist, einen Menschen in versuchlicher Umgebung zu lassen, ob der Vorteil seines Einflusses auf die andern, oder der Nachteil des Einflusses der andern auf ihn höher anzuschlagen ist, sondern das muß von Fall zu Fall entschieden werden. So muß sich auch die Mission in der vorliegenden Frage von dem Charakter und den Gewohnheiten des Volks, überhaupt von den Verhältnissen des Missionsgebiets leiten lassen.

Das letzte Kapitel hat es mit Problemen zu thun, die zu den schwierigsten gehören, und über die deswegen in der evangelischen Mission große Meinungsverschiedenheiten bestehen. Am meisten gilt das von der Stellung der Mission zur Vielweiberei und Kaste. Abgesehen von einigen Einzelheiten, die das schließliche Ergebnis wenig beeinflussen, haben mich die Erörterungen des Verfassers und seine Resultate sehr befriedigt. Aber auch wer gegen die vom Verfasser unter Umständen gestattete Zulassung von Polygamisten zur Taufe Einsprache erheben zu müssen glaubt, oder wer den entschiedenen Bruch mit der Kaste, den Warneck bei aller Duldung gegenüber gewissen religiös indifferenten aber damit in Verbindung stehenden Gewohnheiten fordert, umgehen möchte, wird gerne anerkennen, daß die für die entgegenstehenden

Auffassungen in Betracht kommenden Gründe klar und mit Hervorhebung der prinzipiellen Seite der Sache dargelegt sind, und daß mit Besonnenheit und Gerechtigkeit geurteilt wird. Die Missionslehre Warnecks ist, wie in vielen anderen Stücken, so insbesondere bezüglich dieser schweren Probleme geeignet, wenn auch nicht eine Verständigung, so doch mehr gegenseitiges Verständnis herbeizuführen.

Missions-Zeitung.

Neuestes.

Heimat. Welche namhaften Summen in Großbritannien für Zwecke der Heidenmission gesteuert werden, läßt eine Zusammenstellung des Londoner Chronicle erkennen, die wir leider hier nur summarisch aufführen können. Darnach brachten die einzelnen Kirchenkörper im Jahr 1895 auf:

Kirchliche Missionskreise	£	544 232	(10 884 640 Mk.)
Zweiggesellsch. d. Kirchenleute u. Nonkonformisten	„	184 219	(3 684 380 „)
Englische und Welsch-Nonkonformisten	„	445 847	(8 916 940 „)
Schottische und Irische Presbyterianer	„	200 455	(4 009 100 „)
	£	1 374 753	(27 495 060 Mk.)
Katholiken	„	12 912	(258 240 „)
Total	£	1 387 665	(27 753 300 Mk.)

Madagaskar. Nach dem Pariser Journal des Missions Evangéliques ist die evangelische Mission in Madagaskar durch die Jesuiten sehr bedroht. Kaum acht Tage nach der Abreise des protestantischen Residenten Laroche eröffneten die Jesuiten ihren Kampf gegen alles, was protestantisch heißt. Sie spielen sich als die Träger des französischen Einflusses auf und verleumden die Protestanten als Feinde Frankreichs und die englischen Missionare als politische Intriganten, obschon sich diese mit aller Loyalität in die neue Lage der Dinge gefügt haben. Die Londoner Mission denkt deshalb daran, sich von der Insel zurückzuziehen, da eine weitere Arbeit unmöglich ist. Auch haben die Jesuiten bereits mehrere protestantische Kirchen an sich gerissen, die sie indes auf Befehl des Generals Gallieni, der den Vertretern der Pariser Missionsgesellschaft die Erhaltung der religiösen Freiheit zugesagt hat, wieder herausgeben mußten. Selbst das große Missionshospital in Tananarivo (vgl. Miss.Mag. S. 35 f.) sollte geräumt werden. Die Bevölkerung ist durch die Gewaltthaten der Räuberbanden und die Gewaltmaßregeln der Franzosen so eingeschüchtert, daß die Jesuiten leichtes Spiel haben, mit Hilfe der Militärposten und durch unwahre Aussagen die Protestanten als Verräter zu bedrohen und sie in die römische Kirche mit Gewalt hereinzuziehen — ganz wie in den Tagen Ludwigs XIV.

John G. Paton.

Aus dem Leben einer Missionsfrau
auf den Neuhebriden.

Auszüge aus den Briefen von Margaret Paton.

*

Vorbemerkung.

Die Verfasserin der folgenden Briefe ist die zweite Frau John Patons, Missionars auf den Südsee-Inseln. Seine Erlebnisse sind im Missions-Magazin von 1890 und 1891, sowie in den Basler Missionsschriften „John Paton, Missionar unter den Kannibalen der Südsee“ und „Der Sieg des Evangeliums auf der Insel Aniwa“ geschildert. Die, die John Paton schon kennen gelernt haben, werden aus den Briefen seiner Frau gerne noch mehr über das Leben eines Missionspaars in der Abgeschiedenheit einer kleinen Südsee-Insel und über das merkwürdige Völkchen, das die Insel bewohnt, erfahren; aber auch für die, die John Patons Leben noch nicht kennen, werden Frau Patons originelle Briefe interessant sein.

John Paton hatte sich im Jahr 1858 mit seiner ersten Frau auf Tanna, einer der südlichsten Inseln der Neuhebriden, niedergelassen. Schon im folgenden Jahre starb Frau Paton und bald darauf ihr Söhnlein. Trotz seiner verlassenen Lage, als einziger Christ und Europäer unter lauter Wilden, harrte Paton mutig aus, zuletzt — infolge der Feindseligkeit der Eingeborenen — unter steter Lebensgefahr, bis er endlich im Jahr 1862 die Insel verlassen mußte, noch ehe ein Tannese die Taufe empfangen hatte. Doch bewahrten ihm viele Tanneſen große Anhänglichkeit, besonders der Häuptling Nowar, der ihn eine Zeitlang versteckte und beschützte. Ein Schiff, das im Augenblick der höchsten Not erschien, brachte Paton auf die Insel Aneityum, wo es schon

eine Christengemeinde gab. Von da reiste er, teils um sich zu erholen, teils um für die Mission auf den Neuhebriden Geld zu sammeln, zuerst nach Australien und dann nach Schottland. Hier fand er in Margaret Whitecroß wieder eine Lebensgefährtin.

Nach der Hochzeit begab sich das junge Paar nach Australien, in Begleitung von Frau Patons Mutter, die sich, wie es scheint, bei einer dort verheirateten Tochter niederließ. Paton blieb längere Zeit in Australien, wo er allerlei für die Mission zu thun fand, und erst im Jahr 1866 schiffte er sich mit seiner jungen Frau und seinem kleinen Söhnlein nach den Neuhebriden ein. Patons besuchten mehrere Inseln der Gruppe und konnten sich über das Gedeihen des Missionswerks auf einigen derselben freuen. Auch der Insel Tanna wurde ein Besuch gemacht. Paton wäre am liebsten hier geblieben, und einige seiner alten Freunde, an ihrer Spitze der treue Nowar, thaten alles um ihn festzuhalten. Aber die Synode der Missionare fand, daß dies zunächst zu gefährlich war. Patons mußten sich diesem Spruch fügen und sie ließen sich deshalb auf der kleinen Insel Aniwa nieder.

Von jetzt an lassen wir Frau Paton selbst erzählen.*)

1.

Aniwa, November 1867.

„Meine liebe Elisabeth!**)

Könntest du doch einen Blick in unser hübsches Inselheim werfen! Wir wohnen schon lange in unserem neuen Haus und ich war recht froh an unsern Thüren und Fenstern, nachdem ich so lange keine gehabt hatte. Die Eingebornen besuchten mich viel häufiger als mir lieb war, während mein Mann mit den Aneityumesen, die er mitgebracht hatte, auf dem Bauplatz beschäftigt war, unser Haus zu bauen. Die Schwarzen, die mir, während ich meine Briefe in die Heimat schrieb, fortwährend über die Schulter guckten und neugierig fragten: „Was du machen für Papier über Mann Aniwa?" schienen mir nicht sehr vertrauenerweckend. Jetzt schreibe ich in unserer schönen luftigen Wohnstube und bin wenigstens für ein Weilchen

*) Natürlich können diese Briefe, die vieles nur für einen engeren Leserkreis Berechnete enthalten, hier nicht in ihrem vollen Umfang wiedergegeben werden. Mit Rücksicht auf den beschränkten Raum müssen wir sogar vieles allgemein Interessante auslassen.

**) Frau Patons Schwester in Edinburg.

allein. Unser Haus, freilich ganz anders als die Häuser daheim, ist mit seinen glatten, weißen Wänden und seiner schönen, luftigen Veranda ein Muster von Einfachheit und Gemütlichkeit. Das Dach ist mit Zuckerrohrhalmen gedeckt, die Fenster und Thüren haben wir mitgebracht. Vor dem Haus ist ein schöner Grasplatz und zu beiden Seiten desselben führen breite, mit Korallen bestreute Bananenalleen ans Haus. Die Bananen werden uns durch ihre Früchte nützlich sein, aber sie sind auch sehr schön mit ihren großen Blättern, die sich bei jedem Windhauch leise bewegen. Zu beiden Seiten des Wohnhauses befinden sich das Kochhaus und andere Nebengebäude; das Ganze ist mit einem Zaun von Rohrgeflecht umgeben.

Frau Inglis in Aneityum hat mir vortreffliche Dienstboten verschafft und wir haben zwei gute christliche Aneityumesen als Katechisten. Die Frau des einen, Kanathie, ist von einer Missionarsfrau erzogen, hat etwas Tüchtiges gelernt und spricht auch Englisch.

* * *

Ich war frischen Mutes aus der Dayspring*) in das Boot getreten, das uns ans Land brachte, aber als überall zwischen den Klippen schwarze, kaum wie Menschen aussehende Geschöpfe auftauchten, auf deren Gesichtern auch nicht der Schatten eines Lächelns oder eines Willkomms lag, da überkam mich ein banges Zittern und ich fragte mich, ob sie wohl nach unsrem Blute dürsteten. Sie paßten so gar nicht zu ihrer Umgebung, denn es war ein herrlicher Morgen, und die lichtblauen Wellen, die langsam nacheinander an den Strand rollten, funkelten in der Sonne. Ich summte ein Lied vor mich hin und suchte wenigstens heiter zu scheinen, aber es war schwerer als ich dachte. Als mein Mann ans Ufer trat und mit dem Kleinen auf dem Arm voranging, kam plötzlich eine gutgekleidete Frau in Jacke und Strohhut auf mich zu und ergriff meine Hand, um mich über die Klippen zu führen. Erstaunt blieb ich stehen bei dem unerwarteten Anblick. Mein Mann erinnerte mich daran, daß es die Katechistenfrau sei; ich hatte ihre Anwesenheit ganz vergessen. Selten ist mir jemand so als mein Trost und Halt erschienen wie diese arme Frau. Ich trat selbst zuversichtlicher auf bei dem Gedanken, daß auch sie um Christi willen Heimat und Familie und

*) Dayspring (Tagesanbruch) ist der Name des für die Neuhebriden gebauten Missionsschiffs. Paton hatte durch rastlose Bemühungen die Mittel zum Bau und Unterhalt des Schiffes zusammengebracht.

alles verlassen hat und mit ihrem Mann hiehergekommen ist, wo niemand sie stärken und trösten kann. Diese Katechisten sind die wahren Pioniere der Mission und verdienen viel mehr Teilnahme als wir.

Mit welcher Spannung wartete ich auf ein Lächeln von den Frauen! Sie waren auch ganz zuthunlich und gaben mir sogar die Hand, obgleich sie gewiß noch nie eine weiße Frau gesehen hatten. Sie hätten durch ihr freundliches Lächeln mein Herz im Sturm erobert, wenn es sich ihnen nicht schon vorher in Liebe zugeneigt hätte.

Wir mußten unsern Haushalt zunächst in der kleinen Kirche einrichten. Eine Menge Menschen kamen uns anzusehen, und ich hielt, hoch auf einigen Matratzen sitzend, großen Empfang, während mein Mann am Landungsplatz das Gepäck besorgte. Viel lieber hätt' ich mitgearbeitet, aber man sagte mir, ich solle aufpassen, damit unsere Sachen nicht Füße bekämen. Die Dayspring verließ uns noch am Nachmittag und wir setzten uns zu unserer ersten Mahlzeit. Wir hatten Vorräte genug, aber das Kochgeschirr war noch nicht ausgepackt; so machten wir uns an ein Fäßchen mit Biskuits. Frau Geddie hatte uns Brot und gekochtes Pökelfleisch mitgegeben und Kanathie brachte etwas gerösteten Jam. Einer der Aneityumesen nahm den Hut ab und sprach andächtig ein Tischgebet und dann aßen wir mit einem tüchtigen Hunger, der alles versüßte. Mein Mann und ich benützten Kisten als Tisch und Stühle, die andern Gäste hockten auf dem Boden. Diese etwas ungewöhnliche Art, einen Haushalt anzufangen, gefällt mir ganz gut und hat jedenfalls den Reiz der Neuheit.

Nach dem Essen teilten wir ein Ende des Gebäudes mit Hilfe von Matten zu einem gemütlichen Schlafstübchen ab, das andre Ende, wo wir unsere Kisten aufgetürmt hatten, verbargen wir durch Bettdecken, der Mittelraum war unsere Wohnstube, der Schlafraum für die Aneityumesen und der Betsaal — alles in einer Person. Dann packten wir das nötigste Kochgeschirr u. s. w. aus, aber mitten in der Arbeit kam die Nacht, und da wir dummerweise vergessen hatten, noch bei Tageshelle die Lichter zu suchen, mußten wir so gut es ging im Dunkeln unsere Betten finden. So endete der erste Tag meines Missionslebens.

In jenen ersten Wochen, als mein Mann den ganzen Tag ungefähr 10 Minuten entfernt den Hausbau leitete, war ich froh, die Aneityumesen als Schutz zu haben; ich dachte, solange sie da seien, würden uns die Eingebornen nichts anhaben, und ich sorgte, daß immer einer in meiner Nähe war. Am ersten Morgen erwachte ich vor Tagesanbruch und lauschte einen Augenblick, ob ich nicht ver-

stohlene Tritte höre, aber da wurde die Stille unterbrochen durch ein Loblied von jenen schwarzen Christen, die schon so früh ihre Morgenandacht hielten. Wie süß klang das und wie ruhig schlief ich noch einmal ein, mit den Worten des Liedes im Ohr: „Gott herrscht."

Nach ein paar Wochen war ich schon auf etwas vertrauterem Fuße mit den Eingeborenen. Mein Mann betrachtete es von Anfang an als ausgemacht, daß sie alle seine guten Freunde seien, obgleich einem diese Freundschaft zuweilen lästig werden kann. Die Wilden sind pfiffig und manche wirklich gescheit. Die, die auf Handelsschiffen waren, sind nur gar zu schlau und sehr frech. Es ist possierlich, wenn sie in ihrem „Sandelholz-Englisch" reden und dazu ein Gesicht machen, als wüßten sie einfach alles, oder wenn sie mit der ernsthaftesten Miene die ärgsten Lügen auftischen und dann den Kopf schütteln und sagen: „Das kein Schwindel." Und dabei soll man ernsthaft bleiben!

Am schlimmsten ging's mir mit meinem Lachreiz am Sonntag. Wir waren am Dienstag angekommen und hatten während der Woche Kleider verteilt. Es kostete mich eine verzweifelte Anstrengung, ernsthaft zu bleiben, als 20 bis 30 Schwarze in den lächerlichsten Aufzügen hereinkamen. Ein Mann, der mit glückstrahlendem Gesicht hereinstolzierte, hatte eine weiße Weste an und sonst nichts. Ein anderer schritt majestätisch einher, einen Frauenrock um den Hals, unter dessen Saum seine Fingerspitzen hervorsahen. Ein dritter hatte einen Sack wie einen Hut aufgesetzt und nahm ihn beim Eintreten wie ein gentleman ab. Einer kam in einem hübschen Jäckchen, das ich seiner Frau geschenkt hatte — kurz, wer überhaupt etwas anhatte, hatte etwas Falsches an. Ich konnte mich kaum noch beherrschen, und der würdige „Missi" brachte unabsichtlich das Gefäß zum Ueberlaufen. Er bemerkte nichts Seltsames. Auf seinem Gesicht malten sich Andacht und Dankbarkeit, und im Geist sah er die Leutchen schon auf dem Weg zur Herrlichkeit. „O Maggie, flüsterte er mir zu, wir müssen Gott recht dankbar sein, daß sie alle zur Kirche kommen, und noch dazu so nett angezogen." Er sagte noch etwas von Juwelen und Siegeszeichen, aber ich war schon halbwegs aus der Kirche. Ein heftiger Husten stellte sich gerade zu rechter Zeit ein und ermöglichte mir's, um eine Ecke zu kommen, ehe ich in fürchterliches Lachen ausbrach. Vergieb mir! Ich habe die Leutchen gewiß lieb, aber der Ausdruck „so nett angezogen" war mehr als mein Frauengemüt ertragen konnte. — Die Frauen hier verstehen sich etwas besser zu kleiden als die Männer, aber doch tragen sie ein Kleid lieber wie einen Shawl, die Aermel über der

Brust gekreuzt. Leider haben die Eingebornen gerade in Beziehung aufs Kleidertragen am wenigsten Fortschritte gemacht. Es ist ihnen am wohlsten im Urzustand. Die meisten haben etwas an, wenn sie in die Kirche kommen, aber sehr wenige tragen immer Kleider. Es ist greulich, die nackten, bemalten Körper zu sehen. Die dunkle Hautfarbe macht allerdings die Sache etwas erträglicher, und wenn sie so aufrecht hinter einander daherschreiten — sie gehen nie nebeneinander — haben sie eine gewisse natürliche Würde und Freiheit.

In mancher Hinsicht sind sie besser daran als unsere Armen daheim, ja, sie wissen eigentlich nicht, was Armut ist. Niemand bedrückt sie und jeder ist sein eigner Herr, denn die Häuptlinge herrschen fast nur dem Namen nach. Aber freilich, wenn ich denke, welches Glück daheim auch dem Aermsten offen steht, dann sehe ich doch, wie im ganzen betrachtet, unsere Armen es unendlich besser haben. — Auf Aniwa scheinen übrigens einige der auf Tanna und andern Inseln gebräuchlichen Greuel nicht zu herrschen. Es giebt hier Witwen*) und die Frauen werden besser behandelt. Es freute mich ordentlich, als ich einige Tage nach meiner Ankunft eine Frau einen Mann tüchtig ausschelten hörte. Nicht daß ich es für besonders schön hielte, wenn die Frauen immer darauf ausgehen, sich die Herrn der Schöpfung zu unterwerfen, aber daß jene Frau es überhaupt wagte, ihre Meinung frei zu sagen, ist sehr bedeutungsvoll. Menschlich gesprochen ist hier unser Leben ganz sicher, während die Eingebornen sich nichts daraus machen, einander zu erschießen. Doch kam in der letzten Zeit kein Mord vor. Sie sind eigentlich ganz nette Wilde und ich würde mich jetzt allein mit ihnen kaum fürchten. Anfangs war dies anders und einmal hatte ich einen rechten Schrecken. Ich war allein im Haus und hörte ein Geräusch zwischen unsern Kisten. Ich hob den Vorhang, und als ich mich an das Dunkel gewöhnt hatte, sah ich in ein Paar funkelnde Augen. Ich ließ den Vorhang erschreckt fallen. Konnte es ein wildes Tier sein? Doch der Besitzer der Augen trat jetzt vor; es war ein grimmig aussehender, wütender, kleiner Mann. Er hatte zugesehen, wie ein von meinem Mann geschickter Gehilfe, Namens Kagaru, einige Werkzeuge holte, und er behauptete nun, ich beobachtete ihn, ob er nicht stehle. „Warum du mich ansehen?“ fragte er zitternd vor Zorn. „Weil ich nicht wußte, wer da war.“ „Du sehr lügen. Du fürchten ich stehlen. Ich nicht stehlen, ich kommen Kirche. Warum du glauben ich stehlen?“ Er verstand meine Erklärungen nicht, ging sehr zornig fort und kam dann mit 20 andern wieder, gerade

*) Auf Tanna wurden zu Patons Zeit die Witwen getötet.

als Kagaru fortgegangen war. Ich war überzeugt, ich werde gleich ermordet werden, wenn ich nicht vorher vor Angst sterbe. Ich stellte mich möglichst ruhig, und als jetzt eben Bobby von dem Kindermädchen gebracht wurde, ging ich mit ihm vors Haus, um wenigstens die Möglichkeit des Entfliehens zu haben. Sie folgten mir alle auf den kleinen freien Platz vor dem Haus und setzten sich mir gegenüber an den Rand des Busches. So saßen wir Stunde um Stunde. Ich nähte und spielte mit dem Kleinen, während der Mann mich anstarrte und von Zeit zu Zeit rief: „Du sehr lügen, du ganz wie Tiapolo *)." Die Schmeicheleien machten mir keinen Eindruck — wenn er nur nicht so eine schreckliche Keule in der Hand gehabt hätte! Und mein Mann kam und kam nicht! Als es dunkel wurde, hielt ich's nicht länger aus. Ich nahm das Kind auf die Arme und ging zuerst langsam und gemütlich, bis ein Stück Busch zwischen mir und den Männern war; dann aber rannte ich und sah mich nicht um, bis ich neben meinem Mann stand. Bobby dachte, es sei ein köstlicher Spaß und der Wald hallte wieder von seinem Lachen. Ich weiß jetzt übrigens, daß jener Mann nicht gefährlich war. Er ist nur etwas heftig und sieht abschreckend aus, denn eine Hälfte seines Gesichts ist glänzend schwarz, die andre hat er weiß beschmiert. Die Leute haben doch merkwürdige Schönheitsbegriffe.

Ungefähr eine Woche nach dieser Begebenheit hielten die Eingeborenen einen heidnischen Tanz, um das Brennen von Korallenkalk zu unserm neuen Haus zu feiern. Ich war begierig auf den Tanz, aber ich glaube, wenn ich ihn gleich bei meiner Ankunft gesehen hätte, ich hätte es keine fünf Minuten auf der Insel ausgehalten. Die Frauen erschienen bemalt, und als Schmuck trugen sie schönes, verschiedenartiges Laub, und zwar in solcher Menge, daß sie wie wandelnde Sträucher aussahen. Die Männer hatten lange, wehende Federn ins Haar gesteckt und den Körper mit Muscheln und allerlei sonstigem Zierat behängt. Männer und Frauen kamen in langem Zug zu dem heiligen Platz dicht bei unserem Haus. Plötzlich begann der Tanz mit einem schauderhaften Geheul; dann rasten sie wie toll um die Kalkgrube und blieben dann plötzlich stehen. Hierauf fingen sie an, in leidlicher Ordnung zu tanzen, aber mit mehr Kraft als Anmut. Sie stampften auf den Boden und zwischenein rannten sie wieder unter lautem Geheul um die Kalkgrube. Die Musik zu dem Tanz lieferten ein paar Männer, die abseits saßen und einen gar nicht übeln, rezitativartigen Gesang ertönen ließen. Dem Geschrei nach zu schließen muß der Tanz die ganze Nacht ge-

*) Teufel.

dauert haben. Ein Festmahl, aus Schweinefleisch und allerlei Früchten bestehend, gehörte auch dazu. Ein solches Fest hat oft schlimme Folgen, denn die Leute werden so aufgeregt, daß sie jedes Verbrechens fähig sind. Einige kamen nachher zu meinem Mann und fragten ihn, ob er sehr böse sei und ob vielleicht der Gottesdienst aufhören werde. Er dachte, es sei klüger, ihnen nicht zuviel zu wehren, solange sie keine bessere Beschäftigung hätten, aber er machte sie auf die übeln Folgen aufmerksam. Jetzt haben sie die Tänze von selbst aufgegeben, weil sie höhere Interessen haben.

Die Aneityumesen, die damals noch hier waren, interessierten sich sehr für den Tanz, der sie ohne Zweifel an ihre eigene heidnische Vergangenheit erinnerte. Sie waren den Leuten hier ein lebendiges Beispiel der Früchte des Christentums. Die, die Tanesisch konnten, was viele unserer Aniwer verstehen, sprachen oft im Gottesdienst sehr eindrücklich, indem sie ihren jetzigen und ihren früheren Zustand verglichen. Als nach fünf Wochen die Dayspring für lange zum letztenmal kam und diese freiwilligen Gehilfen wieder auf ihre eigene Insel mitnahm, fühlte ich mich so verlassen wie nicht leicht in meinem Leben. Erst jetzt empfand ich's, daß ich die einzige weiße Frau unter lauter Heiden war. Ich kann nicht beschreiben, wie schrecklich dies Gefühl war.

Die Dayspring hatte uns am Abend, ehe sie abfuhr, eine inhaltsreiche Post gebracht. Briefe sind hier immer köstlich, aber so köstlich wie diesmal waren sie noch nie. Wir saßen bis in den Morgen hinein und verschlangen ihren Inhalt. Einige Wochen später bezogen wir unser neues Haus und jetzt ist mir's ganz behaglich. Zunächst haben wir nur zwei, aber große Zimmer. Die Eingebornen wollten durchaus, daß wir gerade diesen Platz zum Bauen kauften. Es war ihre heilige Stätte, wo sie ihren heidnischen Kultus übten, dem Teufel opferten u. s. w. Kagarn und mein Mann haben beim Ebnen des Platzes viele Knochen ausgegraben. Die Wilden denken, sie seien sehr schlau gewesen, denn durch unsere Besitzergreifung sei Tiapolo aus seinem Hauptquartier verjagt worden. Die besonders Abergläubischen glauben, er sei ganz von Aniwa fortgegangen und wenn irgend ein Unglück kommt, meinen sie, das sei die Strafe, weil man ihn verjagt habe.

Die Geburt des kleinen weißen Häuptlings wurde mit ungeheurem Jubel begrüßt. Die so unfreundlich aussehenden Wilden kommen mir viel liebenswürdiger vor in ihrer Rolle als Kinderfreunde, besonders wenn sie mein eigenes Kind verehren. Sie standen oft stundenlang um das Haus herum, in der Hoffnung, den Kleinen einen Augenblick zu sehen. Jede Bewegung seiner Händchen war ein

Wunder und erregte einen Beifallsturm — denn es ist ja ein „Mann-Kind". Die Aniwer betrachten ihn als ihr Eigentum und nennen ihn den weißen Häuptling. Bobbys aneityumesische Wärterin ist ganz eifersüchtig wegen der Schmeicheleien, die man dem Brüderchen darbringt.

Während der langen Wochen meiner Erholung habe ich manches Neue über den Charakter der Eingeborenen gelernt und bin zu dem Schluß gekommen, daß die größten Widersprüche in ihnen vereinigt sind. Einen Tag bin ich begeistert von unsern aneityumesischen Katechisten und Dienstboten, denke, sie seien mein Halt und Trost und ich könne von ihnen lernen, und am nächsten finde ich, daß sie so unzuverlässig sind wie Kinder, und daß ich hinten und vorne selbst nachsehen muß. Z. B., als ich in jener Nacht dem Tod so nahe war, hat mich Kagaru durch sein Gebet mehr getröstet als jemals ein weißer Pfarrer. John sehnte sich nach etwas menschlicher Teilnahme und ließ ihm sagen, daß es mit mir zum Sterben gehe. Er kam gleich mit seiner Frau, und ein paar Dutzend Wilde drängten sich ihm nach in die Stube, so daß man fast erstickte. John sandte die ungebetenen Gäste mit allerhand kleinen Aufträgen hinaus und that für mich, was Menschenkunst, ja die Kunst des geschicktesten Doktors vermochte, um mich zu retten. Inmitten der Unruhe drangen — noch deutlicher als meines eigenen Gatten heftiges Beten — Kagarus ernste, leise Worte in mein Ohr, als er auf Aneityumesisch betete, und die Worte, die er wieder und wieder langsam zu dem Herrn sagte: „Behüte Missi Paton die Frau", beruhigten und trösteten mich unaussprechlich. Einer also konnte mich doch behüten und behütete mich auch wirklich.

Aber nach Wochen, als ich mich wieder mit offenen Augen umschauen konnte, ist meine erste Erinnerung folgende: An meinem Bett saß John, einen alten Strohhut auf dem Hinterkopf und zwischen den Knien ein riesiges, blechernes Waschbecken, das eine Art von dünnem, süßem Brei enthielt. Diesen gab er mir mit des Kochs großem eisernem Löffel liebend ein. Er versicherte mich, es sei Haferschleim und er könne ihn jetzt ganz gut bereiten, aber er habe im ganzen Haus keine reine Schüssel gefunden, um ihn hineinzuthun. Er war so stolz auf seine Kochkunst, daß ich ihn um das Rezept bat, das hier folgt: Nimm von Mehl, Wasser und Zucker je eine Tasse voll und koche es bis es brenzlich riecht, dann ist's fertig. — Wir hatten wirklich treue Diener, und mein Koch konnte ein Huhn bereiten und Brühe machen, die jeden Tisch geziert hätte, aber Krankenkost ging über seinen Horizont. Den andern fiel es nie ein, Geschirr zu spülen, so lange noch etwas Ungebrauchtes da war, und so stand, als

ich wieder den Haushalt regieren konnte, mein ganzes Speise- und Theegeschirr zum Spülen da. Aber dafür fächelten mir die Mädchen bei dem schwülen Wetter oft stundenlang Kühle zu. Mein Kleiner gedieh herrlich, und als ich ihn zum erstenmal in die Kirche brachte, wurden wir wahrhaft königlich begrüßt.

Unsere schöne, neue Kirche steht neben dem Haus. Die Bauarbeit, deren Notwendigkeit vielleicht manche bedauern, war gerade ein Mittel, die Leute unter den Einfluß des Worts zu bringen. Als mein Mann zuerst die verschiedenen Dörfer besuchte, um die Leute zum Gottesdienst einzuladen, fand er so viel Zwietracht unter ihnen, daß, wenn der eine kam, dafür andre wegblieben. Lange Zeit kamen nur zwischen 6 und 20. Angehörige verschiedener Stämme konnten sich kaum treffen, ohne daß es Blutvergießen gab, und der Krieg lag in der Luft, obgleich viele der Eingebornen lieber beten als kämpfen wollten. Nun nahte sich die Zeit der Tänze und Gelage, und mein Mann dachte, wenn er die Leute zu gemeinsamer Arbeit veranlaßte, so kämen sie freundschaftlich zusammen und viel Böses bliebe ungeschehen. So schlug er den Bau einer neuen Kirche vor. Die alte war zu entfernt von unserem Haus und zu klein für die vielen Besucher, auf die er hoffte. Er legte ihnen also seinen Plan vor: Er wünsche, daß das ganze Volk von Aniwa an der alten heiligen Stätte, nahe dem Mittelpunkt der Insel, für Jehovah ein Haus baue. Jedermann solle ein Stück Holz dazu bringen und jede Frau solle Kokosnußblätter zum Dach flechten; es werde ein großes Werk sein und viele Tage Arbeit fordern. Sie würden keine Bezahlung erhalten wie für die Druckerei und andre Häuser, die sie ihm gebaut hätten, denn dies Haus sollte den Leuten von Aniwa gehören, nicht dem Missi; er wolle aber mitarbeiten und ihnen Nägel geben und überhaupt alles, was sie selbst nicht liefern könnten. — Es wurden mehrere Schweine geschlachtet, denn ohne Schweinebraten kann hier keine Beratung gehalten werden; die meisten stimmten zu und bald konnte man anfangen. Man kann aber fast sagen: Sie bauten mit einer Hand und hielten mit der andern die Waffen. Todfeinde arbeiteten an möglichst entgegengesetzten Enden und ihren wilden Blicken sah man an, daß sie viel lieber etwas andres gethan hätten. Ein Mann besonders war nur beim Kirchenbau seines Lebens sicher. Er war ein schlimmer Störenfried, dem von verschiedenen Seiten aufgelauert wurde. Er hatte sich seit einiger Zeit versteckt gehalten, aber als der Kirchenbau anfing, erschien er und arbeitete eifrig von früh bis spät, denn — sagte er dem Missi — solange ich an Jehovahs Haus baue, werden sie nicht wagen, mich zu töten. Einer seiner Feinde kam auch und sagte auf Tannesisch: „O Missi, du

hätteſt mit dem Bau erſt anfangen ſollen, wenn unſere Kämpfe vorüber wären. Ich wollte Nelwang erſchießen, aber jetzt darf ich nichts gegen den Gottesdienſt thun." — Als aber der Bau fortſchritt, gewannen ſie mehr Intereſſe daran und all ihr Hader wurde über der Aufregung der Arbeit vergeſſen; die bitterſten Feinde arbeiteten nebeneinander, reichten ſich das Handwerkszeug und unterhielten ſich freundlich. Es war wirklich ein Vergnügen, die Männer nach einer ſchweren Tagesarbeit vor dem Kochhaus um einen Keſſel Thee — ſie lieben den Thee ſehr — verſammelt zu ſehen. Wenn ſie etwas Schweres tragen oder eine anſtrengende Arbeit thun, ſtoßen ſie immer eigentümliche Rufe aus. Am luſtigſten ſchrieen ſie, wenn ſie die Dachſtützen brachten. Wir hörten das Geſchrei ſchon von ferne, es wurde allmählich ſtärker, und endlich rannten 30 oder 40 Männer mit einem ungeheuern Baum auf den Schultern daher. An unſerem Haus wurde der Lärm ganz betäubend und viele ſchielten herüber, um zu ſehen, ob man ſie auch bemerke. Natürlich ſtellten wir uns immer an die Thüre, um zu bewundern und anzufeuern, was ſie ungeheuer freute.

Meinem Mann fiel immer der Löwenanteil an der Arbeit zu, aber er ließ es ſich gern gefallen. Er iſt nicht gern in einer Kanzel eingemauert, deshalb hat er ſich eine hübſche Plattform gemacht. Auf dem Pult iſt eine rote Samtdecke, die ihm eine auſtraliſche Gemeinde geſchenkt hat. Kommt euch das komiſch vor in einer ſolchen Kirche? Ich verſichere euch, es ſieht hübſch aus. Mein Platz iſt gegenüber, die Thüren ſind zu beiden Seiten des Gebäudes. Es hat 18 Fenſter. Der Boden iſt mit weißen Korallenſtückchen beſtreut und die Eingebornen ſitzen auf Matten. — Wie ſtolz waren die Leute und wir auch, als die Kirche fertig war! Selten iſt wohl eine Kirche daheim mit ſolch innigen Gefühlen von Teilnahme und Hoffnung eingeweiht worden. Wir dachten, ſie würde an dem Tag recht gut beſucht ſein, aber es kamen weniger Leute als ſonſt. Sie fürchten ſich ſo ſchrecklich vor Tiapolo, obgleich ſie thun, als haßten ſie ihn. Als ſie aber ſahen, daß er an denen, die an den beiden erſten Sonntagen kamen, nicht ſeinen Grimm ausließ, faßten ſie Mut und der Kirchenbeſuch nimmt immer zu. Wir haben jetzt am Sonntag durchſchnittlich 120 und am Mittwoch 60 Zuhörer. Sie benehmen ſich auch ganz anſtändig und ſprechen manchmal recht nett, wenn mein Mann ſie auffordert. Ihre Gebete ſind meiſtens ſehr andächtig, aber in den Anſprachen an die Gemeinde verſchwenden ſie keine überflüſſige Höflichkeit. Der Redner ſagt gewöhnlich zuerſt ſeinen Mitbrüdern, ſie ſeien Schweine, Hunde, Schlangen u. ſ. w. und fragt ſie dann zum Schluß, wie lange ſie noch ſo „ſchwarzherzig" bleiben

wollen. Der Sprecher weiß ganz gut, was auf der Insel vorgeht, und wenn eine böse That geschehen ist, so bekommen es die Missethäter auf dem Butterbrot zu essen. Ist zufällig der Redner einer der ärgsten unter den Mitschuldigen, so findet er es zweckmäßig, seinen Anteil an der Unthat zu vergessen. Dies kommt allerdings selten vor, da nur die besten Männer zum Reden aufgefordert werden. *)

Daß so viele Aniwer Tannesisch verstehen, ist von ungeheurem Wert für meines Mannes Wirksamkeit und mit ein Grund, daß die Leute sich so schnell gebessert haben. Ich will damit nicht sagen, daß wir schon Bekehrte hätten, aber manche betragen sich fast tadellos. Wir müssen dankbar sein, daß so viele lernbegierig sind und regelmäßig zur Kirche kommen. Der Häuptling im nächsten Dorf ist unser treuer Freund. Er ist ein geborner Gentleman, ist niemals unhöflich und spricht immer ruhig und leise, außer wenn jemand „des Missi Wort nicht hält", wie er sich ausdrückt. Dann kommt man ihm besser nicht zu nahe. Er bohrt seine große Zehe in die Korallenstücke auf dem Weg und macht, daß sie wie Hagel umherfliegen, während er den Schuldigen mit einem Strom von Scheltreden überschüttet.

Unser Häuptling ist ein gescheit aussehender Mann. Er bedauert oft, daß seine Arme zu schwach sind, um beim Bauen oder sonstiger Arbeit zu helfen. Besondere Freude macht es ihm, bei Nacht fliegende Fische zu fangen, die er dann früh morgens ins Kochhaus bringt, mit dem strengen Befehl an Kanathie, sie uns zum Frühstück zu bereiten. Seine Augen strahlen vor Freude, wenn er sieht, wie sie uns schmecken. Er ist nämlich morgens und abends unser regelmäßiger Gast und eine Tasse Thee mit einem Stückchen weichem Brot thut ihm wohl, denn er ist nicht sehr kräftig. Vor dem Gottesdienst holt er meines Mannes Bibel und trägt sie auf das Lesepult. Abends ruft er seine Leute zusammen zu der Abendandacht, die wir unter dem großen Banianenbaum auf der Versammlungsstätte des Volkes halten. Dieser Gottesdienst ist mir besonders lieb. Die Stille umher, das herrliche Abendrot, das alles mit einem glänzenden und doch milden Licht übergießt, und das ferne Rauschen der Wogen machen diese Abendstunde entzückend schön und oft bleiben wir nach der Andacht noch lange außen und singen all unsere Lieder, bis es ganz dunkel ist.

---

*) Hier greift die Verfasserin zurück auf ihren Besuch auf der Insel Tanna, der der Hauptsache nach in dem schon erwähnten Schriftchen „Das Evangelium auf Aniwa" geschildert ist und hier nicht erzählt werden soll.

Die Eingeborenen singen gern und lieben jede Art von Musik. Einmal kam eine arme, abergläubische Frau mit ihrem kleinen Jungen und betrachtete unser Haus, aber um keinen Preis wollte sie an die Thüre kommen. Sie ging immer wieder zurück und sagte, sie fürchte sich, und als ich den Kleinen streichelte, zog sie ihn schnell weg. Ich dachte, ich wolle die Wirkung der Musik versuchen, ging ins Wohnzimmer und spielte leise auf dem Harmonium das Tyroler Abendlied. Gleich hatte die Frau ihre abergläubische Furcht vergessen, kam leise herein und setzte sich neben mich. Ihre großen, schwarzen Augen hatten einen sehnsüchtigen, wehmütigen Ausdruck. Als ich aufhörte, erhob sie bittend ihre Hände und sagte: „O Missi, laß es noch mehr singen!"

Ich habe eine so nette Klasse von Frauen und Mädchen. Ich hätte nie gedacht, daß der Unterricht mir solche Freude machen würde. Sie sind so lieb und freundlich und lerneifrig. Da sie alle gerne nähen, ist es ein ziemliches Stück Arbeit, Näherei für alle zuzurichten. Bald werde ich sie auch lesen lehren können, denn mein Mann hat sein erstes Aniwa-Buch gedruckt, zur großen Freude der Eingebornen. Ich hoffe, meine Schülerinnen werden ebenso gerne lesen lernen wie nähen und singen, mit dem sie stundenlang fortmachen würden. Einige Mütter bringen die kleinen Kinder mit und warten sie zwischen das Nähen hinein. Da sitzen sie alle in Reihen; einige alte Frauen haben eine Brille. Sie sagen, die Brille habe ihnen neue Augen gegeben.

In die Schulstube gehe ich selten mit den Schülerinnen; wir benutzen die Schule als Spital. Wenn jemand krank ist, können wir die Angehörigen nur schwer dazu bringen, dem Kranken das Essen zu holen, und Nahrung ist doch für die Kranken hier oft nötiger als Arznei, da die Lebensmittel auf der Insel augenblicklich spärlich sind. So hatten wir schon ein paarmal einen Kranken mit der Familie da und konnten ihn dann leicht mit Nahrung versorgen. Ein liebes kleines Mädchen, das nur Haut und Knochen war als sie kam, verließ uns dick und stark. So etwas macht guten Eindruck und fördert unser Werk, denn natürlich wird alles, was bei uns geschieht, auf der ganzen Insel besprochen. Die Leute könnten sich viel Krankheit ersparen, wenn sie mehr Nährpflanzen bauten, aber sie pflanzen nur so viel, als sie in einem halben Jahr verzehren, und die andre Hälfte leben sie fast nur von Kokosnüssen. Uebrigens waren wir die letzten Wochen, ehe die Dayspring kam, fast auch auf diese Nahrung angewiesen. Wir hatten zwar einen großen Vorrat von Lebensmitteln, aber wir mußten viele Eingeborene mit davon erhalten und das Schiff kam zwei Monate später, als wir dachten.

Es hat uns nichts geschadet und die Abwechslung hätte mir eher Spaß gemacht, wenn nicht die Sorge um die Kinder gewesen wäre. Es gab mir jedesmal einen Stich durchs Herz, wenn Bobby morgens fragte, ob die „Dayspring" heute komme und ihm ein Bikki (Biskuit) bringe.

Die Insulaner meinten selbst immer, bei der rauhen Kost könne dem Baby etwas abgehen. Da es ein Mann von Aniwa ist, so glauben sie, es gebe auf der ganzen Welt kein so schönes Kind, und natürlich stimme ich mit ihnen überein. Ihre Liebe zu den Kindern ist ein schöner Charakterzug, und sie pflegen ihre eigenen Kleinen oft recht liebevoll. Mir kommen diese mit ihrer braunen, sammetgleichen Haut und den großen, glänzendschwarzen Augen fast hübscher vor als die weißen Babies."

2.

Aniwa, Dezember 1868.

„Liebe Mutter, Schwester und Freunde!

Es ist recht viel bei uns geschehen in diesem Jahr. An unser Haus wurden zwei Zimmer angebaut. Eins ist eine Studierstube, die John notwendig brauchte. Sie muß auch als Wohnstube dienen, wenn wir Besuch haben, denn unsere Dienstboten werden ganz verwirrt, wenn sie den Tisch decken sollen, während Gäste im Zimmer sind. Die Aniwer nennen unser Wohnhaus „das große Haus" und können sich gar nicht darin zurecht finden; vier Zimmer geht über ihren Horizont. Oft müssen wir sie mehrmals am Tag herumführen und es ist zu lustig, sie zu beobachten. Als ich neulich vor einem Mann die Nähmaschine in Bewegung setzte, wurde er so aufgeregt, daß er mitten im Zimmer einen Kriegstanz aufführte, seine Arme nach allen Richtungen hinausschlenkerte und seinen verstorbenen Vater anrief. Eine Standuhr erregt auch viel Interesse. Nachdem wir den Leuten erklärt hatten, wie die Zahlen und Zeiger den Lauf der Sonne anzeigen, nannten sie die Uhr den „Pfad der Sonne". Ich wollte ihnen gestern auseinandersetzen, daß die Erde sich bewege und nicht die Sonne, aber da sagten sie mir kurz und bündig, ich sei eine Lügnerin. So behellige ich sie nicht weiter mit meiner mathematischen Geographie, für die sie noch nicht reif sind. Sie beobachten oft lange den Pendel und machen allerlei Fragen, wie wißbegierige Kinder, deren Geist anfängt aufzuwachen.

Wie freue ich mich, bis das Haus ganz fertig ist. Ich will mein möglichstes thun, um es zu einem recht schönen, einladenden Heim zu machen. Es soll so fein, so nett, so ähnlich dem werden,

was wir von zu Hause gewöhnt sind, als es unsere beschränkten Mittel erlauben. Wir dürfen nicht herunterkommen, weil wir unter Wilden sind, sondern wir müssen versuchen, sie in allen Dingen zu unserer christlichen Höhe emporzuheben. Das Heim hat solchen Einfluß auf die Arbeit, auf das Leben, auf den Charakter, und wir schulden es auch unseren kleinen Jungen, ihnen ein freundliches Heim zu bereiten. Gewiß können wir unsern Beruf besser erfüllen, wenn unsere Umgebung mit unserm Geschmack übereinstimmt. Es gehört jedenfalls nicht zu meinem Glaubensbekenntnis, daß sich die Frömmigkeit durch eine häßliche Umgebung zu beweisen habe, und daß alles den Augen Wohlgefällige sündhaft sei. Eine alte Person sagte mir freilich, ehe ich von Australien abreiste, Missionarsfrauen müßten in Lebensweise und Kleidung auf alles nicht durchaus Notwendige verzichten und immer den tiefsten Ernst zur Schau tragen, sonst setzten sie sich dem Gerede aus. Der alte Adam in mir meinte, er müsse ersticken bei dieser Unverfrorenheit, aber ich beherrschte mich soweit, daß ich ihr antworten konnte, in meiner Bibel seien ebensowenig besondere Gesetze für Missionsfrauen als für andre gebildete Christinnen.

Ich muß mich immer mehr darüber wundern, wie man die Frömmigkeit in solchen Schrullen finden kann, und wie man blind gegen die Thatsache ist, daß unser gütiger Schöpfer die Natur mit so reicher Schönheit ausgestattet hat. Er hätte ja nur nützlichen, nahrhaften Kohl wachsen lassen können, aber er hat überall Blumen ausgestreut. Die Blattpflanzen sind hier besonders schön und die ganze Landschaft ist herrlich. Die Luft hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit und Weiche und man hat, besonders wenn man früh morgens ausgeht, oft das Gefühl, daß das bloße Dasein und Leben eine Wonne ist.

Aber ach, wie wenig passen die armen Wilden zu der herrlichen Natur, die gar keinen erhebenden und veredelnden Einfluß auf sie hat. Wenn die Natur uns erneuern könnte, so müßten die „Juwelen der Südsee“ von Feen und Nymphen bewohnt sein, aber statt dessen sehen wir einen möglichst heruntergekommenen Wilden in seiner Kriegsmalerei. Der älteste Missionar der Neuhebriden las einmal mit Beziehung auf deren Bewohner das erste Kapitel des Römerbriefs und übertrumpfte dann noch den Apostel Paulus mit den Worten: „Die Heiden hier sind all das, und sie sind noch dazuhin Menschenfresser.“

Wenn wir aber von unsern noch heidnischen Wilden auf die beinahe heiligen Gesichter der christlichen Aneityumesen, unserer Gehilfen, sehen, so wissen wir, daß wir nicht verzweifeln dürfen. Man

wird wohl kaum in einem christlichen Land ein so kräftiges Bild der erneuernden Macht des herrlichen Evangeliums von Jesu Christo finden. Ach, und wie lernen wir bei den armen Wilden die Bedeutung der Menschwerdung verstehen! Seit wir bei ihnen leben, ist es uns manchmal, als könnten wir ein wenig und ganz schwach nachfühlen, was der Herr der Herrlichkeit empfunden hat, als er seine himmlische Heimat verließ, um bei uns zu wohnen. Der Unterschied zwischen den Besten von uns und den Wilden ist wie nichts im Vergleich zu jener übermenschlichen Liebe, und doch wäre uns der bloße Gedanke, in wirklich häuslicher Gemeinschaft mit ihnen zu leben, unerträglich. Wir leben natürlich bei ihnen, aber nicht wie ihresgleichen, denn wir können ja so oft wir wollen unsere Thüre schließen und uns in das Heiligtum unseres lieben Familienlebens zurückziehen, was uns eine unendliche Wohlthat ist.

Das sage ich von den Aniwern ganz im allgemeinen, denn wir haben ein paar wirklich liebenswürdige gute Freunde unter ihnen, die auf unserem Hof wohnen und eine Art von erweitertem Familienkreis bilden. Wir fürchteten, es werde uns gar nicht gelingen, junge Leute zur Erziehung zu bekommen, aber eines schönen Tages erschienen acht hübsche, aufgeweckte Mädchen und fragten, wo sie schlafen könnten, denn sie wollten bei uns bleiben. Einige waren nach hiesigen Begriffen schon heiratsfähig, aber ich hielt es für meine Pflicht, sie zu behalten, bis sie älter und kräftiger wären. Sie waren voll von Feuer und Leben und machten allerlei nicht immer unschuldige Streiche. Ich sorgte mich ab und wünschte, ich wäre eine vernünftige Frau von etwa 30 Jahren, nicht ein junges, unerfahrenes Ding, und ich besann mich oft die halbe Nacht, wie ich die Mädchen nützlich und angenehm beschäftigen könnte. Ich durchstöberte Frauenmissionsschriften und fand da allerlei Schönes über die Zahl von bekehrten und die Schule besuchenden Mädchen, aber keine praktischen Einzelheiten über ihre Erziehung. Da kam mir die gute Frau Inglis von Aneityum, die, als die Dayspring vorbeikam, uns mit ihrem Mann besuchte, mit ihrer langen Erfahrung und ihrem klaren, praktischen Sinn zu Hilfe. Ich stellte ihr stolz meine kleine Herde, alle in ihren hübschen Rosakleidern, vor, sie gab ihnen die Hand und sprach einige freundliche Worte, die ich übersetzte. Sobald aber die Mädchen fortwaren, sagte sie: „Liebe Frau Paton, Sie müssen diese großen Mädchen nicht behalten. Es ist höchste Zeit, daß sie heiraten und unter die Aufsicht ihrer Männer kommen. Sie haben zu viele Mädchen und eine zu große Verantwortlichkeit.“ Ich sagte ihr meine Not, meinte aber, ich dürfe mich nicht beklagen, da andre Missionarsfrauen gerne recht viele Zöglinge hätten. Sie antwortete:

„Man könnte viel gründlicher wirken und hätte einen nachhaltigeren Erfolg, wenn man sich nicht mit so vielen einließe, denen man dann nicht im einzelnen nachgehen kann. Was das frühe Heiraten anlangt, so muß man zunächst die Dinge nehmen, wie sie sind und von zwei Uebeln das kleinere wählen. Es wäre etwas andres, wenn diese Mädchen in einem zivilisierten Land von den Schranken der Sitte umgeben oder auch auf einer unserer christlichen Inseln wären, aber die Wilden sind schlau und betrügen einen, während man sie zu beaufsichtigen glaubt." Ich folgte dem weisen Rat und die drei ältesten Mädchen wurden in der Kirche mit den ihnen schon in der Kindheit verlobten Männern getraut. Sie wohnen in unserer Nähe und ich kann hoffentlich immer noch einen guten Einfluß auf sie üben. Die jüngeren sind leichter zu ziehen, drum sind wir froh, wenn sie jung zu uns kommen. Es sind schlaue Aeffchen, und ich kann nicht vorsichtig genug sein, denn nichts entgeht ihnen. Mein Mann hatte mir immer gepredigt, ich müsse mir mehr Ruhe gönnen. Ich wartete also, bis er mir den Rücken kehrte; dann schoß ich im Haus herum und besorgte die hunderterlei Dinge, die nur die Frau besorgen kann, aber ehe er zurück war, lag ich behaglich ausruhend auf dem Sofa. Wer hätte sich träumen lassen, daß diese kleine Kriegslist bemerkt würde! Aber neulich stürzte ein herziges kleines Mägdlein aufgeregt herein und flüsterte: „Schnell, schnell, Missi, auf das Sofa! Der Missi-Mann kommt!"

Natürlich sagen sie alles in ihrer Sprache, die uns allmählich geläufiger wird, — aber mit welchen Schwierigkeiten! Wir haben ja weder Grammatik noch Wörterbuch, nur unsere Ohren. Und die Wilden plappern so schnell! Wenigstens kommt es uns so vor; sie hingegen behaupten, wir reden so schnell, daß alle unsere Worte in ein langes Wort zusammenfließen. Lange konnten wir kein Wort für das Futurum finden, was uns beim Uebersetzen sehr aufhielt. Wir hörten die Leute oft Ka sagen, aber auf unsere Frage erklärten sie, das sei kein Wort. Wir kamen nicht auf den Einfall, daß es eine Vorsilbe sein könnte. Einmal, als ich mit dem Kleinen auf dem Arm im Eßzimmer war, kam das Kindsmädchen und sagte sehr deutlich ein paar Worte, in denen die Silbe Ka vorkam. Jetzt merkte ich, daß das das Zeichen der Zukunft war. Ich gab schnell das Kind dem Mädchen und rannte auf dem nächsten Weg zur Kirche, wo John arbeitete. Er rannte eben mit dem Hammer in der Hand auf mich zu und wir schrieen einander zu: „Ka ist das Zeichen der Zukunft!" Wir lachten so herzlich, daß wir den Spaß den staunenden Zuschauern erklären mußten so gut es ging. Sie freuten sich darüber und die Sache interessierte sie sehr. Seit wir so viel von der

Sprache verstehen, um fragen zu können, ist das Studium wirklich anziehend. Aber welche halbkomischen Qualen stand ich aus, als ich zum erstenmal einen Eingeborenen ausschelten wollte und mir kein einziges Wort einfiel. Wer das nicht erlebt hat, weiß nicht, was es heißt, seine Gefühle unterdrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben im Basler Missionshaus.

Von J. Haller.

1. Das Anstaltsgebäude.

Draußen vor dem altehrwürdigen Spalenthor liegt das neue Basler Missionshaus. Es ist an die Stelle eines älteren Hauses getreten, welches nur die eigentliche Missionsschule beherbergte, während eine besondere „Voranstalt“ ihr eigenes Heim hatte. Beide Anstalten wurden in dem heutigen schönen Missionsgebäude vereinigt. *) Am 4. Juli 1860 wurde dasselbe feierlich eingeweiht. Damals standen erst wenige Häuslein jenseits des ehemaligen Stadtgrabens; die Anstalt mußte der neuen Straße den Namen „Missionsstraße“ geben.

Es ist ein langes dreistöckiges Gebäude mit 23 Fenstern in der Fronte und 7 auf den Schmalseiten. Eine Schmalseite ist der Straße zugekehrt: zwei Querflügel springen gegen den Mittelbau etwas vor. Das lange Dach mit den zahlreichen Läden und Fensterchen sieht man von allen Höhen in der Umgebung der Stadt. Das Haus ist ganz für Zwecke der Missionsanstalt eingerichtet; Inspektor Josenhans hat nicht wenig bei Ausarbeitung des Planes mitgeholfen.

Im Kellergeschoß befinden sich Küche und Keller, mancherlei Vorratskammern, der Waschsaal für die Zöglinge und die neueingerichteten, immerhin bescheidenen Badezimmer, Magazine der

*) Es wurde aus dem Erlös des alten Missionshauses und aus einem bedeutenden Legat von Chr. Merian erbaut, einem ebenso freigebigen als wohlhabenden Basler Herrn, der auch die prächtige gothische Elisabethenkirche in Basel gestiftet hat, in der noch immer die monatlichen Missionsstunden gehalten werden.

Missionsverwaltung und der Buchhandlung. Im Parterrestock ist der mittlere Raum auf der Vorderseite verwendet für das große Missionsmuseum mit tausend Sehenswürdigkeiten aus verschiedenen Missionsgebieten *), auf der hinteren Seite für den schlichten Betsaal mit kleinem Rednerpult und einfacher Orgel; er bietet 200 bis 250 Personen Platz. Gegen Südwesten liegen etliche Krankenzimmer und zwei Lehrsäle: der größere „theologische Lehrsaal", in welchem drei Klassen gemeinsam unterrichtet werden können, und der kleinere „medizinische" mit naturwissenschaftlichen und medizinischen Sammlungen. Der nordöstliche Flügel ist für die Zwecke der Missionsverwaltung und Missionsbuchhandlung eingerichtet. Endlich bietet der Parterrestock auch der ansehnlichen ca. 10000 Bände zählenden Missionsbibliothek den nötigen Raum. Von den drei übrigen Stockwerken enthält jedes im südwestlichen Flügel die Wohnung eines verheirateten Lehrers und einen Speisesaal, im Mittelbau das Studierzimmer eines älteren Lehrers, zwei Arbeitszimmer der Zöglinge und das Zimmer eines Kandidaten, einen großen unheizbaren Schlafsaal, der durch einige Zwischenwände in kleine Parzellen abgeteilt keinen allzu kasernenmäßigen Eindruck macht. Einige Nebenräume sind zur Aufstellung von Kleiderkästen verwendet. Kleinere Zimmer im nordöstlichen Flügel sind als Wohnungen für die jüngeren Angestellten der Missionsverwaltung, der Buchhandlung und des Sekretariats oder als Gastzimmer für die zahlreichen ausziehenden und heimkehrenden Missionsgeschwister eingerichtet. In diesem Teil des Gebäudes — im ersten Stock — befindet sich das im Vergleich mit den Sitzungssälen englischer Missionshäuser sehr einfach ausgestattete Komiteezimmer, wo sich die Leiter der Basler Mission an jedem Mittwoch Nachmittag zu einer mindestens dreistündigen Sitzung versammeln; ferner die Amtszimmer des Missionsinspektors und der Sekretäre. Der zweite Stock desselben Flügels dient der Familie des Inspektors, der dritte der des Verwaltungschefs (Hauptkassiers) zur Wohnung. Im Dachstock des südwestlichen Teils befinden sich nicht nur Kammern zur Aufbewahrung von mancherlei Dingen,

*) Auch andere Missionsanstalten, wie Berlin I, Barmen, Hermannsburg, Leipzig haben ihre Museen. Diese Sammlungen bieten viel wertvolles Material nicht nur für die Gäste des Hauses, sondern auch für die Missionszöglinge.

nicht nur einige kleine Werkstätten und die Musikzimmer, sondern auch jene Räume, von denen Inspektor Josenhans in seiner Weiherede sagt *): „Es sind diejenigen Zimmer, auf die ich am meisten vertraue. Wenn diese Zimmer nicht mehr besucht werden, will ich versprechen, mein Amt niederzulegen; so lange sie aber besucht werden, weiß ich, daß ich nicht vergeblich arbeite und fortarbeiten muß." Es sind die „Gebetskämmerchen", die jedem Bruder zu stiller Sammlung, zu Gebet und Bibelbetrachtung offen stehen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Umgebung des Hauses. An der Straße liegt das Häuschen des Pförtners. Vor dem Haus dehnt sich ein breiter Rasenplatz aus mit den verschiedenartigsten Bäumen eingefaßt und mit schattigen Sitzen unter prächtigen Baumgruppen. Gegen Westen befindet sich der große Gemüsegarten, durchzogen von angenehmen Rebgängen, außerdem der Holzschuppen, die Waschküche, einige Werkstätten, ferner der Turnplatz und eine im Jahr 1892 erbaute offene Turnhalle. Dahinter steht das Missionsknabenhaus, die Heimstätte für nahezu 50 Missionarssöhne vom 7. bis 14. Lebensjahr.

Die Einrichtung des Hauses ist sehr einfach. Am meisten Aehnlichkeit hat das Basler Missionshaus mit dem Barmer. Die neueren Berliner Missionshäuser, sowohl von der älteren Berliner Gesellschaft in Berlin selbst, wie von der Goßner'schen Mission in Friedenau bei Berlin, zeigen mehr Kunst und Schönheit in Bau und Einrichtung. Der Betsaal in Berlin, der große Speisesaal in Friedenau sind bedeutend eleganter eingerichtet, wenn auch keineswegs luxuriös. Noch größere Einfachheit fand ich nur in Hermannsburg, wo ein früheres Bauernhaus zur Missionsschule umgestaltet worden ist. — Eine Eigentümlichkeit des Basler Hauses ist, daß jede Jahresklasse (10 bis 20 Zöglinge) nur ein gemeinsames Arbeitszimmer hat, das zugleich Wohn- und Studierzimmer und namentlich bei den jüngeren Klassen auch Unterrichtslokal ist. In den norddeutschen Missionsanstalten wohnen meist nur 2 bis 5 Zöglinge zusammen.

Obwohl das Haus eine bedeutende Ausdehnung hat (25 m hoch, 68 m lang, 15 bezw. 22 m breit), ist es doch recht stark bevölkert. Außer etwa 100 Missionszöglingen wohnen hier fünf Familien von Angestellten, die unverheirateten Lehrer und Kaufleute, eine Anzahl von Knechten und Mägden — im ganzen etwa 160 Personen.

*) Ausgewählte Reden von J. Josenhans. S. 24 (Basel 1886.)

2. Der Eintritt in das Missionshaus.

Dem Eintritt ins Missionshaus geht eine Anmeldung voran. In den ersten Monaten des Jahres, spätestens bis 1. Mai sollen die Papiere der Bewerber, der sogenannten „Petenten", beim Inspektorat in Basel eintreffen. Jede Meldung enthält einen selbstverfaßten, wahrheitsgetreuen Lebenslauf. Das Verschweigen von wichtigen Thatsachen zieht je nach Umständen die Entlassung nach sich. Die Wahrheit des Lebenslaufs wird von einem der Mission bekannten oder sonst zuverlässigen Mann, etwa dem Ortspfarrer, bestätigt. Dieser Vertrauensmann stellt dem Bewerber auch ein Zeugnis aus über seine Begabung, seinen Charakter, sein religiöses Leben. Ein Arzt hat die Gesundheit des Petenten zu beurteilen; doch werden seit einigen Jahren die Neueingetretenen in Basel selbst vom Hausarzt der Missionsanstalt auf ihre körperliche Missionstüchtigkeit noch einmal untersucht. Schwächliche und stark nervöse Jünglinge können nicht aufgenommen werden, weil sie den Anstrengungen der Missionsarbeit in heißen Ländern nicht gewachsen wären. Die Eltern oder Vormünder erklären schriftlich ihre Einwilligung zum Eintritt ihrer Söhne in die Mission. Die Petenten müssen das 18. Lebensjahr vollendet haben; nach zurückgelegtem 24. Lebensjahr ist in der Regel eine Aufnahme nicht mehr möglich. Junge Leute, die verlobt sind, können nicht aufgenommen werden. *)

Die Papiere sämtlicher Petenten werden von allen Komiteemitgliedern privatim gelesen und gewissenhaft geprüft. Am Mittwoch nach der jährlichen Festwoche anfangs Juli wird die „Aufnahmesitzung" gehalten: eine besonders ernste und wichtige Sitzung! wichtig ebenso sehr für die Mission wie für den Lebensgang der Petenten.

Ueber einen Teil der Bewerber ist man bald einig: die einen werden als durchaus tüchtig, die andern als unbedingt unbrauchbar beurteilt. Aber wer von den bedingt-tauglichen soll noch Aufnahme finden? Der beschränkte Raum des Missionshauses verwehrt manchem Tüchtigen den Eintritt. Die Entscheidung ist um so schwieriger, als nach alter und neuer Erfahrung dann und wann ein als durchaus tüchtig beurteilter Petent hernach große Schwierigkeiten und viele Sorgen bereitet, oder gar entlassen werden muß,

*) Die Aufnahmebedingungen finden sich in jedem Jahresbericht.

während mancher fragliche Petent sich nachher als sehr tüchtig erwiesen hat.

Bei der Aufnahme der Zöglinge haben andere Missionshäuser eine abweichende Praxis. In Leipzig wird alle zwei Jahre eine neue Klasse aufgenommen; die dortige Missionsanstalt hat daher drei Kurse zu je zwei Jahren. In Hermannsburg müssen die jungen Leute entweder militärfrei sein oder den Militärdienst hinter sich haben. In Barmen müssen die Petenten mindestens 20 Jahre alt sein. Die beiden letztgenannten Gesellschaften fordern, daß sich die „Aspiranten" zuvor einige Zeit, etwa ein Jahr lang, am Ort des Missionshauses aufhalten; sie arbeiten den Tag über in ihrem Beruf als Kaufleute, Handwerker oder Bauern, kommen einige Mal wöchentlich des Abends ins Missionshaus, um Unterrichtsstunden zu empfangen. So lernen die Missionshauslehrer die Aspiranten persönlich kennen; auch haben die letzteren Zeit und Gelegenheit, sich mit der Missionssache näher bekannt zu machen und den Missionsentschluß reiflicher zu überlegen. Die Entscheidung über die Aufnahme liegt in den norddeutschen Missionsschulen meistens beim Lehrerkollegium. Zweifellos ist die Forderung persönlicher und nicht bloß schriftlicher Anmeldung an sich berechtigt. Bei Basel wäre aber die Durchführung dieses Grundsatzes unmöglich, weil die Zahl der Bewerber sehr groß und der Wohnsitz vieler Petenten sehr weit von Basel entfernt ist. Doch würde sich vielleicht die Zahl der Entlassungen verringern, wenn die Art der Aufnahme abgeändert werden könnte. Wer sich der Missionshandlung oder Industrie zur Verfügung stellt, wer als Arzt *) oder Lehrer verwendet zu werden begehrt, oder wer das theologische Studium vollendet hat, kann sich jederzeit melden. Das Lebensalter solcher Petenten mag die angegebenen Schranken etwas überschreiten. Die wesentlichen Aufnahmsbedingungen sind gleich.

Die große Zahl von Petenten in Basel (wie auch in Barmen) (60—80 jährlich) legt die Frage nach den Motiven des Eintritts in die Mission nahe.

Zweifellos ist der Missionsentschluß heutzutage durchschnittlich leichter als vor fünfzig und achtzig Jahren.

Die soziale Stellung eines Missionars ist jetzt eine geachtetere als ehedem. Früher wurde der Missionar als Sonderling betrachtet; jetzt wird er als brauchbarer Kulturträger, als zuver-

*) Die Aufnahmebedingungen für Mediziner finden sich in den jährlichen Berichten über „Unsere ärztliche Mission".

lässiger Sprach- und Religionsforscher auch in nichtchristlichen Kreisen von Männern der Kolonialpolitik und der Wissenschaft geschätzt.

Sodann ist die Stellung der Landeskirchen und der kirchlichen Parteien zur Mission günstiger geworden. In vielen deutschen und schweizerischen Landeskirchen werden die Missionskandidaten für die Missionsgebiete ordiniert; manche Oberkirchenbehörden haben in offiziellen Erlassen den Theologen den Eintritt in den Missionsdienst gestattet. Keine kirchlich-theologische Richtung bekämpft die Mission.*)

Nicht zu unterschätzen ist ferner der raschere Verkehr zwischen Europa und den überseeischen Weltteilen, der auch den brieflichen Verkehr erleichtert.**) Der Personenverkehr ist gleichzeitig bequemer und sicherer geworden. Welch ein Unterschied in Kost- und Wohnungsverhältnissen zwischen einem alten Segelfahrzeug und einem modernen Salondampfer!

Und endlich die Verhältnisse auf den Missionsgebieten. Die Kolonialregierungen sorgen vielfach in ausgezeichneter Weise für die Sicherheit der Europäer und für die Herstellung von Verkehrswegen. Europäische Waren und Nahrungsmittel werden eingeführt, die dem Missionar eine gesündere Lebensweise ermöglichen. Man kennt die Eigenart der Länder, die gefährlichen Jahreszeiten, die ungesunden Gegenden. Man hat gelernt, geeignetere Wohnungen zu bauen und sich zweckmäßiger zu kleiden. Man kennt die tropischen Krankheiten genauer und hat einzelne Heilmittel erprobt. Die Sprachen der Eingeborenen sind zum Teil gründlich erforscht; Fibel und Lesebuch, Grammatik und Wörterbuch, Gesangbuch, Liturgie und Bibelübersetzung ist vorhanden.

*) Die entschieden lutherischen Kreise Norddeutschlands haben mehrere Missionsgesellschaften ins Leben gerufen. — Die Beck'sche Schule, deren Meister über die Heidenmission nicht eben wohlwollend urteilte, hat ihr eine Anzahl von trefflichen Männern gegeben. Selbst der deutsche Protestantenverein und die schweizerische Reformpartei haben einen Missionsverein gegründet.

**) Nahezu sechs Monate hat Miss. Lechler bei seinem ersten Auszug nach China vor 50 Jahren teils auf dem Dampfer, teils auf einem Segelschiff (von Indien aus) zugebracht, um an seinen Bestimmungsort Hongkong zu gelangen. 3 1/2 Monate waren im Jahr 1855 die ersten Missionskinder von Kalikut bis Basel unterwegs. Heute braucht man zur Fahrt nach China etwa 30, nach Indien 20 Tage.

Alle diese Verhältnisse sind freilich den wenigsten Missionspetenten genau bekannt; aber das allgemeine Urteil über die Mission und die genauere Kenntnis derselben in der Heimat mag indirekt den Missionsentschluß erleichtern. Er ist im allgemeinen nicht mehr in demselben Maß, wie früher, eine Selbstverleugnung. Aber trotzdem halte ich auf Grund meiner fünfjährigen Beobachtungen in Basel das Urteil für sehr ungerecht und durchaus unzutreffend: Das Streben nach einer sozialen Besserstellung sei bei den Missionspetenten der treibende Beweggrund. Es kommen heute noch Fälle genug vor, in denen der Eintritt in den Missionsdienst einen Verzicht auf eine aussichtsvolle Laufbahn im bürgerlichen Leben bedeutet.

Fälle, wo der Missionsentschluß nicht ehrlich und aufrichtig gefaßt wäre, sind sehr selten. Die Zöglinge kommen mit der ernsten Absicht, durch ihre Mitarbeit die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden zu fördern. Mag der Missionsentschluß dann und wann noch eine Zugabe von allzu jugendlicher Begeisterung haben, so wird er im Lauf der Zeit abgeklärt und gefestigt. Mag der eine und andre die Missionsarbeit in zu idealem Licht betrachten und die Schwierigkeit des Missionsdienstes unterschätzen, so überzeugt er sich während einer sechsjährigen Vorbereitungszeit von dem Ernst und der Selbstverleugnung, welche heute noch die Missionsarbeit von jedem Missionar fordert. Ein Unterschied zwischen den Missionspetenten liegt insofern vor: Die einen hegen den Wunsch, Missionar zu werden, schon viele Jahre lang, vielleicht schon seit den Kinderjahren; sie sind bekannt mit Missionsschriften und Missionsarbeitern; sie haben schon lange Missionsstunden und Missionsfeste besucht. Andere haben erst vor kurzem von der Mission vernommen, sind etwa durch eine Missionsfestrede innerlich ergriffen und zum Missionsentschluß veranlaßt worden.

3. Die Brüderschaft.

Hinsichtlich der Zahl der Zöglinge steht Basel allen andern deutschen Missionsgesellschaften voran. *) Allerdings werden in

*) Auf Basel mit ca. 100 folgt Barmen mit ungefähr 50 Zöglingen. Andere Missionsschulen zählen viel weniger Zöglinge: z. B. Leipzig ca. 25, Goßnersche Mission 15, Hermannsburg 20 bis 25.

Basel seit vielen Jahren auch Missionare der Norddeutschen Missionsgesellschaft (Bremen) ausgebildet.*) Doch ist ihre Zahl ziemlich klein; 1890 bis 1896 schwankte sie zwischen 5 und 8.

Die Brüderschar setzt sich aus den verschiedensten Elementen zusammen. Schwabens Jugend ist am stärksten vertreten; aber mit ihr wohnen die lebhaften und redegewandten Norddeutschen fast aus allen Provinzen Preußens zusammen. Vor etlichen Jahren war die Zahl der Hessen, sowohl aus der preußischen Provinz Hessen, als auch aus dem Großherzogtum Hessen ziemlich groß, in neuerer Zeit ist die Zahl der Elsässer gestiegen, während das Großherzogtum Baden nächst Württemberg am stärksten von den deutschen Ländern vertreten ist. Dazu kommt eine beträchtliche Anzahl von Schweizer Brüdern, dann und wann auch ein Vertreter der französischen Schweiz. Selbst Rußland sandte vor etlichen Jahren einige Zöglinge, gut schwäbisch gebliebene Nachkommen jener württembergischen Bauern, welche im Anfang unsres Jahrhunderts in die Kaukasusländer ausgewandert sind; dagegen sind die Vertreter der russischen Ostseeprovinzen ausgestorben. Selbst aus dem fernen Australien sind im letzten Jahrzehnt drei Brüder gekommen.**) Vor einigen Jahren hörte ich manchmal bei Tisch nicht etwa nur die verschiedensten deutschen Dialekte, vom harten Berner-Deutsch bis zum milden Plattdeutsch, sondern auch Französisch und Englisch und einige Brocken Russisch. In früheren Jahrzehnten hat man Armenier, Neger, Hindus, Chinesen, Japaner im Basler Missionshaus aus- und eingehen sehen. Seitdem aber die Mission auf ihren Arbeitsfeldern gutgeleitete Predigerseminarien eingerichtet hat und seitdem man die Gefahren erkannt hat, welche sowohl der Gesundheit als auch der Charakterbildung dieser Ausländer in unseren Ländern drohen, werden keine Fremdländer mehr nach Basel berufen.

Ebenso verschieden wie die Heimat der Missionszöglinge ist

*) Daher in den Jahresberichten im Brüderverzeichnis bei einzelnen Zöglingen der Zusatz: „Bremer Mission". Die Norddeutsche Missionsgesellschaft ist zu klein, um ein eigenes Missionsseminar zu unterhalten.

**) Von den 110 dem Missionsverband am 1. Aug. 1896 angehörenden Zöglingen sind 59 Württemberger, 12 Schweizer, 10 Preußen, 11 Badenser, 7 Elsässer, 3 Hessen (Großherzogtum), 7 Baiern bezw. Rheinpfälzer, 1 Deutsch-Australier.

ihr früherer Stand und Beruf. Wie in alten Zeiten ist heute noch der Bauernstand gut vertreten, wenn auch vielleicht nicht mehr in demselben Maß wie ehedem. Andre Zöglinge haben als Handwerker, als Schneider oder Schuster, als Holz- oder als Eisenarbeiter ihr Brot verdient. Der eine hat etliche Jahre in der Schreibstube zugebracht, der andere schon mehrere Jahre in einer Volksschule unterrichtet. Wieder andre sind in großen Kaufhäusern oder in ländlichen Kramläden angestellt gewesen. Noch andre haben eine höhere Schule, ein Gymnasium oder eine höhere Realschule besucht. So schwankt es vom einfachen Fabrikarbeiter bis zum angehenden Studenten.

Dem Stand entspricht zumeist die Vorbildung. Der Besuch einer Volksschule mit gutem Erfolg ist eine Bedingung für die Aufnahme. Aber mehr wird nicht verlangt, nicht etwa ein gewisses Maß von Kenntnissen in Latein, Geschichte und Geographie, wie die Schleswig-Holstein'sche Missionsanstalt in Breklum fordert. Hat ein Petent eine gründliche Vorbildung in einer höhern Schule genossen und hat er die in früheren Jahren erworbenen Kenntnisse noch inne, so kann seine Ausbildungszeit um ein, zwei oder gar drei Jahre verkürzt werden.

Sehr große Unterschiede weist die Begabung der Zöglinge auf. Die einen sind sehr gut begabt: ausgestattet mit einem selten versagenden Gedächtnis, mit scharfem bohrendem Verstand, mit der Gabe rascher und genauer Auffassung, mit hervorragender Anlage zum Sprachstudium oder zum systematischen Denken. Andere quälen sich ab, um die seltsamen lateinischen und griechischen Vokabeln und Formen einzuprägen und das Dargebotene richtig zu erfassen.

Ferner ist auf die konfessionelle Verschiedenheit hinzuweisen. Streng lutherisch erzogene Zöglinge aus Ostpreußen kommen nicht nur mit dem durch den Pietismus gemilderten Luthertum Württembergs und mit Anhängern der Union aus Baden und manchen norddeutschen Landeskirchen zusammen, sondern auch mit spezifisch Reformierten aus der Schweiz und Ostfriesland. Von vielen Streitigkeiten über die konfessionellen Unterschiede habe ich nie gehört. Es platzen jeweilen die Gegensätze in den ersten Wochen nach dem Eintritt ins Missionshaus auf einander; dann aber versteht und achtet man sich gegenseitig und wird sich

der Einigkeit des Glaubens bewußt. Höchstens bei der Beurteilung der deutschen und der schweizerischen Reformatoren tritt die konfessionelle Differenz zu Tage.*) Einige Mal wurden in den letzten Jahren Zöglinge aufgenommen, die zuvor vom Methodismus beeinflußt waren, doch haben die meisten bald die Tiefe und Gründlichkeit der Missionshaustheologie schätzen gelernt.

Endlich finden wir nicht unbedeutende Verschiedenheiten im religiösen Leben der Zöglinge. Ein großer Teil, namentlich der Württemberger, entstammt den pietistischen Stundenkreisen. Sie zeichnen sich meist aus durch Ernst im Leben, Fleiß und Treue in der Arbeit, Gehorsam und Achtung gegen die Lehrer. Aber manchmal zeigen sie noch eine einseitig ausgeprägte Gesetzlichkeit, welche auch andere in lieblofer Weise richtet. Viele Zöglinge gehörten vorher einem Jünglingsverein an; so schätzenswert die segensreichen Einflüsse dieser Vereine sein mögen, so fehlt es diesen Zöglingen doch nicht selten an Gründlichkeit der Bibelkenntnis und an Festigkeit des persönlichen Christenstandes; ja einzelne zeichnen sich durch scharfes und unverständiges Urteilen über allerlei Zeiterscheinungen aus. Endlich besteht noch ein Unterschied im religiösen Entwicklungsgang der Jünglinge: während die einen von Jugend auf unter der treuen Fürsorge frommer Eltern und Lehrer fromm und gewissenhaft geblieben sind, haben andre allerlei Irrwege betreten, bis sie endlich ihre Gefahr erkannten und sich zum Weg des Lebens wandten. Bei jenen eine geradlinige Entwicklung, bei diesen allerlei Abwege und Umwege.

So verschieden Abkunft, Stand, Bildung, Begabung, kirchliche Stellung und religiöse Entwicklung bei den einzelnen sein mag, so wird doch die ganze große Brüderschar durch ein starkes Band zusammengehalten: die gemeinsame Liebe zur Missionssache und das gemeinsame Ziel des Missionsdienstes.

Von allen deutschen Missionsanstalten wird keine der Basler gleichkommen hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der zusammengeführten Elemente. In der Frage der Konfession nimmt die Brüdermission und die Rheinische und die Norddeutsche Mission einen ähnlichen

*) Ein Gegenbild zum konfessionellen Frieden in Basel bietet die Thatsache, daß in Hermannsburg, wo alle Zöglinge lutherisch sind, die landeskirchlichen und die separierten Lutheraner nicht mit einander zum hl. Abendmahl gehen.

Standpunkt ein wie Basel; mehrere norddeutsche Missionsschulen sind nur Lutheranern zugänglich, so Leipzig, Hermannsburg, Breklum. *) Auch bezüglich der Landsmannschaft dürften sich kaum irgendwo so verschiedene Elemente in friedlichem Verein zusammenfinden.**)

Die Organisation der Brüderschaft ist sehr einfach. Alle Brüder, die in einem Jahre aufgenommen werden, bilden eine Klasse, sofern sie nicht wegen gründlicherer Vorbildung in eine höhere Klasse eingereiht werden. Je zwei Klassen, die in einem Stockwerk wohnen, bilden eine Abteilung: Klasse VI und V die dritte jüngste Abteilung im dritten Stock; Klasse IV und III die zweite Abteilung im Mittelstock, Klasse II und I die erste Abteilung im unteren Stockwerk. Jede Klasse hat einen Senior. Er sorgt für Ordnung und Ruhe im Zimmer, beschwichtigt etwaige Streitigkeiten unter seinen Klassengenossen, trägt Sorge für Einhaltung der Hausordnung. Er übermittelt Wünsche und Bitten einer Klasse an den Lehrer, setzt ihn auch in Kenntnis von Vorkommnissen, welche mit der Ehre und Ordnung einer evangelischen Missionsanstalt in Widerspruch stehen. In gewissen Fällen ist er der Vertrauensmann der Lehrer. Zumeist ist der älteste Zögling einer Klasse Senior; doch wurde das Prinzip des Altersseniorats in einigen Fällen nach reiflicher Ueberlegung und wiederholter Besprechung in Lehrerkonferenz und Komiteesitzung durchbrochen. Das Amt des Famulus, welcher Klassenzimmer, Schlafsaal, Treppen und Gänge zu reinigen, beim Essen und sonst kleine Dienste zu leisten hat, wechselt wöchentlich, ebenso das Amt der „Wöchner", welche Amtsdiener der Lehrer sind. Außerdem giebt es noch eine ganze Anzahl von Aemtern. Ein Zögling, der gewöhnlich ein Militärjahr im Lazaret abgedient hat, ist Oberkrankenwärter; andere haben die Aufsicht über das Museum, den Betsaal; andere verwalten die Schreibmaterialien, das Erdöl; wieder andere haben die Aufsicht über Kleidung und Schuhzeug, über die Arbeiten in Holzstall und Werkstätten, im Garten und

*) Berlin I verpflichtet seine Missionare auf die Augsburgische Konfession, ohne aber die Schärfen der Unterscheidungslehren hervorzukehren. Vorwiegend reformierten Typus hat die Neukirchener Mission.

**) Daß die Engländer in dieser Hinsicht uns Deutsche weit überbieten, beweist das „Harley House" in London. Vgl. Miss. Mag. 1894 S. 488–89 mit Anmerkung.

auf dem Acker, andere leiten einen Teil des Gesang- und des Turnunterrichts. Das Amt des Fremdenführers, welcher die Gäste durch Haus und Museum geleitet, wechselt mit der Woche. Endlich sei noch bemerkt, daß die ganze Brüderschar auch als Feuerwehr organisiert ist, die von Zeit zu Zeit ihre Uebungen veranstaltet. Ein Brandfall zur Zeit des Inspektors Josenhans hat Anlaß zur Beschaffung von Feuerlöschgeräten gegeben.

4. Aeußere Ordnungen.

Wenn ein Zögling ins Missionshaus aufgenommen wird, so hat er die nötigsten Kleidungsstücke mitzubringen, tritt aber von da an in den Genuß von freier Verköstigung und Kleidung. Die Fürsorge für Kost und Wäsche liegt der Hausmutter ob. Die Kosten für Kleidung übernimmt die Anstaltskasse. Zöglinge, welche finanziell günstiger stehen, nehmen die Missionskasse weniger in Anspruch. Auch für ärztliche Behandlung und Arznei, je nach Umständen auch für einen Aufenthalt im Hospital oder an einem Kurort, haben die Zöglinge keinen Ersatz zu leisten. Der Unterricht selbst und die notwendigsten Lehrbücher und Schreibmaterialien sind frei. Die Kosten der regelmäßigen Spaziergänge übernimmt ebenfalls die Missionskasse; für die Vakanzreisen wird den einzelnen je nach ihrem Klassenalter ein Reisegeld verwilligt. Im ganzen beschränkt die Missionskasse ihre Leistungen auf das Notwendige; es ist jedem Bruder zu gönnen, wenn er sich dann und wann noch eine Anschaffung aus eigenen Mitteln, namentlich auch zur Vermehrung seiner Büchersammlung erlauben kann.*)

Das Dienstpersonal ist im Verhältnis zu der Zahl der Hausbewohner klein. Die Zöglinge haben selbst ihre Betten zu ordnen, die Stiefel zu reinigen, Treppen und Gänge zu säubern. Weibliche Dienstboten sind hauptsächlich für die Küche und für größere Reinigungen angestellt. Außerdem werden jährlich 4—5

*) In den meisten Missionsanstalten bestehen dieselben Grundsätze. Dagegen wird in Leipzig wenigstens von einem Teil der Zöglinge ein Kostgeld bis zu 600 Mark entrichtet; sie erhalten aber dort ein allmählich zunehmendes monatliches Taschengeld, bis zu 240 M. im Jahr. — Auch D. Warneck empfiehlt in seiner „Evangelischen Missionslehre" (2. Band S. 216 f.) die Bezahlung eines Kostgeldes, unter anderm mit der Bemerkung: Die Mission soll nicht als Versorgungsanstalt betrachtet werden.

Lehrerdiener aufgenommen. Es sind Petenten, deren Papiere einen günstigen Eindruck machen, die aber aus irgend einem Grund auf ein Jahr zurückgestellt worden sind. Sie sind teils die Diener der Lehrer für amtliche Besorgungen, teils haben sie in der Haushaltung diejenigen Geschäfte zu verrichten, welche eine männliche Kraft erfordern; auch haben sie zu Zeiten die für die Missions-Verwaltung und Buchhandlung angestellten Knechte zu unterstützen. Die Lehrerdiener werden von Zöglingen der ältesten Klassen in etwa 15 Wochenstunden unterrichtet; die Aufgabe des Unterrichts ist Auffrischung der Volksschulkenntnisse.

Endlich die Tagesordnung. Im Sommer (1. April—30. Sept.) wird um 5 Uhr morgens das Zeichen zum Aufstehen gegeben, im Winter um $5^1/_2$ Uhr. Spätestens eine halbe Stunde nach dem Glockenzeichen sollen die Schlafsäle leer sein. Zu spät Aufstehende haben sich zu entschuldigen. Die Zöglinge begeben sich in den Waschsaal hinab. 6—7 Uhr ist Bet- und Arbeitszeit. Um 7 Uhr versammelt man sich zur Morgenandacht im Betsaal. Daran schließt sich das einfache Frühstück. Die Zeit von 8—10 und $10^1/_2$—$12^1/_4$ Uhr ist fast ausschließlich für Lektionen bestimmt. Das Turnen 10—$10^1/_4$ Uhr und eine Pause $10^1/_4$—$10^1/_2$ Uhr gewährt dem Geist eine Erfrischung. Nach dem Mittagessen um $12^1/_4$ Uhr ist Erholungszeit; ein Teil der Brüder arbeitet allerdings im Holzschopf oder in den Werkstätten oder im Garten. $2^1/_4$ Uhr beginnt wieder die Zeit des Studiums und der Lektionen. Um 4 Uhr wird Kaffee getrunken. Mit dem Abendessen vom 1. Mai an um 7 Uhr, von August an um 8 Uhr, endigt die eigentliche Arbeitszeit. Die Zeit zwischen Nachtessen und Abendandacht um 9 Uhr soll der Erholung dienen; sie wird bei guter Witterung zu freier Bewegung im Garten oder auf dem Turnplatz, im Sommer auch zu Spaziergängen benützt. Nach der Andacht ist noch einmal Studier- und Lernzeit. Um 10 Uhr, spätestens $10^1/_2$ Uhr, sollen die Zöglinge zu Bett gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein indisches Volksfest.

Von Miss. Fr. Rehm.

„Nicht eine haben sie übrig gelassen! Alle sind gestohlen! In diesem Augenblick rannten sie damit fort!" — Mit dieser Meldung grüßte mich der Knecht am Morgen des 10. August. Mir flimmerte vor den Augen; ich dachte an die Stationsgeldkiste, die mit ihren Silbergulden meiner Hut anvertraut ist. ‚Wa...wa...was ist gestohlen?' — „Ach Herr, was für ein Verlust! Ich habe es leider nicht eher gesehen, sonst hätte ich Sie gerufen." — ‚Nun sag' doch, was ist gestohlen?' — „Alle unsre Blumen sind gestohlen worden." — ‚Ha, da wachsen wieder andere dafür.' Ich atmete erleichtert auf. Der Knecht war erstaunt, daß mir die Plünderung des Gartens so wenig ausmache. Er bat mich, die zerrissenen Blumenstöcke doch wenigstens anzusehen. Ich ging mit ihm hinaus: Der Garten sah allerdings jämmerlich aus. Alle Pflanzen, die zur großen Verwunderung mancher Besucher in unserm Garten prächtig gedeihen, waren ihres Blütenschmuckes beraubt. An einem Rosenbusch waren über 50 Rosen abgerissen. Jede Farbe fand ihre Liebhaber. Veilchen und Vergißmeinnicht, Lilien und Heliotrope, Geranien und Kamelien, Gänseblümchen und Passionsblumen, alles was gerade blühte, war abgerissen und verschwunden. Nun wollte es mich doch verdrießen, daß auch auf dem Netturhügel nichts aus dem Pflanzenreich sicher sein sollte vor aufsichtslos herumlaufendem Vieh. ‚Warum hast du sie nicht eingefangen und angebunden?' Unter Lachen erwiderte der Knecht: „Es waren diesmal keine Kälber, sondern Tijerkinder." ‚Was fällt denn diesen Jungen ein, so über unsern Garten herzufallen?' Die Antwort des Knechts erklärte alles.

Er sagte: Es ist bald „Onam." Richtig, da stehts ja im Malayalam-Kalender: „Vom 13. bis 23. August Onam", das große Volksfest in Malabar. Im Süden dauert das Fest 10 Tage; im Norden von Malabar nur zwei. Es ist ein Gedächtnisfest und wird gefeiert zum Andenken an König Mahabali, der der Sage nach einmal über Malabar regiert haben soll. Mahabali aber sei vom schlauen Gott Wischnu auf folgende Weise gedemütigt worden: Der König hielt sich in der heiligen Stadt Tiruckakara im Lande Travankor auf. Daselbst erschien ihm Wischnu in der Gestalt eines weinenden Knaben. Mahabali, immer zu helfen bereit, ließ den Knaben holen, und erkundigte sich huldvollst nach dem Grund seiner

Thränen. Der Knabe blieb stumm. Die süßesten Früchte, das ausgewählteste Zuckerbrot wurde ihm angeboten; der Schreier nahm jedoch nichts an. Da redete Seine Majestät selbst dem Knaben zu, er solle doch sagen, was er begehre. Schluchzend erbat sich der Kleine so viel Land, als er mit drei Schritten durchmessen könne. Ahnungslos geruhte Mahabali die Bitte zu gewähren. Da ward aus dem Knirps ein höhnisch lachender Riese, der Wischwa-Rupen. Dieser Allerweltsgroße durchmaß nun mit dem ersten Schritt das ganze Reich des Mahabali und mit dem zweiten Schritt durchstreifte er den Luftraum über des Königs Land. Für den dritten Schritt blieb nichts mehr übrig. Mahabali erkannte in dem Riesen den Gott Wischnu. Er sah ein, daß er durch die Erfüllung seines Versprechens von dem Gott schmählich betrogen worden und des Thrones verlustig gehen werde; denn Wischnu, der Gewaltherrscher, verfügte alsbald nach Gefallen über die Beute an Land und Leuten. Wohin soll ich meinen dritten Schritt thun? fragte Wischnu. „Auf meinen Kopf, gewaltiger Herr!" lautete die ruhige Antwort des Königs ohne Land. So geschah es denn auch. Mahabali wurde in den Staub getreten und zermalmt.

Dies ereignete sich am Onam-Tag, im Monat Zschingam, wo die Sonne im Zeichen des Löwen steht; das ist in der zweiten Hälfte des August und ersten Hälfte des Septembers. Die jährliche Wiederkehr des Onam wird nun von altersher festlich gefeiert. An diesem Tage macht König Mahabali eine Rundfahrt durch sein früheres Reich. Er kommt, so erzählen die Leute, um zu sehen, ob unter den Nachkommen seines Volks immer noch Ueberreste vom ehemaligen Wohlstand im Malabarland zu finden sind. Besonders interessiert es ihn zu erfahren, wie die Regenzeit ausgefallen ist. Die Monsun muß ja das Wasser liefern als Quelle des ländlichen Wohlstandes, zum Reisbau, zum Gedeihen der Kokosnußpalme und zu vielen andern einheimischen Erzeugnissen für Handel und Gewerbe.

Der arme Mahabali wird aber alle Jahre von den noch treu gebliebenen Malayalen gründlich betrogen. Der große König darf nicht wissen, wie es wirklich in religiöser, sittlicher und volkswirtschaftlicher Beziehung beim jetzigen Geschlecht steht. Erführe er die Wahrheit, so ginge ja der königliche Besuch betrübten Herzens, mißmutig in die Unterwelt zurück und sie, die Malabaren, würden drunten übel angeschrieben. Solches Leid wollen sie aber weder ihrem König, noch sich selbst zufügen; lieber betrügen sie Seine Majestät. Wischnu, der Gott selbst, hat ja den König auch betrogen, und so ahmen sie, ohne Gewissensbisse zu empfinden, das böse Beispiel gerne nach.

Wenn nun die Onamzeit naht, schmücken die Malabaren ihre

Häuser. Sie weißen die Wände, wenigstens die äußere Seite derselben. Der freie Platz vor dem Haus wird frisch geebnet, einem Tennenboden ähnlich hart geklopft und mit Kuhdung bestrichen. In manchen Häusern werden auch zur festlichen Beleuchtung farbige Papierlaternen aufgehängt und ein Götzenbild, den Wischnu darstellend, aus Lehm geformt. Insbesondere zeichnen sich die Häuser mancher Heiden durch einen reichen und sehr geschmackvoll angelegten Blumenschmuck aus. Wände und Thürpfosten sind mit Kränzen, Blumen und Guirlanden geschmückt. In dekorativen Künsten sind die Malayalen Meister und man kann ihnen eine künstlerische Erfindungsgabe nicht absprechen. Ein Muster hervorragender Dekoration sind die Blumenteppiche, die einen überaus prächtigen Anblick darbieten. Im ersten Augenblick kann man sich fragen, ob ein Brüsseler- oder Smyrna-Teppich neuesten Musters vor einem liege.

Am eifrigsten mit der Ausschmückung ihres Heims sind die Kinder beschäftigt. Ihnen fällt das Geschäft des Blumenlesens zu. Jedes Kind bekommt ein niedlich geflochtenes Graskörbchen um den Hals gehängt. So ausgerüstet gehen sie scharenweise hinaus auf die Suche nach Blumen und es fehlt nicht an solchen, da Onam gerade in die Regenzeit fällt. Bei ihrem Besuch in unserm Garten gings still her; gewöhnlich aber singen die kleinen Blumenleser ein molltönend Onamlied, z. B.:

„O! Du, mit der Mondsichel Geschmückter, errette mich!
O! Du Verkörperung der wedischen Weisheit (= Schiwa), errette mich!
O! Du, von den vollmondgesichtigen Göttern Verehrter, errette mich!
Lotosblumfüßiger, du Wohnung der Gnade, errette mich!"

Es kommt den Sängern nicht so genau darauf an, welche Gottheit sie besingen. So lassen sie z. B. obiges Lob dem Schiwa ertönen, während sie dem Wischnu zu Ehren Blumen sammeln. Die jüngeren Frauen und größeren Mädchen unterhalten sich in den Höfen der Häuser mit dem Tappaddikali oder Zimbelspiel. Die Spielenden bilden einen Ring. Einige unter ihnen halten zwei metallne hohle Halbkugeln in den Händen und schlagen sie im Takt gegeneinander. Die Frauen winden sich bald rechts, bald links im Takt aneinander vorbei, und kommen so im ganzen Kreis herum. Eine der Gespielinnen singt strophenweise ein Wischnu-Loblied und tanzt den Schritt vor, den die andern genau nachmachen und die Strophe wiederholen. In Südmalabar dauern diese Reigen acht Tage lang.

Am Tag vor Onam werden neue Kleider verschenkt. Männer, Frauen und Kinder ein und derselben Verwandtschaft erhalten ihre Kleider vom Familienoberhaupt. Frauenkleidern, die ihre Trägerinnen

als Onamgeschenk erhalten haben, soll ein besonderer Segen anhaften. In der Morgenfrühe suchen die Taglöhner ihre Arbeitgeber, die Pächter ihre Grundherren auf und liefern als Geschenke einige Dutzend Nendramkai ab. Es ist das eine hauptsächlich in Malabar angebaute große Banane. Als Gegengeschenk erhalten sie Kleider (meistens Hüften- und Kopftücher), auch Oel, Reis, gesottene Butter u. s. w. Je nach der Stellung des Empfängers ist die Gabe mehr oder weniger wertvoll. Im Süden werden die ersten sechs Festtage nicht besonders erhebend gefeiert; das will aber nur so viel heißen: es wird eben an diesen Tagen noch nicht so „fest" — gegessen, nicht so „gut gelebt" wie am siebenten, an dem jedes Haus großartige Gastereien giebt. Um die Onamzeit kommen regelmäßig Tuchhändler aus dem Tinneweli-Distrikt, um ihre Tücher abzusetzen. Da diese Kaufleute Brahmanen sind, so geben sie sich kostenfrei auf 2—3 Wochen bei Malabar-Brahmanen in die Kost. Nach Onam ziehen sie dann mit leeren Koffern, vollen Börsen und wohlgemästeten Leibern in ihre Heimat zurück. Das eigentliche Onamgebäck, das über die Festtage in keinem Haus fehlen darf, besteht aus gebratenen oder gekochten Bananenscheiben. Wenn ein Heidenbüblein diese sieht, — ja schon der bloße Gedanke an das Geschmorte reicht aus, — so läuft ihm das Wasser im Munde zusammen.

Ist die gegenseitige Beschenkung vorüber, so ziehen alle, groß und klein, Stadt und Land, das schönste Festgewand an. Mahabali kommt ja. Zwar unsichtbar, aber doch alles sehend, zieht er vorbei und er kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Wie fruchtbar muß das Land sein, wo solche Blumenpracht sich entfaltet! Wie reich müssen seine Bewohner sein, die alle so schöne Kleider tragen! Wie fromm müssen die Leute sein, die den Wischnu zu sich ins Haus genommen! Vergnügt zieht der Besucher von Ort zu Ort; hier schickt ihm das Himmelsgewölbe erfrischenden Regen, dort spendet er ihm herrliches Sonnenlicht.

Als Schlußfeier des Onam findet mancherorts ein großer Wettkampf statt, das Kayyankali. Zwei Parteien stehen sich gegenüber, jede unter dem Patronat eines einflußreichen d. h. geldreichen Hindu. Volksbelustigungen sind auch hierzulande kostspielige Vergnügen. Ein bis zwei Monate vor Onam lassen sich die Parteihäupter finden. Sie dingen ihre Kämpfer, von denen mancher als derber Kämpe oder guter Ringer und Springer bekannt ist. Diese Helden lassen sich auf Kosten ihrer Gönner unterhalten; in täglichen Vorübungen bereiten sie sich auf den kommenden Schaukampf vor. Am Onamtag versammelt sich dann eine große Schar Männer, Knaben und kleiner Mädchen am Kampfplatz. Die Frauen und größeren Mädchen müssen

daheim bleiben; sie spielen derweilen das Tappaddikali. Die Wettkämpfer, in zwei, 15 bis 20 Meter von einander entfernte Lager getrennt, sitzen reihenweise am Boden. Auf jeder Seite werden zwei Personen als Obmänner gewählt. Das Spiel beginnt um 1 Uhr und endet um 6 Uhr abends. Die Obmänner amtieren als Schieds- und Preisrichter. Der Spektakel fängt damit an, daß zehn Kämpfer der einen Partei vortreten und eine gleiche Zahl Gegner herausfordern. Bis diese kommen, machen erstere einige Akrobatenkunststücke. Gewöhnlich springt auch ein Büblein mit, das allerlei Possen machen muß; es läuft auf den Händen, oder — man glaubt es kaum, — es schlägt sogar einen Purzelbaum! Kommen die Herausgeforderten von der andern Seite, so ziehen sich die ersten zehn schleunigst zurück. Nachdem der zweite Trupp auch einige Proben leiblicher Uebung abgelegt hat, springen die Turner auf ihre Plätze. Die Obmänner künden an, daß der Zweikampf beginnt. Sie fordern beiderseitig je einen Kämpfer auf und fragen, ob er's mit dem Gegner da drüben aufnehmen wolle. Manchmal erklärt sich der Gefragte ohne weiteres bereit, den Kampf aufzunehmen. Es kommt aber auch vor, daß einer seines Gegners Kraft unterschätzt und erklärt, einem so schwachen oder ungeübten Gegner stelle er sich nicht. Befehlen es die Obmänner, so muß er die Herausforderung annehmen und wehe ihm, wenn er besiegt wird! Handelt es sich um einen Faustkampf, so werden vorher die Bedingungen bekannt gemacht, nach denen geschlagen werden darf: auf Brust und Rücken, oder auf die Seite, auf den Nacken, oder auf den Backen. Nach und nach treten immer geübtere Leute in das Ringen ein, und es setzt manchmal recht empfindliche Schläge ab. Es kommt oft vor, daß solche, die einander nicht hold sind, sich in die gegnerischen Reihen anwerben lassen, um eine Gelegenheit zu bekommen, die zugedachten Püffe und Rippenstöße applizieren zu können, ohne vor die Schöffen zu müssen. Es ist zuweilen auch vorgekommen, daß es gebrochene Rippen und mit Beulen bedeckte Schädel gab. Eine Klage bei Gericht erfolgt aber nicht; es ist ja zu Ehren Mahabalis geschehen! Ist der Kampf, oder besser die Schlägerei zu Ende, so folgt die Kritik und daran anschließend die Preisverteilung.

Die Menge kehrt heim; auch Mahabali hat seine Reichsfahrt beendet und kehrt mit den ihn begleitenden hohen Herrschaften in die Unterwelt zurück. Nun muß aber Wischnu auch fort. Unter heidnischem Lärm wird das Götzenbild an einen Fluß oder Teich getragen und ins Wasser geworfen. Das Onamfest ist vorüber, und Gott sei Dank! mit jedem Jahr für eine stets größer werdende Zahl Malabaren vorüber für immer!

Wir dürfen glauben, es wird die Zeit noch kommen für das ganze Malabarvolk, da es seine Götzen auf immer fortwerfen wird, ein Fest mit Maien schmückt, um den Herrn Jesum Christum als seinen Fürsten bei sich einziehen zu lassen, da es ihm dankbar huldigt, ihm dem Krafthelden, dafür, daß er dem Riesen den Raub abgenommen und seinem Volk das schönste Ehrenkleid geschenkt hat.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Die dänische und norwegische Mission.

1. Die dänische Missionsgesellschaft in Kopenhagen umfaßte Ende des Jahres 1895 591 Zweigvereine, darunter drei in Nordamerika und einen auf Neuseeland, die im Laufe des Jahres Beiträge in der Höhe von 94 282 Kronen*) (106 067 Mark) an die Hauptkasse der Gesellschaft einsandten. Die Gesamteinnahme der letzteren betrug 158 534 Kr. (178 350 Mk.), darunter an Legaten 43 360 Kr. (48 780 Mk.). Die seit 1862 bestehende Missionsschule in Herning, die zur Zeit von Probst Koch geleitet wird, zählte 9 Zöglinge.

Während die Missionsgesellschaft die bisherige Verbindung mit Grönland aufrecht erhält und mit den dortigen dänischen Predigern Briefe wechselt, sowie Gaben zur Ermunterung an würdige Katecheten und Seminarzöglinge sendet, unterstützt sie außerdem nach wie vor die vom Dänen Börresen und vom Norweger Skrefsrud gegründete Mission unter den Santals (1895 mit 5176 Kr. = 5823 Mk.). Doch besitzt sie auch ihr eigenes Missionsfeld in der Präsidentschaft Madras (im Tamilland), das sie seit 1863 mit hingebender Treue bearbeitet. Sie hat dort gegenwärtig auf 6 Hauptstationen 10 Missionare stehen. Den Berichten über diese Missionsposten entnehmen wir nachstehendes.

1) Bethanien (Pattambakam), nordwestlich von der Leipziger Missionsstation Kudelur gelegen. Die Dänen arbeiten hier seit 1863 und bedienen eine kleine Gemeinde, die aber im Berichtsjahr 1895 nur um 9 Seelen gewachsen ist. Nachdem sich die Zahl der hier angestellten eingebornen Katecheten verdoppelt hat, sodaß auf den

*) Die Krone zu 1,12½ Mark gerechnet.

beiden Außenstationen je 2 Katecheten wirken und auf der Hauptstation ihrer drei dem Miss. Schlosch zur Seite stehen, konnte auch die Heidenpredigt etwas nachdrücklicher betrieben werden. Oeffentliche Straßenpredigten wechseln mit Einzelunterredungen ab, deren Wirkung man durch Austeilung von kleinen christlichen Schriften, die gern gelesen werden, zu unterstützen sucht.

2) Siloam (Trikalur), am Pennar, mit 15 Außenstationen. Hier wird in ca. 300 Städten und Dörfern das Evangelium verkündigt. Aber der Heilsbotschaft wird eine außerordentliche Gleichgültigkeit von seiten der Eingeborenen entgegengebracht. Doch konnten immerhin 40 Heiden (und 14 Kinder von Christen) getauft werden. Eine Kostschule auf der Station wird von ca. 50 Knaben im Alter von 7—19 Jahren besucht. Von der Außenstation Sengalmöda wird berichtet, daß von den Christen, die im Jahr zuvor zu den Papisten übergetreten waren, acht wieder zurückgekehrt sind und daß die übrigen zu folgen gedenken, falls es ihnen gelingt, sich den Netzen des römischen Priesters zu entwinden. Doch wird das nur durch einen Rechtshandel, bei dem sie voraussichtlich Hab und Gut einbüßen werden, geschehen können.

3) Die Station Bethesda (Kalakurtschi), westlich von Bethanien, etwa halbwegs zwischen Kudelur und den Shervarai-Bergen gelegen, ist erst 1895 angelegt worden. Ueber die Hälfte der vorhandenen 16 Christen sind Kinder; die Hälfte der übrigen sind Frauen, die ein so zurückgezogenes Leben führen, daß man über ihren Seelenzustand kein rechtes Urteil gewinnen kann. Miss. Larsen wünscht sehnlichst die Aussendung einer Missionarin, die im Verein mit seiner Gattin am weiblichen Geschlecht wirken könnte und sicherlich Eingang unter diesen finden würde.

4) Auf der Station Saron (Tiruwanamalai), nordwestlich von Siloam, hat im Jahr 1895 keine einzige Heidentaufe stattgefunden. Zwar fehlte es nicht an Taufbewerbern, aber die Beweggründe waren keine lauteren. Man erwartet vom Christentum nur Heilung der Volksschäden und Verbesserung der äußeren Lage, wogegen das Verlangen nach einem Sünderheiland unter den Sorgen dieses Lebens begraben liegt. Zwei Katecheten, die fleißig und mit Ernst ihrer Arbeit nachgehen, sind Miss. Berg eine kräftige Stütze. Zu schönen Hoffnungen berechtigt die dortige Mädchenschule mit ihren 50 Schülerinnen. Eine Prüfung, die im Auftrag der Regierung abgehalten wurde, lieferte das erfreuliche Ergebnis, daß 22 der Schülerinnen mit Auszeichnung bestanden.

5) Tabor (Asampur), auf den Shervarai-Bergen, wo unter den Bergbewohnern (Malaijalen) und Kulis gearbeitet wird, wurde

während der Heimreise des Missionars Andersen von eingebornen Hilfslehrern versehen. Die Gemeinde zählt hier 40 Christen.

6) Aus Madras, wo vier Missionare stationiert sind, wird von manchen Heiden berichtet, die zwar vom Evangelium ergriffen sind, aber trotzdem nicht zum Christentum übertreten. Nicht wenige Frauen aus dem Mittelstand haben dem Götzendienst entsagt und rufen den Herrn Jesum an; aber wegen ihrer heidnischen Verwandtschaft, in deren Mitte sie leben, wagen sie nicht den entscheidenden Schritt des Uebertritts zu thun. Eine Senana-Mission unterhält die Verbindung mit solchen Frauen und erachtet es für richtiger, daß die Hindufrauen auch noch fernerhin in der bisherigen Zurückgezogenheit ihres häuslichen Lebens verbleiben, als daß sie, ohne darauf vorbereitet zu sein, mit einemmal in die Welt hinaustreten. — Der Berichterstatter spricht die Hoffnung aus, daß es demnächst gelingen werde, eine Art Festwoche unter freiem Himmel für alle protestantischen Missionare in Madras zustande zu bringen.

In West-Madras ist der eingeborne Missionar Lazarus stationiert, dessen Gebiet sich auch über den Ponneri-Bezirk erstreckt. Jeden Mittwoch und Sonnabend hält er regelmäßig am sogenannten Elefantenthor einen Gesanggottesdienst. Die Feier besteht in Gesang, der von verschiedenen Musikinstrumenten begleitet wird und in Erklärung der gesungenen Liederverse. Die Versammlung giebt dieser sozusagen lyrischen Predigtweise den Vorzug. Am Schluß jeder Versammlung wird eine Geldsammlung vorgenommen, womit die Unkosten bestritten werden. Ferner hat sich eine Elefantenthor-Gemeinschaft zur Hebung des geistlichen und sittlichen Lebens gebildet, die 23 Mitglieder — Studenten und junge Kaufleute — zählt. Der Versuch, eine Reihe von Vorträgen für gebildete, d. h. englischredende Hindus zu halten, mußte leider aufgegeben werden, da es nicht gelang, einen Kreis solcher Hindus um sich zu sammeln.

Im Ponneri-Distrikt geht es erfreulich vorwärts. Vier Katecheten treiben hier Evangelistenarbeit, während vier Lehrer an ebensovielen Vorbereitungsschulen angestellt sind. Ein Kolporteur, der die Violine spielt, begleitet die Katecheten auf ihren Predigtreisen. Die englische Missionsschule für die Eingebornen — die beste im ganzen Bezirk — hatte einen schweren Stand, solange eine dort bestehende Konkurrenzschule darauf ausging und nur zu dem Zweck errichtet war, die christliche Schule unmöglich zu machen. Jetzt zählt diese als gut eingerichtete Mittelschule 100 Schüler.

Die dänische Mission in China, ein neueres Unternehmen, steht noch ganz in den Anfängen. Der Versuch einer Inland-Mission wurde bald wieder aufgegeben. Von Hankau (am Yangtsekiang)

zogen die beiden Missionare Knudsen und Bolwig im Jahr 1895 nach Kaifung (am Hwangho) und dann weiter nach Niutschwang, um auf der Halbinsel Liautong (nordwestlich von Korea) eine Mission zu beginnen. Eine anfangs 1896 vorgenommene Untersuchungsreise durch die Halbinsel, an welcher sich auch der dritte ausgesandte Miss. Weidtlöw beteiligte, führte zu dem Ergebnis, daß man beschloß, sich in dem durch den japanisch-chinesischen Krieg bekannt gewordenen, am Südende der Halbinsel gelegenen Port Arthur ein Haus zu mieten und diesen Ort zum Ausgangspunkt ihrer Mission zu machen.

2. Die Norwegische Missionsgesellschaft mit dem Sitz in Stavanger, hat in den Jahren 1892 und 1893 eine bedeutende Abnahme ihrer Einnahmen erfahren, zwar nicht in der Heimat selbst, wohl aber dadurch, daß die norwegisch-lutherische Kirchengemeinschaft in Amerika, die ihr früher beträchtliche Unterstützungen zufließen ließ, seit 1892 eine selbständige Mission (in Süd-Madagaskar und China) aufgenommen hat und dadurch ihre Beiträge verringerte. So kam es, daß die Einkünfte der Gesellschaft, die im Jahr 1891 die Höhe von 506 250 Mark erreichten, im folgenden Jahr bis auf 472 500 Mark und im Jahr 1893 sogar bis auf 393 750 Mark herabsanken. Doch hat sich in den beiden folgenden Jahren wieder eine bedeutende Steigerung bemerkbar gemacht, indem die Einnahmen des Jahres 1894 ca. 488 621 Mk. und im Jahr 1895 ca. 520 762 Mark betrugen — gewiß eine erstaunliche Leistung der norwegischen Missionskreise. Immerhin hat die erhebliche Verminderung der amerikanischen Beiträge eine bedeutende Kürzung verschiedener Ausgabeposten, namentlich in Bauarbeiten, nötig gemacht, und das Werk ist unter fühlbarem Druck betrieben worden. Doch konnte die Einstellung wichtiger Arbeitszweige ziemlich umgangen werden. Zugleich wurden Schritte zur Mehrung der Beiträge unternommen. Die Zahl der Missionsvereine im Lande beträgt ca. 900, die der Frauenvereine über 3000. Sehr erfreulich ist die zunehmende Verbreitung der von der Gesellschaft herausgegebenen beiden Missionsblätter, von denen das eine: „Norsk Missionstidende“ in einer Auflage von 13 000 Ex. erscheint, das andere: „Missionsläsning“ (ein Frauenmissionsblatt) eine solche von 8500 Ex. aufweist. Außerdem werden Missionstraktate in größeren Auflagen herausgegeben.

Schließlich ist noch aus der Heimat zu erwähnen, daß im Jahre 1893 ein neuer Kursus in der Missionsschule mit 13 Zöglingen begonnen hat. An Stelle des früheren Vorstehers der Missionsschule, Kand. Schoening, der 1892 ein kirchliches Amt übernahm, ist Pastor Jörgensen getreten.

Die norwegischen Missionsfelder liegen in Natal und Zululand, sowie auf dem gegenüberliegenden Madagaskar, das erst später (1867) als Arbeitsgebiet aufgenommen wurde, aber sich weit rascher und kräftiger entwickelt hat als jenes.

a) Natal und Zululand.

In der Zulu-Mission ist es bis jetzt nur eine mühsame Einsammlung einzelner Garben gewesen. Doch zählen die dortigen Stationen gegenwärtig (1896) 1372 eingeborne Christen, wovon nahezu 800 abendmahlsberechtigt sind. Die Zahl der Katechumenen betrug 1895 155 Seelen, sodaß zu erwarten steht, daß sich die Gemeinden im letzten Jahre noch ziemlich gemehrt haben werden. Die Zahl der Kirchenbesucher belief sich auf den Hauptstationen auf ca. 1240 und die der Außenstationen und sonstigen Predigtplätze auf etwa 2100. Der Schulbesuch stieg im Berichtsjahr von 285 auf 354. Das auf der Natalstation Umpumulo errichtete Lehrerseminar wurde von 16 Schülern besucht; die Erziehungsanstalt für die Kinder der Missionare hatte 13 Zöglinge.

Einen günstigen Einfluß auf die Entwicklung der Gemeinden erhofft man von ihrer Herbeiziehung zur Selbstunterhaltung, wenn auch vorderhand nur darauf hingearbeitet werden kann, daß sie, soviel in ihren Kräften steht, für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufzukommen suchen. Dieser Gedanke wird ihnen aber neuerdings mit allem Ernst nahegelegt. Der Berichterstatter schreibt darüber: Auf einer Visitationsreise wurde diese Angelegenheit auf jeder Station, die ich damals besuchte, zum Gegenstand ernster Unterredungen gemacht und ich glaube, daß diese Weise vorzugehen uns weit rascher zu dem erwünschten Ziele führen wird, als die schläfrigen Debatten in den sogenannten Konferenzen der Eingebornen. Jedenfalls erreichten wir mit unseren ernstlichen Vorstellungen bei den Christen so viel, daß die meisten Gemeinden versprachen, teils sofort, teils später damit Ernst zu machen. Es ist nun auch schon etwas in dieser Richtung geschehen und es wird jetzt vor allem auf die Ausdauer ankommen, womit jeder einzelne Stationsprediger die Verantwortlichkeit der Gemeinden in Bezug auf ihre Pflicht rege zu halten vermag. Zwar werden von Zeit zu Zeit Hindernisse eintreten, doch hoffe ich, daß wenn das Pflichtbewußtsein in den Gemütern der eingeborenen Christen Platz gegriffen hat, die Bestrebungen zum Zwecke des Selbstunterhaltes vorwärts schreiten und die Sache ihnen immer bedeutungsvoller werden wird. — Ueber dieselbe Angelegenheit wird von der Station Ekombe aus geschrieben: Der große Gedanke der

Selbsthilfe scheint in den Herzen der Gemeindeglieder Wurzel zu schlagen. Es giebt ja hier nicht sehr viele Christen; nur 12 Familien bilden den eigentlichen Kern, und die meisten derselben leben in dürftigen Verhältnissen. Deshalb freut es uns, daß das Opfer am Epiphaniastag über 200 Kronen (225 Mk.) ergab. Ein einzelner kranker Mann, der damals nicht zugegen sein konnte, hatte über 30 Kr. geschickt. Die, welche kein bares Geld hatten, gaben eine Ziege, einer sogar eine prächtige Kuh. Diese ist nun als Missionskuh in der Gemeinde bekannt und es ist möglich, daß wir infolge dieses Vorgangs noch mehrere erhalten werden.

Die Verhältnisse der einzigen im Burenlande gelegenen Station Intlasakje sind wenig erfreulich. Hier wohnen außer den christlichen Familien noch ziemlich viele Heiden auf Missionsgrund und somit mehr Menschen, als es nach dem Geschmack der Nachbarn ist. Einzelne von diesen haben sich ab und zu in die „inneren Angelegenheiten" der Missionsgemeinde hineingemischt, sind aber energisch zurückgewiesen worden. Schwierigkeiten bereitet auch das in der südafrikanischen Republik bestehende sogenannte Plakker-Gesetz, wonach jeder Farmer oder weißer Grundbesitzer nur eine bestimmte Anzahl von Schwarzen auf seinem Grundstück haben darf. Das Gesetz ist allerdings nicht überall zur Anwendung gekommen. Ueberhaupt kann es in seiner ganzen Strenge gar nicht auf allen Missionsstationen durchgeführt werden, da auf solchen, die in dem Teile Transvaals liegen, der in den achtziger Jahren von der Republik erworben wurde, nach Vereinbarung mit der englischen Regierung die alten Privilegien der Missionsstationen respektiert werden müssen. Aber wo einmal derartige Gesetze bestehen, da werden nicht selten Recht und Gerechtigkeit beiseite gesetzt. Indes, die Beamten haben bis jetzt noch nichts davon verlauten lassen, daß sie die eingeborenen Christen von Intlasakje vertreiben wollen, wohl aber drohen sie mit der Vertreibung der Heiden. Doch wäre dies ein nutzloses Vornehmen, da kein einziger heidnischer Zulu zu den Buren hinüber ziehen, sondern einfach sich auf englisches Gebiet begeben würde.

Dem Gesagten ist noch hinzuzufügen, daß in den letzten Jahren im Zululande eine weitere Station gegründet und die Arbeit in dem Hafenplatz Durban aufgenommen worden ist. Außerdem ist zur Ausbildung von eingebornen Predigern und Lehrern ein Seminar gegründet und ein älterer Lehrer als der erste Zulu der norwegischen Mission ordiniert worden. Missionar Oftebro, der als Superintendent die Stationen leitete, ist 1893 gestorben.

b) Madagaskar.

1. Inland, Ostküste und Vara.

Die Mission in Madagaskar ist im Jahr 1895 nicht nur durch die politischen und bürgerlichen Unruhen sehr stark beeinträchtigt worden, sondern es sind ihr auch durch die Uebergriffe der Jesuiten, die sich seit der französischen Besitzergreifung der Insel als Herren des Landes betrachten, sehr viele Schwierigkeiten bereitet worden. Die Norweger, Londoner und Quäker sahen sich deshalb genötigt, gemeinschaftlich eine Eingabe einzureichen, worin sie den französischen Residenten ersuchten, eine öffentliche Erklärung abzugeben, daß dem Lande Religionsfreiheit gewährleistet sei. Diesem Gesuch wurde denn auch entsprochen, so daß es den Anschein hat, die Arbeit werde einigermaßen ungestört fortgesetzt werden können. Auch hat das Eintreffen der von der Pariser Missionsgesellschaft nach Madagaskar gesandten Vertreter (Prof. Krüger und Pastor Lauga) viel zur Beruhigung der Gemüter beigetragen. Die beiden Herren, deren Aufgabe vor allem dahin ging, den bedrängten madagassischen Christen die Sympathie der Protestanten Frankreichs auszusprechen und durch ihren Einfluß die Mission auf Madagaskar zu stützen, haben ihre Aufgabe aufs beste gelöst. Inzwischen haben aber die Jesuiten nach der Abberufung des französischen Residenten, eines Protestanten, gestützt auf die Militärherrschaft, ihre Umtriebe eifriger denn zuvor fortgesetzt und sind mit allerlei Verleumdungen und Gewaltthätigkeiten gegen die protestantischen Christen vorgegangen. Es wird deshalb die evangelische Mission nach wie vor einen schweren Stand haben. Indessen nehmen die französischen Protestanten Frankreichs sich ihrer Glaubensgenossen in Madagaskar treulich an. So hat sich in der Heimat ein lutherisches Hilfskomitee für die norwegisch-madagassische Mission gebildet, das einen jungen Lehrer nach Stavanger geschickt hat, damit er die dortigen Missionszöglinge im Französischen unterrichte, selbst Norwegisch lerne und schließlich nach Madagaskar gehe.

Trotz all dieser Wirren hat die norwegische Mission im Kriegsjahr 1895 doch über 3000 Seelen den Gemeinden des Inlands und an der Ostküste zufügen dürfen. Es ist dies um so dankenswerter, als man sich im Gegenteil darauf gefaßt machen mußte, einen großen Teil der Arbeit ganz einzustellen. Die Zahl der Hörer des Worts ist zwar etwas zurückgegangen, aber die der Abendmahlsgäste hat eher zugenommen, woraus sich schließen läßt, daß die ernsten Zeitläufte die Christen nur verlangender gemacht haben nach den Stärkungen des Sakraments.

Im Aussätzigenheim der Station Sirabe, das leider im Mai

vorigen Jahres von den Aufständischen zerstört worden ist, befanden sich vor der Zerstörung 280 Kranke. Davon wurden im Jahr 1895 61 getauft; 29 sind gestorben. In einer kleinen, weiter südlich gelegenen Niederlassung, die sich die Aussätzigen selbst erbaut haben, leben 20 Kranke, darunter 10 Christen. Ein in der Nähe wohnender eingeborner Prediger verkündet den Armen Gottes Wort und erteilt ihnen einigen Unterricht.

Von den Distrikten, die unter den durch den Krieg hervorgerufenen Unruhen besonders zu leiden hatten, steht Loharano obenan. Schon gegen Ende des Jahres 1895 zogen dunkle Wetterwolken im Osten von Nord-Betsileo auf. Gleich nach der Einnahme der Hauptstadt durch die Franzosen hatten die Räuberbanden das ganze östliche Hochland unsicher gemacht. Flüchtlinge von Arivonimamo hatten sich ihnen angeschlossen und den Räubereien den Charakter eines Aufruhrs verliehen. Der Gouverneur von Ankisatra suchte den Aufstand, der die Zerstörung der Mission in Nord-Betsileo bezweckte, zu organisieren. Die Bewegung nahm einen kräftigen Fortgang. Gegen 4000 Männer standen bereit, gegen die norwegischen Missionsstationen vorzurücken. Sie warteten nur auf Waffen, um die der Gouverneur, der der Bewegung den Anschein zu geben wußte, als handle es sich nur um Unterdrückung der Räubereien, bei General Duchesne nachgesucht hatte. Glücklicherweise wurde dieser rechtzeitig von der Sache unterrichtet und ließ sich deshalb nicht in die Falle locken. Statt dessen wurde der aufständische Gouverneur mit vielen seiner Leute ergriffen und gebunden nach Tananarivo gebracht. Damit war die ganze Bewegung abgethan. Wie später die Station Sirabe von Räuberbanden belagert wurde und die dort versammelten Missionsgeschwister nur wie durch ein Wunder einem qualvollen Tode entrannen, haben wir im vorigen Jahrgang (S. 420 ff) eingehend berichtet. Dagegen wurden außer dem dortigen Aussätzigenheim verschiedene Missionsgebäude, die Station Loharano und eine große Anzahl von Kirchen in jenem Distrikt niedergebrannt. Neuerdings ist auch die Station Fisakana zerstört worden, und verschiedene Stationen Nord-Betsileos haben müssen von den Missionaren verlassen werden, weil selbst der Resident nicht für ihre Sicherheit einstehen konnte. Die norwegische Mission ist durch alles das auf Jahre hinaus geschädigt worden, ganz abgesehen von den enormen Verlusten, die ihr durch die Zerstörung der Stationen zugefügt worden sind.

Das Missionswerk unter den Bara-Stämmen im südlichen Teile der Insel ist besonders durch Seuchen und Gouverneur-Wechsel sehr beeinträchtigt worden; doch ist das Wohlwollen, das man der Mission entgegenbringt, ungeschwächt. Nur sind die Bara schrecklich

träge und sie schlagen am liebsten damit die Zeit tot, daß sie mit dem Gewehr in der Hand sich müßig herumtreiben. Aber es giebt unter ihnen doch auch solche, die sich für ein Gespräch über den lebendigen Gott aufrichtig interessieren.

2. Die Westküste (Sakalava).

Die Mission unter den wilden Sakalava hat im Jahr 1895 unter den traurigsten Verhältnissen gearbeitet. Schon mit Beginn des Jahres wurden die Hafenplätze blockiert. Viele zogen in wilder Flucht von dannen, nur um das nackte Leben zu retten. Auch die meisten Weißen an der Küste verließen während des Krieges ihre Wohnstätten. Die Missionskräfte verringerten sich, wo sie sich hätten mehren sollen. Ebenso nahm die Zahl der eingebornen Arbeiter ab, da manche nach ihrer Heimat im Innern der Insel flüchteten. Der größte Teil des Sakalava-Landes befand sich in einem Zustand, der dem eines aufgeregten, sturmbewegten Meeres glich, das nicht zur Ruhe kommen kann. Fürsten und Völker sannen auf Aufruhr und wollten alle Bande zerreißen und von sich werfen. Am hellen Tage wagte sich eine Räuberbande an die Station Bethel heran und nahm den Pförtner samt den Schlüsseln zur Station mit sich. Mit vieler Mühe und nach einer Auslage von 42 Dollars erhielt man endlich den Pförtner, der inzwischen als Sklave verkauft worden war, wieder zurück; aber die Schlüssel waren nicht mehr zu erlangen. Unter solchen Umständen gab es keinen einzigen Menschen, an den man sich mit einer Bitte hätte wenden können. Die Hüter des Gesetzes unter den Hovas hielten fürs beste, sich in möglichster Ferne von der Küste aufzuhalten, wo sie sich vor den Bomben der französischen Kriegsschiffe sicher wußten. Die Hova-Festung Andakabe wurde fast ganz zerstört und der größte Teil derselben ging in Flammen auf. Fast alles, was die Mission dort an Kirchen- und Schuleigentum besaß, wurde vom Feuer verzehrt. Noch schlimmer erging es der Hova-Festung Manza, die mehrere Tage lang von 2—3000 Sakalava und Bara umzingelt war und schließlich geschleift wurde. Viele der Belagerten wurden getötet, während der Gouverneur im Dunkel der Nacht entkommen konnte. Er lebte dann im Elend bis an seinen im Januar 1896 erfolgten Tod.

Die Sakalava sind unter diesen Umständen nicht sehr zugänglich für die Botschaft des Friedens, verharren in ihrem althergebrachten Götzendienst und halten sich ferne von Kirche und Schule. Nur einige wenige lassen sich aus den Fesseln des Heidentums loslösen. So wird es auch voraussichtlich bleiben, so lange nicht ihre

politische Selbständigkeit gebrochen ist. — Auf den 5 norwegischen Hauptstationen der Westküste: Morondava, Tullear, Manombo, Belo und Mahalo sind im Jahr 1895 59 Erwachsene und Kinder getauft worden. Die Gemeinden zählten 400 Glieder, darunter 274 Abendmahlsberechtigte. An 16 Schulen (mit 412 Schülern) wirkten 14 Lehrer.

Nach einer Uebersicht, die uns vorliegt, zählte die norwegische Mission in ganz Madagaskar Anfang 1896 nicht weniger als ca. 42 000 Kirchenglieder, während ihre Zahl Ende 1890 nur etwa 26 000 betrug. Die Zahl der Schüler hält sich auf der Höhe von ungefähr 4000.

b) Neuestes und Vermischtes.

Indien. Oeffentliche Disputationen über religiöse Fragen zwischen den Vertretern verschiedener Religionen sind in Indien nichts Seltenes. Eine solche Redeschlacht, deren Ausgang um der anwesenden Zuhörer willen keineswegs bedeutungslos ist, fand u. a. Ende vorigen Jahres in Agra statt. Gegenüber standen sich ein fanatischer Mohammedaner, Namens Jahngir Khan, und ein vom Islam übergetretener Christ, Ahmad Masih von Delhi, der vor seiner Bekehrung die christliche Religion bitter bekämpft hatte und im Koran ganz zu Hause ist. Der Disputation wohnten über 1000 Zuhörer an. Der Christ betonte gleich anfangs, wie er vordem ein Verfolger und Schmäher der Christen gewesen sei, und dies nun zu seiner Beschämung bekenne. Obwohl erblindet, wußte er bei seinem ausgezeichneten Gedächtnis sowohl die hl. Schrift als auch den Koran außerordentlich sicher zu zitieren. Jeder der beiden Gegner durfte jedesmal 15 Minuten hintereinander reden. Der Gegenstand der Disputation bestand in einer Vergleichung zwischen dem Leben Mohammeds und dem Leben Christi. Sie währte volle $3^1/_2$ Stunden. Mit dem regsten Interesse folgten ihr die umstehenden Zuhörer. Die Sonne ging unter und der Abend brach herein. Im Mondenlicht erhob sich im Hintergrund die stattliche St. Johnskirche wie ein mächtiger Zeuge der hier verfochtenen christlichen Wahrheit. Diese trug denn auch schließlich den Sieg davon. Der Mohammedaner vermochte auf eine wichtige Frage des Christen nicht zu antworten. Als dieser ihn zu einer unumwundenen Antwort drängte, mußte er sie ihm schuldig bleiben. Schließlich zog er geschlagen vom Kampfplatz ab. Seine mohammedanischen Glaubensgenossen gingen kleinlaut von dannen, während die Christen voller Freude und Dank sich nach Hause begaben. — Damit ist ja freilich der Islam noch nicht über-

wunden, aber ohne Eindruck auf seine Anhänger bleibt ein solcher Sieg doch nicht. (Ch. Miss. Int.)

Eine noch deutlichere und eindringendere Sprache reden die schweren Heimsuchungen der Pest und der Hungersnot, von denen Indien seit einiger Zeit betroffen ist. Zwar scheint die Seuche neuerdings in der Abnahme begriffen zu sein, aber sie fordert doch immer noch zahlreiche Opfer. Herzbeweglich sind die Berichte, die das durch die Hungersnot hervorgerufene Elend schildern. Dieses ist um so größer, als die Hungersnot sich diesmal auf einen weit größeren Flächenraum erstreckt als je zuvor in unserem Jahrhundert. Nach den Angaben der indischen Regierung sind davon 37 Millionen Bewohner in Distrikten betroffen, wo der Mangel an Lebensmitteln so groß ist, daß sie zur Fristung des Lebens nicht ausreichen. Dazu kommen noch 44 Millionen Menschen in Gegenden, wo die Lebensmittel nicht genügen, um die Gesundheit zu erhalten. Regierung und die Missionen thun zwar, was in ihren Kräften steht, um die Not zu lindern, aber diese ist so allgemein, daß viele Tausende jeglichen Geschlechts und Alters dem Hunger erliegen.

Madagaskar. Nach den mancherlei betrübenden Berichten über die Umtriebe der Jesuiten gegen die eingebornen Protestanten und die evangelische Mission in Madagaskar können nun die französischen religiösen Blätter wieder einmal etwas Erfreuliches melden: Der Ausschuß der Kommission der vereinigten protestantischen Kirchen Frankreichs beiderlei Richtungen (die sich in Paris am 27. Januar unter dem Namen „Commission fraternelle“ konstituiert hat), wurde am 12. Februar vom Minister des Kultus und der Kolonien, Herrn André Lebon, empfangen. Dieser gab den Abgeordneten hinsichtlich der geschehenen Uebergriffe römisch-katholischer Eiferer die bestimmte Versicherung, daß in Madagaskar ein unparteiische Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen werde gehandhabt werden. Mit Befriedigung nahm er Kenntnis davon, daß die Pariser Missionsgesellschaft die protestantischen Schulen der Londoner Mission übernommen hat, und daß ein früherer Zögling der höheren Lehrerseminare die Leitung dieser Unterrichtsanstalten übernommen habe. — Auch habe der Minister der Kolonien seither den Residenten der Insel angewiesen, daß kein Gotteshaus derjenigen Konfession, für die es errichtet worden ist, dürfe entfremdet werden. Ebenso sei der Grundsatz der Religionsfreiheit entschieden zu wahren. — Erfreulich ist endlich zu vernehmen, daß sechs französische evangelische Pfarrer sich dem Komitee der Pariser Mission für den Dienst an den madagassischen Kirchen zur Verfügung gestellt haben.

Ostafrika. Die Brüdergemeinde, die in den letzten Jahren am Nordende des Nyasa vier Stationen gegründet hat, hat sich kürzlich entschlossen, die von der Londoner Mission im Jahre 1879 angelegte Missionsstation Urambo unter den Wanyamwesi zu übernehmen und fortzuführen, da sie die Londoner wegen ihrer isolierten Lage nicht wohl länger mit Erfolg zu halten vermögen. Die Station liegt in der Mitte von Deutsch-Ostafrika, in der Nähe von Tabora, etwa 50 Tagereisen von der Küste entfernt. Eine bessere Verkehrsverbindung ist wohl erst in einigen Jahren zu erhoffen, wenn einmal die Eisenbahn die Küste mit dem Tanganyika verbindet. Eine christliche Gemeinde weist die Station noch nicht auf, wohl aber eine Schule. Die Stationsgebäulichkeiten sollen der Brüdermission unentgeltlich abgetreten werden.

Bücheranzeige.

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1897. X. Jahrgang. Leipzig. H. G. Wallmann. Mk. 1.50.

Auch dieser Jahrgang enthält wie die früheren eine Reihe von gediegenen, gründlichen Artikeln, die eine Fülle von wertvollem Missionsstoff bieten. Aus seinem reichen, mannigfaltigen Inhalt heben wir besonders die Aufsätze hervor: Die Apostelgeschichte oder das Missionsbuch der Bibel; das Jahr 1896; die tamulischen Landprediger (eine Skizze zu Missionsstunden); die Leipziger Mission in Ostafrika; die Christenverfolgung in Armenien; das Evangelium in Uganda. — Wertvoll sind auch die Angaben über die neueste Missionslitteratur.

Bolljahn J. **Japanisches Schulwesen,** seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand. Mit 3 Abbildungen. Berlin. A. Haack. 1896. Mk. 1.50.

Eine gedrängte, aber inhaltsreiche Uebersicht, die uns einen interessanten Einblick in das japanische Schul- und Erziehungswesen thun läßt. Leider ist die Vollständigkeit der Skizze dadurch beeinträchtigt, daß der Verfasser (z. Z. Lehrer an der kaiserlich-japanischen Kriegsschule in Tokyo) das Missionsschulwesen ganz unberücksichtigt läßt; denn daß er der Schulthätigkeit des allgemeinen ev. prot. Missionsvereins kurz Erwähnung thut, ersetzt jenen Mangel nicht. Es wäre interessant gewesen, die Arbeit und die Erfolge der verschiedenen Missionen auf diesem Gebiet von einem Fachmann vorgeführt zu sehen. Immerhin läßt das Schriftchen erkennen, in welchem Aufschwung sich das Schulwesen des jungen japanischen Staats befindet.

Stock E. **Das Leben Jesu.** 52 Lektionen zur Vorbereitung für Lehrer an Schulen und Sonntagsschulen. Mit Vorwort von P. S. Keller. Heft 1. Düsseldorf. C. Schaffnit. 1896. 40 Pf.

Das Werk, das in ca. 10 Heften erscheinen soll, behandelt die neutestamentlichen Geschichten für den Unterricht in Schulen, Kindergottesdiensten und Sonntagsschulen. Es sind treffliche, praktische Winke, die darin gegeben werden. Nach einer kurzen orientierenden Einleitung „für den Lehrer" wird der betreffende Stoff in der Lektionsskizze klar und knapp behandelt. In den Schlußbemerkungen wird wertvolles Material für die Auslegung des Textes geboten. Auch Leiter von Erbauungsstunden dürften darin erwünschte Handreichung finden. Das englische Originalwerk hat eine so starke Verbreitung (in mehr

als 100000 Exemplaren) gefunden, daß wir die Erwartung hegen dürfen, es werde auch in deutschen Kreisen als Uebersetzung die verdiente Anerkennung finden. Der Verfasser, ein bekannter Missionsmann, steht auf durchaus bibelgläubigem Boden. Wir empfehlen das Werk, das zudem sehr billig ist, aufs angelegentlichste und sind überzeugt, daß es treffliche Dienste leisten wird.

Stockhausen F. **Idis.** Düsseldorf. C. Schaffnit. 70 Pf.

Ein sehr vornehm ausgestattetes Büchlein, worin in poetischer Form die Führung eines heidnischen germanischen Mädchens geschildert wird, das zur Priesterin geweiht auf wunderbarem Wege das Christentum kennen lernt. — Sehr geeignet zu Gelegenheits- und Festgeschenken.

Burkhardt G. **Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden.** Erstes Heft: Grönland und Alaska. 142 S. Leipzig. Fr. Jansa. 1897. Mk. 1.50.

Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, der den Herausgeber veranlaßt hat, die reichhaltige Geschichte der Brüdermission in dieser Form zu behandeln und in einem gewissen Zusammenhang vorzuführen. Es soll zwar nicht die gesamte 165jährige Geschichte in ihrer Vollständigkeit gegeben werden, sondern nur einzelne Bilder sowohl aus der Geschichte, als auch aus dem gegenwärtigen Betrieb; aber diese sind doch so gehalten, daß man einen richtigen Gesamteindruck von der Arbeit des betreffenden Gebiets gewinnt. — Im vorliegenden ersten Heft wird Grönland in neun und Alaska in vier Missionsstunden behandelt. Die Darstellung ist packend und voll markanter Züge, dabei nüchtern und ohne alle Schönfärberei. Da jedes der beiden Gebiete einen andern Bearbeiter hat — die Missionsstunden über Grönland sind vom Herausgeber, die über Alaska von Prediger Schneider — so ist auch der Charakter der beiden Serien ein etwas verschiedener; jedoch ist die Verschiedenheit der Behandlung durchaus nicht störend. Während der geschichtliche Zusammenhang der grönländischen Mission ein etwas loser ist und mehr in Einzelbildern besteht, bilden die Missionsstunden über Alaska, dessen Missionsgeschichte allerdings erst der neuesten Zeit angehört, ein in sich abgeschlossenes Geschichtsbild, das im Zusammenhang vorgeführt wird. Nur scheint uns in einzelnen Partien die Sprache nicht einfach genug zu sein, sodaß sie ein ausschließlich gebildetes Publikum voraussetzt. Auch hätte vielleicht statt des neueren Missionsgebiets Alaska besser ein älteres Missionsfeld Grönland zur Seite gestellt werden dürfen. Doch es lag diese Anordnung wahrscheinlich in der besonderen Absicht der Bearbeiter. — Die gehaltvollen Missionsstunden seien den weitesten Kreisen aufs wärmste empfohlen.

Schneider H. G. **In fernen Heidenlanden.** Missionserzählungen für die Jugend. Nr. V. Hans Peter Hallbeck. 10 Pf. — Nr. VI. Zweimal gehenkt. 15 Pf. — Nr. VII. Auf der Flucht. 30 Pf. Verlag der Missionsverwaltung in Herrnhut.

Wie schon die vorangehenden Nummern, so bieten auch die vorliegenden Heftchen ansprechende Schilderungen und Erzählungen aus der Heidenwelt, die von der reiferen Jugend gewiß mit Freude und Genuß gelesen werden.

Riggenbach, Lic. Ed. **Die Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus.** 28 S. Stuttgart. D. Gundert. 40 Pf.

Braun, Dr. Die ewige Gottheit Christi. 48 S. Ebend. 60 Pf.

Zwei Schriftchen voll tiefen Ernstes und schlagender Beweiskraft, die es verdienen, daß ihnen eingehende Aufmerksamkeit geschenkt wird.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Dshabo Abu Bukari, König von Tschautscho.

Eine Untersuchungsreise im deutschen Sudan.

Von Miss. A. Mischlich.

Vorbemerkung.

Zu den Gebieten Westafrikas, in denen bis jetzt die Mission noch keinen Eingang gefunden hat, gehören u. a. die großen Ländermassen des Nigerbeckens, die unter dem Namen des westlichen Sudan bekannt sind. An Versuchen, von der Westküste aus in diese Gebiete vorzudringen und jenen Völkerschaften das Evangelium zu bringen, hat es zwar nicht gefehlt. Lag es doch von Anfang an im Plan der von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ins Leben gerufenen „Nigermission", zu diesem Zweck den Wasserweg des Nigerstroms zu benützen und auf ihm die Botschaft des Friedens ins Innere zu tragen. Das Ziel, das die Mission dabei im Auge hatte und das ihr noch jetzt vorschwebt, sind vornehmlich die von den Fulbe regierten Hausa-Länder zwischen dem Niger, dem Binue und Tsad-See, deren mohammedanische Bewohner fast durchweg das für ganz Mittelafrika wichtige Hausa reden und von denen man an allen west- und nordafrikanischen Küstenplätzen zahlreiche Vertreter antreffen kann. Sie errichtete infolge dessen eine Reihe von Missionsposten am Niger aufwärts bis Lokodscha (am Zusammenfluß des Niger mit dem Binue) und darüber hinaus. Allein in die von ihr ins Auge gefaßten Gebiete vermochte sie nicht vorzudringen und die sogenannte Sudanmission ist bis heute noch nicht verwirklicht.

Ebenfalls auf dem Weg in den Sudan befindet sich die sogenannte „Internationale Allianz-Mission", nur mit dem Unterschied, daß sie nicht vom Mündungsgebiet des Niger aus vorzudringen sucht, sondern im Westen, von Sierra Leone aus, dem Quellgebiet des

Niger zustrebt. Ihre Marschroute geht den Rokelle-Fluß aufwärts, an dem sie verschiedene Stationen angelegt hat. Als Ziel aber gilt ihr einerseits Timbuktu und anderseits der Tsad-See. Doch hat auch hier das Klima schon manches Opfer gefordert, und es wird wohl noch gute Zeit haben, bis diese Mission den Niger abwärts das ihr gesteckte Ziel erreicht haben wird.

Nun scheint es neuerdings, als ob auch die Basler Mission, die seit mehr als 50 Jahren auf der Goldküste arbeitet und dabei in langsamen Vorstößen landeinwärts vorgegangen ist, infolge ihrer geschichtlichen Entwicklung in die Grenzgebiete des Sudan hineingeführt werden soll. Ihre Marschlinie ist ihr zunächst durch den Volta-Fluß bezeichnet. Auf ihn wies schon vor nahezu 40 Jahren Miss. Zimmermann hin, daß er der gegebene Wasserweg sei, auf dem die Basler Mission vorzugehen habe. Aber die geschichtliche Entwicklung derselben nahm vorerst einen etwas andern Verlauf. Es schien, als ob ihr die Richtung mehr nach dem Nordwesten — gegen Asante hin — statt nach Nordosten und dem Volta entlang, vorgeschrieben sei. Zwar überschritt man 1865 diesen Fluß und ließ sich auf dem jenseitigen Gebiet unter dem Anum-Stamm nieder, der ursprünglich seinen Sitz auf dem Bergland der Goldküste hatte. Aber die Station wurde 1869 von den Asanteern zerstört, und die dortigen Volksstämme, soweit sie nicht niedergemacht oder als Sklaven hinweggeführt wurden, flüchteten ins englische Gebiet. Erst nachdem sie nach Jahren wieder in ihre Heimat zurückgekehrt waren und ihre zerstörten Wohnstätten aufgebaut hatten, nahm auch die Basler Mission 1881 ihre Arbeit am Volta wieder auf. Und merkwürdig! Während sie zwei Jahrzehnte lang im Nordwesten an der Grenze von Asante missionierte und auf den Augenblick wartete, daß ihr die Thüren in dieses Reich aufgethan würden, entwickelte sich die Mission am Volta binnen einem Jahrzehnt so überraschend schnell, daß sie in kurzen Zwischenräumen immer weiter nach Norden bis ins Hinterland von Deutsch-Togo vordrang. Von Anum aus wurde eine Kette von Außenposten in dieser Richtung angelegt und im Anschluß daran die Landschaft Akonya und Boem besetzt. Den äußersten Vorposten aber bildet jetzt Katschenke bei Bismarckburg in der Landschaft Adele (oder Bedere), wo sich Missionar Mischlich im letzten Jahr niedergelassen hat.

In der Bearbeitung dieser Voltagebiete stößt jedoch die Mission auf eine Schwierigkeit, die dem Werk sehr hinderlich ist. Es ist dies die große Zersplitterung der Bevölkerung in einzelne kleine Sprachstämme, die sich auch meist politisch gegenseitig abschließen. Während man in früheren Jahrzehnten, da die Volksstämme am oberen Volta noch unter der Oberhoheit der Asanteer standen, der Meinung war, die an der Goldküste von den Missionaren zur Schriftsprache erhobene Tschi- oder Asantesprache erstrecke sich am Volta hinauf bis weit ins Innere hinein, hat es sich nun gezeigt, daß dies nicht der Fall ist, oder doch nicht in dem angenommenen Maß. Im Gegenteil, die Bevölkerung von Anum bis Adele zerfällt in eine Anzahl von einzelnen Völkerschaften, die nur noch Bruchteile und geringe Ueberreste von ehemals größeren Volksfamilien darstellen. Manche derselben beschränken sich heutzutage nur noch auf einige Dörfergruppen, die sich aber bei ihrer Abgeschlossenheit ihre eigene Sprache bewahrt haben. So lassen sich allein acht verschiedene Sprachen unter ihnen feststellen, die fast sämtlich nur eine sehr geringe Verbreitung haben. Leider tritt das Tschi, mittelst dessen die Basler Mission in diesen Gegenden zu arbeiten genötigt ist, fast ganz zurück. Daß diese Sprache überhaupt ihren Weg über den Volta gefunden hat, verdankt sie der Asante-Herrschaft. Seitdem sich aber die Asanteer infolge ihrer Niederlage durch die Engländer (1874) von jenseits dem Volta zurückziehen mußten, ist auch dem nachwachsenden Geschlecht die Kenntnis der Tschi-Sprache immer mehr abhanden gekommen und die Sprachen der einzelnen Stämme sind wieder zur ausschließlichen Herrschaft gelangt.

Die Missionsarbeit ist unter solchen ungünstigen Verhältnissen natürlich äußerst erschwert und es bleibt den Missionaren kein anderer Ausweg übrig, als unter den sprachlich zersplitterten Volksstämmen das Tschi als gemeinsame Schul- und Kirchensprache einzuführen. Doch wird dies nur ein allmählicher Prozeß sein und es wird sich auch nicht umgehen lassen, daß vorerst die eingebornen Missionsgehilfen sich so weit als nötig die Sprache der betreffenden Landschaft anzueignen suchen. Dies hat auch in den meisten Fällen für Eingeborne keine Schwierigkeit, da sie leicht und rasch eine verwandte Sprache lernen. Aber auf eine schriftliche Bearbeitung kann eine solche keinen Anspruch erheben, da

ihre Verbreitung eine zu beschränkte ist. Ueberhaupt ist die zwischen Anum und Adele sitzende Bevölkerung — also auf einer Strecke von zirka neun Tagereisen — so dünn und zerstreut, daß es den Missionaren zur Gewißheit geworden ist, jene Volta-Landschaften seien nur Durchgangspunkte und Etappenstationen zu größeren Volkszentren, die noch weiter landeinwärts liegen. Als solche volkreiche Gebiete sind infolge einer Reise, die Missionar Mischlich im letzten Jahr von Bismarckburg aus gegen Nordosten unternommen hat, die an der Grenze des mohammedanischen Sudan gelegenen Reiche Tshautsho u. a. bezeichnet worden, und es liegt deshalb der Gedanke nahe, daß der Basler Mission bei ihrem Vormarsch nach Norden dahin der Weg gewiesen sei. Sie würde dadurch in Gegenden geführt werden, in denen sich eine dichtere Bevölkerung mit größerem Wohlstand findet, an Volkszentren, wo es der Missionar mit Ortschaften und Städten von 40 bis 60 000 Einwohnern zu thun hat.

Aber auch hier erwächst der Mission die schwierige Aufgabe, eine weitere Sprache — das Timu — zu bearbeiten, über deren Verbreitung bis jetzt allerdings noch keine genaue Kenntnis vorliegt. Dieses und die große Entfernung des neuen sudanischen Arbeitsfeldes von der Küste, sowie der Kampf mit dem aus dem Innern vordringenden Islam läßt manche Schwierigkeiten erwarten, die auf den älteren Missionsfeldern nicht in Betracht kommen. Doch das sind Fragen und Probleme, deren Lösung vorderhand noch der Zukunft aufbehalten sind. Inzwischen begleiten wir Missionar Mischlich auf seiner letztjährigen Untersuchungsreise in jene Gebiete des Inlands.

---

1. Nach Jasogu.

Um die Mittagszeit des 23. Juni v. J. verließen wir den Stationshügel und lenkten unsere Schritte nach Norden, wo wir im nördlichen Adele-Ort Kwoe übernachteten. Am 24. Juni führte uns ein schmaler, sehr wenig begangener Pfad durch unbewohnte Savanne, durch die sich viele Bachläufe mit prächtigem Saumwald hinschlängeln. Besonders reizend nimmt sich der Tuale aus mit seinen mächtigen im Bett lagernden Granitblöcken. Zwei senkrecht aufsteigende haushohe Felsen bilden ein mehr als meterbreites

Thor, durch das sich die Wassermassen des klaren Flüßchens gewaltsam hindurchdrängen. Wir lagerten dort ein wenig im Schatten breitästiger Waldbäume. Ich konnte mich gar nicht satt sehen an der großartigen, romantischen Scenerie, an den landschaftlich reizvollen Bildern, während meine Hausknaben es sich nicht nehmen ließen, sich in dem krystallklaren Wasser mit Fischfang zu belustigen. Von charakteristischen Bäumen traf ich nur die Raphiapalme an. Auf dem Weitermarsch kreuzte gerade einige Schritte vor uns ein Rudel prächtiger Schirrantilopen den Weg. Nach achtstündigem Marsch machten wir mitten in der Savanne Halt und richteten uns für die Nacht ein. Da sich unserer kleinen Karawane auch noch einige Leute aus Fasogu angeschlossen hatten, wurde es im Lager bald lebendig. Ehe man es sich versah, brannten mehrere Lagerfeuer, auf denen das einfache Abendessen zubereitet wurde. Wir gingen bald zur Ruhe. Die Eingebornen breiteten ihre Matten auf den Boden, während ich unter den Zweigen eines Baumes mein Feldbett aufschlug. Nach dem anstrengenden Marsch war bald alles eingeschlafen, als uns plötzlich ein Rascheln im Laub der Bäume aufweckte. Zu unserer großen Ueberraschung fing es an zu regnen und wohl oder übel mußten wir uns in die unangenehme Lage finden.

Ein strammer Marsch am 25. Juni brachte uns dann mittags in die erste Fasogu-Farm. Diese bestand aus etwa zehn runden Hütten mit kegelförmigem Grasdach. Die einzelnen Hütten sind durch 1 bis 1 $^1/_2$ m hohe Mauern verbunden und bilden beinahe die Peripherie eines Kreises. Das ganze Anwesen macht mit den schmalen Ecktürmchen den Eindruck einer Bastion. Die Yams- und Maispflanzungen reichen bis an die Häuser heran. Auch wird hier viel Guineakorn angebaut. Dasselbe wird in eigenartigen, mit der Spitze nach unten gerichteten kegelförmigen Behältern aus Holz- und Strohgeflecht aufbewahrt. Ueber dieselben ist ein spitzes Grasdach gestülpt.

Als wir den Weiler erreichten, waren nur 10 bis 12 Sklaven anwesend. Sofort nach unserem Erscheinen wurden mittels einer trogartigen Holztrommel die übrigen von den Pflanzungen herbeigetrommelt. Die Sklaven trugen den Kopf meist glatt rasiert bis auf eine Art zottiger Raupe oder Mähne längs der Scheitellinie, die mich sehr an einen bayrischen Helm erinnerte. Die

Leute waren recht zutraulich und zeigten nicht das geringste Anzeichen von Furcht.

Es scheint hier eine gewisse Wohlhabenheit zu herrschen, denn wir sahen reichlich Yams und große Massen von Guineakorn aufgespeichert. Auch Hühner und Perlhühner, sowie etwa ein Dutzend schöner Kühe fanden wir vor. Mit dem Betreten von Fasogu erreicht man überhaupt wohlhabendere und bevölkertere Gegenden. Der größere Wohlstand der Bewohner fällt einem sofort auf. Fast in allen Farmen trifft man Kühe, Pferde, Schafe und Hühner an, während die Speicher Yams, Hirse, Mais und Bohnen bergen.

Am 26. Juni kamen wir schon um 7 Uhr morgens in die Nähe der Stadt Fasogu. Ich war etwas vorausgeeilt, als plötzlich vier mit langen Speeren bewaffnete Reiter in wehenden, bunten Hausagewändern und Pluderhosen, mit Turban oder phrygischer Mütze auf dem Haupt, auf phantastisch aufgezäumten Pferden dahersprengten. Ein Trommler begleitete sie. Sie waren vom König geschickt, um uns zu begrüßen und in die Stadt zu geleiten. Fasogu liegt terrassenförmig an dem östlichen Abhang eines von Süden nach Norden verlaufenden Höhenzugs. Die Stadt zählt etwa 750 runde Hütten mit spitzem Grasdach. 8—10 bilden eine Hofreite, die durch 1—1 $^1/_2$ m hohe Lehmmauern miteinander verbunden sind. Der Eingang führt gewöhnlich durch das etwas größer gehaltene Haupthaus, das zugleich Empfangshalle und Pferdestall ist. Das Anwesen des Königs zeichnet sich nur durch seine Größe vor den anderen aus und ist kenntlich an dem auf der Dachspitze aufgesteckten Straußenei. Alle anderen Dachspitzen krönt ein Topf. Viele Aasgeier sitzen auf Schattenbäumen oder kreisen über der Stadt und lassen sich von Zeit zu Zeit auf die zwischen den einzelnen Gehöften liegenden freien, schmutzigen Plätze herab, um die an anderen Orten von Schweinen zu verrichtende Arbeit vorzunehmen. In dem niedrigen Gras südlich und östlich von der Stadt sieht man viele Pferde mit ihren Füllen auf der Weide. Rindvieh und Schafe werden auf den im Lande herumliegenden Farmen gehalten. Jeder Fasogu hat nicht nur ein Gehöft in der Stadt, sondern besitzt auch noch eine Farm auf dem Lande mit mehr oder weniger ausgedehnten Pflanzungen.

Als wir den König, einen schon älteren Mann mit gutmütigem, naivem Gesichtsausdruck, in seiner Empfangshalle be-

grüßten, war er gerade im Begriff, Toilette zu machen. Er wurde von seinen Dienern in ein weites, blauweißes Hausagewand gehüllt, worauf er sich eine hohe phrygische Mütze, die mit Amuletten und Blechstückchen reich besetzt war, aufsetzte. In der Rechten hielt er einen mit buntem Tuch überzogenen und mit Lederfranzen behangenen Stock. Er saß auf einer mit großen braunroten Lederkissen belegten Lehmstufe, vor der ein kleines Feuer glomm. Obwohl schon mehrere Europäer diesen Ort besucht haben, war doch der große Raum in wenigen Minuten mit Neugierigen gedrängt voll. Der König sprach seine Freude über unser Kommen aus und versprach, seine Leute für den folgenden Morgen zur Versammlung rufen zu lassen.

Vor dem Hause des Königs hatte sich denn auch unter einem weitästigen Schattenbaum eine ansehnliche Menschenmenge zusammen gefunden. Noch nie zuvor waren diese Gebiete von einem Boten des Friedens betreten worden und noch nie hatten deren Bewohner etwas gehört von der frohen Botschaft unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. Es ist gewiß eine große, einzigartig schöne und herrliche Aufgabe, mit dem Auftrag der Verkündigung dieser frohen Botschaft betraut zu sein. Dagegen darf man sich doch in solch neuen, vom Einfluß des Evangeliums noch ganz unberührten Ländern keinen zu großen Hoffnungen hingeben, als ob man gerade hier unsere Predigt vom Kreuz besonders freundlich aufnehme. Man darf da nichts Außerordentliches erwarten. Die Bevölkerung jauchzt der neuen, verheißungsvollen Botschaft keineswegs entgegen, ja sie freut sich nicht einmal sonderlich über die Einladung, die an sie ergeht und die ihr doch den Weg zum Frieden und zu wahrer Freude und Seligkeit erschließt, sondern sie schaut gerade so gleichgültig und träumend in die Welt wie zuvor. Jeden Fremden und besonders jeden Weißen betrachten sie mit großem Mißtrauen. Unsere Predigt hörte man freundlich an, aber ohne einen Wunsch zu äußern, daß wir etwa wiederkommen oder uns bei ihnen niederlassen sollten. Die Leute sind hier mit wenig Ausnahmen Heiden. Nur einzelne unter ihnen bekennen sich zum Islam. Fetische sieht man auffallend wenig, dagegen umsomehr Amulette, gewöhnlich in Ledertäschchen eingenähte Koransprüche, die am Kleid, um den Hals, an den Armen oder auch am Turban getragen werden. Sie werden meist von den umherziehenden Hausas um hohe Preise verkauft

und sollen deren Träger schützen vor Krankheit, vor dem Gift der Feinde und vor vielem anderen Unheil.

Allenthalben trifft man viele Sklaven, die an der Tättowierung und sehr häufig auch schon an ihrer etwas auffallend ruhigen und befangenen Haltung kenntlich sind. Sie führen hier im allgemeinen ein erträgliches Leben, bekommen reichlich zu essen und werden gut, ja vielfach als Kinder behandelt. Der Hausherr kann ihnen vieles, oft alles überlassen. Aber, obwohl man nicht gerade den Eindruck bekommt, als ob diese Sklaven ein trauriges Dasein führten, so kann man doch auf der anderen Seite der Hausssklaverei das Wort nicht reden. Wie viele Schwarze mögen elendiglich umgekommen, verhungert oder erschlagen worden sein, ehe nur einer an Ort und Stelle verkauft wurde! Und hat auch wirklich ein Sklave einen guten Herrn gefunden, so ist er doch immerhin ein Sklave und kein Freier. Gewöhnlich darf er an keiner öffentlichen Beratung oder Gerichtsverhandlung teilnehmen, muß auch oft lange warten, bis es seinem Herrn gefällt, ihm eine Frau zu geben, und dann muß er mit der vorlieb nehmen, die er eben bekommt. Dazu lebt er in einem fremden Land mit fremder Sprache, fern von Eltern, fern von Freunden und fern der Heimat, die er in den meisten Fällen nie mehr zu sehen bekommt. Dabei glaubt man in der deutschen Heimat vielfach, die Greuel der Sklaverei gehörten vergangenen Zeiten an und man vergißt, daß es hier noch große Länderstrecken giebt, in denen fast täglich Menschen zu Sklaven gemacht werden. Bis da einmal gründlich Wandel geschaffen sein wird, werden noch Jahrzehnte vergehen. Giebt es doch allein hier in dem ungeheuren Nigerbecken noch große Länder, umfangreicher als Deutschland, die noch gänzlich unerforscht sind, Gebiete, die kaum ein Weißer gestreift hat, geschweige daß sie erforscht und bekannt sind.

Am 28. Juni verließen wir Fasogu und schlugen östliche Richtung ein. Der durch die Savanne sich hinschlängelnde, teils sandige, teils steinige Weg ist verhältnismäßig gut. Die vielen kleinen Wasserläufe sind mit Galeriewald umsäumt. Oelpalmen, Raphia und Bambus treten darin vereinzelt auf. Shea-Butterbäume*) trifft man hier fast überall in der Savanne. Das Ge-

*) Die Frucht des Shea-Butterbaumes (Bassia Parkii) liefert ein vegetabilisches Talg, das in den Handel kommt.

lände ist anfangs ziemlich eben und geht erst nach Ueberschreitung des Buna, eines Nebenflusses des Angge in stark welliges Terrain über. Kurz nach 12 Uhr mittags erreichten wir den Fasogu-Weiler Pasavho, so genannt nach dem Namen eines Baumes. Sehr interessant ist hier die übliche Begrüßung. Um recht respektvoll zu grüßen, kniet oder kauert man auf die Erde und schlägt mit der rechten flachen Hand leicht auf die linke, deren Daumen an dem Zeigefinger anliegt, wobei man ausruft — beim Morgengruß: yā hẽ, yā hẽ, yā hẽ, bavenekasá, yā hẽ, yā hẽ, yā hẽ.., beim Mittaggruß: yā hẽ, yā hẽ, yā hẽ, manánese, yā hẽ, yā hẽ, yā hẽ..., beim Abendgruß: yā hẽ, yā hẽ, yā hẽ, mandanénga, yā hẽ, yā hẽ, yā hẽ. Sonst genügt eine gewöhnliche Kniebeugung. Mohammedaner erkennt man sofort daran, daß sie sich beim Begrüßen mehreremale die Rechte reichen und Stirn und Brust leicht berühren.

Daß hier ein äußerst reger Verkehr besteht, bezeugten die zahlreichen Karawanen, die uns begegneten. Ich zählte mehrmals über 50 Personen. Es sind meistens Eingeborene aus Wangara in Sugu, oder aus Dadaura und Kparatavho in Tshautsho. Sie führen Sklaven, sehr hübsch geflochtene farbige Matten, Sheabutter, Schafe und Pferde mit sich und tauschen dann dafür in Kete-Krakye (Kratji am Volta) hauptsächlich Salz, Zeuge und Kolanüsse ein. Wenn die mitgeführten Esel zum Transport der Waren nicht ausreichen, müssen letztere von den Frauen und Männern auf den Köpfen getragen werden, obwohl eine Last oft einen Zentner und darüber schwer ist. Dabei ziehen aber alle fröhlich ihre Straße, singen und erzählen sich Erlebnisse. Alle sind bewaffnet mit Pfeil und Bogen. Der Köcher aus Bambusrohr ist oft mit buntem Leder und Franzen hübsch verziert. Lange Speere und ein dolchartiges Messer, dessen O-förmiger Griff fast beständig in der Hand ruht, vervollständigen die Bewaffnung. Manche unter ihnen sind Mohammedaner. Am Morgen und Abend sieht man sie in hockender Stellung laut ihre Gebete verrichten, dabei mehrmals mit der Stirne und den flachen Händen die bloße Erde berührend. Man sieht sie selten müßig. Sobald sie am Rastort angelangt sind, müssen die Frauen für das Essen sorgen, Bohnen rösten oder Kaffa*) anrühren, während die Männer im Koran lesen, nach

*) In Wasser aufgelöste Klöße von zerstoßenem und gekochtem Guineakorn.

Pferden und Eseln sehen, oder schweigend vor ihren auf Fellen angehäuften Kleinigkeiten sitzen, um sie feilzubieten. Es sind meistens Perlen, geschliffene Achate, Kolanüsse und Salz, die zum Verkauf ausgestellt sind.

---

2. Durch Tshautsho.

Am folgenden Morgen, den 29. Juni, erreichten wir nach einem Marsch von 20 Minuten die Grenze und befanden uns nun in dem gefürchteten Tshautsho-Land. In der Baumsavanne zeigten sich zunächst keine Sheabutterbäume, bis sie erst später wieder vereinzelt auftraten. Das Gras der Savanne ist niedrig, so daß man einen weiten Fernblick genießt. Die Sonne brennt heiß, und nur in den schmalen Streifen Waldes längs der in raschem Lauf meist nach Süden eilenden Bächlein erfreut sich der Reisende an der Wohlthat erquickenden Schattens. Große, sauber gehaltene und regelmäßig angelegte Plantagen thun dem Auge wohl. Die humusreiche Erde wird mit der Hacke aufgehackt und dann in langen, geraden Linien aufgehäuft. In diese Aufhäufungen wird dann Yams gesteckt, oder es werden Bohnen, Erdnüsse (in zwei Arten), Mais und Hirse eingesät. Kassada (Maniok) bemerkte ich wenig, an vielen Orten überhaupt nicht; ebenso findet man auffallender Weise nirgends Bananen oder Pisang. Das Auge erfreut sich an den auf das sorgfältigste bestellten und mit peinlichem Fleiß gepflanzten Reisfeldern. Die Leute sind fleißig und bei aller Arbeit recht heiter und fröhlich. Unter Trommel- und Pfeifenklang ziehen die Sklaven am Morgen zur Arbeit aus und kehren erst gegen Abend zurück. Dabei macht alles einen frischen, frohen Eindruck. Pferde trifft man in fast allen Farmen, da und dort auch Rindvieh.

Gewöhnlich nehmen auch hier die Leute nur zwei Mahlzeiten ein. Morgens etwa um 9 Uhr wird Kassa, abends werden Guineakornklöße oder Fufu mit etwas Pfefferſuppe, aber sehr häufig ohne Fleisch, gegessen. Kraut oder Schwämme müssen genügen, die Suppe kräftig und schmackhaft zu machen. In der Zwischenzeit genießt man etwas geröstete Erdnüsse oder Mais.

Nordöstliche Richtung einschlagend erreichten wir auf sandigem Weg am 30. Juni morgens 11 Uhr Katambara. Dieser Ort mit seinen kleinen, spitzen Hütten liegt langhingestreckt in niederer Gras-

savanne, die nur schwachen Baumbestand aufweist. Die kleinen Hütten nehmen sich zu den riesigen, mächtig hohen Baumwollbäumen und schlanken Fächerpalmen, die um den Ort stehen, wie die Wohnungen für Zwerge aus. Nachdem wir hier etwas ausgeruht, kamen wir in einer halben Stunde in dem jenseits des Flusses Na gelegenen Kparatavho an. Es liegt ganz wie Katambara. Das Haus des Königs kann man schon von Katambara aus unterscheiden, da es weit über alle anderen Häuser emporragt und mit einem Straußenei gekrönt ist.

Tags zuvor sandte ich einen Reiter ab, um uns beim König anzumelden, erhielt aber den Bescheid, daß er zur Zeit abwesend sei. So kam es, daß wir ihn beim Einzug nicht antrafen. Im Laufe des Nachmittags machten wir einen Gang durch die Stadt. Es wird hier jeden Tag Markt gehalten. Da Brennholz in dieser Gegend rar ist, so findet man es auch auf dem Markt feilgeboten. Zum erstenmal in Afrika sah ich hier einen Barbier auf dem Markt. Auf offener Straße übt er sein Geschäft aus, jedoch ohne Anwendung von Seife. Der Kunde setzt sich vor den Barbier hin auf die Erde, worauf dieser ihm Gesicht oder Kopf, oder auch beides, je nach Wunsch, mit seinem scharfen Rasiermesser bearbeitet. Einige Kaurimuscheln dienen als Bezahlung. Die Bekleidung der Bevölkerung ist sehr einfach. Kinder laufen meist unbekleidet herum. Während die Frauen in ein Stück Zeug gehüllt sind, tragen die Männer Hausahemden oder haben eine dreieckige Schürze vorgebunden, die hie und da auch durch ein einfaches Schaf- oder Ziegenfell ersetzt wird. Die Leute verstehen es, sehr schöne und starke Zeuge zu weben. Die Webe-Industrie ist hier recht entwickelt. In manchen Orten sah ich mehr als 20 Webstühle in einer Linie nebeneinander in Thätigkeit. Zu meiner Verwunderung webten hier auch junge Burschen von kaum 12 oder 13 Jahren sehr hübsche schmale Streifen, die dann zu einem Tuch zusammengenäht werden.

Auch hier trifft man viele Sklaven, die sofort an der eigenartigen Tättowierung kenntlich sind. Eine Sklavin des Königs aus Kapre hatte das Gesicht, die Arme, Brust und Rücken vollständig mit Tättowierungsnarben bedeckt. Es war gewiß kein Geviertcentimeter zu finden, der von Ritzen und Narben frei gewesen wäre. Sklaven aus Dagomba, Mosi, Grusi, Borgu, letztere mit 9—13 Längsstreifen von der Stirn bis zum Kinn, sieht man hier auf

Schritt und Tritt. Bei den Tshautsho besteht die Tättowierung der Frauen in vier, und die der Männer in drei charakteristischen Längsstreifen von der Stirne bis zum Kinn. Diese Sitte wird aber nicht durchweg eingehalten, da man auch Männer mit vier Schnitten sieht. Außerdem wird noch ein Schnitt von der Nase nach der Wange angebracht. Manche haben daneben noch stark erhabene Tättowierungen an den Armen, am Bauch, Hals und Rücken. Die Stammeszeichen sind oft kaum sichtbar und so fein, daß man meinen könnte, sie seien mit einer Nadel geritzt worden, manchmal jedoch auch so ungeschickt angebracht, daß sie sehr entstellen und oft $^1/_2$ cm dicke, wulstige Narben hinterlassen.

Von einer einheitlichen Haartracht kann man nicht wohl reden, da man die verschiedensten Frisuren sieht. Viele Männer tragen das Haar kurz geschoren, andere haben den Kopf glatt rasiert, wobei nur drei Kreise oder eine zottige Raupe längs der Scheitellinie oder je ein Kranz hinter den Ohren stehen bleibt. Wieder welche haben ihr ganzes Haar in langen, schnurartigen Strähnen um den Kopf hängen. Sehr an den Kopfputz der Indianer erinnerte mich die Haartracht einiger, die den Kopf glatt rasiert trugen und nur am Wirbel oder hinter dem einen Ohr das zottige Haar zu langen Schnüren gedreht troddelähnlich herunter hängen hatten. Der Bartwuchs ist spärlich. Die Frauen tragen vielfach das Haar zu drei dicken Raupen netzartig geflochten, eine längs der Scheitellinie und je eine rechts und links dieser parallel laufend. Je ein Zöpfchen steht dann noch an den Schläfen abseits. Andere flechten das Haar ebenso netzartig, lassen aber die Raupen seitlich parallel der Stirne verlaufen. Die Kopfhaut wird mit blauer Farbe eingerieben. Ebenso werden die Augenränder blau gefärbt. Vielfach sieht man auch die Zähne, die Fingernägel der linken Hand, aber nicht auch die der rechten, da diese zum Essen benützt wird, sowie die Nägel der Fußzehen mittels einer lehmartigen Masse gelbrot gefärbt.

An auffallend vielen Häusern beobachteten wir hohe, aufrecht stehende Stangen, die an ihrem oberen Ende mit Blättern verziert waren. Auf Befragen hörten wir, daß dieselben den Pocken den Einzug verwehren sollten. Sie hatten jüngst hier gräßlich gehaust, so daß täglich manchmal 10—16 Eingeborene dieser schrecklichen Geißel des Sudan zum Opfer gefallen waren. Es nahm mich das

auch gar nicht wunder angesichts der schmutzigen Stadt, die voll Unrats ist.

Auch der Palast des Königs wurde einer Besichtigung unterworfen. Das Haupthaus, ebenfalls rund mit kegelförmigem Grasdach, zeichnet sich durch besondere Größe und durch das auf der Spitze steckende Straußenei aus. Dieses Haus ist zugleich Empfangshalle und dient auch als Pferdestall, der aber recht sauber gehalten wird. Ueberhaupt sorgen die Tshautsho sehr für ihre Pferde und pflegen sie aufs peinlichste. An das Hauptgebäude sind 54 weitere ebenfalls labyrinthartig angebaut. Sie sind durch 1 ½ m hohe Lehmmauern mit einander verbunden. In jedem dieser Häuser wohnen je zwei Frauen des Königs, die da ihren eigenen Haushalt führen. Eine kleine Küche ist jeder Wohnung angebaut. Die Frauen mahlen Korn, stoßen Fufu, reinigen Töpfe und schwatzen miteinander. Ein mächtiger Vogel Strauß stolzierte vor dem Königspalast auf und ab. Es waren ursprünglich ihrer zwei, die der König für zwei Sklaven gekauft hatte; einer ist aber eingegangen.

Am folgenden Morgen wurde ich erfreut durch einen großen Topf frischer Kuhmilch, die mir im Namen des Königs übersandt wurde. Der König hat nicht nur viele Pferde und Schafe, sondern auch eine große Herde schönen Rindviehs, etwa 150 Stück. Auch frische Butter konnte ich in den nächsten Tagen bekommen. Es ist das eine große Annehmlichkeit, wenn man diese Gaben so lange entbehren mußte. Im Laufe des Nachmittags kam der König von einem unternommenen Raubzug zurück. Solche Raubzüge führt er oft aus und er ist deswegen mit seinen Reiterscharen ringsum gefürchtet und der Schrecken der angrenzenden Länder. Durch diese Plünderungen und Kriegszüge hat sich Dshabo Abu Bukari, kurz Dshabo genannt, berühmt gemacht, und sein Name ist mit einem gewissen Nimbus umgeben. Diesmal galt der Raubzug der verbündeten Stadt Tshamba, von wo er nur drei Sklaven als Beute mitbrachte. Hätte er nicht gewußt, daß ein Weißer im Kommen begriffen sei, so wäre es gewiß nicht so gelinde abgegangen. Da die deutsche Regierung in Kparatavho eine Station zu errichten gedenkt, so wird ihm wohl das Handwerk gelegt werden. Von etwa 30 bis 40 Reitern, 9 Trommlern und vielen Fußsoldaten begleitet, kam er direkt auf mein Haus zugesprengt. Durch das

viele Lärmen, Getrommel und Getöse aufgeschreckt, trat ich vor den Eingang, als auch schon König Dshabo, der gefürchtete Herrscher von Tshautsho, vor mir erschien. Er saß auf einem prächtigen, feurigen Rappen und streckte mir die Hand zum Willkommgruß entgegen. Die Reiter trugen weite, wehende Hausagewänder in weiß und blau, farbige Pluderhosen und auf dem Kopf eine phrygische Mütze, über die dann noch ein schwerer, breiträndiger Strohhut mit farbigem Lederbesatz gestülpt war. Mittels eines schmalen Lederbandes wird er unter dem Kinn festgehalten, hängt aber, sobald der Reiter das Pferd in Trab setzt, am Nacken wehend hinab. Viele trugen bunte, bis zu den Oberschenkeln reichende Lederstiefel oder wattierte Stulpstiefel, die mit Sporen bewehrt waren. Nur wenige hatten die Sporen an den bloßen Füßen befestigt. Ihre Bewaffnung bestand in langen, breiten Schwertern und Lanzen, die im Schein der Mittagssonne erglänzten. Ebenso wie die Reiter waren auch die Pferde phantastisch aufgeputzt und mit einer reichen Garnitur von Kaurimuscheln und klingenden Metallglöckchen behangen. Als Sattelunterlage diente häufig ein Leopardenfell. Das Vorderzwiesel ist hoch und hornartig nach vorn gebogen. Die schuhförmig gearbeiteten Steigbügel sind schwer, aber recht zweckmäßig. Die Pferde waren nicht besonders schön. Dagegen fiel durch seine Schönheit und seinen edlen Bau der feurige, langmähnige Hengst des Königs auf, dessen Schweif fast den Boden berührte. Der König zeichnete sich nicht nur durch seine ganze Haltung und Erscheinung, sondern auch durch bessere und reichere Kleidung vor seinen Begleitern aus. Er trug einen roten Feß auf seinem mächtigen, glatt rasierten Haupt, war geschmückt mit einem reich garnierten weißen Burnus, um den dicke rote Schnüre zierlich gewunden waren. Weite türkische Hosen und hohe, prächtige Stulpstiefel aus buntem Leder vervollständigten den königlichen Kriegsanzug. Das stolze Pferd war reich geschirrt und am Hals mit zahlreichen kleinen Messingschellen behangen. Sattel und Satteldecke waren mit Samt und Silberstückchen hübsch verziert. Dshabo steht schon in vorgerücktem Alter, sieht aber noch fast jugendlich aus und ritt trotz seiner Wohlbeleibtheit noch recht feurig mit. Sein Gesicht ist nicht unschön, um den gewulsteten Mund spielt ein stark sinnlicher Zug. Kopf und Gesicht trägt er rasiert bis auf etwas spärlichen Bartwuchs am Kinn. (S. Titelbild.)

Als die Begrüßung vorüber war, fand auf einem großen freien Platz vor dem Palast des Königs ein Pferdewettrennen statt. Wie ein Sturmwind jagten die einzelnen Reiter in voller Rüstung an uns vorüber, den gezückten Speer in der Rechten haltend. Wie eine Windsbraut schossen die kleinen Pferdchen mit schwellenden Nüstern dahin. Auch der König nahm an diesem Rennen teil und ich mußte mich wundern, wie dieser starke und nicht mehr junge Mann noch so fest im Sattel saß und es im Rennen seiner Mannschaft zuvorthat. Zum Schluß führten sie einige kühne Reiterstücklein auf, worauf der König durch die Thüre seines Palastes davonsprengte und die anderen sich zerstreuten. Das Schauspiel hatte eine große Volksmenge herbeigelockt. — Am Abend sandte mir der König Yams und eine Ente und fügte am folgenden Tag diesem Geschenke noch einen betagten Schlachthammel hinzu, während ich ihm als Gegengeschenk zwei Stücke Zeug, Blättertabak, einige Schachteln Zündhölzer, Pomade und sonstige Kleinigkeiten überbringen ließ.

Mehrmals besuchte ich Dshabo in seinem Palast. Er zeigte mir bei dieser Gelegenheit auch einmal das Geschenk des deutschen Kaisers, das ihm vor einigen Jahren Hauptmann Kling überbrachte. Es ist eine schön gearbeitete Hausarobe aus feinem gelbem Stoff, mit hübschen Stickerei-Verzierungen an der Brust. Er hält das Geschenk in Ehren und zieht es nur bei großen Festlichkeiten an. Mehrmals forderte ich den König auf, doch seine Leute zusammenzurufen, damit ich ihnen den Zweck meines Kommens mitteilen könne, aber immer und immer wieder hatte er eine Ausrede. Er wünschte mich eben lange bei sich zu haben, da er es als eine große Ehre ansieht, einen Weißen zu beherbergen. Vielleicht hoffte er auch noch mehr Geschenke zu erhalten. Als ich mich zu verschiedenen Malen bei ihm anmelden ließ, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, ließ er sagen, er sei nicht zu Hause. Wohl wissend, daß er doch daheim sei, betraten wir die königliche Wohnung, wobei ich die Vorsicht gebrauchte, daß ich einen meiner Leute am Haupteingang postierte. Daselbst befindet sich noch ein Nebeneingang, durch den der König, während wir im Innern seiner labyrinthartig angeordneten Höfe und Hütten weilten, entweichen konnte. Wir hatten uns denn auch nicht getäuscht. Der König war in seiner Wohnung, obwohl er hatte melden lassen, er sei auf

seine Farm geritten. Ueber solche Lügen schämt sich Dshabo natürlich nicht im geringsten, hat er es doch von Kindesbeinen an nicht anders gelernt. Diesem Räuberkönig darf man nichts glauben, es sei denn, man habe den Beweis seiner Aussagen in Händen. Endlich nach langem Harren konnte ich vor ihm und seiner Umgebung predigen. Wir wurden recht ruhig und freundlich angehört, und es wurde uns sofort erwidert, daß sie sich freuen würden, wenn wir uns bei ihnen niederlassen wollten, um Gottes Wort zu verkündigen und Schule zu halten. Und noch mehr als Dshabo selbst würden sich seine Unterthanen freuen. Er bedrückt und behandelt sie schier wie Sklaven. Die Bevölkerung seufzt unter diesem harten Joch und sehnt sich nach Erlösung. Viele halten es einfach nicht aus und laufen davon in andere Länder. Sie würden sich herzlich freuen, wenn wir bei ihnen bleiben und mit der Mission des Friedens in diesem friedlosen Land beginnen würden. In der Nähe der Stadt wurde mir ein Baum gezeigt, unter dessen Zweigen viele ihr Leben lassen mußten. Nur durch stramme und grausame Zucht kann Dshabo sich und sein Reich halten. Fremde sind hier gar nicht sicher. So war vor kurzem ein Händler von der Küste hier, um Branntwein zu verkaufen. Die Tshautsho verlangten sehnlichst nach diesem Gift, wollten aber nichts dafür bezahlen. Der Händler zog deshalb von dannen. Er wurde aber eingeholt und wäre ohne Zweifel ermordet worden, wenn er ihnen den Branntwein nicht gutwillig überlassen hätte. Bei Nacht und Nebel eilte er davon. — Zu meiner großen Ueberraschung fand ich hier auch zwei Christen von meiner früheren Station Odumase in Krobo. Sie waren natürlich ebenso überrascht wie ich. Sie kamen von dem jetzt zerstörten Salaga her und verkauften an Dshabo Gewehre und Kolanüsse. Aber Dshabo hielt sie ein ganzes Jahr hin, bis es ihm beliebte, seine Schuld zu bereinigen. Und dann erst betrog er sie noch obendrein. Dshabo betrügt und beraubt Kaufleute, überfällt Karawanen und Dörfer und macht arme, unschuldige, nichts ahnende Menschen zu Gefangenen und Sklaven. Auch mich suchte er einmal zu hintergehen. Als ich nämlich zu ihm ging und ihn um einen Führer nach Tshamba bat, sagte er zu und versprach ihn auf den folgenden Morgen. Der Morgen kam; aber der zugesagte Führer erschien nicht. Als ich dann selbst beim König vorsprach und ihm Vorstellungen machte, meinte er in aller Gemüts-

ruhe: ich solle noch warten bis zum folgenden Morgen. Das hätte dann der schlaue Fuchs so einige Tage fortgesetzt. Er hatte sich aber verrechnet. Zur Vorsicht hatte ich schon einen Führer gedungen, und der König war nicht wenig überrascht, als ich nun doch am 3. Juli nach Tshamba aufbrach.

(Schluß folgt.)

Das Leben im Basler Missionshaus.

Von J. Haller.

(Fortsetzung)

5. Das Studium.

Das Studium in einem Missionshaus ist anstrengend. Nicht nur im Blick auf die zukünftigen Strapazen in einem Tropenland, sondern auch auf „die Anstrengungen einer sechsjährigen Vorbereitungszeit" verlangt die Basler Mission eine gute kräftige Gesundheit von den Neueintretenden. Die Größe der Aufgabe ergiebt sich aus drei Gesichtspunkten: Dürftigkeit der Vorbildung, Höhe des gesteckten Ziels, Kürze der Ausbildungszeit.

Die meisten Neueintretenden bringen eine gute Volksschulbildung mit; aber die Leistungen der Volksschulen sind in einzelnen Ländern nicht sehr hoch und zudem hat mancher Neuling seit dem vierzehnten Lebensjahr vieles vergessen. Viele unsrer jungen Freunde müssen es neu lernen, drei bis vier Stunden nacheinander aufmerksam und gesammelt dem Unterricht zu folgen. Geistige Anstrengung, tüchtige Denkarbeit ist ihnen etwas Unbekanntes.

Das gesteckte Ziel ist ein hohes. Der Missionar soll im stande sein, eine fremde Sprache mit manchen anderen Lauten, anderer Formenbildung, anderem Satzbau zu verstehen und zu sprechen. Er soll sich einleben in die Geisteswelt eines uncivilisierten oder eines ganz anders gebildeten Volks. Er soll die Heiden in ihrer religiösen Eigenart verstehen lernen, um ihnen in wirksamer Weise das Evangelium zu verkündigen. Ja, einzelne Missionare sollen neue Bahnen brechen, unbekannte Sprachen er-

forschen und deren Wortschatz und Grammatik wissenschaftlich bearbeiten, damit die heilige Schrift in ihre Sprache richtig und fließend übersetzt werden könne. Darum muß der Missionar nicht nur eine allgemeine Bildung, sondern auch eine spezielle sprachliche und theologische Schulung erwerben.*)

Im Vergleich mit der Höhe des Ziels muß die sechsjährige Ausbildungszeit eine kurze genannt werden.**) Bei der Eröffnung der Missionsschule in Basel 1816 hatte man einen dreijährigen Vorbereitungskurs geplant; der Unterricht sollte die notwendigsten Realien, einige philosophische Fächer, die wichtigsten Zweige der Theologie und die englische und holländische Sprache umfassen; die alten Sprachen hielt man für entbehrlich. Aber schon vor 1820 wurde eine Präparandenklasse eingerichtet und später (1844) eine „Voranstalt" mit zwei Jahresklassen ins Leben gerufen. Sechs Jahre Vorbereitung will freilich manchem Missionsfreund zu langwierig und zu kostspielig erscheinen. Allein es wäre eine große Thorheit und eine unverantwortliche Gewissenlosigkeit einer Missionsleitung, wollte sie ihre Sendboten auf den Kampfplatz stellen ohne Mitgabe der nötigen Ausrüstung, soweit diese überhaupt durch Schulung und Erziehung gegeben werden kann. Einzelne Zöglinge freilich wären teils aus Mangel an wissenschaftlichem Interesse, teils wegen ihres vorgerückten Alters einer Abkürzung nicht abgeneigt; andere empfinden die Unvollständigkeit ihres Wissens schwer.

Die Zahl der Lektionen beträgt in Basel 30—36 in der Woche. Die Unterrichtsfächer teilen sich in vier Gruppen: religiös-theologische, sprachliche, mathematisch-realistische und technische.

Die Reihe der religiös-theologischen Fächer wird eröffnet durch den Bibelunterricht, welcher für Klasse V und VI

*) Einstens allerdings forderte man vom Missionar nichts als eine wirkliche Bekehrung. Es war die Zeit des kindlich-frommen und edlen Missionsidealismus, die Zeit der ersten Anfänge der Brüdermission in St. Thomas und Grönland. In unserem Jahrhundert hat Goßner diese Grundsätze erneuert. Aber die Erfahrung hat die Brüdergemeinde wie die Leiter der Kolsmission genötigt, ihren Sendboten eine bessere Vorbildung angedeihen zu lassen; beide Missionen haben jetzt ein Missionsseminar.

**) Jetzt haben fast alle deutschen Missionsschulen einen sechsjährigen Kursus.

gemeinsam in zweijährigem Turnus erteilt wird. Die Zöglinge werden mit dem Inhalt der ganzen heiligen Schrift, deren Einteilung, der Gliederung der einzelnen biblischen Bücher bekannt gemacht. Hand in Hand mit dem Bibelunterricht geht die Behandlung der biblischen Geschichte und die Repetition bzw. Neuerlernung des württembergischen Spruch- und Liederbuchs.

Die jüngste Klasse hat außerdem Unterricht über den kleinen Katechismus von Luther bezw. Brenz. Der Katechismus wird auswendig gelernt; durch die Besprechung werden die Zöglinge angeleitet, Fragen des christlichen Glaubens und des christlichen Lebens zu verstehen und zu beurteilen; wissenschaftliche Glaubens- und Sittenlehre kann und soll noch nicht getrieben werden.

In der fünften Klasse beginnen die Vorübungen für Exegese. Die „alttestamentliche Analyse" will die Brüder befähigen, einzelne Schriften des alten Testaments fortlaufend und genau zu lesen, ihren Gedankengang zu verstehen und in der Schrift zu suchen. Der Unterricht giebt Gelegenheit, etwas von der Schönheit der alttestamentlichen Schriften und von dem Reichtum ihrer Offenbarungsgedanken aufzuweisen und Liebe zu dem so vielen Christen unbekannten alten Testament zu pflanzen. Dieser Unterricht findet in der vierten Klasse seine Fortsetzung in der neutestamentlichen Analyse. Endlich wird in der vierten Klasse eine Uebersicht über die alttestamentliche Offenbarung nach ihren wichtigsten Entwicklungsstufen und nach ihrer Abzielung aufs neue Testament unter dem Namen Offenbarungsgeschichte gegeben.

In der dritten Klasse beginnen die eigentlichen theologischen Fächer: biblische Fächer (alttestamentliche und neutestamentliche Exegese, Einleitung ins alte und ins neue Testament), systematische Fächer (Dogmatik, Ethik), historische Fächer (Kirchengeschichte und Symbolik), einiges aus der praktischen Theologie, endlich einige spezielle Missionsfächer. Die neutestamentliche Exegese wird den drei älteren Klassen (I. II. III.), die alttestamentliche den zwei älteren Klassen (I. II.), Kirchengeschichte den Klassen II. III. erteilt. Von den übrigen Fächern wird in einem Jahr alttestamentliche Einleitung und Ethik, im zweiten neutestamentliche Einleitung und Symbolik, im dritten Jahr Dogmatik für die drei ältesten Klassen gemeinsam behandelt. In den exegetischen Lektionen werden die wichtigsten Schriften alten und neuen Testaments vorgenommen. Die alt- und neutestamentliche Einleitung dient dem tieferen Verständnis der einzelnen Bücher, auf ihren Inhalt wird genau eingegangen, auch Fragen der alttestamentlichen Theologie werden besprochen, da für dieses Fach keine besondere Lektionen ausgesetzt sind. Da in der Dogmatik

und in der Ethik die Lehren der heiligen Schrift sehr ausführlich behandelt werden, steht der biblische Unterricht auch in den Oberklassen durchaus im Mittelpunkt. Alle diese Fächer werden nicht in einseitig wissenschaftlicher Weise rein verstandesmäßig betrieben, sondern so, daß sie einen reichen Gewinn für Herz und Leben abwerfen. Der kirchengeschichtliche Unterricht will nicht nur eine Summe toten Wissens beibringen, sondern Sinn und Verständnis für die Lebensfunktionen und Lebenserscheinungen der Kirche wecken. Noch verdient eine kleinere Lektion der dritten Klasse Erwähnung, in welcher das Augsburgische Glaubensbekenntnis ausführlich behandelt wird. Die praktische Theologie ist durch Homiletik und Katechetik vertreten (für die drei ältesten Klassen gemeinsam).

Nehmen schon die erwähnten Fächer beständig Rücksicht auf die Missionsverhältnisse, so dient der unmittelbaren Vorbereitung auf die Missionsarbeit der Unterricht über Religionsgeschichte und Religionswissenschaft (Kl. I.) Die heidnischen Religionen werden nach ihrer Eigenart geschildert, besonders diejenigen, welche auf den Basler Missionsgebieten vertreten sind; aber es werden auch allgemeine Fragen besprochen, wie Wesen und Ursprung der Religion, Entstehung des Heidentums, Wahrheitselemente in den heidnischen Religionen u. dgl.*)

Sehr umfassend wird die Missionskunde behandelt: drei Jahre je drei Stunden für Kl. I—III: das eine Mal ältere Missionsgeschichte, das andere Mal Geschichte der deutschen protestantischen Mission von der Reformation bis auf unsre Tage, besonders die Geschichte der Basler Mission, das dritte Mal Missionslehre.**)

Vergleicht man die Unterweisung in den religiösen Fächern in Basel mit dem Lehrplan anderer Missionsschulen, so besteht die wichtigste Eigentümlichkeit Basels in der Betonung des Biblischen. In Berlin I, Leipzig und Hermannsburg wird

*) Vgl. Christian Tischhauser, Grundzüge der Religionswissenschaft als Einleitung zur Religionsgeschichte. Basel 1891.

**) In der Missionslehre handelt es sich nicht um abstrakte Theorien, sondern um ebenso wichtige als praktische Fragen, wie folgende: die Lehre vom Reiche Gottes; die Aufgabe der Mission; die Heiden als Objekt der Mission; die Missionsgesellschaften und die Missionsleitung; Berufung, Vorbildung, Weiterbildung des Missionars, Pflege seines geistlichen Lebens und seiner körperlichen Tüchtigkeit, Lebenshaltung, Verheiratung, Leiden; die Arbeit an den Heiden: Heidenpredigt, Schulthätigkeit, Schriftenverbreitung, Liebesarbeit; Taufe der Heiden; Organisation der Heiden zu Gemeinden und zu Kirchen; Pflege der heidenchristlichen Gemeinden; Heranbildung von eingeborenen Mitarbeitern.

biblische Einleitung nicht als besonderes Fach erteilt. In Hermannsburg und Leipzig wird viel mehr Katechismus (vier Jahre lang in beiden Missionsschulen), Dogmatik und Symbolik getrieben; da herrscht Konfessionalismus, in Basel Biblicismus. Auch die Unterweisung über Kirchenrecht und Liturgik in Hermannsburg dürfte mit dem konfessionellen Standpunkt zusammenhängen. Sodann verwendet Basel auf die fachmännische Ausbildung durch Einführung in Religionswissenschaft, Missionsgeschichte und Missionstheorie mehr Zeit als alle anderen Missionsanstalten, die zum Teil diese Fächer in auffallender Weise zurückstellen. Dagegen erscheint in Leipzig, das ohnedies drei Jahre lang drei Wochenstunden auf Kirchengeschichte verwendet, und in Berlin I die Dogmengeschichte (Geschichte der christlichen Lehre) als besonderes Fach (in Leipzig ein Jahr mit fünf Wochenstunden). Nach meinen Beobachtungen in Basel fehlt hiefür die dogmatische Schulung und das historische Interesse; die Hauptpunkte der dogmengeschichtlichen Entwicklung können im kirchengeschichtlichen Unterricht zur Sprache kommen. Eine fragwürdige Eigentümlichkeit der Berliner Missionsschule ist die Vereinigung sämtlicher Jahresklassen in den exegetischen Stunden, sowie in Welt-, Kirchen- und Missionsgeschichte.

Eine zweite Gruppe von Fächern bilden die Sprachen. Von den alten Sprachen dient das Lateinische hauptsächlich der Einführung in das Sprachverständnis überhaupt; am Lateinischen lernen unsere jungen Leute, was Grammatik und Syntax, Formenbildung und Satzbau ist. Das Lateinische ist auch darum fast unentbehrlich, weil unsere deutsche Sprache, vollends die wissenschaftliche und die theologische Sprache und die ganze theologische Litteratur von lateinischen Fremdwörtern reich durchsetzt ist.*) Daß das Griechische als Grundsprache des neuen Testaments gelernt wird, gilt jetzt als selbstverständlich; man beginnt mit dem Griechisch der Klassiker und zeigt die Abweichungen des neutestamentlichen Griechisch; ohne die Kenntnis des klassischen Griechisch ist die Lektüre des neuen Testaments im Grundtext ziemlich wertlos. Mit noch größerem Eifer als das Griechische wird die Sprache des alten Testaments gelernt. Das Studium des Hebräischen ist von Wichtigkeit, weil die Uebersetzung der Bibel in heidnische Sprachen von den Grundsprachen ausgehen muß und weil die Zöglinge mit einer ganz anders gearteten Sprachklasse bekannt werden; auch haben manche afrikanische Sprachen in dieser und jener Hinsicht Aehnlichkeit mit dem Hebräischen.

*) In neuerer Zeit hat man die Einrichtung getroffen, daß weniger Begabte nach 1 ½ jährigem Unterricht vom Lateinischen dispensiert werden.

Von fremden lebenden Sprachen wird in Basel nur das Englische getrieben. Nicht nur ist ja das Englische die Sprache des Welthandels und Weltverkehrs, nicht nur erscheinen die meisten Missionszeitschriften in englischer Sprache, sie ist auch die Sprache der Regierung auf der Goldküste und in Indien. Die Missionare unterrichten zum Teil in den höheren Schulen in englischer Sprache.

Auch die deutsche Muttersprache muß in einer Missionsanstalt gepflegt werden. Die Einführung in die deutsche Litteratur entspricht nicht einem dringenden Bedürfnis, wäre auch wegen Zeitmangels nicht wohl möglich. Aber unbedingt notwendig ist erneute Einprägung der Regeln über deutsche Orthographie, Einführung in die deutsche Grammatik, ganz besonders aber die Uebung im Aufsatz teils im Interesse der sprachlichen Bildung, teils zur Förderung des selbstständigen Denkens und Urteilens.

Andere Missionsanstalten haben in den alten Sprachen das Ziel weniger hoch gesteckt als Basel. Doch sind die angeführten drei Sprachen meines Wissens überall in den Lehrplan aufgenommen. Berlin I treibt das Lateinische weniger intensiv (4, 2, 1 Stunden im 1., 2. und 3. Jahr), steuert rasch auf Kirchenlatein los und behandelt speziell die lateinische Bibel, die Vulgata. Basel hat ein speziell für die Missionsanstalt geschaffenes lateinisches (wie auch griechisches) Lesebuch, dessen Inhalt erfahrungsgemäß den Interessen der Zöglinge, wie auch dem Zweck der Einführung in das Verständnis des klassichen Altertums ganz entspricht; andere Anstalten nehmen größere fortlaufende Abschnitte aus einem Klassiker durch. Im Goßnerschen Missionshaus wird nur das Griechische des neuen Testaments betrieben. In Barmen wird der hebräische Unterricht auch in den letzten Klassen als besonderer Sprachunterricht, nicht in Verbindung mit der alttestamentlichen Exegese erteilt. In Berlin I ist das Hebräische, wenn ich nicht irre, fakultativ. Mit Rücksicht auf die Sprachverhältnisse der Missionsgebiete (Südafrika, Niederländisch-Indien), wird in einigen Seminarien auch die holländische Sprache gelernt. Eine beachtenswerte und praktische Einrichtung hat die Leipziger Mission. Die Zöglinge lernen im letzten Jahr ihres Aufenthalts im Missionshaus noch die Sprache des Volks, unter welchem sie später arbeiten sollen. Im heimischen Klima ist die Lernarbeit leichter als unter der glühenden indischen Sonne; und der deutsche Lehrer versteht die indische Grammatik meist besser als der heidnische Munschi. Die Leipziger Mission konnte diese Praxis leicht befolgen, weil sie bis zur Vereinigung mit der bayrischen lutherischen Mission für Deutsch-Ostafrika 1892 nur ein Missionsgebiet, das Tamil-Land, mit einer einzigen Sprache hatte. Die Basler Mission hat vier Mis-

sionsfelder und hat in Indien drei Sprachgebiete: Tulu, Kanaresisch, Malayalim, auf der Goldküste zwei: Tschi und Ga. Es würde schon an den nötigen Lehrkräften fehlen. Der Hauptgegengrund aber ist, daß man die Zöglinge nicht so frühe schon für ein Missionsgebiet bestimmen kann. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei der Rheinischen Mission mit ihren zahlreichen Gebieten. Die praktischen Schwierigkeiten hindern die Durchführung jenes schönen Gedankens.

Gegenüber den theologischen und den sprachlichen Fächern tritt die dritte Gruppe von Unterrichtsgegenständen etwas zurück: mathematische, naturwissenschaftliche, realistische Fächer. Die elementaren Kenntnisse im Rechnen werden wieder aufgefrischt, dann Aufgaben mit Rücksicht auf die praktischen Rechenfälle des Lebens, besonders des Missionslebens (z. B. Münzverwandlungen, Arbeitsberechnungen), gestellt. Da viele Missionare die Jahresrechnungen für die einzelnen Missionsstationen aufzustellen haben, da überhaupt auch die Geldangelegenheiten selbst im Missionsleben eine Rolle spielen, so ist diese Vorübung nötig. Eine spezielle Einführung in die kaufmännische Buchführung wird der zweiten Klasse von einem Missionskaufmann zu teil. In den zwei ersten Anstaltsjahren wird Unterricht in Geometrie, auch ein wenig Stereometrie erteilt, weil manche Missionare mit Baufragen zu thun haben, andere aber in höheren und niederen Missionsschulen ihre Thätigkeit finden. Auch wird die Bedeutung dieser Fächer für die allgemeine Bildung und für die Schulung des Denkens nicht unterschätzt.

Durch den Unterricht über verschiedene Gebiete der Naturgeschichte, namentlich Botanik und Zoologie (Klasse VI), soll das Verständnis für die Natur, für ihre Schönheit und Mannigfaltigkeit, durch die Lektionen über Physik (Kl. IV.) der Sinn für die Gesetzmäßigkeit und Ordnung in der Natur und für die praktische Verwendung der Naturkräfte im Dienst des Menschen geweckt werden.

Eine Fortsetzung und Ergänzung mit direkter Abzielung auf den Missionsdienst findet der naturwissenschaftliche Unterricht in den medizinischen Fächern: es wird zuerst Anatomie (Lehre vom menschlichen Körper), dann Pathologie und Therapie (Lehre von den Krankheiten und deren Heilung) von zwei Basler Aerzten gelehrt; über die Krankheiten, besonders über die tropischen, unterrichtet der erfahrene Hausarzt, der seit Jahrzehnten der ärztliche Berater des Missionskomitees ist. Kleine praktische Uebungen schließen sich an den Unterricht an. Einige medizinische Kenntnisse sind für jeden Missionar notwendig, da ein Missionsarzt auf einigen Gebieten überhaupt nicht vorhanden, jedenfalls aber von vielen Stationen weit entfernt ist. Auch wird ärztliche Hilfe des Missionars von den Heiden hoch geschätzt.

Geographie wird zwei Jahre lang getrieben, ebenso Weltgeschichte (Kl. V, IV). Bei den geographischen Lektionen werden die Basler Missionsgebiete besonders eingehend behandelt; die Weltgeschichte berücksichtigt hauptsächlich die hervorragenden Gestalten und die großen Epochen der Geschichte und sucht geschichtliches Verständnis und Urteil zu bilden.

Die vierte Gruppe von Unterrichtsfächern sind technischer Art: Schönschreiben, Zeichnen, besonders auch Bauzeichnen, ferner Musik. In Basel ist Klavier- und Harmoniumspielen obligatorisch; der Missionar soll den Gemeindegesang auf dem Harmonium begleiten können. Violinspiel sowie Trompetenblasen sind fakultativ. Singen ist alle sechs Jahre hindurch obligatorisch. Es werden Choräle und Arien, einfache Lieder und kunstvolle Chöre geübt. Auf den Turnunterricht werde ich später zurückkommen.

Ich füge eine übersichtliche Zusammenstellung der Lektionen ein:

Klasse VI.

	Stunden
1. Bibelunterricht, biblische Geschichte und Memorieren, zusammen mit Kl. V	6
2. Katechismusunterricht	2
3. Latein (Formenlehre)	6
4. Deutsch (Sprachlehre, Rechtschreiben, Aufsatz, Lesen, Vortrag, Schönschreiben)	5
5. Geometrie	2
6. Rechnen	2
7. Naturgeschichte	2
8. Singen, zusammen mit Kl. V	3
9. Klavierspiel u. Musiktheorie, für je einen Zögling	1

Klasse V

1. Bibelunterricht, s. VI, 1	6
2. Alttestamentliche Analyse	2
3. Lateinisch (Syntax u. Lektüre) bis Weihnachten 5, dann für eine Selekta	3
4. Griechisch (Formenlehre) bis Weihnachten 5, dann	6
5. Geometrie und Stereometrie	2
6. Rechnen	1
7. Geographie, zusammen mit Kl. IV	2
Im Jahr a) mathematische Geographie und Europa.	
Im Jahr b) die außereuropäischen Weltteile.	
8. Weltgeschichte, zusammen mit Kl. IV	
Im Jahr a) Altertum und Mittelalter	3
Im Jahr b) Neuzeit bis zur Gegenwart	2
9. Zeichnen	2
10. Singen, s. Kl. VI, 8	3
11. Klavier und Musiktheorie	1

Klasse IV.

1. Alttestamentl. Offenbarungsgeschichte	3
2. Neutestamentliche Analyse	3
3. Latein (Lektüre und Syntax) mit einer Selekta	3
4. Griechisch (Formenlehre und Syntax)	5
5. Hebräisch (Formenlehre)	5
6. 7. Geographie und Geschichte, s. V, 7. 8.	4—5
8. Physik	2
9. Deklamation als Vorübung zur Predigt	1
10. Singen, zus. mit Kl. I—III	3
11. Harmonium u. Musiktheorie	1

Klasse III.

1. Theologische Hauptfächer, gemeinschaftlich für Kl. I, II, III	
Im Jahr a) Alttestamentliche Einleitung	3

	Stunden.
Ethik	2
Homiletik	1
Im Jahr b) Neutestamentliche Einleitung	3
Symbolik	2
Katechetik	1
Im Jahr c) Dogmatik	6
Im Jahr a) b) c) Neutestamentliche Exegese	4—3
2. Symbolische Bücher	2
3. Kirchengeschichte, zusammen mit Kl. II	3
Im Jahr a) Altertum und Mittelalter.	
Im Jahr b) Neuzeit bis zur Gegenwart.	
4. Missionskunde, zusammen mit Kl. I, II	3
Im Jahr a) Aeltere Missionsgeschichte.	
Im Jahr b) Neuere Missionsgeschichte.	
Im Jahr c) Missionslehre.	
5. Katechet. Uebungen (Sprüche und biblische Geschichten)	1
6. Zuhören bei den homiletischen Uebungen von Kl. I, II	2
7. Griechisch (Lektüre v. Klassikern)	3
8. Hebräisch (Syntax u. Lektüre)	4
9. Englisch	3
10. Singen, s. IV, 10	3
11. Harmonium, je	1/4

Klasse II.

1. Theolog. Hauptfächer, s. III, 1	
2. Alttestamentliche Exegese, zusammen mit Kl. I	3
3. Kirchengeschichte, s. III, 3.	
4. Missionskunde, s. III, 4.	
5. Katechetische Uebungen, zus. mit Kl. I (Katechismusterte)	1
6. Homiletische Uebungen, zusammen mit Kl. I	2
7. Englisch	4
8. Medizin (Anatomie)	2
9. Singen, s. IV, 10.	3

Klasse I.

1. Theolog. Hauptfächer, s. III, 1.	
2—5. Alttestamentliche Exegese, Missionskunde, katechetische und homiletische Uebungen, s. II, 2., III, 4., II, 5. 6.	
6. Religionsgeschichte und Religionswissenschaft	3
7. Englisch (Lektüre und Konversation)	4
8. Medizin (Pathologie und Therapie)	2
9. Singen, s. IV, 10.	3

Die Uebersicht über die Lektionen beweist, wie sehr die Zeit der Missionsbrüder in Anspruch genommen ist, zumal die meisten Lektionen Vorbereitung und Wiederholung erfordern. Für das freie und selbständige Privatstudium bleibt kaum Zeit übrig. Es sind nur einzelne, welche ein solches treiben, manchmal auf Kosten der eigentlichen Lektionen oder auf Kosten der Gesundheit. In dem Mangel eines privaten Studiums liegt ein gewisser Nachteil; die Zöglinge sind im wesentlichen an das gebunden, was ihnen in den Lektionen dargeboten wird. Immerhin wären nicht alle im stande, die etwa für Privatstudien ausgesetzte Zeit in fruchtbarer Weise auszunützen.

Jährlich werden zwei mündliche Prüfungen gehalten. Das „Hausexamen" Ende Februar oder Anfang März ist mehr eine Feier der Missionsfamilie. Morgens findet die Prüfung statt, nachmittags wird die vom ersten Basler Missionsinspektor Blumhardt verfaßte „alte Hausordnung" vorgelesen, soweit sie noch in

Kraft ist, dann hält der Missionsinspektor eine Rede über ein missionsgeschichtliches oder missionstheoretisches Thema. Das andere mündliche Examen fällt in die Festwoche: das „Festexamen". Beide sind nicht eigentliche Prüfungen, sondern sollen den Missionsfreunden zeigen, was und wie im Missionshaus gelehrt wird. Einen ernsteren Charakter hat das schriftliche Examen kurz vor Weihnachten; jede Klasse hat in vier oder fünf Hauptfächern eine schriftliche Arbeit zu machen. Die entscheidungsvollste Prüfung hat die fünfte Klasse im Mai oder Juni zu bestehen. In früheren Zeiten unterschied man von der eigentlichen Missionsschule die „Voranstalt", welcher jetzt die fünfte und sechste Klasse entsprechen. Die zwei ersten Jahre gelten in ganz besonderem Sinn als Probezeit. Der Uebergang aus dem zweiten ins dritte Anstaltsjahr vollzieht sich nach altem Brauch durch eine Prüfung: das zweitägige teils schriftliche teils mündliche Promotionsexamen. Es führt manchmal die Entlassung eines Zöglings vollends herbei. Ein Abgangsexamen nach Beendigung der Studien und vor der Aussendung auf ein Missionsgebiet fehlt in Basel.

In Norddeutschland wird ein solches in Anwesenheit eines oder mehrerer Vertreter der Kirchenbehörde abgelegt; das bestandene Examen ist Voraussetzung für die Ordination. In Basel ist diese Einrichtung unmöglich, da eine ganze Reihe von Kirchenbehörden zur Vornahme der Prüfung eingeladen werden müßten.

Zwei deutsche Gesellschaften haben eine gänzlich andere Art der Ausbildung ihrer Missionare: der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein (gegründet 1884), die Mission der liberalen Richtung, sendet nur akademisch gebildete Theologen aus, weil er nur unter Kulturvölkern, wie Japanern und Chinesen, arbeiten will. Die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, gewöhnlich Berlin III genannt (seit 1886), entsendet ebenfalls nur Theologen; sie erhalten eine praktische Ausbildung in der Krankenpflege in den großartigen Anstalten des Pastors v. Bodelschwingh in Bielefeld, und erlernen auf dem orientalischen Seminar in Berlin die Anfänge der Suaheli-Sprache. In welcher Weise die in Leipzig sich meldenden Theologen vorbereitet werden, ist mir nicht bekannt.

6. Praktische Thätigkeiten.

Neben das wissenschaftliche Studium tritt die praktische Schulung und Vorbereitung auf den Missionsdienst.

Eine Vorbereitung für die eigentliche Arbeit des Missionars liegt zum Teil in den Lektionen über praktische Theologie und in den homiletischen und katechetischen Uebungen. Die obligatorischen Veranstaltungen werden ergänzt durch freiwillige Thätigkeit der Zöglinge in der Stadt Basel und Umgebung. Die drei jüngeren Klassen beteiligen sich an dem in Basel trefflich organisierten Sonntagsschulunterricht. Auch an der Thätigkeit der inneren Mission, wie Armenpflege, Predigtverteilung nehmen die Zöglinge Anteil. Die Brüder der drei ältesten Klassen halten etwa alle 4—6 Wochen Missions- und Bibelstunden in kleineren Versammlungen in der Schweiz, im Elsaß und in Baden. Eine antikirchliche Tendenz liegt dabei gänzlich fern. In der Weihnachts- und Osterzeit haben die ältesten Zöglinge Gelegenheit zum Predigen, namentlich im Elsaß.*)

Weil der Missionar in vielen Kleinigkeiten des Lebens auf seine eigene Geschicklichkeit und Handfertigkeit angewiesen ist, muß sich jeder Zögling in irgend einer Handfertigkeit üben. Einige Male in der Woche werden die Freistunden nach Tisch zur Ausbildung in diesen nützlichen Künsten verwendet. Schlosser und Schreiner, Glaser und Flaschner, Schuster und Schneider treiben ihren Beruf; und solche Zöglinge, welche früher nicht Handwerker gewesen sind, treten als „Lehrlinge" in eine der Werkstätten ein. Diese Arbeit, wie auch die Arbeit im Gemüsegarten im Missionshaus und auf dem Missionsacker, eine Viertelstunde von der Missionsanstalt entfernt, dient zugleich der Erhaltung der Gesundheit, sowie den Interessen einer sparsamen Haushaltung. Von Zeit zu Zeit wird je nach Bedürfnis eine ganze Klasse oder mehrere Klassen zusammen für einen Nachmittag oder einen ganzen Tag zur Handarbeit bestimmt. Solche „Arbeitstage" bringen eine nicht immer unwillkommene Unterbrechung der Lernarbeit.**)

*) In ähnlicher Weise beteiligen sich die Zöglinge von Berlin I an der Jünglingsvereinssache, die von Barmen leiten merkwürdiger Weise auch Jungfrauenvereine, die Hermannsburger halten weithin in der Lüneburger Heide ihre Missionsstunden.

**) Dieselben Grundsätze über Handarbeit gelten in Norddeutschland; die Abweichungen im einzelnen sind ohne Bedeutung. Nur in Hermannsburg, wo das Missionshaus ein Areal von 300 Morgen besitzt, nimmt die Feldarbeit entschieden mehr Zeit in Anspruch.

7. Ausbildung von Handwerkern, Kaufleuten und Aerzten für den Missionsdienst.

Zur Entlastung der Missionare von Bauarbeiten und zur Leitung der Werkstätten und Fabriken der Missionshandlungs- und Industriegesellschaft werden technisch ausgebildete Missionare ausgesandt. Sie ziehen als „Baubrüder" auf die Goldküste oder nach Kamerun, als Webermeister oder Ziegeleiaufseher nach Indien. Dann und wann melden sich junge Leute von vornherein für diesen Zweig des Missionsdienstes; häufiger werden dazu solche Zöglinge bestimmt, welche die ersten Klassen des Missionshauses schon durchlaufen, aber mit der Erlernung der Sprachen besonders viele Mühe haben, während ihr christlicher Charakter ein vertrauenswürdiger ist. Sie werden von der Mehrzahl der Lektionen dispensiert, in Privatstunden im Englischen unterrichtet; sie besuchen besonders im Winter die öffentliche Gewerbeschule und üben sich im Sommer auf einem Bauplatz oder in einer Ziegelei. Einzelne dieser „Bau- und Industriebrüder" sind nach einigen Dienstjahren ordiniert worden, wenn sie sich zur unmittelbaren Missionsthätigkeit, etwa zur Reisepredigt eigneten.

Kaufleute stehen entweder im Dienst der Missionsgesellschaft selbst, welche sie als Generalkassier für ein Missionsgebiet verwendet, oder im Dienst der Handlungsgesellschaft, deren Kaufläden und Faktoreien sie leiten. Ihr Aufenthalt im Basler Missionshaus, der in der Regel nur einige Monate, manchmal nur wenige Wochen dauert, soll sie mit der Mission und mit ihren Leitern näher bekannt machen; sie besuchen einige religiöse Lektionen und den Unterricht über Missionskunde, erlernen möglichst rasch die englische Sprache, helfen auch auf dem Bureau der Missionshandlung mit.

Die Missionsärzte erhalten eine vollständige medizinische Ausbildung auf einer deutschen oder schweizerischen Hochschule. Mit Ausnahme eines einzigen, der seine Ausbildung in einer Schule für Missionsärzte in Edinburg erhalten hat, haben alle einige Semester in Basel studiert und während dieser Zeit im Missionshaus mit der Brüderschar zusammengelebt. Zum Besuch von theologischen Lektionen reicht die Zeit meistens nicht; aber an den Bibel- und Missionsstunden wie an den täglichen Hausandachten der Missionsanstalt nehmen sie wie alle andern Zöglinge teil. Die

Mehrzahl der Basler Missionsärzte hat das Maturitätsexamen gemacht, einige wurden ohne Reifezeugnis zum Studium der Medizin an der Basler Universität zugelassen. Zwei derselben haben vorher das Missionshaus durchlaufen und sind ordiniert.

8. Freie und frohe Stunden.

Die Arbeit steht im Missionshaus im Mittelpunkt. Je intensiver aber die Arbeit, desto nötiger auch ein gewisses Maß von Zeit, das der Erholung dient, abgesehen davon, daß schon einige Lektionen, wie Musik und Singen, einige Erholung bieten.

Die Einführung des täglichen Turnens (von 10—10¼ Uhr) im Jahre 1892 beruht auf einer Anregung des 1893 auf der Goldküste verstorbenen Missionsarztes Dr. Eckhardt. Es hat nur den Zweck, die Gesundheit zu erhalten und zu fördern. Von der Freizeit nach dem Mittag- und nach dem Abendessen ist schon die Rede gewesen.

Alle drei Wochen wird an einem Nachmittag von jeder Abteilung ein größerer Spaziergang gemacht. Nach einigen Stunden Marsches findet man sich zu fröhlicher Geselligkeit zusammen. Reden und Deklamationen, Gesänge und musikalische Vorträge, Ernst und Scherz verschönern die Stunden. Zum Abendessen sind alle wieder im Missionshaus versammelt.

Ein außerordentlicher freier Tag ist der sog. Herbsttag, an welchem die Zöglinge von Missionsfreunden, besonders im südlichen Baden, zu den Freuden des Herbstens in den Weinbergen eingeladen werden.

Die Vakanzen sind im Verhältnis zur Anstrengung der Arbeit nicht zu reichlich bemessen: an Weihnachten 14 Tage, an Ostern 10 Tage und im Sommer 6 Wochen, von Anfang Juli bis Mitte August. Wie viel frischer und leichter arbeiten Lehrer und Schüler nach einer solchen Ruhepause! Nur die jüngste Klasse kann die Freuden der Ferien nicht voll genießen, da abwechslungsweise je die Hälfte zur Verrichtung der häuslichen Geschäfte nötig ist. An Weihnachten und Ostern bleiben auch manche ältere Brüder im Missionshaus zurück, weil ihre Heimat zu weit entfernt ist.

Die Freizeiten bieten die beste Gelegenheit zum persönlichen Verkehr der Brüder untereinander, zur Pflege von Geselligkeit und Freundschaft. Wer etwa glaubt, im Missionshaus herrsche

ein trauriger und düsterer Geist, der beobachte die Brüder bei der Handarbeit, bei Tisch, in der Freizeit, und er wird finden, daß neben allem Ernst die jugendliche Frische und Fröhlichkeit nicht mangelt. In der altehrwürdigen Hausordnung findet sich der charakteristische Ausdruck: „unsre Missionsschule soll dem heiteren Reich der göttlichen Freiheit angehören." Für die Entwicklung edler Geselligkeit sind die Verhältnisse besonders günstig: die vielen jungen Leute, jeder in eigenartigen und andersartigen Verhältnissen herangewachsen und doch alle mit einander verbunden durch den einen Sinn des Glaubens und das eine große Ziel des Missionsdienstes. Die Geselligkeit wird besonders auf jenen größeren Spaziergängen gepflegt. Seit einigen Jahren vereinigen sich allmonatlich die beiden ältesten Klassen zu einem Theeabend, zu dessen Belebung jeder nach seiner Anlage und nach seinen Kräften beisteuert. Auch in den großen Vakanzen halten die Brüder treulich zusammen. Ein Schweizer führt einige Genossen in die herrlichen Berge seiner Heimat; die Brüder aus Norddeutschland reisen durch Schwabens vielgepriesene Dörfer, um hier aus eigener Anschauung nicht nur die Gemütlichkeit, sondern noch mehr die religiöse Eigenart der Württemberger kennen zu lernen. Einzelne schließen sich zu engerer, echt christlicher Freundschaft zusammen und teilen in Treue Freud und Leid des Missionslebens.

Daß das gesellige und freundschaftliche Zusammensein nicht ohne Mängel ist, soll nicht verschwiegen werden. Dann und wann vernachlässigen zwei Freunde den Verkehr mit den übrigen. Ein Sonderling vermag mit keinem einzigen von den hundert Mitbrüdern eine engere Freundschaft zu knüpfen. Schlimmer ists, wenn die verschiedenartigen Elemente sich nicht vertragen; Lieblosigkeit und Unverträglichkeit sind leider im Missionshaus nicht ganz unbekannt. Am schlimmsten ist der zum Glück seltene Fall, daß sich in einer Klasse Parteien gegenüberstehen.

Doch zurück zu den frohen Stunden und fröhlichen Zeiten! In der Reihe der kleineren und größeren Festfeiern bildet die Basler Festwoche*) den Höhepunkt. Ende Juni und anfangs Juli finden seit Jahrzehnten die Jahresfeiern mehrerer christlicher

*) Jährlich erscheint ein „Festbericht", der die Reden und Ansprachen der wichtigsten Feiern enthält. Verlag der Basler Missionsbuchhandlung.

Vereine in Basel statt. Am zahlreichsten sind die Missionsfeiern. Schon am Sonntag ist eine Versammlung in der Martinskirche und nachher im Garten eines Basler Fabrikanten. Am Montag vormittag wird die „Spezialkonferenz" im Sitzungszimmer des Komitees gehalten; der Präsident und der Inspektor machen in diesem engeren Kreise vertrauliche Mitteilungen, und die Vertreter der einzelnen Missionsvereine aus der Schweiz, aus Württemberg, Baden, Elsaß, Hessen bringen etwaige Wünsche vor. Am Mittwoch vormittag wird eine öffentliche Prüfung sämtlicher Klassen vorgenommen; gleichzeitig werden in der Martinskirche Mitteilungen über die Missionsschulen und Missionsanstalten in Indien, China und Afrika gemacht. Am Mittwoch nachmittag wird in der Leonhardskirche der offizielle Jahresbericht vom Missionsinspektor verlesen, an welchen sich die Ansprachen von zwei erst kürzlich heimgekehrten Missionaren anschließen. Der Hauptmissionsfesttag ist der Donnerstag. Morgens tagt in der Martinskirche von 8 bis 12 Uhr die „Generalkonferenz". Der Präsident hält eine biblische Ansprache, der Missionsinspektor bespricht einige wichtige Missionsfragen der Gegenwart, dann folgen wohl ein Dutzend oder mehr kurze Ansprachen von Vertretern der heimischen Kirche, der Missionsvereine und der Missionsarbeit selbst Von Zeit zu Zeit wird ein Lied angestimmt. Den Höhepunkt aller Festfeiern bildet der Einsegnungsgottesdienst am Donnerstag nachmittag in den ehrwürdigen großartigen Hallen des Basler Münsters. Ein Pfarrer hält die Festpredigt, ein Missionar giebt den zur Aussendung bestimmten Zöglingen Worte der Erfahrung auf den Weg ihres Missionsdienstes mit. Zwei Brüder legen in kurzen Ansprachen Zeugnis ab von dem Geist und Sinn, in welchem sie ausziehen. Endlich hält der Präsident oder der Inspektor oder der erste theologische Lehrer eine Abschiedsansprache an die Brüder. Nach einem Chorgesang der übrigen Zöglinge treten die jungen Missionare um den Altar und empfangen die Einsegnung zum heiligen Dienst unter den Heiden, ein jeder seinen besonderen Weihespruch. Gebet und Gesang schließen die ebenso schlichte als herrliche und ernste Feier. Noch sammelt man sich im Garten des Missionshauses, wo in freierer Weise Ansprachen gehalten werden. Eine Bibelstunde und ein besonderer Missionsgottesdienst für Kinder zu St. Martin beschließt die Festwoche.

Es ist eine wirkliche Festwoche. Zu einer Freudenwoche verpflichtet der Dank gegen Gott, der das große Werk der Basler Mission ein Jahr gesegnet hat; menschlicherseits liegt das Recht zu solchen Feiern in der angestrengten und treuen Jahresarbeit, welche so einen feierlichen Abschluß findet.

Gegenüber dieser großartigen Feier, zu welcher die Gäste von nah und fern aus allen Teilen Süddeutschlands und der Schweiz zusammenströmen, treten die übrigen Festlichkeiten im Missionshaus stark zurück. Arbeiten und nicht Festefeiern ist das Losungswort des Hauses. Die Feierlichkeiten gelten den Missionaren und Missionszöglingen. Kehrt ein Missionar mit geschwächter Gesundheit und vielleicht auch mit gesunkenem Mut vom Missionsgebiet ins Heimathaus zurück, so wird er vom Chor der Brüder durch einen Choral und ein Lied erfreut. Und ziehen Missionare hinaus auf ihr Arbeitsfeld, so werden sie feierlich verabschiedet. Feiert ein Missionszögling seinen Geburtstag, so vereinigen sich die Brüder seiner Abteilung nach dem Frühstück, um ihrer Mitfreude durch Gesang Ausdruck zu geben. Kehren einzelne Brüder Ende September von den Strapazen des Manövers und den Unannehmlichkeiten des Kasernenlebens in das fromme Missionshaus zurück, so werden die Zimmerthüren mit einem „Willkommen“ oder einem passenden Bibelspruch geziert und die Klassengenossen zu einem Danklied versammelt.*) Andere Feierlichkeiten gelten den Lehrern. Ist der Inspektor von einer seiner zahlreichen Reisen zurückgekehrt, feiert einer der älteren Lehrer seinen Geburtstag, so fehlt der Gesang nicht. Tritt ein neuer Lehrer ein, so wird er im Betsaal begrüßt. Vor Weihnachten versammelt sich die Hausgemeinde zu einer schlichten Feier im Betsaal um den brennenden Christbaum; nach einer biblischen Ansprache des Inspektors findet jeder Bruder ein bescheidenes Geschenk. Die Gesänge des Chores und die Klänge des kleinen Orchesters verschönern die Feier. Auch die patriotischen Feste fehlen trotz des internationalen Charakters des Missionshauses nicht. Die Deutschen gedenken an des Kaisers, die Württemberger an ihres Königs Geburtstag und lassen im Garten in der Frühe ein „Nun danket alle Gott“ und ein „Heil dir im Siegerkranz“ erklingen. Manchmal feiern auch die

*) In Deutschland genießen die Basler Missionszöglinge wie die Zöglinge mancher norddeutschen Missionsinstitute die Vergünstigung, nur ein Jahr Militärdienst leisten zu müssen. Für jeden einzelnen wird eine Eingabe an den Landesherrn gemacht, in dessen Gebiet er dient. Wird ein Missionszögling nachträglich entlassen, so muß er ein zweites Jahr nachdienen. Die Schweizer genießen keine Vergünstigung hinsichtlich des Militärdienstes.

Schweizer den Tag von St. Jakob. Im übrigen nimmt die Arbeit an solchen Tagen ihren normalen Verlauf.

Nicht unerwähnt soll eine besonders liebliche Feier bleiben: die Konfirmation der Missionarskinder, die im Knaben- und im Mädchenhaus in der Nähe des eigentlichen Missionshauses ihr Heim haben. Am Freitag vor Palmsonntag werden sie im Betsaal der Missionsanstalt eingesegnet.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben einer Missionsfrau auf den Neuhebriden.

Auszüge aus den Briefen von Margaret Paton.

*

3.

Aus einem Brief an eine Freundin in Australien.

Aniwa, November 1869.

„Meine liebe Freundin!

Was unsere Arbeit anlangt, so ist dieses Jahr eines unserer glücklichsten auf Aniwa und jedenfalls das ermutigendste. Früher freuten wir uns schon, wenn unsere Eingeborenen allmählich ihre grobheidnischen Bräuche aufgaben und sich äußerlich etwas civilisierten, Kleider anlegten u. s. w. Dieses Jahr durften wir mit inniger Freude sehen, daß eine kleine Schar ihrem heidnischen Aberglauben entsagte und sich für Christum erklärte. Wenn man einen solchen Sonntag erleben darf wie wir neulich, an dem eine christliche Gemeinde auf Aniwa gegründet wurde *) — das wägt reichlich alle die Opfer auf, die uns unser einsames Leben auferlegt. Die Kirche war an diesem Tag sehr gut besucht: es waren 180 Menschen da und alle waren ungewöhnlich ernst und aufmerksam während des ganzen Gottesdienstes. Die 12 Abendmahlsgäste standen in zwei Reihen in der Mitte der Kirche und beantworteten, ehe sie die Taufe empfingen, einige Fragen, die mein Mann an sie richtete. Wie ergreifend war der Anblick dieser Leute! Vasi, der älteste unter ihnen, muß fast neunzig sein. Aber trotz seines Alters und seiner Gebrechlichkeit kam er

*) Siehe das Nähere in dem Schriftchen „Der Sieg des Evangeliums auf Aniwa". Missionsbuchhandlung, Basel. 15 Pf.

jeden Tag mit der Brille auf der Nase in die Schule. Er ist im Lesen und Schreiben einer der besten. Unser alter Häuptling Namakei war da mit seiner Tochter Litsi. Sie ist sein einziges übergebliebenes Kind, und ich habe fast ebenso viel an ihr wie er. Sie war das erste Mädchen, das kam, um bei uns zu wohnen, und da sie die älteste bei uns ist, haben die andern ein gutes Vorbild an ihr. Für meinen Mann hat sie eine fast abgöttische Hingebung. Es scheint, als könne sie ihm nie dankbar genug sein dafür, daß er das Mittel zu ihrer Bekehrung war.

Die meiste Teilnahme flößte mir Namakeis Schwester ein, eine sanfte, zartaussehende Frau. Ich wußte, was es sie gekostet hatte, ihren Glauben an Jesus zu bekennen und wie ihr Mann und ihr Sohn sie auch jetzt verspotteten und auslachten. — Wenn ich Zeit hätte, könnte ich dir von allen etwas Interessantes erzählen; daß wir von jedem einzelnen seine kleine Geschichte wissen, das machte uns ihren Anblick so erfreulich. Ich wußte von dem einen, wann er zum erstenmal Kleider anhatte, von dem andern, wann er sich sein langes Haar abschnitt, und wieder von einem, den wir für sehr verhärtet gehalten hatten, wie er mit seinen letzten Götzen kam und sagte: „Missi, das sind die allerletzten, ich habe keine mehr.“ Wie schön war es, sie alle dastehen zu sehen, nett gekleidet, inmitten ihrer noch in heidnischer Finsternis lebenden Brüder, und zu hören, wie sie sich für den Herrn erklärten. Der Anblick bewegte uns aufs tiefste. Nie bin ich in irgend einer Gesellschaft von Menschen glücklicher gewesen, als wie ich hier mit den schwarzen Brüdern und Schwestern, mit denen ich nun in Jesu vereint war, des Herrn Leib und Blut genoß. Gewiß werden wir dieses Tags auch noch in der Ewigkeit dankbar gedenken. Wir haben allen Grund zu der Hoffnung, daß das Werk der Gnade in ihren Herzen angefangen hat. Mein Mann hatte während des Taufunterrichts einen sehr guten Eindruck von ihnen und freute sich besonders über ihre ernsten Fragen.

Wie reich war das letzte Jahr für unsere Mission! Wir hatten die große Freude, zwei neue Missionare und — was für uns Frauen besonders wichtig ist — auch deren Gattinnen zu begrüßen. Wie freuen wir uns über jede Erweiterung unseres kleinen Kreises und wie begierig sind wir auf die neuen Schwestern! Wir können ja hier unsern Umgang nicht wählen, und es wäre schlimm, wenn wir an Bord der Dayspring erst auf eine Einladung zum Essen oder zum Thee warten müßten, wenn wir einmal Gelegenheit haben, einen Besuch zu machen. Wie gerne verlassen wir die Dayspring mit dem ersten Boot und freuen uns am Ufer der herzlichen Begrüßung des Missionars und seiner Frau! Und wenn wir um den reichbesetzten

Tisch versammelt sind — das Beste im Haus wird bei solchen Gelegenheiten aufgetischt — so bilden wir eine äußerst frohe, gemütliche Gesellschaft. Wie haben einander so viel zu erzählen, so viel zu hören, daß die Zeit wie der Blitz vorbeieilt; wir meinen, wir seien kaum 5 Minuten beieinander, da ist es schon Zeit, wieder an Bord zu gehen. Wenn wir aber an einer Hafenstation sind und die Nacht auf der Insel bleiben können, so erweist sich das Missionshaus immer als sehr dehnbar und es darf keins woanders übernachten.

Die kleinen jährlichen Besuche auf dem Weg zur und von der jährlichen Synode und der längere Aufenthalt an dem Ort, wo die Synode stattfindet, erheitern und erfrischen uns und wir kommen neubelebt und gekräftigt auf unsern Posten zurück.

4.

Aniwa, Neu Hebriden, 1871.

„Meine Lieben, alle zusammen —

Wie hilflos ist man doch in einem Fall von plötzlicher Not! Wir meinen, wir haben gelernt, den ganzen Mechanismus der Civilisation zu entbehren, aber eine Kleinigkeit erinnert uns daran, was wir ihr verdanken. Wir selbst würden uns ja schon durchschlagen, aber es schmerzt uns tief, wenn wir unsre Kleinen leiden sehen. Letzten Sonntag hauste auf der Insel eine schwere Husten- und Influenzaepidemie; unser 3 Wochen alter Kleiner wurde auch krank und nachdem er lange mit dem Husten gerungen hatte, brauchte er ärztliche Behandlung. So reisten wir mit der Dayspring nach Lifu*) und fanden zu unserer bittern Enttäuschung, daß die Franzosen vor einer Woche abgereist waren und nur einen Geschäftsträger zurückgelassen hatten.

Alles meinte nun, ich solle mit dem Kleinen nach Australien, aber eine unpassendere Zeit hätte man kaum finden können. Die jährliche Missionskonferenz sollte nach dem Ende der heißen Zeit zum ersten Mal auf Aniwa gehalten werden (bisher hatte man sie immer auf Aneityum gehalten) und ich mußte vieles vorbereiten. John konnte seine Arbeit, die jetzt eben so erfolgreich und anziehend war, nicht verlassen und der Gedanke, ihn auf 3—4 Monate allein zu lassen, ohne in der Zeit von ihm hören zu können, war mir unerträglich. Wenn man gar keine Post hat, nur einmal im Jahr durch die Dayspring Briefe bekommt, fühlt man sich doch recht von der civilisierten Welt abgeschnitten. Manchmal kann man ja durch zu-

*) Eine der Loyalitäts-Inseln, in französischem Besitz.

fällige Gelegenheit eine Nachricht bekommen, aber es ist selten; besonders auf Aniwa, das keinen Hafen hat, kann man nicht darauf rechnen.

Aber der Kleine machte durch einen neuen heftigen Krankheitsanfall allem Zögern ein Ende. Nach 5 Tagen waren wir in der Dayspring auf dem Weg nach Australien. John hatte uns an Bord begleitet und uns der freundlichen Fürsorge des Kapitäns Fraser empfohlen. Ich setzte es durch, daß ich die Knaben mitnehmen durfte, aber John weigerte sich hartnäckig, sich von unsrem herzigen Mägdlein, das noch nicht ganz zwei Jahre alt war, zu trennen. Er behauptete, es könne ihr alles erdenkliche Unglück auf der Reise geschehen. Sie hat eine erfahrene Wärterin, die Frau eines Katechisten von Aneityum, die sie vor jedem rauhen Lüftchen hütet. Das kleine weiße Wölkchen war das letzte, worauf meine Augen ruhten, als die Küste von Aniwa den Blicken entschwand, und als ich nach vier Monaten zurückkehrte, sah ich sie zuerst, wie ihr Vater sie hoch in die Höhe hielt, um mir zu zeigen, daß sie wohl und gesund sei.

Ich habe euch, glaub ich, nicht erzählt, welche schlecht angebrachte Teilnahme ich bei der Geburt meines kleinen Mädchens empfing. Es war ein Sonntagmorgen. Ich war glückselig, daß nun endlich mein Wunsch erfüllt war und ich ein Töchterlein hatte. John verkündigte nach dem Morgengottesdienst der Gemeinde das glückliche Ereignis und machte zugleich eine zarte Andeutung, daß ich jedenfalls vierzehn Tage lang keine Besuche haben dürfe. Eine weiße Gemeinde würde sich vielleicht über solch persönliche und häusliche Mitteilungen entsetzen. Aber die Mission und die Missionsfamilie gehören zusammen und das christliche Familienleben ist ein wesentlicher Teil der Mission. In der Kirche müssen wir drauf gefaßt sein, daß ein Eingeborner in seinem Gebet den ganzen Namen des Missionars und aller seiner Angehörigen nennt und des Himmels reichsten Segen auf sie herabruft, besonders wenn gerade Sorge und Krankheit im Missionshaus ist.

Nun, an jenem köstlichen Sonntagabend hatten John und ich recht gemütlich geplaudert über den vielen Segen, der uns geschenkt war. Ich muß hier nebenbei bemerken, daß wir ganz besonders viel zu danken hatten. Vier Monate früher hatte ich von einem giftigen Fisch gegessen, den uns unser guter alter Häuptling Namakei ahnungslos gebracht hatte. (Ei, wie ihn seine heidnischen Brüder darob schalten! Sie gingen zwar noch nicht in die Kirche, aber so etwas thäten sie doch nicht! Des Missi Frau töten!) Das Gift hat sich schrecklich in meinem Körper eingenistet. John hatte glücklicherweise an dem Abend nichts gegessen und die Kinder waren schon im Bett.

Ich konnte mich gar nicht ordentlich erholen und doch durften die Eingebornen nicht merken, daß ich so lange krank war, sonst hätten sie in ihrem Aberglauben gemeint, der Gottesdienst bringe ihnen eine neue Krankheit. Ich kam also dem Unterrichten und meinen sonstigen Pflichten außerhalb des Hauses nach so gut es ging und John kürzte manchmal — ohne daß die Eingebornen den Grund ahnten — den Gottesdienst ab, wenn er sah, daß mir's schwach wurde.

Doch, ich muß von dieser Fischabschweifung wieder auf unsern herrlichen Sonntagabend kommen. Mein Mann strömte noch sein Herz in einem Dankgebet aus und dann ging er ins Studierzimmer, ließ aber die Thür in meine Stube offen, um gegen etwaige Eindringlinge auf der Hut sein zu können. Mehrere Male hörte er ein leises Geräusch, aber wenn er horchte, war alles still. Das Geräusch kam von zwei guten alten Frauchen, die auf Händen und Füßen hereinrutschten. Sie waren entschlossen, auf gradem oder krummem Weg zu mir zu kommen, um mich in meinem vermeintlichen Jammer zu trösten. Sie ergriffen teilnehmend meine Hand und sagten: „O Missi, Missi, du bist noch jung und wirst so lange leben, daß du diesen Tag vergißt." Ich erschrak heftig bei diesen Worten. Konnte meinem Mann und den Kindern etwas geschehen sein? Ich hatte sie aber erst vor ein paar Minuten gesehen. Die folgenden Worte beruhigten mich: „Du mußt dich nicht grämen, daß es diesmal nur ein Mädchen ist. Du hast ja schon zwei Knaben und kannst noch viele bekommen, ehe du stirbst. Wir haben alle so etwas durchmachen müssen. Man kann nicht immer Söhne haben." Ich gebrauchte die stärksten Ausdrücke, die mir in ihrer Sprache zu Gebote standen, um ihnen begreiflich zu machen, daß sie ihre Teilnahme verschwendeten. Ich brachte es so weit, daß sie das volle Gesichtchen und die dicken Aermchen der Kleinen laut bewunderten, und schließlich verließen sie mein Zimmer mit dem tröstlichen Gedanken, daß sie eine wirkliche, kleine, weiße Frau von Aniwa gesehen hatten.

Diese kleine weiße Frau von Aniwa hat mehr gewirkt, um die Unglücklichen hier, die nur Töchter haben, mit ihrem Schicksal auszusöhnen, als hundert Predigten gethan hätten. Die Leute sehen, wie wir das Töchterchen als eine köstliche Gabe Gottes lieb und wert halten und unsre Thaten sprechen lauter als unsre Worte. Alle kleinen Mädchen von Aniwa werden künftig besser behandelt werden, dank der Liebe, die wir diesem kleinen Frauchen von Aniwa erweisen.

Thoren, die nicht wissen, in wie vielfältiger Weise das Christentum für die Rettung und Erziehung der Heiden wirkt, können gegen das Heiraten der Missionare und die Zerstreuungen des Familien-

lebens eifern. Wir, die wir mitten in der Arbeit stecken und die verschiedenen Seiten der Sache kennen, sind Gott überschwenglich dankbar, daß er uns diese Kinder geschenkt hat, nicht nur zu unsrem eignen Glück, sondern auch zum Besten unsrer Berufsarbeit. Wie oft fällt uns das wunderbare Wort ein: „Ein kleines Kind wird sie führen.“ Alle unsre Kinder sind kleine Missionare. Sie haben in den Eingebornen sanftere Gefühle gegen uns und in uns gegen die Eingebornen und deren Kinder erweckt. Es ist merkwürdig, aber wahr, daß die Kinder uns auch viel beim Erlernen der Sprache helfen. Sie verstehen sie natürlich nicht wie wir, die wir sie grammatikalisch erlernen, aber sie atmen die Sprache förmlich mit der Luft ein. Sie sind zweisprachig, denn mit uns sprechen sie Englisch. Um den heidnischen Einfluß abzuhalten, bemühte ich mich anfangs, die Kinder am Lernen der Aniwasprache zu verhindern, aber es ist unmöglich, da wir lauter eingeborene Dienstboten haben. So sprechen die Kinder beim Spiel immer Aniwisch, und die Eingebornen sind stolz, wenn sie die Kleinen die Sprache von Aniwa stammeln hören.

Ein christliches Familienleben ist die beste Abhandlung über das Christentum — ein täglicher Anschauungsunterricht, den alle verstehen, lesen, merken, lernen und innerlich verarbeiten können; die einzige Bibel, die viele überhaupt jemals lesen werden. Man hat ein schreckliches Gefühl der Verantwortlichkeit, wenn man sieht, wie die Leute manchmal zu uns aufsehen, obgleich nicht viele auch nur entfernt die Gründe verstehen, warum wir zu ihnen gekommen sind. Zu den Gefühlen, die das Kreuz in uns erweckt, können sie sich nicht erheben, und da jeder die andern nach sich selbst beurteilt, nehmen sie es als selbstverständlich an, daß wir im Grunde eine selbstsüchtige Absicht haben.

Manchmal ist es schwer zu glauben, daß ihr Gewinn im Verhältnis steht zu dem Opfer, das man ihnen bringt, und gerade bei diesem Punkt wird unser Glaube und Gehorsam am meisten auf die Probe gestellt. Wir müssen glauben, daß es dem Herrn voller Ernst war, wenn er sagte, das Evangelium müsse aller Kreatur gepredigt werden, und ich kann verstehen, warum Paulus, der größte Apostel, nicht als eine Art von glänzendem Schaustück in Jerusalem behalten, sondern ferne unter die Heiden gesandt wurde, damit er die Festungen Satans erstürmte. Dadurch, daß der Herr seinen besten Mann zum ersten Heidenmissionar machte, hat er gezeigt, was er von der Heidenmission hält; aber vielleicht sind auch unter seinen eigenen Nachfolgern wenige, die darin mit ihm übereinstimmen. Wie oft habe ich bei meinem letzten Besuch in Australien sagen hören: „Für die Heiden ist jeder gut genug.“ Man scheint zu denken, für einen Mann von

brennender Begeisterung und hinreißender Beredsamkeit sei es schade, wenn er in die Heidenmission gehe — als ob er dadurch seine Kräfte und Gaben vergeude. Wir, von unsrem Standpunkt aus, denken, daß er gerade hier in der Heidenmission einen Krieg findet, der seines Schwertes wert ist, wenn er versucht, die uralten Fesseln des Götzendienstes zu zerbrechen. Die allerbesten Männer, die man am nötigsten braucht und die am tüchtigsten sind, hervorragende Stellen daheim auszufüllen, solche Männer braucht man auch in der Mission, ja sie allein sind fähig, den Teufelsdienst an den finstersten Orten der Erde zu stürzen.

Man wird so oft gefragt, welche Eigenschaften ein Missionar haben müsse — wird darnach gefragt von Leuten, denen man nicht begreiflich machen kann, daß dieselben Eigenschaften, die einer daheim braucht, um ein guter, tüchtiger Mann zu sein, er auch braucht, wenn er ein rechter Heidenmissionar sein will. Und dies gilt ebenso, ja noch vielmehr, für die Frau des Missionars. Geheiligter Verstand und hohe Geistesbildung helfen, wenn sie Gott geopfert werden, zu einer segensreichen Wirksamkeit, auch unter den Wilden. Diese haben freilich solche Gaben nicht, aber sie merken recht gut, wenn es den Missionaren daran fehlt. Der Hauptgrund ist aber: kein Missionar kann einen zu großen Vorrat an geistiger Bildung und Kenntnissen haben, um sich gegen den ihn geistig hinunterziehenden Einfluß einer heidnischen Umgebung zu schützen. Wenn man nur Zeit hätte, so wäre hier herrliche Gelegenheit für allerlei Studien. Die Natur ist hier so wunderschön, daß kein Künstler sie malen und kein Dichter sie schildern kann. Der Glanz und die Färbung des Himmels und Wassers würde einen Maler zur Verzweiflung bringen. Muschel- und Pflanzenkenner, überhaupt Naturforscher, fänden hier Stoff für endlose, köstliche Forschungen.

Die Eingebornen verstehen etwas von Botanik und haben für jede Pflanze auf der Insel einen Namen. Einmal, als John mit einigen Knaben fortging, fand er ein sehr hübsches Farnkraut, das ihm für meine Felsengruppe passend schien; er grub es aus und schickte es mir. Als er etwas weiterging, fand er noch eins, betrachtete es, dachte dann, da es ganz gleich sei, wie das erste, wolle er es nicht ausgraben. Die Jungen aber sagten: „Es sieht ganz gleich aus, Missi, aber es ist nicht gleich", und sie machten ihn auf seine Unterschiede aufmerksam, nach denen es zu einer ganz andern Klasse von Farnen gehörte.

Sie haben auch Namen für einige Sterne, aber sie zu zählen versuchen sie nicht, denn sie können ja nur bis 10 zählen. Wenn sie eine große Zahl, z. B. das hohe Alter von jemand, ausdrücken

wollen, so sagen sie: „Er hat mehr Jams (d. h. Jahre) gelebt, als diese" und sie zählen ihre Finger und Zehen nacheinander vor; dann deuten sie auf den Kopf und sagen, die Zahl sei größer, als die der Haare. John lehrt sie englisch zählen, und das einfache Zusammenzählen und Abziehen erscheint ihnen als das tiefste Geheimnis der Gelehrsamkeit, das zu ergründen nur die Allergefördertsten hoffen können.

Die geistige Anstrengung des Denkens in einer fremden Sprache ist zuviel für die Eingebornen. Wenn es sich um ihrer Seelen Seligkeit handelt, dürfen wir nicht mit dem bißchen Englisch rechnen, das sie erlernen könnten. Einige wohlmeinende, weise Männer geben uns freilich den herrlichen Rat, wir sollten die Eingebornen Englisch lehren, ihnen die englische Bibel geben und sie in die Schätze der englischen Litteratur einführen.

Wenn jene gescheiten Leute uns nur sagen wollten, wie wir das angreifen müssen! Sie glauben scheints, unsre Insulaner hätten keine Muttersprache und sie stünden da mit offenem Munde, bereit, die Wissenschaft aufzunehmen. Wenn die Leute doch ein bißchen gesunden Menschenverstand hätten und sich besännen, ob sie, in dem Verlangen, von einem neuen Gott zu hören, mit Eifer eine neue Sprache lernen würden. Oder möchten wir gerne in der Zeit vor der Reformation leben, so daß uns die lateinische Bibel ein Buch mit sieben Siegeln wäre? Wenn ein Chinese uns die Lehre des Konfuzius verkündigen wollte, so würde er gewiß zuerst unsre Sprache lernen und sich in unsern Gedankenkreis versetzen, nicht zuerst versuchen, uns Chinesisch zu lehren und uns in die chinesische Litteratur einzuführen. Natürlich wäre es sehr angenehm für den chinesischen Missionar, wenn wir seine Sprache lernten und ihm die Mühe ersparten, die unsre zu lernen. Aber wir thäten es nicht, und ebensowenig thut's der Südsee-Insulaner, dessen geliebte Muttersprache so alt ist wie die unsre. Der Turm von Babel! Es heißt, die Bewohner der Neuhebriden kommen unmittelbar von der Sprachverwirrung her und ich glaube es wirklich.

Trotz alledem wäre es herrlich, wenn unsre Insulaner Englisch könnten und wir lehren sie es gerne, soviel es geht. Sie müssen recht oft auf unsre Kosten gelacht haben bei unsern Versuchen, Aniwisch zu sprechen. Wir können zwar den Eingebornen etwas vorplappern und wir verstehen sie ziemlich gut, aber sie könnten uns sehr leicht betrügen, ja sie könnten vor unsern Ohren, ohne daß wir's merkten, unsern Untergang planen; sie brauchten nur ihre Absichten in einer ihnen geläufigen bildlichen Redeweise auszudrücken. Sie haben unsre Fehler geduldig ertragen und uns nicht halb so sehr

ausgelacht, als sie gekonnt hätten, denn sie freuen sich wie Kinder über einen Spaß und sind ein lustiges Völkchen; oft lachen sie so herzlich, daß sie sich auf dem Boden wälzen.

. . . . . .

Ich hatte mir oft, solange ich auf der Insel war, ausgemalt, wie es mir sein würde, wenn ich wieder die Straßen der Civilisation betrete. Ich hatte aber gar keine besondern Empfindungen. Es gab sich alles ganz natürlich, und als wir am nächsten Tag eiligst Einkäufe machten (was höchst nötig war, ehe ich mich irgendwo sehen lassen konnte), war mir's, als wäre ich gar nie fortgewesen. Es war höchst lustig, als Litsi *), ehe wir ans Land gingen, zum erstenmal Schuhe anzog. Sie war so unsicher auf den ungewohnten Lederfüßen, daß ich den Kleinen trug, denn sie mußte sich mit den ausgestreckten Armen im Gleichgewicht erhalten; trotzdem ging sie schwankend einher und schrie immer: „Missi, Missi, ich falle, ich falle!" Litsi hatte sehr hohe und etwas übertriebene Erwartungen von dem Land des weißen Mannes und der Missionare, wo sie nichts sehen würde als was gut und rein und heilig war. Aber zu Ehren derer, die sie kennen lernte (die Zeitungen konnte sie ja nicht lesen) muß ich es sagen: Sie ist nicht enttäuscht worden. Als ich in Adelaide ankam und sie den königlichen Willkommen sah, der mir von meiner geliebten Mutter und Schwester und von all den Lieben zuteil wurde, machte es auf sie einen überwältigenden Eindruck. Ich war natürlich außer mir vor Freude und rannte von einem Zimmer ins andre und wir plauderten alle fröhlich, während man mir das hübsche neue Pfarrhaus zeigte und die kleinen Vettern Freundschaft schlossen. Als ich endlich in mein Zimmer hinaufging, fand ich Litsi auf dem Boden sitzend und schluchzend, als ob ihr das Herz brechen wollte. Auf meine besorgte Frage nach dem Grund dieser Thränen sagte sie: „Missi, ich wußte nicht, was du aufgegeben hattest, um in unser finsteres Land zu kommen. Ich wußte nicht, daß du solch eine Mutter, oder solch eine Schwester und solch einen Schwager verlassen hattest. Wir wußten nicht, daß ihr ein so schönes Daheim habt. Ich fürchte, ich fürchte, du wirst nicht wieder in unser finsteres Land kommen!"

Litsis Bemerkungen über die civilisierte Welt zeigten mehr Verstand als in der Regel die Bemerkungen der Weißen über die Heidenwelt. Sie fragte mich einmal, ob alle Einwohner von Adelaide im Streit lebten, weil so selten einer den andern beim Begegnen grüße, und als ich ihr sagte, sie müßten vorher einander vorgestellt

*) Das eingeborene Kindermädchen.

werden, meinte sie, es wäre doch genug, daß sie wüßten, sie seien Christen.

In einem Pfarrhaus kam sie sehr bestürzt zu mir und sagte: „Hast du nicht gesagt, Herr Blank sei ein Missi?" „Ja, warum nicht?" „O, du mußt dich getäuscht haben. Sieh, er hat eine Pfeife im Mund." Wahrhaftig, da sah ich den würdigen Pastor, wie er sich in der Stille des Gartens sein Pfeifchen schmecken ließ. Ich wußte, daß die Missionare aus guten Gründen den Tabak verboten hatten, aber da mir im Augenblick keine Erklärung einfiel, warum das Rauchen bei einem Schwarzen böse sei und bei einem Weißen nicht, murmelte ich etwas, daß die Leute manchmal gegen das Zahnweh rauchten. Wieviel unnötiges Mitleid verschwendete Litsi von da an auf den unglücklichen Pfarrer!

Um Mißverständnisse zu verhüten, will ich hier gleich sagen, daß mit der Zeit die Tabakfrage von den jüngeren Missionaren der Synode vorgelegt wurde. Sie sagten, durch das Verbot des Rauchens zeige man den Wilden ein falsches Bild christlichen Lebens, denn wenn sie in civilisierte Länder kommen, sehen sie ja gleich, daß auch wirkliche Christen rauchen. So wurde das Handelsverbot aufgehoben und die Dayspring darf jetzt Tabak als Tauschware führen. Die älteren Missionare in ihrer schwierigen Stellung hatten triftige Gründe, den Tabak zu verbieten, besonders wegen des schlechten Einflusses einiger Handelsgesellschaften; aber jetzt sind die meisten zu der Einsicht gekommen, daß das Verbot eher ein Hindernis für das Evangelium ist. Das Rauchen kann jedenfalls in einer Weise freigegeben werden, daß es unschädlich bleibt, und es ist wirklich so viel schreiende, zweifellose Sünde um uns her, die auf jede Gefahr hin verboten und aufgedeckt werden muß, daß Dinge, die an sich nicht sündhaft sind, erlaubt werden dürfen.

Ich habe lange vor meinem Mann nachgegeben (wenn er es überhaupt gethan hat) und es macht mir viel harmloses Vergnügen, dem Koch und dem Hirten jede Woche ein bißchen Tabak zu schenken, allerdings immer mit dem strengen Befehl, daß innerhalb des Missionsgehöftes nicht geraucht werden darf.

Wieviel hatte Litsi von den Wundern von „Missis Land" zu erzählen, als sie heimkam! Ihre Berichte waren so ganz anders, als die der Wilden, die mit den Sklavenhändlern gereist waren und nur das Böse gesehen hatten, das sie so schnell nachahmen, denn sie verstehen blitzschnell, was sich an ihre niedere Natur wendet. Litsi hat wie ihr Vater, der liebe alte Namakei, einen edlen, feinen Charakter und ihr liebes, gescheites Gesicht hat alle Herzen gewonnen. Ich kann nie dankbar genug sein für die Freundlichkeit, ja Achtung, mit

der sie von unsern edeln Freunden in Australien behandelt wurde. Helenens Dienstboten lehrten sie Lieder und sangen mit ihr abends in der Küche, so daß sie sich ganz daheim fühlte. Sie merkte instinktmäßig gleich, ob die Leute eine verständnisvolle Teilnahme für sie hatten, oder ob sie sie nur hätschelten wie ein Schoßhündchen, das zufrieden ist, wenn man ihm genug zu essen giebt."

Wir fügen hier aus einem Brief vom Jahr 1880 noch ein paar für die Aniwer charakteristische Züge bei.

„Bei unsrem letzten Besuch in Australien hatte ich Jawasi als Kindermädchen bei mir. Sie wurde überall freundlich behandelt, aber ich erfuhr erst bei einer besonderen Veranlassung, daß sie oft weinte, weil man sie so angaffte. Sie wurde einmal hereingerufen, um eine würdige Missionsfreundin zu begrüßen, die alsbald ihre Brille zurechtrückte und Jawasi von Kopf zu Fuß betrachtete. Das Mädchen schlich sich fort und schickte mir abends durch eins der Kinder folgendes Briefchen (sie schreiben immer, auch an die Hausbewohner, sobald sie etwas Besonderes oder Unangenehmes zu sagen haben): „Unser Vater im Himmel hat uns alle, Schwarze und Weiße, geschaffen. Warum sollten die weißen Kinder die schwarzen angaffen, als ob sie wilde Tiere wären?" Ich eilte, sie zu trösten und erinnerte sie daran, wie die Aniwer uns bei unsrer Ankunft nicht nur angegafft, sondern am ganzen Körper betastet hatten. Sie erwiderte: „Ich glaube nicht, daß das dich so kränkte wie mich! Du wußtet, daß du über uns standst und hast von Wilden nichts Besseres erwartet!"

Jawasi war wirklich bis auf einen gewissen Grad civilisiert. Sie errötete unwillkürlich (ich merke es, wenn ein Schwarzer errötet, an der weichen, warmen Glut, die seine schwarze Haut überströmt), als sie die nackten Statuen im Park sah. Sie fragte mich, ob sie da aufgestellt seien, „um zu zeigen, was für finstre Herzen die Leute hatten, ehe sie den Gottesdienst annahmen." — Man fürchtete damals in Melbourne die Pocken und es wurde eine allgemeine Impfung befohlen. Jawasi war vorher tagelang in Aufregung bei dem Gedanken, daß sie dem Doktor ihren bloßen Arm zeigen sollte. Ich freute mich sehr über diese zarte Schamhaftigkeit bei einem Mädchen, das vor ein paar Jahren als eine ganz unerzogene Wilde zu uns kam.

Die Vielweiberei gehört jetzt auf Aniwa der Vergangenheit an, seit Waiwai, der einzige Mann, der noch daran festhielt, in einem Jahr seine zwei Frauen verloren hat. *) Sie waren beide ungewöhnlich

*) Waiwai war ein guter, christlichgesinnter Mann; er konnte sich nur nicht entschließen, eine von den Frauen zu entlassen.

schöne Frauen und er war ein liebender Gatte, der aber auch gern etwas Gutes aß und viel Bedienung verlangte. Als die zweite gestorben war, kam er mit einem trübseligen Gesicht und bat um eine Schaufel, damit er das Grab machen konnte. Er sagte: „Missi, hier ist eine große Leere", legte aber dabei die Hand nicht aufs Herz, sondern klopfte bedeutungsvoll auf den Magen. Er fügte hinzu, er habe nichts zu essen, und bat um etwas Thee. Der arme Kerl bekam gewiß Herzweh, wenn er daran dachte, daß ihm künftig niemand seine Leibgerichte kochen werde.

Die Eingebornen sind nicht, was man gefühlvoll nennt und sie überraschen uns manchmal durch eine sehr nüchterne Auffassung. Ich wiederholte einmal einigen Aniwern einiges aus einer herrlichen Predigt, die ich in Melbourne über den Text: „Andern hat er geholfen und kann ihm selber nicht helfen", gehört hatte, und erklärte ihnen, daß der Herr sich nicht helfen konnte, weil er nicht wollte. Ich war erfüllt von meinem Gegenstand und suchte meinen Zuhörern die wundervolle Liebe Gottes vorzustellen, der sich selbst zum Lösegeld für uns gegeben hat. Ich fragte dann, warum er all den Hohn und Spott der Gottlosen und die Qualen am Kreuz ertragen habe und nicht herabgestiegen sei, um sich zu retten. Ich bekam die unerwartete Antwort: „Aber Missi, er war ja angenagelt."

Wir lassen nach dieser Abschweifung Frau Paton in ihrem Bericht vom Jahr 1875 fortfahren.

„Das Heimkommen war herrlich! Mein Mann und die Schwarzen hatten alles Erdenkliche gethan für unsern Empfang. Das Wort „Willkommen" glänzte in großen Buchstaben über dem Haupteingang. Der Rasen und die Gärten waren in schönster Ordnung und einige Aenderungen, die ich längst gewünscht hatte, waren hübsch ausgeführt, u. a. war eine Kinderstube und eine weitere Schlafstube gebaut worden. Und dabei hatte alles jenen Hauch der Originalität, den nur die Eingebornen herstellen können. So waren z. B. Leintücher anstatt Tischtücher aufgelegt und umgekehrt.

Ich hatte sechs Wochen Zeit, um alles für die Missions-Synode vorzubereiten. Es ging herrlich, denn die guten Leute waren anspruchslose und leicht zu befriedigende Gäste. Sieben Missionare mit Einschluß des Kapitäns wohnten bei uns, und meine Köche und sonstigen Dienstboten waren auf der Höhe ihrer Aufgabe. Die Missionare hatten viele ernste, wichtige Dinge zu verhandeln und mußten kräftig ernährt werden, was wir so gut thaten, als unsere bescheidenen Mittel erlaubten.

Die Taufe des Kleinen war natürlich für uns das Wichtigste. Der liebe Herr Inglis, der alle unsre Kinder getauft hat, taufte

ihn am Schluß des ersten Sonntagsgottesdienstes. Den Eingebornen war diese erste Taufe eines weißen Kindes, die sie sahen (die andern Kinder waren auf Aneityum getauft worden) sehr merkwürdig. Doch — wenn ich die nackte Wahrheit sagen soll — das Töten eines Stiers am nächsten Morgen war ihnen noch viel wichtiger. Die halbe Einwohnerschaft der Insel erschien schon vor Tagesanbruch, um den Tod mitanzusehen, den sie leider möglichst tragisch gestalteten. Sie schossen sechsmal nach dem armen Tier und rannten dann davon und der Stier hinter ihnen drein. Herr Nelson feuerte den letzten Schuß ab und streckte das Tier zu Boden.

Die Dayspring ist in Sicht, darum lebt wohl!"

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Madagaskar. Die Bemühungen der Pariser Missionsgesellschaft, die Umtriebe der Jesuiten in Madagaskar ans Licht zu ziehen und zur Kenntnis der regierenden Kreise Frankreichs zu bringen, sind nicht ohne Wirkung geblieben. General Galliéni hat demzufolge wieder einen Erlaß ausgehen lassen, worin er die Proselytenmacherei und das Treiben der Jesuiten scharf tadelt und aufs neue Gewissensfreiheit zusagt. Allein trotz dieser Proklamation ist seitdem doch so manches vorgekommen, das nur zu deutlich zeigt, daß weder der Religionsfriede hergestellt, noch die gesetzlich zugesagte Gewissensfreiheit anerkannt ist. So wurden z. B. in der Provinz Betsileo achtzehn Howa-Geistliche und Lehrer der Londoner Mission einfach verbannt. Zwei derselben, die sich schließlich dazu verstanden, zum Katholizismus überzutreten, durften infolge dessen im Lande bleiben. Manche französische Offiziere und Befehlshaber der Militärposten bemühen sich zwar, der Proklamation Galliénis nachzukommen, aber andere scheinen sich unter dem Einfluß der Jesuiten nicht daran zu kehren. Letztere setzen überhaupt alles daran, die Militärgewalt zu ihren Zwecken auszunützen, und daß sich diese nur allzuoft zur Vergewaltigung der Protestanten hergiebt, dafür könnten Beispiele genug beigebracht werden. So nahm der Kommandant von Ambatomanga, wo es bisher keinen einzigen Katholiken gab, den Evangelischen ohne weiteres ihre Kirche weg und quartierte darin seine Truppen ein. Er war zwar wegen des Belagerungszustandes hiezu berechtigt, aber es war nur das Vorspiel zu weiterer Bedrückung. Statt daß er ihnen etwas dafür vergütete, ließ er einen katholischen Priester kommen und wies ihm das beste Haus im Ort an. Die Protestanten mußten sich von da ab im Freien versammeln, wo ihnen der Pariser Missionar Escande im Regen Gottesdienst hielt. In Ambohijoki ließ derselbe Offizier die Leute auf den Marktplatz zusammenrufen und sagte ungefähr folgendes: „Ich bin Katholik und euer aller Herr! Ihr habt mir zu gehorchen. Wer nun Ka-

tholik zu werden wünscht, der hebe die Hand auf!" — Viele, dadurch eingeschüchtert, hoben infolge dessen ihre Hand auf. Nun sollten die, die Protestanten bleiben wollten, vortreten. Der Evangelist des Orts und einige andere kamen herbei und meldeten sich. „Was", donnerte sie der Offizier an, „ihr wollt euch gegen mich auflehnen?" „Nein, das wollen wir nicht", hieß es; „aber wir wissen, daß uns Frankreich erlaubt, Gott nach unserem Gewissen zu dienen und wir möchten deshalb im Gehorsam gegen die französischen Gesetze Protestanten bleiben!" Darauf schaute sie der Offizier mit durchbohrendem Blick an und bedrohte sie mit den Worten: „euch werde ich strafen!"

Ein besonders wirksames System, die Protestanten gewaltsam zum Katholizismus herüberzuziehen, wendet der General-Gouverneur Razafindrainibé an. Er nötigt einfach die protestantischen Gouverneure dazu, ihren Glauben zu wechseln. Weigern sie sich dessen, so werden sie sofort abgesetzt und Katholiken erhalten ihre Stellen. Den Gouverneuren wird sodann streng anbefohlen, ihre Untergebenen entweder gutwillig oder mit Gewalt zum Katholizismus zu bekehren. Da die Gouverneure trotz der französischen Verwaltung immerhin noch viel Macht in Händen haben und z. B. die Leute zu Frondiensten herbeiziehen oder aber sie der Teilnahme am Aufstand der Fahawalo beschuldigen können, so ist die Bevölkerung vollständig eingeschüchtert. Unter diesen Umständen hält es nicht schwer, eine Anzahl von Leuten zu finden, die sich dazu hergeben, eine Bittschrift einzureichen, wonach man die oder jene evangelische Kirche in eine römische umwandeln möge. Die Erlaubnis dazu wird dann natürlich von allen Vorgesetzten bereitwilligst erteilt. — Ein Ohrenzeuge erzählt von einer Volksversammlung, die ein Offizier in einem Dorf zusammenrief und hier etwa folgendes sagte: „Ihr wisset, daß alle Madagassen nach dem Gesetz volle Freiheit haben, Gott nach ihrem Gewissen zu dienen. Es steht euch deshalb frei, Protestanten oder Katholiken zu sein. Ihr könnt euch nun nicht beschweren, daß ich einen Druck auf euch ausübe. Aber warnen und zu bedenken geben möchte ich euch, daß wenn ihr nicht Katholiken werdet, ihr es mit mir zu thun habt." Hierauf rief er den protestantischen Lehrer und sagte ihm: „Du bist Protestant; willst du nun Katholik werden?" Als der junge Mann zauderte, bedrohte ihn der Offizier derart, daß der arme Lehrer schließlich aus Furcht nachgab. Mit seinem erzwungenen Uebertritt ging auch die Schule an die Katholiken über. Der Offizier berichtete dann an seine Vorgesetzten, daß die Leute alle zum Katholizismus überzutreten wünschten. So geschah es, daß auch die dortige Kirche den Protestanten entrissen und den Jesuiten ausgeliefert wurde. — Vor allen sind die englischen Missionare mit ihren Gehilfen in die Acht gethan. Wer von den Eingebornen es wagt, sich zu ihnen zu halten — und sei es in Krankheits- oder Sterbefällen — dem wird mit Gefängnis und harten Strafen gedroht. Es sind himmelschreiende Ungerechtigkeiten, die sich die Jesuiten gestützt auf die französische Militärgewalt gegen die wehrlosen Madagassen erlauben, und es wäre wohl um die evangelische Mission auf der Insel geschehen, wenn nicht die Pariser Missionsgesellschaft sich der bedrängten Glaubensgenossen thatkräftig annehmen würde. Erst kürzlich hat sie fünf Missionare: drei Geistliche und zwei Lehrer, dahin abgehen lassen und hofft, noch weitere Kräfte dafür zu gewinnen. Auch vor

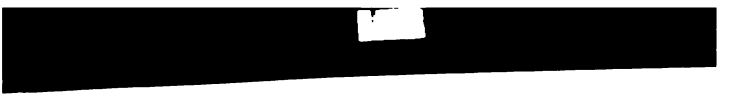
Gott gedenken die Protestanten Frankreichs getreulich der armen Madagassen. Nach den letzten Nachrichten des „Journal des Missions Evangéliques“ ist die Sachlage überaus ernst. In Tananarivo hat die Mission fast alle ihre großen Schulgebäude: die des Kollegs, der Normalschule und der beiden höheren Mädchenanstalten an die Regierung abtreten müssen, die die Gebäulichkeiten für öffentliche Zwecke benützt. Uebrigens hat General Galiéni ein staatliches Institut ins Leben gerufen, worin sowohl Lehrer als Dolmetscher und Beamte für den Staatsdienst ausgebildet werden sollen.

Die Tibetische Pionier-Mission (vergl. S. 80 ff.) macht einige Fortschritte. Miß Taylor kann von Yatong aus berichten, daß sie in dem nahen Gnatong in Sikkim das Holzhäuschen für die Mission angekauft hat, in welchem sie früher den englischen Soldaten Bibelstunden hielt. Daselbst wohnt jetzt die in der Sprache schon ziemlich geförderte Miß Ferguson, die an den Leuten der Handelskarawanen und den Hirten der Umgegend arbeitet, und neu eintretende Missionarinnen in die tibetische Sprache und das tibetische Leben einleiten will. Eine Miß Foster in Australien will als Gehilfin und besonders Sekretärin bei Miß Taylor eintreten, die neben ihrer Missionsarbeit die sich häufende Korrespondenz und schriftlichen Arbeiten nicht mehr allein bewältigen kann. Jetzt ist diese Gehilfin wahrscheinlich schon in Yatong. Miß Maud Russell bereitet sich in London für den Missionsdienst vor und stößt wahrscheinlich noch diesen Sommer zu den übrigen Missionarinnen. Der früher in Gnatong durch den Dienst von Miß Taylor erweckte Korporal Collier, der nach Jensen's Tod der Missionarin rechte Hand war, hat die Armee verlassen, studiert in einem theologischen Seminar und will dann in Tibet thätig sein. — Zu Weihnachten versammelte die Missionarin 200 Tibeter und Chinesen in einem ihr überlassenen großen Schopf um einen großen Christbaum, traktierte sie mit Thee und Backwerk, verteilte die ihr aus England gesandten Gaben und zeigte und erklärte ihnen auf dem Lichtschirm biblische Bilder, von denen besonders „Christus am Kreuz“ Eindruck zu machen schien. — Bis jetzt wurden über 1000 tibetische Evangelienbücher und ebenso viele chinesische Schriftteile unter die Leute gebracht und auch im Innern von Tibet verbreitet. — Im Mai tritt die Sikkim-Tibetische Grenz-Kommission wieder zusammen, und Miß Taylor hofft, daß die Beratungen derselben eine weitere Eröffnung von Tibet zur Folge haben werden. — Auch von einer etwas schmerzlichen Erfahrung hat Miß Taylor zu berichten. Ihr vieljähriger, treuer Diener Puntso nämlich, der voriges Jahr eine Tibeterin geheiratet, hat jetzt auf Andringen seiner Frau den Dienst verlassen und sich in Tschumbi als Händler etabliert, wahrscheinlich um seine Einnahmen zu verbessern. Puntso hätte seiner Frau nicht nachgeben sollen, aber doch zeugt auch dieser Fall von der bevorzugten Stellung der Frauen in Tibet, gegenüber China und Indien, die auch nach dem wiederholten Zeugnis des Reisenden Rockhill, im Hauswesen durchaus die erste Stimme haben. (Nach Mitteilungen von G. Th. Reichelt.)

Westafrika. Bekanntlich ist vor einigen Monaten der Emir von Bida (in Nupe) durch eine Expedition der Niger-Kompagnie geschlagen und zur Unterwerfung gezwungen worden. Damit ist zugleich der gesamten Herrschaft der mohammedanischen Fulbe in jenem Teil des Sudan ein heilsamer Schrecken

eingejagt worden und es iſt zu hoffen, daß die hier im großen Stil betriebenen Menſchenjagden und Sklaventransporte in Zukunft durch den engliſchen Einfluß ſo viel als möglich eingeſchränkt werden. Jedenfalls iſt dies von Nupe anzunehmen, über das von jetzt ab die Niger-Kompagnie ein gewiſſes Hoheitsrecht ausübt. Zugleich hofft aber auch die engliſch-kirchliche Miſſionsgeſellſchaft ihren längſt vorbereiteten Plan ausführen zu können und von Lokodſcha (am Zuſammenfluß des Niger mit dem Binue) aus in die Gebiete des mohammedaniſchen Sudan vorzugehen. Biſchof Tugwell hat deshalb einen Aufruf an alle engliſchen Miſſionskreiſe erlaſſen, worin er dringend auffordert, die jetzt geöffneten Thüren zu benützen und ihm dazu die nötigen Leute und Geldmittel zur Verfügung zu ſtellen. Vor allem will er Bida, die Hauptſtadt von Nupe, und das centralgelegene Gebiet von Yakoba beſetzen und dann von hier aus wenn möglich nach der bedeutenden Handelsſtadt Kano, ſowie nach den politiſchen Centren der Hauſa-Staaten: Sokoto und Gando vorgehen. Zur Ausführung dieſes Planes bedarf er ungefähr 20 bis 30 ordinierte Miſſionare, Handwerker und Aerzte und ca. 10 000 bis 15 000 Pfund Sterling. Wie es ſcheint, ſteht das Komitee der engliſch-kirchlichen Miſſion dem Plane ſympathiſch gegenüber und wir zweifeln auch gar nicht, daß ſich dafür in England die gewünſchten Leute und Gelder finden werden. Eine andere Frage iſt nur, ob auch wirklich der mohammedaniſche Sudan ſchon ſo weit der Miſſion erſchloſſen iſt, wie man in England infolge der jüngſten Niger-Expedition annimmt.

Uganda. Die Märznummer des Ch. Miss. Intelligencer giebt zum erſtenmal eine annähernd genaue Statiſtik der Uganda-Miſſion. Darnach giebt es jetzt dort über 57 000 Eingeborne, die unter dem Einfluß der Miſſion ſtehen und leſen können, oder es doch lernen. Dieſe „Leſer“ verteilen ſich auf 16 Provinzen oder Diſtrikte. Etwa 6000 derſelben finden ſich auf 33 Seſſe-Inſelchen, wo das Miſſionswerk erſt drei oder vier Jahre alt iſt. Die Zahl der kleineren und größeren Kirchen und Kapellen beträgt gegenwärtig 321, die nahezu 20 000 Zuhörern Raum gewähren. Der ſonntägliche Kirchenbeſuch wird auf mehr als 25 000 Perſonen geſchätzt und der an Werktagen auf mehr als 6000. Von dem eingebornen Kirchenrat ſind zur Zeit 192 Lehrer angeſtellt und beſoldet. Wohnung und Nahrung erhalten ſie von den Leuten, unter denen ſie arbeiten. Außerdem ſind es noch 533 Lehrer und Lehrerinnen, die mit Erlaubnis der Miſſionare von einzelnen Gemeinden angeſtellt ſind. Die meiſten derſelben ſind freiwillige Arbeiter und nur wenige erhalten etwas für ihre Mühe von der betreffenden Gemeinde. Alle dieſe 725 Lehrer und Evangeliſten ſind über das ganze Land zerſtreut, von Buſoga im Oſten bis nach Toro (am Albert Nyanza) im äußerſten Weſten, und von Bunyoro im Norden bis nach Naſa im Süden. Gegen 26 000 Neue Teſtamente und Evangelien ſind bis jetzt vom Volk gekauft worden. Die Zahl der Taufbewerber beträgt nahezu 2500, die der Chriſten über 6900, und der Kommunikanten 1355. Dabei iſt zu berückſichtigen, daß ſeit der Aufſtellung dieſes Cenſus im März 1896 alle dieſe Ziffern noch beträchtlich geſtiegen ſind. Ueberhaupt iſt der Fortſchritt des Chriſtentums in Uganda ein ſo raſcher, wie er in der Miſſionsgeſchichte kaum je erlebt worden iſt.



Dorfschaften im Hinterland von Deutsch-Togo.

Das Leben im Basler Missionshaus.

Von J. Haller.

(Schluß)

9. Das religiöse Leben.

Die Pflege des religiösen Lebens nimmt nicht den breiten Raum ein, wie das Lernen; aber es bildet die feste Grundlage des ganzen Missionshauslebens. Religiöses Leben ist die Voraussetzung schon beim Eintritt: „Wer in die Anstalt eintreten will, muß nicht bloß ein sittlich unbescholtener Jüngling sein, sondern wahrhaftiges Leben aus Gott besitzen. Es ist nicht genug, daß der Petent einmal von der Wahrheit des Evangeliums mächtig ergriffen und aus dem geistlichen Tod erweckt wurde. Wer andere bekehren will, muß selbst wahrhaftig und gründlich bekehrt sein, nicht bloß vorübergehend von dem Geiste Gottes angehaucht, sondern wahrhaft wiedergeboren sein aus dem heiligen Geist" — so lautet eine der Aufnahmebedingungen. Freilich ein Urteil darüber, ob diese Voraussetzung zutrifft, ist menschlichem Ermessen kaum möglich. Es ist eine ideale Forderung, der leider die Wirklichkeit nicht immer entspricht. Aber ein gewisses Maß von religiösem Leben ist doch bei allen vorhanden.

Als Förderungsmittel für das religiöse Wachstum der Zöglinge wirkt schon der Unterricht, zumal der Unterricht in religiösen Fächern. Er nimmt nicht bloß Verstand und Gedächtnis in Anspruch, sondern regt auch Herz und Gewissen an durch Anwendung von Schriftwahrheiten auf Herz und Leben, Betrachtung unserer Zeit im Spiegel der christlichen Wahrheit, Berücksichtigung von praktischen Fällen des Lebens und des Missionsdienstes, auch Beurteilung von Mißständen im Missionshaus.

Ein anderes Mittel zur Pflege des religiösen Lebens ist die regelmäßige und eifrige, aber nicht durch Gesetzesregeln geordnete

Teilnahme am gottesdienstlichen Leben der Stadt Basel. Das Missionshaus hat niemals eine für sich bestehende kirchliche Gemeinde gebildet; sondern es wollte immer mit der allgemeinen Landeskirche in Verbindung bleiben.

Die Teilnahme an der Feier des heiligen Abendmahls ist im allgemeinen der individuellen Freiheit anheimgegeben. Dagegen kommt die ganze Missionshausgemeinde jährlich vier Mal gemeinsam zum Tisch des Herrn in der Leonhardskirche, in deren Sprengel das Missionshaus liegt. Zu den schönsten und ernstesten Stunden im Missionshaus gehören nach meinem Empfinden die Vorbereitungsstunden, die am Samstag abend (9 Uhr) vor den Abendmahlssonntagen von einem der älteren Lehrer gehalten werden. Mit der Abendmahlsfeier hängt eine eigentümliche Einrichtung des Basler Missionshauses zusammen: der sog. Durchgang. Jeder Bruder kommt auf das Zimmer eines Lehrers zu einer persönlichen Besprechung. Der Durchgang giebt Gelegenheit zur Ausgleichung irgend welcher Differenzen, zur Beilegung von Mißverständnissen, zu vertrauensvoller gegenseitiger Aussprache, unter Umständen auch zu ernster Mahnung und Warnung. Diese seelsorgerlichen Besprechungen bringen den Lehrern die schwierigsten Aufgaben, zumal den jüngeren, vollends wenn dieselben noch jünger sind als die ihnen zugewiesenen Zöglinge. Aber sie gehören zu den wohl begründeten und überaus wertvollen Einrichtungen, die kein Lehrer entbehren möchte.

Die täglichen Morgenandachten werden von den Kandidaten, die Abendandachten von den älteren Lehrern des Hauses gehalten. Nachdem etliche Verse aus dem schweizerischen Gesangbuch gesungen sind, wird ein Bibelabschnitt gelesen und erklärt; Gebet und Gesang schließt die Andacht. Morgens wird das Neue Testament behandelt und zwar so, daß immer nach einem Evangelium einige Briefe vorgenommen werden; in fünf bis sechs Jahren kommt das ganze Neue Testament zur Behandlung. Die Größe des Abschnitts, der an einem Tag behandelt wird, richtet sich nach dem Inhalt und nach der Eigenart des Lehrers. In der Morgenandacht wird auch Losung und Lehrtext verlesen und die Namen der in Basel ausgebildeten Missionare und Prediger mitgeteilt, die gerade Geburtstag haben. In den Abendandachten wird das Alte Testament fortlaufend besprochen. Die Abendandachten fallen jedoch häufig aus: am Mittwoch halten die einzelnen Klassen ihre Andacht auf ihren Zimmern; es sind die sogenannten „Brüderkonferenzen"; am Samstag wird regelmäßig von 7—8 Uhr eine Missionsstunde gehalten. Am Montag morgen und Donnerstag abend tritt an Stelle der gewöhnlichen Andacht eine Gebetsstunde. Am Sonntag morgen eröffnet ein

vierstimmiger Choral die Andacht; dann werden die württembergischen Sonntagsperikopen, Evangelium und Epistel verlesen. Am Sonntag abend wird ein Bibelabschnitt gelesen nur, nicht besprochen.

Die Hochschätzung der regelmäßigen Hausandachten drückt die Hausordnung aus: „In dem Geist einer wahren, das Herz erwärmenden Andacht ist der eigentliche Lebenspunkt unserer Anstalt zu finden. Haben wir diese Perle verloren, so ist das Grundelement unserer Missionsschule eingebüßt. Der Herr bewahre uns vor diesem fürchterlichen Verluste!"

Am Sonntag abend werden im Betsaal öffentliche Bibelstunden über alttestamentliche oder neutestamentliche Bücher vom Missionsinspektor gehalten, deren Besuch von seiten der Brüder nicht förmlich verlangt, aber erwartet wird.

Der Förderung des religiösen Lebens und noch mehr der Missionsliebe dienen die an jedem Samstag abend im Missionshaus gehaltenen Missionsstunden. Nach Gesang, Eingangsgebet und kurzer biblischer Ansprache werden die neuesten Nachrichten von den Basler Missionsgebieten vorgelesen.

Am ersten Montag jeden Monats wird eine Missionsstunde in der Elisabethenkirche gehalten. Die von den beiden theologischen Lehrern gehaltenen Vorträge beschäftigen sich sehr häufig mit Missionaren und Missionsgebieten, die nicht der Basler Mission angehören. Die Zöglinge erscheinen vollzählig und eröffnen den Gottesdienst mit Chorgesang. Auch die Vorträge über Judenmission werden regelmäßig von ihnen besucht.

Der Einfluß des religiösen Lebens der Stadt Basel wirkt auf das Missionshaus zurück. Basel bietet wie kaum eine andere Stadt deutscher Sprache reichliche Gelegenheit, religiöse Vorträge von hervorragenden Männern zu hören. Weil mit allzuhäufigem Besuch von solchen Vorträgen Gefahren verbunden sind, werden jedoch die regelmäßigen Andachten, Bibelstunden u. dergl. im Missionshaus nur sehr selten zu Gunsten jener außerordentlichen Versammlungen unterbrochen.

Bei der Mehrzahl der Zöglinge läßt sich in religiöser Hinsicht ein bedeutendes Wachstum in die Tiefe und in die Breite beobachten. Mancher innerlich unreife, schwache, einseitige, wenn auch edle Bruder wächst heran zu einer christlichen Persönlichkeit, zu einem christlichen Charakter. Allerdings vollzieht sich dieser Fortschritt bei vielen nicht ohne eine Krisis. Diese tritt zumeist in den mittleren Jahren des Aufenthalts im Missionshaus ein. In

den ersten zwei Jahren wirkt vielfach noch die jugendliche Begeisterung für die Mission nach, die manche zum Eintritt ins Missionshaus veranlaßt hat. Sie schwindet etwa beim Uebergang ins mehr männliche Alter, in den mittleren Klassen, wo auch das Arbeitspensum das größte ist und der sprachliche Unterricht sehr viel Zeit beansprucht. Die theologischen Lektionen mit ihrem religiös und sittlich vertiefenden Einfluß treten noch zurück und das Ziel des praktischen Missionsdienstes liegt in weiter Ferne. Die Krisis ist eine verschiedenartige: bei den einen tritt die Neigung auf, sich der Autorität der Lehrer und den Ordnungen des Hauses nicht mehr zu beugen, andere haben eher Neigung zum Leichtsinn, und wieder andre tragen sich mit dem sorgenvollen Gedanken, ob sie wirklich tüchtig seien zum Missionsdienst. Zumeist nehmen diese Krisen einen günstigen Verlauf. Im Grunde sind sie eine sehr leicht begreifliche Erscheinung. Von hier aus aber fällt ein Licht zurück auf die sechsjährige Ausbildungszeit. Wer diese angreift, unterschätzt nicht nur den Wert einer gründlichen wissenschaftlichen Vorbildung, sondern auch den segensreichen Einfluß einer sechsjährigen Erziehung.

Als charakteristische Züge des religiösen Lebens im Missionshaus dürfen wohl hervorgehoben werden: Glaubensmut und Gebetstreue. Trotz der günstigen Lage der Mission in unseren Tagen fordert der Missionsdienst Mut. Dieser Missionsmut thut sich am deutlichsten kund, wenn Todesnachrichten aus Afrika einlaufen. Schmerz und Trauer, aber nicht Verzagtheit und Mutlosigkeit stellen sich im Bruderkreis ein, und es wären wohl fast alle Zöglinge der ältesten Klasse bereit, sofort nach Afrika zu reisen. Hinsichtlich des Gebetslebens sei besonders die Treue in der Fürbitte erwähnt: die Missionare auf den Missionsfeldern und auf den Reisen, Brüder, welche krank darniederliegen oder den sittlichen Gefahren des Kasernenlebens ausgesetzt sind, betrübte und schwache Brüder im Hause selbst werden nicht vergessen. Die Gebetskämmerchen im Dachstock des Hauses erfüllen heute noch ihre Bestimmung.

Durch das ausgeprägte religiöse Leben wird das Gesamtleben im Missionshaus stark beeinflußt.

Schon der Verkehr der Brüder untereinander zeigt den Einfluß des Christentums. Der Brudername, der in allen deutschen

Missionshäusern üblich ist, entspricht ja zunächst dem Vorbild des Neuen Testaments; sein Gebrauch ist in Süddeutschland in den pietistischen Kreisen allgemein verbreitet, in Norddeutschland in der gegenseitigen Anrede der Pastoren: „Herr Bruder.“ Stimmt aber der Name mit den thatsächlichen Verhältnissen zusammen? Wenn auch Entzweiung und Unbrüderlichkeit im Missionshaus vorkommen, so herrscht doch im ganzen ein brüderlicher Geist. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit unter dem himmlischen König und Herrn der Mission ist vorhanden. Das bewirkt auch ein Gefühl gegenseitiger Verantwortlichkeit, weshalb der eine es wagen darf, den andern zu warnen oder zu mahnen. Was die Hausordnung andeutet mit dem Namen „Missionsfamilie“, das Bewußtsein herzlicher und treuer Gemeinschaft und ein dementsprechendes Handeln und Wandeln, ist thatsächlich vorhanden.

Die Früchte des religiösen Lebens zeigen sich ebenso in der Arbeit. Fleiß, Gewissenhaftigkeit, Treue im Studium sind Missionshaustugenden. Mangel an Fleiß begründet schon sehr ernste Bedenken über die Brauchbarkeit eines Zöglings. Häufiger kommt ein Lehrer in die Lage, einen Zögling vor übermäßigem Eifer in der Arbeit warnen zu müssen, da er seine Gesundheit schädigt. Die „Missionshauskrankheit“, von welcher Inspektor Josenhans einem neuberufenen Hausarzt Mitteilung machte, — vollständige und anhaltende Erschlaffung der geistigen Kräfte infolge von Ueberanstrengung — taucht leider immer wieder auf und hat manchmal eine längere Unterbrechung des Studiums zur Folge.

Die Früchte zeigen sich auch in der Stellung zu den Lehrern. Nicht als ob nicht manches scharfe Urteil gefällt würde über die Lehrer, zumal die jüngeren, nicht als ob Ungehorsam und Widerspenstigkeit im Missionshaus gänzlich unbekannt wären; aber durchschnittlich genießen die Lehrer viel mehr Achtung und viel mehr Liebe als in andern Anstalten. Die Mehrzahl der Zöglinge nimmt auch eine Zurechtweisung ohne Verbitterung an. Diese Thatsachen sind um so bedeutsamer, als das Alter der Zöglinge bis auf 27 und 28, ja ausnahmsweise auf 30 Jahre steigt.

Zweifellos ist viel Licht und wahrhaftes, echt christliches Leben im Missionshaus. Nun ist es eine uralte Thatsache, die der aufmerksame Bibelleser schon in den Briefen des Apostels Paulus reichlich bezeugt findet und welche noch heutzutage den Missionaren bei den Heidenchristen so viel Mühe und Sorge macht, daß reli-

giös angeregte Menschen den Uebergang vom Glauben zum Leben nicht immer finden. Religiosität und Sittlichkeit, Fromm-sein und Gut-sein stimmen nicht immer zusammen. Diese leidige Thatsache wird bestätigt durch vereinzelte Fälle von Unehrlichkeit oder Lügenhaftigkeit, oder noch schlimmeren Dingen, die im Missionshaus vorgekommen sind.

In besonderem Maß sind die Zöglinge der Gefahr der Selbstüberhebung ausgesetzt. Die rasche Hebung ihrer sozialen Stellung, ihres Wissens und auch die starke Förderung ihres religiösen Lebens machen diese Gefahr begreiflich, welcher mancher unterliegt. Daneben aber fehlt es nicht an wirklichen Mustern der Demut. Der Versuch, der wissenschaftlichen Ausbildung ein weniger hohes Ziel zu setzen, würde die Gefahr des Hochmuts nur vergrößern, nicht vermindern.

Im ganzen ist der Missionshausgeist ein ernster und doch fröhlicher Geist, ein Geist des Glaubens und des Gebets, ein Geist der Einigkeit und Liebe. Nur erwarte man nicht in übergeistlichem Sinn, daß von Weltgeist und Sündengeist im Missionshaus keine Spur zu finden sei.

10. Abschied vom Missionshaus.

Sechs Jahre sind dahin: reich an Arbeit und Anstrengung, aber auch gesegnet durch Fortschritte im Wissen und durch Vertiefung des Christenlebens. Der Missionszögling wird Missionar.

Die wichtigste Frage ist: wohin? auf welches Arbeitsfeld? Die Entscheidung über die Zuweisung auf ein Missionsgebiet liegt nicht in der freien Wahl der Zöglinge, vielmehr hat sich jeder schon durch seinen Eintritt dem Komitee zur Verfügung gestellt. Das Missionskomitee trifft die Entscheidung. Diese Praxis entspricht dem Namen „Missionar", d. h. Gesandter, Sendbote. Selten sind wohl die Fälle, daß ein Bruder in offizieller Weise einen Wunsch ausgesprochen hätte, dagegen zieht dann und wann ein Missionar gegen seine ursprüngliche Neigung im Gehorsam gegen seine „Bestimmung" auf ein Arbeitsgebiet hinaus.

Kurz nach den Osterferien, Ende April, pflegt das Komitee die entscheidende Sitzung zu halten. Außerordentliche „Bestimmungen"

werden dann und wann durch zahlreiche Todesfälle oder schwere Erkrankungen in den afrikanischen Missionsgebieten veranlaßt. Die Spannung auf die Hauptbestimmung ist begreiflicherweise groß. Ist doch die Art der Arbeit, die Aussicht auf Erfolg der Missionsthätigkeit, die Wahrscheinlichkeit einer kürzeren oder einer längeren Arbeitszeit, die Aussicht auf baldiges oder späteres Wiedersehen der Heimat so gar verschieden, je nachdem die Bestimmung lautet.

Bei der Bestimmung kommt es vor allem auf den Charakter und auf die Fähigkeiten des einzelnen an. Es wäre nicht jedermanns Ding, sich mit den disputierfüchtigen Hindus abzugeben oder in einem indischen Schulkomplex den Unterricht zu überwachen und selbst Unterricht zu erteilen. Ein anderer hätte nicht Geduld und Schlichtheit genug, um mit Freuden unter den kindlichen Negern thätig zu sein. Wieder ein anderer würde sich abgestoßen fühlen durch den chinesischen Nationalstolz und hätte nicht die Fähigkeit, die in Klang und Bau so eigenartige Sprache Chinas zu erlernen. Allerdings liegt gerade hier etwas Unwägbares vor; es ist manchmal, wenigstens nach meiner Erfahrung, der unmittelbare, manchmal schon der erste Eindruck von der ganzen Persönlichkeit: dieser Zögling ist ein „Afrikaner", jener ein „Chinese." Daneben fällt der Gesundheitszustand schwer in die Wagschale. Schwächliche Leute kann ein gewissenhaftes Komitee nicht den Gefahren der afrikanischen Fieber aussetzen; in den günstigeren Strichen Indiens, in Südmahratta oder namentlich auf den Nilagiri (Blauen Bergen) können sie Tüchtiges leisten. Das ärztliche Gutachten, das vor der Bestimmung für jeden einzelnen ausgestellt wird, führt manchmal unerwartete Veränderungen herbei. Ein dritter Gesichtspunkt für die Bestimmung ist das Bedürfnis der Missionsgebiete. Hat der Tod in Afrika in wenigen Monaten viele Lücken gerissen, oder wird die Zahl der aus Indien heimkehrenden Missionare groß sein, so müssen rasch Ersatzleute geschickt werden. Zeigt ein Gebiet eine ungeahnt starke Vermehrung der Gemeindeglieder — man denke an Kodakal in Malabar in den letzten Jahren — so muß das Stationspersonal vermehrt werden, damit im Geistlichen und auch in äußerlichen Dingen für die junge Gemeinde hinreichend gesorgt ist. Wächst eine Mission langsam aber stetig, wie die chinesische, so wird auf eine allmähliche Verstärkung der Missionskräfte Bedacht genommen. So wirken verschiedenartige Faktoren zur Bestimmung des einzelnen zusammen. Aber gerade in dem Zusammentreffen von Faktoren, welche großenteils von menschlichem Wollen unabhängig sind, liegt etwas Göttliches. Deshalb sieht der Missionar mit Recht seine Bestimmung als eine göttliche Sendung an.

Zahlreiche Pastoren an deutschen Gemeinden in den Vereinigten Staaten, in Brasilien, Australien und Südrußland sind aus dem Basler Haus hervorgegangen, als die Missionsschule einen Ueberschuß an brauchbaren und tüchtigen Missionskräften, jene Länder aber einen bedeutenden Mangel an Geistlichen hatten. Jetzt kann Basel seine Missionszöglinge sämtlich im eigenen Dienst verwenden, zumal seitdem die Mission in Kamerun nicht nur wegen der zahlreichen Todesfälle, sondern auch wegen der vielen Erholungsreisen eine bedeutende Anzahl von Missionaren erfordert. Wenn in neuerer Zeit dann und wann ein Zögling Basels nach Amerika übergesiedelt ist, so hat entweder seine Gesundheit eine Aussendung in ein Tropenland nicht gestattet, oder er hat sich durch irgend ein Vergehen selbst vom Missionsdienst ausgeschlossen.

Das letzte Vierteljahr im Missionshaus wird, soweit es die laufenden Arbeiten gestatten, zur Einarbeitung in die Geschichte und in die Eigenart des Missionsfeldes verwendet, für welches jeder bestimmt ist. Dann beginnt die Zeit des Abschiednehmens. Am letzten Tage des Arbeitsjahres, in dessen Frühstunden noch einige Lektionen gehalten worden sind, zieht die ganze Schar der Missionsbrüder in kleinen Gruppen hinaus in das schöne Baselland nach der Schauenburg, einem freundlichen Kurhaus in engem Thal; auch einige Lehrer beteiligen sich an dem Ausflug. Einem jeden der scheidenden Brüder wird vom Chor ein für ihn gewähltes Lied gesungen, worauf er eine kurze Ansprache hält; jede Rede ist ein charakteristisches Zeugnis für den Mann. Gegen Schluß ergreift auch der eine oder andere Lehrer noch das Wort. Gemeinsamer Gesang schließt die Feier. Dieser Abschied vom Bruderkreis ist ein christliches Pendant zu der Tübinger Studentensitte der „Kandidatenfahrten."

Von dem Einsegnungsgottesdienst im Basler Münster in der Festwoche ist schon erzählt worden: es ist der Abschied von der Missionsgemeinde. Die Vakanz nach der Festwoche benützen die meisten, um da und dort in der Schweiz und in Deutschland Verwandten und Bekannten Lebewohl zu sagen. Diejenigen Missionare, welche auf die Goldküste oder nach Indien bestimmt worden sind, gehen in der zweiten Hälfte des Monats August nach England, um während eines 2—3 monatlichen Aufenthalts ihre englischen Kenntnisse zu vervollkommnen. Wer auf die Goldküste gesandt wird, reist ohne Sang und Klang von Liverpool nach

seinem Bestimmungsort. Die indischen Missionare kehren noch einmal nach dem Kontinent zurück, verweilen einige Tage in Basel, ehe sie über den St. Gotthard nach Genua oder Triest fahren, wo sie den Dampfer besteigen. Auch die nach Kamerun bestimmten Missionare, deren Weg über Hamburg geht, und die chinesischen Missionare, welche über Genua reisen, kommen nach der Sommervakanz noch einmal nach Basel zurück. Alle Missionare werden in einer Sitzung vom Missionskomitee verabschiedet und mit einer besondern „Instruktion" versehen. Diese enthält den Ort der Bestimmung und die Arbeit für die nächste Zeit. Für die nach China, Indien oder Kamerun ziehenden Missionare wird noch eine besondere Verabschiedung im engeren Kreis der Missionsfamilie im Betsaal an einem Wochentag des Abends gehalten. Nach der Ansprache des Missionsinspektors über ein Bibelwort, richten die Missionare einige Abschiedsworte an die Versammlung. Mit Chorgesang und Gebet schließt die Feier.*)

Endlich sammelt man sich noch einmal um die Ausziehenden im Museum des Missionshauses am frühen Morgen oder am späten Abend unmittelbar vor Abgang des Zuges. Der Brüderchor stimmt das Missionslied an: „Zieht fröhlich hinaus zum heiligen Krieg" u. s. w. Herr Inspektor spricht ein kurzes Gebet, man reicht einander die Hand zum Abschied. — Werden wir uns auf Erden wiedersehen?

---

11. Entlassung und Austritt aus der Missionsanstalt.

Der Abschied von lieben treuen Brüdern ist stets für die Zurückbleibenden etwas Ernstes, aber auch etwas Erfreuliches. Sie sind jetzt nahe an dem Ziel, nach welchem sie sich seit Jahren gesehnt haben. Aber es giebt noch eine andere Art von Abschied, ernst, aber traurig: die Entlassung. „Unser Komitee betrachtet den Aufenthalt eines Bruders unter uns von seinem Anfang bis zu seinem Ende als eine fortwährende Prüfungszeit, innerhalb welcher es sich das vollkommene Recht vorbehält, jeden Bruder in seine frühere Laufbahn zurückzusenden, von welchem es durch eine gründliche Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ihm

*) In derselben Weise werden auch alle andern Missionare verabschiedet, die auf ihr früheres Arbeitsgebiet zurückkehren.

die Eigenschaften mangeln, welche zum Missionsberufe erforderlich sind" — sagt die Hausordnung.

Die Entlassung kann durch zweifelhafte Gesundheit veranlaßt sein. Schwieriger ist die Entlassung wegen mangelhafter Begabung; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß mancher als Missionar sehr Tüchtiges leistet, der als Zögling ziemlich geringe Zeugnisse aufzuweisen hatte. Ein weiterer Entlassungsgrund ist eine grobe Verfehlung gegen die Grundsätze der Hausordnung. Dahin gehört u. a. die Bestimmung: „jeder vertrauliche Zusammenhang oder Ehegelöbnis mit einer Person vom andern Geschlecht, in Korrespondenz oder Umgang ist jedem Bruder um des Herrn und seines Berufes willen aufs strengste untersagt. Wer dawider handelt, hat sich eben damit von seinem Berufe und seinem Bruderkreise losgerissen." Die norddeutschen Missionsgesellschaften, soweit ich sie kennen lernte, haben in dieser wichtigen aber komplizierten Frage eine andere Praxis. Vergehungen, vollends gegen grundlegende Gebote Gottes, schließen ohne weiteres aus dem Missionsverband aus. Sehr schwierig ist eine Entlassung, wenn nicht ein einzelnes Vergehen, sondern nur der Gesamteindruck der Untauglichkeit für den Missionsdienst vorliegt; dann und wann scheidet ein Zögling mit verbittertem Herzen, weil er seine Entlassung als Ungerechtigkeit betrachtet. Die Beratungen der Lehrerkonferenz darüber, ob ein Entlassungsantrag an das Komitee zu stellen sei, gehören zu den ernstesten. Eine Entlassung ist oft entscheidend für die Weiterentwicklung der Betroffenen. Sie kehren selten zu ihrem alten Beruf zurück. Manche geraten auf Abwege. Andern dient die Entlassung zum Heil. Die Entlassung wegen einer Verfehlung irgendwelcher Art ist immer eine Demütigung für die Lehrerschaft und Brüderschar; es kommt darin zum Ausdruck, daß die Geistesmacht des Missionshauses nicht stark genug gewesen ist, um das Böse zu überwinden.

Die Zahl der Entlassenen ist in der Basler Missionsanstalt ziemlich groß. Von den Aufgenommenen kommen nur etwa Zweidrittel auf das Baslerische oder Bremer Missionsgebiet.*)

Nach meinen Erkundigungen scheinen in Norddeutschland die

*) Von den 98 im Jahr 1888 in Basel befindlichen Missionszöglingen sind 25 nicht auf ein Missionsgebiet gekommen. Man bedenke dabei, daß die älteren Klassen schon manche Verluste erlitten hatten.

Entlassungen weniger zahlreich zu sein. In etlichen Missionsanstalten Norddeutschlands wird ein höheres Alter verlangt und die Missionsleiter kennen die Petenten persönlich; die Anforderungen an die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit sind nicht überall so hohe, wie in Basel. Wünschenswert wäre, daß, wer seine Entlassung selbst verschuldet hat, die aufgewendeten Ausbildungskosten an die Missionskasse zurückerstatten müßte, wenn er überhaupt zahlungsfähig ist. Das Leipziger Missionsseminar befolgt diese Praxis.

Dem Recht des Komitees zur Ausschließung aus dem Missionsverband entspricht das Recht des Zöglings zum Austritt. Es ist „nach dem Grundsatz der lautersten Freiwilligkeit jedem Bruder nach vorheriger Rücksprache mit dem Komitee gestattet, jederzeit zu seiner früheren Laufbahn zurückzukehren, sobald er nach reiflicher Ueberlegung von seinem Gewissen das Zeugnis erhält, daß er aus einem innern oder äußerlichen Grunde von dem Herrn zum Dienst der evangelischen Mission nicht berufen sei." Thatsächlich sind freiwillige Austritte aus dem Missionshaus äußerst selten. In den fünf Jahren, Sommer 1890 bis Frühjahr 1895, kamen nur drei Austritte vor. Einen Zögling veranlaßte die Furcht vor drohender Entlassung, den andern die Rücksicht auf Familienverhältnisse, den dritten sein kränklicher Zustand.

Schmerzlich sind auch die nicht verschuldeten Entlassungen und die freiwilligen Austritte; hat doch die Lehrerschaft manche Mühen, die Kasse manche Kosten auf diese Leute verwendet, ohne daß der Mission ein Gewinn daraus erwachsen wäre.

12. Das Lehrpersonal.

Im Vergleich mit anderen höheren Lehranstalten ist die Zahl der im Missionshaus angestellten Lehrer eine sehr kleine. Außer dem Missionsinspektor sind es drei verheiratete Lehrer, auch „Hausväter" genannt, und drei jüngere Lehrer, die „Kandidaten", und zwar je zwei Theologen und je ein Volksschullehrer. Diese Lehrer haben im Missionshaus ihre Wohnung. Einzelne Lektionen werden von besonderen Fachlehrern erteilt, die außerhalb des Hauses wohnen und nicht ihre ganze Zeit dem Missionshaus widmen.

Der Missionsinspektor erteilt den Unterricht über Missionsgeschichte, Missionslehre und Homiletik und leitet die homiletischen Uebungen. Dem ersten theologischen Lehrer sind hauptsächlich die exegetischen und systematischen Fächer an den Oberklassen zugewiesen:

alttestamentliche und neutestamentliche Exegese, Einleitung ins Alte und ins Neue Testament, Dogmatik samt dem Unterricht über die symbolischen Bücher, Ethik, Symbolik, außerdem Katechetik; die katechetischen Uebungen stehen unter seiner Aufsicht. (Katechetik und katechetische Uebungen wurden in den letzten sechs Jahren von den theologischen Kandidaten übernommen.)

Der zweite theologische Lehrer unterrichtet hauptsächlich in historischen Fächern: Religionsgeschichte und Kirchengeschichte, daneben neutestamentliche Analyse, Hebräisch und Deklamation in den Mittelklassen. Der dritte ältere Lehrer wird in besonderem Sinn Hausvater genannt, weil er dem Hausvater der ehemaligen „Voranstalt" entspricht, dessen Titel beibehalten worden ist. Er erteilt Unterricht in Bibelkunde, biblischer Geschichte, Memorieren, Naturgeschichte, Klavier-, Harmonium- und Orgelspiel. Er sorgt in Gemeinschaft mit dem Verwaltungschef für die Einrichtungen und das Mobiliar des Hauses und leitet die praktischen Arbeiten der Zöglinge.

Der Missionsinspektor und die drei älteren Lehrer halten wochenweise abwechselnd die Abendandachten, die Kandidaten die Morgenandachten. Die beiden theologischen Kandidaten teilen sich in freier Uebereinkunft, aber unter Zustimmung der Lehrerkonferenz, in folgende Fächer: Offenbarungsgeschichte, alttestamentliche Analyse, Katechismusunterricht, Weltgeschichte, Lateinisch, Griechisch (Kl. V, IV, III), (der griechische Unterricht in Kl. III wird seit Jahren vom ersten theologischen Lehrer erteilt) und Hebräisch (Kl. IV). Dem Schulamtskandidaten fallen zu: deutsche Sprache, Aufsatz, Orthographie, Lesen und Deklamation; Geometrie, Stereometrie und Arithmetik; Geographie, Physik; Zeichnen, Turnen und ein Teil der Klavier- und Harmoniumstunden. So hat jeder Lehrer sein voll gerüttelt und geschüttelt Maß von Arbeit.

Von den Hilfslehrern unterrichtet einer in Englisch, ein anderer im Gesang; die Lektionen über Medizin werden von zwei Basler Aerzten erteilt.

Die ordentlichen Lehrer stammen seit alter Zeit in der Regel aus Württemberg, während das Komitee vorwiegend aus Schweizern zusammengesetzt ist. Die nationale Gleichheit der Lehrer liegt im Interesse der Einheitlichkeit des Unterrichts, da erfahrungsmäßig jedes Land in der Unterrichtsweise seine Eigentümlichkeit hat. Doch sind Schweizer keineswegs grundsätzlich ausgeschlossen. Die Kandidaten bleiben durchschnittlich 2—3 Jahre auf ihrem Posten.

Der Unterricht darf nicht mechanisch dem Vorbild des Gymnasialunterrichts oder der akademischen Vorlesungen folgen; die

Eigenart der Schüler, ihr Alter und ihre Vorbildung erfordert in mancher Hinsicht eine eigentümliche Unterrichtsmethode. Einer der wichtigsten Grundsätze im Sprachunterricht ist: mehr den Verstand als das Gedächtnis in Anspruch nehmen. In religiösen Fächern sollen die Zöglinge möglichst zur eigenen Mitarbeit herangezogen werden.

In allen Fächern haben sie das Recht, den Lehrer zu fragen, und dieses Recht wird in erfreulicher Weise benützt. Etwaige Mißbräuche können leicht abgeschnitten werden. Weiß der Lehrer auf Interpellation augenblicklich keine zutreffende oder befriedigende Antwort, so kann er ohne Furcht für seine Autorität sein Nichtwissen offen bekennen und die Beantwortung auf die nächste Stunde verschieben.

Erfordert schon die Unterrichtsaufgabe eine längere Erfahrung im Missionshaus, so gilt dies noch mehr von der erzieherischen Thätigkeit. Die Jahresberichte bezeichnen stets die regulären Lehrkräfte als „erziehende Lehrer." Aber nur ein längeres Zusammensein mit den Zöglingen in Freud und Leid, in Arbeit und Erholung knüpft engere Bande und verleiht diesen die Freudigkeit, sich ohne Rückhalt über persönliche und tiefer greifende Angelegenheiten auszusprechen. Grundvoraussetzung für seelsorgerliche Beeinflussung ist Offenheit; Offenheit setzt Vertrauen voraus; Vertrauen läßt sich nicht befehlen, nur erwerben.

Einen erzieherischen Einfluß übt der Lehrer durch sein ganzes Benehmen in den Lektionen wie im persönlichen Verkehr aus. Das ist jedenfalls wirkungsvoller als ein Uebermaß von Mahn- oder Strafreden. Auf die Einrichtung des „Durchgangs", in welcher die erzieherische und seelsorgerliche Stellung der Lehrer am offiziellsten zum Ausdruck kommt, und auf die Bedeutung der regelmäßigen Hausandachten, ist schon hingewiesen worden.

Bezeichnend für die Missionsanstalt überhaupt, besonders aber für die Erziehungsweise, ist das Fehlen aller eigentlichen Strafmittel außer dem völligen Ausschluß aus dem Missionsverband. Keine Strafarbeit, keine Geldstrafe, kein Karzer. Ebensowenig giebt es besondere Auszeichnungen, wie Prämien, Ehrendiplome, öffentliche Belobungen. Nur für die zwei jüngsten Klassen wird zweimal jährlich eine Lokation aufgestellt, welche aber den Zöglingen nicht bekannt gegeben wird und auch sonst keine Rolle spielt. Brauchte man jene

Zucht und Reizmittel, so hörte das Missionshaus auf eine Missionsschule zu sein. Zuchtmittel ist nur das mündliche Wort: eine kurze Mahnung oder Warnung in den Lektionen, eine eingehende, mehr seelsorgerliche Besprechung unter vier Augen; schwierigere Fälle kommen in der Lehrerkonferenz zur Sprache; je nach Umständen folgt eine Zurechtweisung durch den Inspektor, im schlimmsten Fall Androhung der Entlassung (Ultimatum) von seiten des Komitees.

Der persönliche Verkehr zwischen Lehrern und Brüdern trägt einen ganz andern Charakter als in andern Bildungs- und Erziehungsanstalten für Jünglinge. Es besteht wirklich ein Verkehr: wohnen doch Lehrer und Zöglinge unter einem Dach und speisen sie doch täglich in einem Saal. Und es ist ein vertraulicher Verkehr. Im Basler Missionshaus werden auch die ältesten Zöglinge von den ordentlichen Lehrern (jedoch nicht von den Hilfslehrern) mit „du" angeredet, das nur beim Verkehr der Kandidaten mit den Kaufleuten und Medizinern wegfällt. Keines der mir bekannten Missionsseminarien hat diese Sitte. Man mag sie unzeitgemäß nennen; sie ist etwas altertümlich, patriarchalisch. Es mutet zumal einen neueintretenden Kandidaten etwas sonderbar an, wenn er die teilweise drei oder vier Jahre ältern Brüder mit „du" anreden soll. Aber die alte Sitte hat doch den tieferen Sinn, daß die Lehrer dem Bruder nicht nur als Unterrichtende, als Präzeptoren und Instruktoren gegenüberstehen, sondern daß sie ihnen als christliche Freunde — so die Kandidaten — oder als väterliche Berater — so die Hausväter — nahestehen, und daß das Bindemittel zwischen Lehrern und Brüdern der christliche Glaube ist. Der Brudername hebt den Gegensatz, nicht aber den Unterschied zwischen Lehrern und Zöglingen auf. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit unter einem Haupte giebt dem persönlichen Verkehr den rechten christlichen Adel, den brüderlichen Charakter.

Der Pflege des Verkehrs zwischen Lehrern und Brüdern dienen besonders die „Konferenzen", die von August bis Ostern jeden Freitag abend (7—8 Uhr) gehalten werden. Von den Lehrern einer Abteilung begiebt sich jeder auf eine der ihm unterstellten Klassen. In älterer Zeit wurden die Konferenzen vielfach zur Vorlesung von passenden theologischen Werken verwendet. In neuerer Zeit sucht man das spezifisch wissenschaftliche Gebiet mehr zu meiden und eine freie Besprechung zu veranlassen. Detailfragen aus der Ethik, Erscheinungen im kirchlichen Leben der Neuzeit, einzelne Missionsfragen, allgemeine

Zeitfragen, persönliche Erlebnisse eignen sich nach meiner Beobachtung am meisten. Uebrigens haben die Brüder das Recht, irgendwelche Fragen aufzuwerfen; auch etwaige praktische Fragen aus dem Missionshausleben, etwaige Unordnungen oder Dissonanzen können hier ihre Erledigung finden. Die jüngeren Lehrer suchen auch durch privaten Verkehr, sei es auf ihrem Zimmer, sei es auf Spaziergängen den Brüdern nahe zu kommen. Alle drei Wochen nehmen sie ziemlich regelmäßig Anteil an den größeren Spaziergängen ihrer Abteilung.

Die ordentlichen Lehrer versammeln sich fast in jeder Woche am Samstag (11—12 Uhr) zu einer Lehrerkonferenz unter dem Vorsitz des Missionsinspektors. Die Lehrerkonferenz ist im allgemeinen keine beschließende Instanz. Sie kann in wichtigen Fragen einen Antrag ans Komitee stellen; in Angelegenheiten, welche dem Komitee nicht vorgelegt werden müssen, ist der Missionsinspektor nicht an die Beschlüsse der Lehrerkonferenz gebunden. Diesem Rechtsgrundsatz entspricht allerdings die thatsächliche Praxis nicht ganz. Eine Reihe von Fragen wird von der Lehrerkonferenz erledigt, namentlich Fragen, welche das Missionshaus, den Unterricht, die Zöglinge betreffen.*) Bei etwaigen Entlassungen und bei Bestimmungen der Brüder auf die Missionsgebiete hat die Lehrerkonferenz eine gewisse Vorbesprechung. Einen an sich möglichen Konflikt zwischen Missionsinspektor und Lehrerkonferenz habe ich nie erlebt. Die jüngeren Lehrer sind in manchen Punkten der Lehrerkonferenz Verantwortung schuldig, in letzter Instanz aber dem Missionsinspektor.**)

Die Hauptaufgabe der Lehrer im Missionshaus selbst schließt ein gewisses Maß von außerordentlicher Thätigkeit nicht aus. Bei den beiden theologischen Lehrern gehört der monatliche Missionsvortrag†) in der Elisabethenkirche noch zu den amtlichen

*) Z. B. kleinere bauliche Veränderungen; Eingliederung der Neuaufgenommenen in verschiedene Klassen, Dispensation eines Zöglings von einzelnen Fächern, Aufstellung des Stundenplans, Verteilung der Fächer an die theologischen Kandidaten.

**) In andern Missionsanstalten ist der Geschäftskreis der Lehrerkonferenz umfangreicher und die Machtbefugnis bedeutender, weil sich das Missionskomitee weniger mit Detailfragen beschäftigt.

†) Bei einigen norddeutschen Gesellschaften, welche keine oder nur wenige Missionsreiseprediger haben, namentlich bei der Rheinischen Mission, werden die Lehrkräfte in einem solchen Maß zu Missionsfesten herangezogen, daß die eigentliche Lehrthätigkeit fast darunter leidet.

Pflichten. Die älteren und jüngeren Theologen haben Gelegenheit, Predigten, Bibelstunden, Missionsstunden in Basel und Umgebung in Kirchen, in Sälen der Stadtmission oder anderer Vereine und Gemeinschaften zu übernehmen. Die manchmal ziemlich häufige Gelegenheit zu kirchlichen Funktionen erhält die theologischen Lehrer in Fühlung mit dem kirchlichen Leben.

Zugleich liegt darin ein immer neuer Beweis für die Zusammengehörigkeit von Kirche und Mission und ein Zeugnis für die Geisteseinheit zwischen den positiven Schweizer Geistlichen und den württembergischen Theologen des Missionshauses.

Die Beteiligung der Missionshauslehrer an Missionsstunden, Missionsvorträgen und Missionsfesten fördert die Missionskenntnis der Gemeinden und die Missionsliebe der Redner.

Die Stellung eines Lehrers in Basel ist in vieler Hinsicht außerordentlich befriedigend. Sie bietet für die fachmännische Fortbildung reichen Gewinn — durch Lehren lernt man; sie bietet Gelegenheit zu freundschaftlichem, anregendem, förderndem Verkehr mit Amtsgenossen; sie gestattet einen Einblick in den Umfang der Missionsarbeit und in die Fülle der Missionsprobleme; sie bringt persönlichen Verkehr mit der großen Zahl von Missionaren, welche Jahr für Jahr im Basler Missionshaus aus- und eingehen; endlich wirkt das ganze religiöse Leben, s. z. s. die religiöse Luft auf die Entwicklung des eigenen christlichen Charakters, und dieser Gewinn ist der größte. Daß der Lehrer an einer Missionsanstalt auch manche traurige Stunden erlebt, daß er manche schmerzliche Erfahrung von Mißerfolg und Undank bei den Zöglingen, manche demütigende und niederbeugende Erfahrung von eigener Unfähigkeit und eigener Schuld machen muß, soll nicht verschwiegen werden.

Mancherlei Bilder sind an uns vorübergezogen: ernste Bilder von Mühe und Arbeit, liebliche Bilder von Fröhlichkeit und Festjubel, erhebende Bilder von aufrichtigem Glaubens- und Gebetsleben. Aber da und dort hat sich ein düsteres Bild dazwischen gedrängt.

Die offene Darlegung der Schwierigkeiten, die das Leben im Missionshaus mit sich bringt, und der Mängel, die thatsächlich vorhanden sind, will neue Liebe zum Missionshaus und neue

Treue in der Fürbitte wecken. Die Erkenntnis all des Schönen und Guten, was es in sich schließt, will neue Freude und neuen Dank über unsre Missionsanstalt hervorrufen. Beide, Lichtbilder und Schattenbilder, sollen demselben Zwecke dienen.

Im Vertrauen auf die Gastlichkeit des Basler Missionshauses schließe ich mit der Aufforderung: komm und siehe!

Eine Untersuchungsreise im deutschen Sudan.

Von Miss. A. Mischlich.

(Schluß)

3. In Tshamba.

Indem wir nach Nordosten abbogen, brachte uns ein guter Tagmarsch auf sandigem Weg durch anfangs ebene, später leicht gewellte Savanne mittags gegen 3 Uhr ans ersehnte Ziel, nach dem Volkszentrum Tshamba. Tshamba ist ein Konglomerat von großen Ortschaften, die durch weite Plätze, auf denen Pferde und Kühe weiden, getrennt sind. Die bewaldeten Ränder der überschrittenen Bäche und des Monoflusses sind sehr schmal. Oel- und Raphiapalmen herrschen in diesen Galeriewäldern vor, während kleine Fächerpalmen und Sheabutterbäume in der Savanne vereinzelt auftreten. Dagegen stehen in nächster Umgebung von Tshamba zahlreiche, hochstämmige Oelpalmen und riesige Baobabbäume. Als wir den Hof des Königs betraten und plötzlich vor ihm standen, fing er aus lauter Freude, daß nun endlich einmal auch hieher ein Weißer gekommen sei, zu tanzen an. Der König ist ein gutmütiger, schon bejahrter Mann mit glattrasiertem Haupt. Nur am Wirbel hängen einige zu langen Fransen gedrehte Haarlocken herab. Er trug ein togaartiges Kleid und hatte sein Haupt mit einer mit Blech- und Messingstückchen besetzten Kappe geschmückt. Sein rundes, faltiges Gesicht ist von einem kurzen weißen Bart umrahmt. Voller Vergnügen fing er immer wieder zu tanzen an. Die Zudringlichkeit in dem engen Hofe seitens der Bewohner war geradezu entsetzlich. Von allen Seiten wurden wir umringt. Die Bekleidung der Bevölkerung ist noch recht mangelhaft. Wir

sahen viele Männer, die nur ein ungegerbtes Schaf- oder Ziegenfell an einer Schnur um den Hals herabhängen hatten. Die Leute sind gutmütig und friedlich, nicht so roh und kriegerisch gesinnt wie die Tshautsho. Sehr viele Landeswebstühle, oft 20 und mehr, waren nebeneinander im Gang. Der täglich abgehaltene Markt wird sehr eifrig besucht und er erinnerte mich mit seinem Getriebe lebhaft an den Markt von Kete (am Volta). Auch Händler von Yoruba und aus dem kaum eine Stunde entfernten Dahome kommen oft hieher.

Obwohl die Tshamba*) ihre eigene Sprache, das Etshe sprechen, so verstehen doch alle auch Timu, die Sprache der Tshautsho. Wie man uns sagte, steht Tshamba nicht eigentlich unter dem Tshautsho-König, sondern die Könige beider Länder haben ein Schutz- und Trutzbündnis mit einander abgeschlossen. Dshabo und der König von Tshamba machten zusammen Fetisch, indem beide aus einer Kürbisschale einen Trank zu sich nahmen, den ein alter Fetischpriester eigens zu dem Zweck zusammengebraut hatte, und der aus Wasser, dem Absud verschiedener Blätter, Pfeffer, Korn, Yams, Medizin und Salz bestand.

Noch vor Sonnenaufgang brachten sie mir am folgenden Morgen ein Ständchen. Es fand anhaltendes Getrommel statt, worauf ein altes Weib vor meiner Hütte sang. Ein Chor von Jünglingen antwortete singend. Es war dieselbe Frau, die schon tags zuvor in einemfort gesungen hatte aus Freude darüber, daß sie endlich einen Weißen gesehen habe und nun ruhig sterben könne. Etwa gegen 9 Uhr hatte der König seine Leute versammelt. Auch Glieder der kleinen in Tshamba ansässigen Mohammedaner-Kolonie waren zur Predigt erschienen. Zum erstenmal wurde hier in dieser großen, wohl gegen 40 000 Einwohner zählenden Stadt von der Liebe dessen Zeugnis abgelegt, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Die Leute hörten aufmerksam und mit Interesse zu. Von seiten der Mohammedaner wurde nicht der geringste Einwand erhoben, obwohl wir ihnen, so gut es eben ging, den Unterschied zwischen christlicher und mohammedanischer Religion klar zu machen suchten. Wie wir später noch deutlicher erkannten, sind diese Mohammedaner äußerst unwissend. Nur

*) In der Etshe-Sprache führt Tshamba den Namen Kaselem.

wenige sind imstande, den Koran zu lesen; im allgemeinen begnügen sie sich mit dem Hersagen der vorgeschriebenen Gebete. Als wir die Zuhörer am Schluß aufforderten, sich zu äußern, waren zu meiner großen Verwunderung gerade die Mohammedaner die ersten, die ihrer Freude über unser Kommen und über das gehörte Gotteswort Ausdruck verliehen. Die heidnischen Bewohner Tshambas — und das sind sie fast alle — ließen durch ihren Sprecher, den Sohn des Königs, uns förmlich bitten, doch ja gleich zu bleiben oder doch wenigstens bald wieder zu kommen, um uns bei ihnen niederzulassen, damit wir ihnen Gottes Wort verkündigen und ihre Kinder unterrichten könnten. Es scheint ihnen in der That auch ernst zu sein, denn wir wurden hier außerordentlich freundlich aufgenommen und es that den Leuten leid, als wir sie verließen. Wir hatten uns mit ihnen schon recht gut befreundet. Und gewiß, es ist hier herrlich für einen Boten des Evangeliums, täglich vor Hunderten von Menschen reden und zeugen zu können; denn diese 40 000 Menschen, die auf unsern andern Stationsgebieten in vielen Orten zerstreut wohnen und oft nur mühsam zu erreichen sind, findet man hier ganz nahe beisammen. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr allzufern, wo auch hier eine Missionsstation erbaut wird zum Heil und Segen der Tshamba. Das Land ist offen und gesund. Nahrungsmittel sind leicht zu beschaffen. Auf dem Markt kann man schier alles kaufen, auch frische Kuhmilch und Butter wird ausgeboten. Kühe und Pferde sieht man in großer Anzahl in dem niederen, saftigen Gras weiden.

Leider mußte ich, so gerne ich noch an diesem schönen Orte geblieben wäre, schon am folgenden Tag, den 5. Juli, zur Weiterreise aufbrechen. Wir marschierten auf gutem Wege in nordwestlicher Richtung und erreichten schon um 8 Uhr den 18 m breiten und 3 Fuß tiefen Nyala. Es ist dies nicht, wie irrtümlich auf Karten angegeben, ein dem Mono fast parallel laufender Fluß, sondern der Mono selbst.*) Wie unsicher man hier noch lebt, zeigt, daß alle auf die Farmen ausgehenden jungen Männer mit Pfeil und Bogen und dem hier überall üblichen dolchartigen Stoß-

*) Der Mono mündet bei Groß-Popo an der französischen Dahomeküste in den Golf von Benin.

messer ausgerüstet sind. Kurz nach 9 Uhr erreichten wir schon die ersten Agulu-Weiler und nach 10 Uhr Agulu selbst. Agulu ist wie Tshamba ein Konglomerat von mehreren Ortschaften. Bis an die Häuser heran ist jedes freie Plätzchen bepflanzt mit Mais und Guineakorn, das in ähnlichen Behältern aufbewahrt wird wie der Reis in Boem. Schafe, Ziegen und Pferde sieht man daher nicht frei umherlaufen, sondern an langen Seilen auf der Weide angebunden. Hätten wir genügend Kaurimuscheln mit uns geführt, so hätten wir hier sehr billig ein kräftiges Pferd für nur 36 M. erstehen können, während man in Adele 120 M. und mehr zahlen muß. In Bezug auf Fleischspeisen scheinen die Agulu nicht besonders ängstlich zu sein. Zu meiner großen Ueberraschung sah ich, daß sie am Abend dem Häuptling das Bein eines eingegangenen Esels ablieferten, während sich die übrige Gesellschaft an dem Rest gütlich that.

Gern hätte ich mich von hier den menschenreichen Volkszentren Bafilo und Samere zugewendet und einen kleinen Abstecher nach Sugu gemacht. Bafilo, das 40—50 000 Einwohner zählen soll, hätten wir in einem Tag erreicht, wir mußten aber davon absehen, da zwischen diesem und Samere Krieg ausgebrochen war. Ferner wurde uns berichtet, daß etwa sechs Stunden nördlich von Bafilo die wilden, kriegerischen Kapre hausten. Sie sollen in kleinen, auf steilen Felsen erbauten Hütten wohnen und ohne jegliche Bekleidung gehen. Jeder Fremde, der sich ihren Wohnungen nähere, setze sich der Gefahr aus, sofort von diesen Wilden ermordet und beraubt zu werden. Sie äßen mit der Linken, damit die Rechte stets frei sei, um das am rechten Unterschenkel befestigte Kriegsmesser sofort zu gebrauchen. Auch die Tanggaberis, zu Sugu gehörig, sind gefürchtet, und daß die im Norden an Sugu anstoßenden Borgu wild und streitsüchtig sind, von den Weißen nichts wissen wollen und sich nicht vor ihnen fürchten, haben sie letztes Jahr bewiesen, indem sie eine französische Expedition fast aufgerieben haben, wobei drei Europäer und viele eingeborene Soldaten mit vergifteten Pfeilen getötet wurden.

Da wir also nicht gut weiter vordringen konnten, traten wir am 6. Juli den Weg nach Kparatawo an. Am ersten Tag kamen wir nur bis Kpasowa, von wo aus wir einen Besuch in dem etwas höher gelegenen Saberinga machten. Dort fanden wir handgroße

Scherben von zerbrochenen Töpfen, auf die einige Worte aus dem Koran geschrieben waren, zum Verkauf ausgelegt, das Stück zu 25 Pfennig. Sie werden gerne gekauft und von den Bauern in den Feldern vergraben in dem Glauben, daß dann die Ernte reichlicher ausfalle. Als wir am folgenden Morgen, den 7. Juli, Kpasowa verließen, ging bald nach unsrem Aufbruch ein wolkenbruchartiger Regen nieder, so daß sich in den schmalen, ausgetretenen Pfaden reißende Bäche bildeten, die schäumend thalabwärts eilten. In diesen Bächen mußten wir stundenlang waten. Das Wasser reichte mir bis an die Knöchel und quoll beständig aus den Schuhen, die natürlich so mitgenommen wurden, daß ich sie nachher nicht mehr tragen konnte. Was wir auf dem Leibe hatten, war zum Auswinden naß. Wir waren daher froh, als wir endlich in Kparatawo ankamen und die Kleidung wechseln konnten.

---

4. Beim Limam Ibrahima.

Gleich am nächsten Tag machten wir einen Besuch in dem nur anderthalb Stunden entfernten Dadaura. Der Weg dahin ist breit und sauber gehalten. Eine Viertelstunde vor Dadaura liegt recht idyllisch, ganz in Palmenhainen versteckt, das Dörfchen Kolong. Auch in Dadaura stehen viele Oelpalmen, die ansehnliche Haine bilden. Hohe Baumwollbäume treten ebenfalls vereinzelt auf. In Dadaura sah ich zum erstenmal eine neue Palmenart, von Eingeborenen und Hausas Goruba genannt. Mehrere dieser Palmen bildeten eine hübsche Gruppe, die als Fetisch verehrt werden soll. Wöchentlich einmal und zwar am Freitag, wird hier großer Markt gehalten. Es erscheinen dann die Bewohner der ringsum liegenden Orte, bringen Landesprodukte und tauschen Waren dafür ein. Auch hier wird frische Kuhmilch und Butter angeboten. Hausas verfertigen hübsch verzierte Pferdesättel und buntfarbige, mit zierlichen Mustern geschmückte Matten; ebenso nähen sie phrygische Mützen aus Samt- und Baumwollstoff und buntfarbene Hausagewänder aus dem starken Landesgewebe. Auch türkische Hosen, hübsche Zeuge, Samt und Seide von der Küste sah ich ausgestellt. Kassa, Yams, Fleisch, Brennholz, Garn, Zündhölzer, Perlen, Achate, Pomade und wohlriechende Oele und noch manches andere werden feilgeboten.

Nachdem wir dem Ortshäuptling einen Besuch abgestattet hatten, begaben wir uns zu dem Limam (Priester) Ibrahima. Auf der Straße begegneten uns einige Reiter Dshabos, deren mächtige ovale Lederschilde schier Roß und Reiter bedeckten. Nur die Füße der Pferde, deren Kopf und Hals, und die Lanzenspitzen der Reiter waren sichtbar. Vor dem Haus des Limam angekommen, wurden wir in einen großen Raum geführt, an dessen Innenwänden mehrere mohammedanische Schreibtafeln hingen. Umgeben von einigen mohammedanischen Großen, saß Ibrahima auf einem großen, ausgebreiteten Antilopenfell. Er war in weite Hausagewandung gehüllt und hatte ein buntes Tuch turbanartig um sein Haupt gewunden. Es ist ein Mann vorgerückteren Alters, von kräftiger Gestalt, dessen ehrwürdiges Antlitz von einem weißgrauen Bart umrahmt ist. Ernst und feierlich saß er da wie einer, der sich seiner Stellung bewußt ist. Beim Begrüßen verweigerte er mir die Hand zum Gruß mit dem Bemerken, daß er mich gar nicht empfangen hätte, wenn ich nicht ein Weißer wäre. Einen eingeborenen Missionar oder Prediger würde er überhaupt gar nicht vor sich lassen. Bald war der Raum gedrängt voll von Zuschauern, auch Mohammedaner befanden sich unter ihnen. Obwohl ich mich auf einen Auftritt und starken Widerspruch gefaßt machte, hatte ich hier vor diesem seiner Stellung als mohammedanischer Priester sich bewußten Manne das Gefühl, ich müsse frei und kühn ein Zeugnis ablegen von unsrem Herrn und Heiland Jesus Christus, dem Sohne Gottes. Da ich während meiner Ansprache aus den gelegentlichen Bemerkungen des Limam ersah, er glaube, ich rede über Mohammed und nenne ihn nur Isa, sagte ich, daß Mohammed nicht Gottes Sohn sei, sondern daß nur der Herr Jesus allein Gottes eingeborner Sohn sei. Nur in Jesu habe sich Gott geoffenbart. Klar und deutlich verkündigten wir hier das lautere Evangelium vor diesem Priester des falschen Propheten und seinen Anhängern und luden sie ein, zu Jesu zu kommen, der allein Sünden vergeben und selig machen könne. Starke Ausdrücke wie „falscher Prophet“ für Mahommed u. s. w. vermied ich zunächst absichtlich, um den Limam nicht zu reizen. Bei einer früheren Disputation lief mir einmal ein Mohammedaner einfach davon und kehrte mir den Rücken. Damit ist dann erst nichts gewonnen. Der Limam ließ uns daher ganz ruhig ausreden und hörte aufmerksam zu.

Schließlich sagte er, es sei ihm nichts Neues und nichts Befremdliches, daß Weiße hieherkämen, um Gottes Wort zu verkündigen. Er habe schon zuvor gewußt, daß Weiße zu diesem Zweck hieher und überhaupt überall hinkommen würden. Er freue sich, daß wir endlich gekommen seien, denn nun werde bald das Ende und damit das Gericht Gottes eintreffen. Er würde sich freuen, wenn wir uns bei ihm in Dadaura niederlassen wollten. Daß Ibrahima keinen Widerstand leistete, uns nicht einmal widersprach, sondern uns sogar noch einlud, Gottes Wort, die gute Botschaft von Jesu zu predigen, ist ein Beweis seiner großen Unwissenheit. Denn obwohl er Arabisch zu lesen und zu schreiben versteht, weiß er doch von der mohammedanischen Lehre nicht das Abc. Nur aus dieser seiner kaum glaublichen Unkenntnis der eigenen Religion ist seine freundliche Stellung zu uns und unsre gute Aufnahme erklärlich. Von hier aus droht unserer Sache noch kein erheblicher Widerstand, aber doch lehrt uns die Thatsache, daß sich hier Heiden — wenn auch ganz oberflächlich — dem Islam zuwenden, daß es für uns allerhöchste Zeit ist, auf dem Plan zu erscheinen. An manchen Orten, wie in Fasogu, Tschamba, Kpasowa und hier in Dadaura bestehen bereits kleine mohammedanische Gemeinden und um sie alle herum gruppiert sich ein Kreis von Freunden, die ihnen nahestehen. Nach und nach wird die Masse von dieser Lehre angesteckt und vergiftet. So weit ist es allerdings gottlob noch nicht, daß, wie man mir sagte, die Bevölkerung von Tschautscho schon dem Islam ergeben sei. Tschautscho mit seinen menschenreichen Volkszentren Dadaura, Katambara, Kparatawo, Bafilo, Tschamba sind noch heidnisch, ebenso Sugu und die großen Reiche der Mosi und Grusi.*) Kapre und die große Stadt Basari (40 000 Einwohner) sind vom Islam überhaupt noch gar nicht berührt, da in diese Gebiete Hausas bis jetzt noch nicht gedrungen sind. Nur an einzelnen Orten finden wir kleine mohammedanische Kolonien. Hingegen ist nicht zu leugnen, daß viele heidnische Bewohner dieser Länder und Städte manche Gebräuche und Aeußerlichkeiten des Islam angenommen haben, z. B., daß sie den mohammedanischen Sonntag (bei ihnen den Freitag) feiern, sich nach Mohammedaner Art kleiden und begrüßen, und in mancher Hinsicht mit heidnischen

*) Auf den Karten auch Gurunsi genannt.

Anschauungen und Sitten gebrochen haben. Dazu kommt, daß beständig mohammedanische Händler diese Gebiete, allerdings fast nur auf den Hauptstraßen, durchkreuzen und so schon durch ihre Erscheinung, durch Verrichtung ihrer Gebete u. s. w. Propaganda machen für den Islam. „Jeden mohammedanischen Händler und Kaufmann im Innern Afrikas muß man als Parteimann seines Propheten ansehen." Und wäre es ein Wunder, wenn in absehbarer Zeit diese satanische Macht des Islam auch hier Eingang fände und die mohammedanische Religion allgemein angenommen würde? „Sie stellt ja so leichte Bedingungen für Erlangung des Heils, macht dem Fleische Zugeständnisse und verheißt als Lohn ihren Anhängern die Freuden eines Paradieses, wie es der Phantasie des Südländers entspricht. Ihre Annahme führt an den Rand einer Welt, die dem armen Afrikaner wie ein Märchenzauber von Pracht und Glück erscheinen mag."

---

5. Heimreise durch Tagyang.

Am 10. Juli traten wir den Rückweg nach Fasogu an. Da es fast beständig regnete und die Wege größtenteils ganz aufgeweicht und versumpft waren, beschleunigten wir unsere Schritte, so daß wir die weite Strecke in zwei Tagen zurücklegten. In Fasogu machten wir einen Tag Rast und setzten am 13. Juli unsere Weiterreise fort, zunächst westliche Richtung einschlagend. Der von Süden nach Norden verlaufende Gebirgszug, auf dessen östlichem Abhang Fasogu liegt, fällt nach Westen sehr steil ab. Wir verfolgten den auf dieser Seite ins Thal führenden Weg und erreichten rasch den 3 m breiten Tsheve (Kyeve), der Fasogu mit Wasser versorgt. Nachdem wir dann noch kurz darauf den Namabua überschritten hatten, erklommen wir wieder einen leicht bewaldeten Höhenzug. Von hier führt dann der meist sehr steinige Weg nur noch mäßig auf und ab. Die Thalgründe sind mit Busch bestanden, während im Gebirge und auf den Hügeln Baumsavanne vorherrscht. Sheabutterbäume und Oelpalmen treten vereinzelt auf, letztere vorzugsweise an den Bachrändern. Gegen Mittag erreichten wir die Höhe des westlichen Abhanges einer nach Norden verlaufenden Gebirgskette, jene Stelle, wo im März 1896 das Gefecht des Grafen

Zech mit den Tasi stattfand. Die Bewohner mehrerer Tagyang-Orte, besonders die von Tasi, hatten den sich hier vorbeiziehenden Weg von Tshautsho nach Krakye (Kratji am Volta) gesperrt, friedliche Karawanen geplündert und Gefangene gemacht, so daß sich Graf Zech genötigt sah, diesem räuberischen Treiben ein Ende zu machen. Graf Zech kam gerade von einer Expedition nach Sugu zurück. In Tshautsho hatte sich Dshabo mit seinen Reitern und Fußvolk dem Grafen angeschlossen. Als sie nun an jenen Abhang des Gebirges kamen, war der Weg gesperrt und durch quer über denselben gelegte Baumstämme unpassierbar gemacht. Oben auf der Höhe hatten sich die Tasi gefechtsbereit aufgestellt. Es kam zum Kampf, in dem natürlich die Tasi den kürzeren zogen und flohen. Hier zeigte sich aber die ganze Erbärmlichkeit eines westafrikanischen Verbündeten wie die des Dshabo. Als er nämlich merkte, daß es ernst wurde, blieb er einfach mit seinen Kriegern zurück und griff gar nicht mit ins Gefecht ein, sondern erschien erst, als letzteres schon beendet war, um mit seinen räuberischen Leuten Tasi, Suruku und Bo zu plündern. Von der Höhe konnten wir deutlich die Ruinen des in der Ebene hart am Fuß des Gebirges liegenden Tasi sehen. Tasi war nach dem Gefecht durch Graf Zech zerstört worden. Wir kletterten den sehr steilen, an manchen Stellen fast senkrechten Abhang hinunter und befanden uns nun in der großen Tagyang-Ebene. Von hier wandten wir uns nach Norden und bald standen wir innerhalb der Ruinen von Tasi. Wir fanden nur noch die Mauern der Häuser vor; zerbrochene und zerschlagene Töpfe lagen überall herum. Schon wucherte das Schilfgras und Buschwerk meterhoch über den Häuser- und Mauerresten.

Wir waren froh, als wir endlich um 3 Uhr nach langem, ermüdendem Marsch in Suruku einziehen konnten. Der Häuptling sah sehr niedergeschlagen und etwas verbissen aus, wahrscheinlich weil der Tshautsho-König mit seinen Reiterhorden auch hier unter seinem Rind- und Federvieh etwas aufgeräumt und einige Häuser verbrannt hatte. Nur eine halbe Stunde nördlich von Suruku liegen die beiden Orte Bo und Akbande, die wir tags darauf besuchten. Bo-Akbande ist die Hauptstadt der selbständigen Landschaft Tagyang. Hier wird wie in Fasogu, welch letzteres aber unter Tshautsho steht, Timu (die Tshautshosprache) gesprochen. Vor

diesem Bo wurde im Januar 1890 der deutsche Hauptmann Kling zur Umkehr gezwungen, da ihn der König mit seinen Kriegern vertrieb und nicht in die Stadt hereinließ. Da zwar nicht er, wohl aber seine Unterthanen, die Tasi, die starke Hand der Deutschen fühlten, war er recht artig und empfing uns mit großer Höflichkeit. Es ist ein Mann in den besten Jahren, groß und kräftig gebaut. Sein energisches, längliches Gesicht wird durch zwei feurige, beständig sich bewegende Augen belebt. Man sieht ihm sofort den Herrscher an. Er ist nicht nur Häuptling von Bo-Akbande, sondern auch zugleich König von der Landschaft Tagyang. An den beiden Morgen, an denen wir uns in Suruku aufhielten, schickte er mir jedesmal einen großen Topf frischer Kuhmilch.

Am 14. Juli verließen wir Suruku und wandten uns nach Süden. Zu unsrer Rechten dehnt sich, so weit das Auge reicht, eine ungeheure, sehr fruchtbare Savanne mit schwachem Baumbestand aus, während sich zur Linken, nur wenige hundert Meter entfernt, die äußerst steile, etwa 200 m hohe Gebirgswand entlang zieht. Sie ist stellenweise bewaldet, oft tritt auch nackter Fels von mächtiger Größe zu Tag. Der Häuptling von Suruku gab uns noch eine Stunde lang mit einem Pfeifer, zwei Trommlern und Fußvolk, das mit Speer, Pfeil und Bogen bewaffnet war, das Geleit. Er selbst war zu Pferd, in ein rotweißes Hausagewand gehüllt. Ein breitkrämpiger, mit buntem Leder besetzter Strohhut bedeckte sein Haupt. Er sprengte an unserer Seite in dem hohen Gras auf und ab, dabei durch Senken des Speeres uns stets freundlich grüßend. Wir nahmen endlich Abschied von unseren freundlichen Begleitern und eilten nach Süden.

Gegen 2 Uhr erreichten wir Kadja (Kagya), woselbst sich auch der Häuptling des zerstörten Tasi mit den meisten seiner Unterthanen angesiedelt hat. Indem wir am folgenden Tag, den 17. Juli, unseren Marsch nach Süden fortsetzten, zeigte sich dasselbe Landschaftsbild wie tags zuvor. Zur Rechten breitete sich die ungeheure, mit dichter Baumsavanne bestandene Ebene aus, nur unterbrochen von einigen am Wege gelegenen Hügeln und Höhenzügen, während sich zu unserer Linken wieder der bewaldete Abhang des Gebirges zeigte, allerdings nicht mehr so hoch wie in der Nähe von Tasi und Suruku. Mit dem Beschreiten von Pawa hatten wir den

ersten Betwuati-Ort erreicht. Hier traf ich zwei durchreisende Mohammedaner, einen aus Sokoto (jenseits des Niger) und einen aus Timbuktu. Letzterer ist mohammedanischer Lehrer, der Koran, Schreibtafeln aus Holz u. s. w. mit sich führte. Am Abend verrichtete er öffentlich, auf recht umständliche und auffallende Weise sein Gebet. Als Lehrer des Islam zieht er umher und hält sich an Orten mit kleinen Mohammedaner-Kolonien auf. Hier sammelt er die Kinder der Moslems und unterrichtet sie in der Kunst des Lesens und Schreibens. Auch arabische Verse aus dem Koran und Gebete müssen sie auswendig lernen. Daneben treibt dieser Lehrer einen kleinen Handel mit Perlen, Achaten, Kolanüssen u. s. w. Hat nun ein Schüler seine Schule absolviert, was bei der großen Oberflächlichkeit des Unterrichts bald geschehen ist, so hat der Vater desselben etwa 40 M., eine Kuh oder Landesprodukte in deren ungefährem Wert als Lohn an den Lehrer zu entrichten. Auf diese Weise unterhalten sich diese mohammedanischen Priester und führen dabei ein ganz beschauliches Leben. Langsam aber sicher wird so die Lehre des falschen Propheten ausgebreitet, ohne daß die heimatliche Gemeinde irgendwie ihre Sendboten zu unterstützen hätte. Es ist ein zielbewußter, von langer Hand in Mekka geplanter und jetzt auch hier im Beginn der Ausführung begriffener Vertilgungskrieg gegen die Eingeborenen. Das Schreckliche dabei ist nicht dieser beginnende Kampf der Geister, sondern die ungeheure und unverantwortliche Gleichgültigkeit, mit der fast die gesamte Christenheit diesem Vernichtungswerk gegenüber steht. Ja, die Freundschaft der christlichen europäischen Großmächte mit der leitenden mohammedanischen Macht ermutigt letztere geradezu zu dieser fanatischen und gefährlichsten aller Unternehmungen gegen das Reich des Herrn. Wenn auch die Christen im allgemeinen diesem Vernichtungskrieg gegenüber sich still verhalten, so ist es an uns Missionsleuten, etwas Besonderes zu thun. Wir müssen das einzige große Heilmittel in diese entsetzlichen Zustände hineinbringen und auch den verstockten und in Hochmut verfinsterten Mohammedanern den Herrn predigen in seiner ewigen Liebe, damit auch sie in das helle Licht des Evangeliums kommen und dem die Ehre geben, dem allein Ehre gebührt, unserem Heiland Jesus Christus, hochgelobt in Ewigkeit. Auf alle Fälle dürfen wir nicht dulden, daß die Völker in dem großen Nigerbecken vom Islam

verschlungen werden. Wir dürfen nicht dulden, daß die Christenheit diesem zielbewußten Kampf der Anhänger des falschen Propheten ruhig und still gegenüber steht. Wir müssen etwas unternehmen und wagen. Noch ist es Zeit, noch sind die Völker für Christum zu retten.

Darum hinein in den Sudan, ehe es zu spät ist! Das Zeugenvolk des Herrn hat keine Zeit, müßig am Markt zu stehen. Ungeheure Gebiete stehen uns offen, und die großen Volkszentren, die der mächtige Bogen des Nigerstromes umspannt, sind zum weitaus größten Teil noch Heiden — so z. B. die großen Reiche der Mosi und Grusi, ebenso Tshautsho, Sugu und Borgu. Da und dort ist die Bevölkerung allerdings etwas vom Mohammedanismus infiziert, hat aber nach Negerart nur einige Gebräuche und Aeußerlichkeiten desselben angenommen. Wüßten sie z. B. den Unterschied der christlichen und mohammedanischen Religion, oder wären sie nur etwas tiefer in die eigene Religion eingedrungen, so würden uns die Mohammedaner in Tshautsho und Tshamba nie und nimmer eingeladen und freundlich gebeten haben, zu ihnen zu kommen. Wie herrlich müßte es z. B. für einen Boten Christi sein, in der großen Stadt Tshamba das Evangelium Jesu Christi zu verkündigen! Jeden Tag kann der Missionar in einen andern Stadtteil gehen, und jeden Tag hat er Hunderte neuer Zuhörer. Dann liegen die reichbevölkerten Orte Kparatawo, Katambara, Dadaura, Agulu u. s. w. in nächster Nähe und sie alle würden den Missionar mit Freuden aufnehmen. Ach, möchte es doch bald dahin kommen, daß in diesen Ländern die Kreuzesfahne aufgepflanzt und dem Vordringen des Islam gewehrt werde!

Von Pawa, das wir am 18. Juli verließen, reisten wir über Gokorong, Keri und Aberewanko nach Odadease, das schon zu Adele gehört. Hier schlugen wir unsere alte, bereits vor einem Jahr begangene Route wieder ein und kehrten über Dikpelen nach Bismarckburg zurück, das wir am 21. Juli gesund und wohl erreichten. Wir freuten uns und waren dankbar, daß wir gewürdigt wurden, von unserer Vorpostenstellung aus die Fahne unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi weiter hineintragen zu dürfen in das feindliche Gebiet.

Aus dem Leben einer Missionsfrau
auf den Neuhebriden.

Auszüge aus den Briefen von Margaret Paton.

*

5.

Aniwa, Neu Hebriden, 1872.

An den Familienkreis.

„Liebe Verwandte und Freunde —

Ende März bekamen wir eine schreckliche Nachricht. Gordon ist auf Eromanga ermordet worden. Die heiße Zeit war vorbei und wir erwarteten sehnsüchtig die Dayspring mit der jährlichen Post und den Vorräten, als ein Boot die entsetzliche Kunde brachte und zugleich einen rührenden Brief an John von den Christen Eromangas. Gordon wurde von einem abergläubischen Wilden ermordet, der glaubte, er habe Krankheiten auf die Insel gebracht, obgleich die Eingebornen die Krankheiten den Handelsschiffen verdanken. Und so ist der edle Mann, den wir gekannt und geliebt haben, in der Blüte der Jahre geopfert worden! Ich kann nicht bei den schrecklichen Einzelheiten verweilen; es ist uns alles zu nah, zu wirklich, und er war unser Bruder.

Wie anders ist es, wenn man so etwas aus der sichern Ferne eines civilisierten Landes hört, als wenn sich die Tragödie in nächster Nähe zuträgt und die Handelnden dieselben Menschen oder deren Verwandte sind, unter denen wir leben. Es wird einem so unheimlich zumute und für die nächste Zeit traut man keinem schwarzen Gesicht.

Gordon übersetzte eben in der Apostelgeschichte die Steinigung des Stephanus, und als seine Mörder ihn lächelnd herausriefen und ihn zu einem Glied der edeln Schar von Märtyrern machten, war die Tinte noch naß auf dem Blatt mit den schmerzlich ergreifenden Worten: „Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht."

Unsre Arbeit hier geht ganz nett vorwärts. Es thut gut, daß wir (oder vielmehr ich) ein paar strenge Gesetze gegeben haben, die befolgt werden müssen. Die Eingebornen schicken sich jetzt in unsre Art. Ich brauche nicht mehr wie früher herumzurennen und nachzusehen, daß die Hühner, die auf den Tisch kommen sollen, nicht lebendig gerupft werden. Die Leute thaten das mit Vorliebe, um die Tierchen schreien zu hören.

Von Anfang an habe ich bestimmt, daß die Eingebornen uns in der Regel nicht während des Essens besuchen sollen, auch dürfen sie unter keinem Vorwand in die Küche kommen, da ich nicht in unsrem Essen Spuren ihrer Anwesenheit finden will. Wenn sie mit dem Koch sprechen wollen, kommt er zu ihnen heraus. Unser Herr Koch ist ein Original. Er bringt sehr gerne die paar englischen Worte an, die er kann und sagt zu mir: „Ja, mein Herr; nein, mein Herr." Ich kann's nicht übers Herz bringen, ihn über seine falsch angebrachte Höflichkeit aufzuklären und John will's nicht thun, denn er sagt, der Junge sei schlau genug zu merken, wer Herr im Haus ist. Ein netter alter Mann, der mit großem Eifer dem Missi alles nachmacht, sagte einmal „liebe Maggie" zu mir, aber das hat sich seine Hochwürden alsbald verbeten.

Unsre Eingebornen machen uns oft viel Spaß. Man muß sich freilich auch oft ärgern, aber wir verlieren den Mut nicht, denn sie sind ja in vielen Beziehungen nur Kinder. Aus triftigen Gründen halten wir unsre Kinder möglichst fern von den Schwarzen, aber man muß es manchmal schlau angreifen, damit diese es nicht merken. Der Platz vor unsrem Haus ist durch einen Zaun abgeschlossen und da spielen die Kleinen allein oder mit ihren Kindermädchen. An Sonntagen sind wir ganz frei von Besuchen. In dieser Beziehung hatte ich mehr Mühe mit dem Missi als mit den Schwarzen. Er behauptete natürlich, daß wir ihnen zuliebe da seien; dem stimme ich von Herzen zu, und während sechs Tagen in der Woche bin ich ihre Dienerin in Christo, gewärtig ihres Winks; aber in seinem Namen fordre ich, daß wir diesen einen Tag unsren Kleinen widmen dürfen. So bewahren wir unser Familienleben auch inmitten des Heidentums. Wenn der Gottesdienst und die Sonntagsschule aus ist und die Eingebornen, die dableiben wollen, Berge von Bilderbüchern bekommen haben, an denen sie sich der Länge nach auf dem Boden liegend erfreuen, hat die Familie Paton köstliche, gesegnete Stunden auf der schattigen Veranda. Wir lesen den Kleinen vor und dann folgen Fragen und Lieder und fröhliche Gespräche, und während wir uns so in dem Brunnen menschlicher und göttlicher Liebe baden, erholen und stärken wir uns für die Pflichten der kommenden Woche. Wir bleiben viel mehr gut Freund mit unsern Schwarzen, wenn wir sie von Zeit zu Zeit los werden, ohne ihre Gefühle zu verletzen. Sie verstehen es aber jetzt ganz gut, denn wir haben ihnen freundlich erklärt, daß wir sie manchmal recht gerne bei uns sehen, daß es ihnen aber gewiß ginge wie uns, wenn sie im fremden Lande wären und immer eine fremde Sprache hörten: sie würden dann auch gerne einen Teil eines Wochentages für sich haben, um bei den Ihrigen zu

sein und ihre Muttersprache zu reden. Ich fürchte, die armen Leutchen hier betrachten mich als das Gesetz, aber John ist ihnen die Verkörperung des herrlichen Evangeliums, und so ist ihre theologische Umgebung im richtigen Verhältnis.

Ein weiteres Gesetz, für das ich nach einem dreijährigen Aufenthalt in Aniwa kämpfe, ist, daß niemand ohne anständige Bedeckung in die Kirche kommen soll. John war zuerst dankbar, wenn die Leute nur überhaupt kamen, um das Evangelium zu hören, aber ich erklärte, wir hätten ebensogut ein Recht auf die Wohlthaten der Kirche wie die Schwarzen, und ich könne im Heiligtum nicht andächtig sein, wenn ich nackte Menschen vor mir sehe, außerdem sei es auch nicht gut für die Kinder. So ließ sich der Missi herbei, wieder einmal eine Kugel unter seine geliebte Herde zu schießen. Er erklärte feierlich in dem Kirchengemeinderat, daß die wenigen, die noch unbekleidet kämen, künftig etwas anziehen müßten, und wäre es auch nur ein Stück Kattun, das jeder habe oder sich leicht verschaffen könne, wenn er ein bißchen arbeite, und daß nach Verlauf eines Monats kein nackter oder bemalter Mensch Zutritt in der Kirche haben werde.

Als der Monat herum war und wir uns in der Kirche versammelten, schlich sich ein Heide herein, der nichts an sich hatte, als die greulichste Kriegsbemalung. Ich bemerkte unsern Freund und gelobte mir, daß er auch des Missis Auge nicht entgehen solle. Als darum John das Lied gelesen hatte und nach mir hinübersah, damit ich anfange das Harmonium zu spielen, sah er seinen Organisten sich ruhig mit gekreuzten Armen zurücklehnen. Auf seinem erstaunten Gesicht las ich die Frage: „Was ist los?“ Ich neigte den Kopf ein wenig gegen den bemalten Menschen und John forderte ihn auf, die Kirche zu verlassen, da er ja ganz gut wisse, daß er seine heidnische Art nicht in Gottes Haus bringen dürfe. Der Herr zeigte aber ebensowenig Neigung, die Kirche zu verlassen, als ich, den Choral zu spielen. Die Gemeinde war jetzt gespannt, wer gewinnen werde. John wiederholte seine Aufforderung fest, aber sehr freundlich und erklärte, warum die Regel vernünftig sei. Die Leute fingen an zu flüstern, aber unser junger Held saß ruhig da, mit dem Kinn auf den Knien und grinste vor sich hin. Der Missi nahm nun ruhig seine Bücher zusammen und sagte, wenn er etwas befehle, so setze er es auch durch, er wolle deshalb die Kirche verlassen und zu Hause mit den Seinen Gottesdienst halten. Das aber hätte die Gemeinde nicht geduldet, wie der junge Mann aus den grimmigen Blicken schloß, die man ihm zuwarf, und als der Häuptling seines Gaus eine Bewegung machte, als wollte er ihn herauswerfen, da schoß er

wie der Blitz hinaus mitsamt seiner schmutzigen Nacktheit, und der Gottesdienst konnte mit christlichem Anstand gehalten werden.

Am selben Nachmittag, als John in jenes Mannes Dorf predigte, hatte der arme Wilde eine Hälfte seines Gesichtes gewaschen und kehrte sie dem Missi zu; dieser sagte ihm aber, er solle sich nur umdrehen und sich's bequem machen, für die Predigt im Freien gelten die Gesetze nicht. Er stimmte herzlich in das Lachen ein, das sich auf seine Kosten erhob, und seit er in jenem kleinen Streit den kürzeren gezogen hat, ist er einer unsrer besten Jungen geworden.

6.

Im Jahr 1873 gingen Patons zur Erholung nach Australien. Sie waren beide schwer krank gewesen und das jüngste Kind — das fünfte — war bald nach seiner Geburt gestorben. Im Sommer 1874 kehrte die Familie nach Aniwa zurück, aber die beiden ältesten Kinder, Bob und Fred, waren in Australien geblieben. John Patons Gesundheit war noch nicht befestigt und aus diesem und andern Gründen suchte man ihn zu veranlassen, nur auf wenige Monate nach Aniwa zu gehen und dann nach Australien zurückzukehren. Doch beschlossen Patons, zunächst an ihrem Posten zu bleiben. John Patons Gesundheit besserte sich allmählich, Frau Paton und die Kinder waren ganz gesund und das Missionswerk ging so rüstig vorwärts, daß sie es nicht verlassen wollten. Erst im Herbst 1875 reisten sie zu einem längern Besuch nach Australien. Von Melbourne aus schreibt Frau Paton an ihre Angehörigen in Adelaide.

3. November 1875.

„Meine lieben Geschwister!

Wenn ich nur eins von den Erdbeben, die wir erlebt haben, diesem Tagebuch beilegen könnte — das würde Aufsehen erregen. Aber da es unmöglich ist, euch dieses Vergnügen zu bereiten, muß ich anfangen zu erzählen, so gut ich kann.

Ihr wißt, daß wir uns letztes Jahr erst kurz vor Abgang des Schiffes entschlossen, hier zu bleiben. Wir waren ganz nahe daran gewesen, zu unsern lieben Jungen zu gehen, und erst als ich die Dayspring langsam verschwinden sah, fühlte ich, wie mein Herz nach dem Wiedersehen verlangt hatte. Und statt dessen blieben wir zurück mit der Nachricht von der Krankheit der Kinder, die in den von dem Schiff für uns hinterlassenen Briefen enthalten war. Wir hatten

überhaupt einen traurigen Abend, denn da wir nicht genug Biskuits kaufen konnten — der Kapitän konnte uns nur drei bis vier Fässer abgeben — mußten wir einige von unsern Knaben entlassen. Sie erboten sich, ohne Verköstigung zu bleiben, aber da dies nicht anging und wir uns nicht entschließen konnten, zu sagen, welche gehen müßten, forderten wir sie auf, es unter sich auszumachen. Sie berieten lange und sagten uns dann, die Zuletztgekommenen hätten das erste Recht und hätten auch am nötigsten zu bleiben.

Zu allem hin erkrankte John schwer und wurde so schwach, daß ich fürchtete, er würde die Rückkehr der Dayspring nicht erleben. Aber ich hatte doch die ganze Zeit innerlich die Ueberzeugung, Gott habe ihn nicht auf Aniwa festgehalten, damit er da sterbe, nachdem er uns zum Bleiben gestärkt hatte und wir uns vertrauensvoll seiner Leitung überlassen hatten. Und er ließ uns nicht lange im Ungewissen, denn verschiedene Ereignisse zeigten uns, wie weise wir geführt worden waren.

Das erste trat ein ungefähr einen Monat, nachdem das Schiff uns verlassen hatte, während John sich allmählich von seiner Krankheit erholte. An einem schönen Tag, als ich die Vorschriften für die Nachmittagsschule, die ich die ganze Zeit gehalten hatte, vorbereitete, hörten wir den Ruf: Schiff in Sicht! Niemand dachte mehr an die Schule, und die Eingeborenen raunten nach dem andern Ende der Insel, wo das Schiff lag. John konnte nicht so weit gehen, aber wir warteten gespannt auf Nachricht und ich hielt den ersten zurückkehrenden Eingebornen an, der mir zurief: „Missi, was denkst du, das geschehen ist? Eine ganze Schiffsladung Tannesen, Männer, Weiber und Kinder, sind durch den Krieg von ihrer eignen Insel vertrieben worden und wollen nun auf unsrer kleinen Insel leben, weil hier der Gottesdienst stark ist und sie sich darum für sicher halten. Es ist eine große Menge für das Volk von Aniwa und wo sollen wir Nahrung für sie finden, Missi? Sie mußten bei Nacht entfliehen mit den paar Sachen, die sie mit aufs Schiff nehmen konnten."

Bald erschien ein anderer Bote mit Briefen von Herrn und Frau Neilson *), die die Nachricht bestätigten. Wir waren etwas bestürzt über das Ereignis; aber wie die meisten Missionare, die davon hörten, hatten auch wir einen tiefen Eindruck von Gottes geheimnisvollen Wegen. Tanna war die Insel, an der Johns ganzes Herz hing, und es war eine der bittersten Enttäuschungen seines Lebens, als vor neun Jahren die Missionssynode ihm nicht erlaubte, dorthin zu gehen,

*) Dem Missionspaar auf Tanna.

sondern ihn nach Aniwa schickte. Wir beide fühlten damals, daß wir nach Gottes Willen hieher gingen, und nun hatte er die Tannesen hiehergeführt; die Ankömmlinge waren aus der Gegend von Port Resolution *) und einige waren Johns alte Freunde.

Manchen Insulanern machte das Ereignis einen eben so tiefen Eindruck wie uns. Bei der letzten Missionssynode teilte Herr Neilson zur Belustigung aller Missionare den Hauptinhalt einer Rede mit, die ein aneityumesischer Lehrer auf Tanna bei jener Veranlassung gehalten hatte.

Geschickt wie alle Eingebornen sind, aus den Ereignissen des täglichen Lebens passende Illustrationen für die Sonntagspredigt zu nehmen, wählte er zu seinem Text die Geschichte von Joseph. Missi Paton war Joseph, den seine bösen Brüder, die Tannesen, von der Insel Tanna vertrieben hatten, aber Gott war mit ihm nach Aegypten, nämlich nach Aniwa, gegangen und hatte es ihm und um seinetwillen auch dem Land wohlgehen lassen und es zubereitet, daß sie dort leben könnten, damit viel Volks erhalten würde.

Unsere Eingebornen haben sich sehr gut gehalten. Die Häuptlinge und die Christen kamen noch am Abend, um sich mit John zu beraten und sie kamen überein, am nächsten Morgen alle zusammen zu gehen und den Flüchtlingen Unterkunft und Land in den verschiedenen Dörfern anzubieten. Sie baten John sehr, er möchte doch mitgehen und wollten ihn auf dem Rücken hintragen ('s giebt nämlich keine Droschken hier), aber da ihm jene Beförderungsart nicht besonders zusagt und er nicht so weit gehen konnte, schickte er mich an seiner Stelle. Die Sache gefiel mir nur halb und ich hätte mich gerne gedrückt, aber John und die Schwarzen setzten es durch, es lag ihnen so daran, den armen Schelmen zu zeigen, daß sie willkommen waren. Ich schlug mich auch glücklich durch, lachte die Frauen an und gab ihnen die Hand und tätschelte alle Kinder auf den Kopf. Einige von den Kleinen schrien laut vor Schrecken, als sie eine weiße Frau sahen. Das machte mich etwas verlegen, aber mein Herz schlug für die kleinen, braunen Lockenköpfe und für ihre Mütter, die da im fremden Lande saßen und ihre Kleinen warteten. Es waren gerade hundert Tannesen da. Die meisten Männer überging ich, sie sahen so frech und unverschämt aus — nackte, bemalte Wilde, wie John so oft die Heiden der Neuhebriden geschildert hat. Ich habe noch nie behauptet, daß sie mir gefallen. Ein paar Männer aber bildeten eine Ausnahme, unter ihnen der liebe alte Nowar, der mit seinem kurzen Haar, das jetzt ganz grau geworden ist, wie ein

*) Wo Paton auf Tanna gewohnt hatte.

Gentleman aussieht. Er trug keine Ohrringe und war ganz anständig gekleidet. Sein liebes, altes Gesicht strahlte förmlich, als er mich sah und er sagte mir, ich solle John sagen, er sei gekommen, um bei seinem lieben Missi zu leben und zu sterben.

Nowar will durchaus getauft werden, aber John sagte, er müsse sich zuerst mit seinem eigenen Missionar, Herr Neilson, besprechen und außerdem haben wir in Aniwa die Regel, daß Taufbewerber ein Jahr an dem Vorbereitungsunterricht teilnehmen müssen. Sein Leben auf Aniwa war bisher ganz das eines Christen, aber die andern Tannesen haben, anstatt selbst etwas Gutes zu lernen, einen schlechten Einfluß auf die Aniwer, besonders auf einige übermütige Burschen, die sich bisher in die neuen Verhältnisse notgedrungen geschickt haben, weil das Christentum jetzt Gesetz im Lande ist, ausgeübt. Ihr könnt euch leicht denken, welchen Einfluß eine Schar kräftiger Männer, die nichts zu thun haben und die von ihrer eignen Insel und dem Einfluß ihres eignen Missionars fern, und voll von heidnischem Aberglauben sind, die auch nie versucht haben, lesen oder schreiben zu lernen, auf Menschen mit unerneuerten Herzen haben, die nur widerwillig in den durch das Christentum gezogenen Schranken bleiben.

John nahm alsbald sein fast vergessenes Tannesisch wieder vor und als die Herren Tannesen sich weigerten, in die Kirche zu kommen, konnte er ihnen bald zuerst eine Ansprache vorlesen und dann auch Tannesisch predigen.

Am ersten Sonntag erschienen die Tannesen aus Neugierde in vollem Staat in der Kirche. Es rührte mich ordentlich, an den Frauen die Spuren von Frau Neilsons Sorge und Mühe zu sehen, denn einige von ihnen hatten ihre Kleider ganz nett angezogen. Ich weiß aus Erfahrung, wie viel Mühe es kostet, bis man die Leute dazu bringt, wenigstens in der Kirche bekleidet zu erscheinen, und es muß schmerzlich gewesen sein, sie davonlaufen zu sehen, gerade als Arbeit und Unterweisung anfingen, Früchte zu tragen.

Wir sorgten den Tannesen so viel wir konnten für Arbeit, ließen sie unbebautes Land roden, Rohr zu Zäunen schneiden u. s. w., damit sie sich Kleider verdienten, und einige benützten die Gelegenheit. John redete ihnen auch zu, Bananen zu pflanzen, da die Zeit des Jampflanzens vorüber war und ihr Aufenthalt wahrscheinlich längere Zeit dauern würde.

Inzwischen steuerten alle Aniwer zu ihrem Unterhalt bei, was auf unserem unfruchtbaren Inselchen keine Kleinigkeit war. Es ist merkwürdig, daß sie doch alle zu leben hatten, obgleich wir einen Monat nach ihrer Ankunft den schrecklichsten Orkan hatten, der je über Aniwa hingebraust ist.

Er begann um die Mittagsstunde am 14. Januar, nachdem der Himmel den ganzen Morgen schwarz gewesen war von einem schweren Gewitter. Während wir bei Tische saßen, wurde der Wind plötzlich furchtbar; wir sprangen auf und trafen Vorbereitungen, denn das Haus bebte und krachte, das Schindeldach hatte sich aufgerichtet und der Regen strömte herein. Augenblicklich nahmen Bäume, Zäune u. s. w. eine wagrechte Lage ein. Ich floh mit den Kindern in die Studierstube, die etwas fester schien als die andern Teile des Hauses, und von den Fenstern beobachteten wir den Sturm. Es war ein großartiger Anblick — hohe Bäume bogen sich und stürzten vor der Kraft des Sturmes. John kam sehr niedergeschlagen herein und sagte, wenn es noch länger daure, so stürze die Kirche ein; sie neigte sich schon, obgleich sie gut gestützt war. Es trat jetzt eine Pause ein, die mich beruhigte, aber sein erfahrenes Auge sagte ihm, daß es nur die Stille war, die einem heftigen Sturm vorangeht, denn der Himmel war noch schwarz und drohend. Und wirklich, gerade ehe es dunkel wurde, jagte uns ein entsetzlicher Windstoß schleunigst in den Keller, unsern gewöhnlichen Zufluchtsort. John und zwei von den Mädchen drangen noch einmal ins Haus durch, um ein paar Brote und was sie sonst erwischen konnten zu holen, denn wir hatten schrecklich Hunger, da wir so unhöflich beim Essen gestört worden waren. Mein treuer kleiner Koch stürzte vom Sturm gejagt keuchend und schnaufend in den Keller und hielt sich an einem großen Kessel voll kochendem Wasser, das unter diesen Umständen eine unerwartete Hilfe war. So hielten wir auf einem Kistendeckel ein ganz lustiges Mahl. Da unsre Vorräte im Keller waren, holten wir eine Büchse mit Salm, und für die Kinder hatten die Mädchen glücklicherweise Milch mitgenommen. Als Frank sah, daß wir den Fisch alle von einem Teller aßen, kannte seine Freude keine Grenzen. Er steckte seine Gabel in das größte Stück in der Schüssel, das dann für sein kleines Mäulchen zu groß war, was große Heiterkeit erregte.

Der Sturm tobte bis Mitternacht, dann konnten wir hinaufgehen in unsre Betten. Unser Zimmer war zum Glück noch bewohnbar, aber es war auch der einzige bewohnbare Raum im Haus. Das Morgenlicht zeigte eine schreckliche Zerstörung. Unsere schöne, große Kirche war ein Trümmerhaufen, aus dem nur eine große Säule einsam gegen den blauen Himmel aufragte. Auch die Schule war zerstört und von unsern Nebengebäuden waren nur das Kochhaus und die Druckerei stehen geblieben. Wir waren so dankbar, daß unser Wohnhaus noch stand, denn John hätte jetzt kein neues bauen können. Es war keine Fensterscheibe zerbrochen, aber das Dach war natürlich zerstört und alles im Haus durchnäßt. Der Tag war zum

Glück heiß und so konnten wir die Matten wegnehmen und die Matratzen, wollenen Decken u. s. w. waschen und trocknen.

Schon vor Tagesanbruch waren fast alle Eingebornen an der Arbeit, um ihre Zäune auszubessern; die Wohnhäuser — und es war nicht ein Dutzend auf der Insel unbeschädigt — mußten warten, bis die Pflanzungen gesichert waren. Es war so traurig zu sehen, wie viel Nahrung zerstört war: schöne große Brotfrucht- und Kokosnußbäume waren mit den Wurzeln ausgerissen und Bananen mit halbentwickelten Früchten lagen unbrauchbar auf dem Boden. Aber die größte Wehklage war um das Gotteshaus. Doch erklärten viele ganz ruhig, es sei eine Strafe von „Tiapolo", weil das Volk so stark für den Gottesdienst sei.

Wir hielten den Gottesdienst unter einem Bananenbaum, der freilich keinen Schatten gab, da ihn der Orkan entblättert hatte; zu beiden Seiten sahen wir die Ruinen der Kirche und der Schule. John sagte den Leuten, wir wollten in den nächsten Wochen noch nicht von der neuen Kirche sprechen, sie sollten vorher ihre Pflanzungen in Ordnung bringen. Als dies geschehen war, gingen sie mit Eifer ans Werk. Ich wollte, ihr hättet sehen können, wie manchmal 40 oder 50 von ihnen in Schweiß gebadet und unter der Last gebeugt einen großen Baum daherbrachten, den sie ein paar Meilen weit einen steilen Weg heruntergetragen hatten. Wir konnten ihr fröhliches Geschrei von weitem hören; es endete mit einem lauten, triumphierenden Ruf, während sie den Stamm bei der Kirche hinlegten. Ich konnte keine ordentliche Arbeit vornehmen, da ich immer hinauslaufen mußte und sehen, wie der Bau fortschritt. John mußte an allen Orten zugleich sein und die Sache leiten. Er arbeitete so angestrengt als irgend ein Eingeborener.

Alle Dörfer übernahmen es, der Reihe nach den Arbeitern abends eine Mahlzeit zu geben. Die Lebensmittel wurden schon morgens gebracht und die Frauen kamen mit, um zu kochen. Die, die gerade frei hatten, flochten eifrig Zuckerrohrhalme für das Dach. Du kannst dir denken, daß es auf unserem öffentlichen Platz zuging, wie in einem Bienenstock. Manchmal hörte man lautes Gelächter, wenn eine Frau unwillig einen Mann, der sich mit einem leckeren Bissen davonschleichen wollte, mit einer Kokosschale warf. Meine Mädchen besorgten die Hausgeschäfte morgens und halfen nachmittags beim Bau, und ich lieferte oft einen großen Eimer voll Thee zu dem Festmahl. An einem Tag, als auch viele Tannesen halfen, wurden 14 Schweine gebraten und gegessen.

An fünf Sonntagen hielten wir den Gottesdienst im Freien, dann aber konnten wir (die Leute hatten ja sehr fleißig gebaut) die

neue Kirche beziehen. Sie war noch nicht fertig, aber ganz nett und behaglich. Es war diesmal ein ordentlicher Fachwerkbau, aber mit dem Ausfüllen des Holzwerks mußte man warten, bis die Leute Kalk machen konnten. So waren die Wände einstweilen mit Kokosmatten behängt, das Dach aber war schon aus Zuckerrohrhalmen hergestellt. Natürlich gaben die Eingebornen die Arbeit und das Baumaterial umsonst, aber John versprach ihnen eine große Kuh zu einem Festessen, wenn alles fertig wäre. Die Hoffnung darauf trieb auch die Trägen zur Arbeit.

Nachdem die Leute eine Woche ausgeruht hatten, fingen sie an, Korallen zum Kalk zu holen. Das ist ein mühseliges Geschäft, denn die Korallen müssen mit eisernen Stangen unter dem Meer ausgegraben und dann im Boot hergebracht werden. Der Fundort ist das reizende Inselchen Fiara, ganz in der Nähe von Aniwa. Ich benützte die Gelegenheit, um mit den Kindern dorthin zu fahren. Der Papa war auch bei uns, denn er mußte die Arbeit beaufsichtigen und sehen, daß man ihm sein Boot nicht zwischen den Klippen zerbrach.

Die Männer arbeiteten fröhlich voran, aber auf einmal gab's einen Stillstand und die ganze Insel geriet in Aufregung, weil am Morgen des 2. März zwei Menschen ermordet worden waren. Niemand hatte Schlimmes geahnt. Der ermordete Mann war am Tag zuvor der fleißigste Korallensucher gewesen. Seine Eltern sind gute, achtungswerte Christen; er selbst war noch nicht getauft, kam aber regelmäßig zur Kirche mit seinen Kindern und seiner jungen tannesischen Frau, mit der er sich erst vor kurzem verheiratet hatte und die mit ihm ermordet wurde. Man glaubt, daß sie die Ursache der Eifersucht war, die zu der schrecklichen That führte.

Der arme Patesa und seine Frau gingen wie sonst zu Bette. Bei Tagesgrauen schlichen sich die Männer, ein Tannese und ein Aniwer, ans Haus und entfernten die Kokosblätter von der Thür. Patesa regte sich bei dem Geräusch, aber er wurde durchs Herz geschossen, ehe er ganz aufwachte. Der andre Mörder erschoß die arme Frau, die sich noch verstecken wollte.

Die Häuptlinge und das Volk kamen sehr entsetzt auf den Versammlungsplatz und berieten, was zu thun sei. Die Verbrecher hatten sich natürlich versteckt. Man zerstörte all ihre Habe außer den Nahrungsmitteln, die man unter das Volk verteilte. Aber über diese Strafe können die Mörder lachen, denn hier kann jeder das zum Leben Nötige im Busch oder im Meer finden. O, wie lehrt uns ein solches Ereignis die englischen Gesetze schätzen und bewundern!

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Heimat. Am 16. Juni d. J. gedenkt die Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen das 50jährige Jubiläum ihrer Arbeit auf der Sklavenküste zu feiern. In dem halben Jahrhundert haben 64 Männer und Frauen auf diesem Missionsfeld ihr Leben gelassen. Die gegenwärtige Zahl ihrer Missionare beträgt einschließlich der Frauen, Diakonissen und Lehrerinnen 34. Diesen stehen 48 eingeborne Gehilfen zur Seite, von denen sieben ihre Ausbildung in Deutschland erhalten haben. Am Schluß des ersten Vierteljahrhunderts (1872) zählte die Mission nur 93 Christen; jetzt sind es nahezu 2000 (Ende 1895: 1623). Die Missionare haben seitdem das Ewhe zur Schriftsprache erhoben und dem Volk nicht nur die hl. Schrift, sondern auch verschiedene Schulbücher, Gesangbuch u. a. gegeben. Die Arbeit geschieht auf 4 Hauptstationen (wovon 3 in Deutsch-Togo liegen) und 25 Außenstationen. „Alle diese Arbeitsstätten sind Mittelpunkte der Missionsthätigkeit, welche die sittlich-religiöse, intellektuelle und auch die kulturelle Hebung des Volks bewirkt." Leider lastet eine drückende Schuld von fast 75 000 Mk. auf der Gesellschaft, zu deren Tilgung Jubelgaben mit Dank entgegengenommen werden.

Die **Basler Mission** durfte auf ihren Arbeitsfeldern in Indien, China, Goldküste und Kamerun im letzten Jahr 2242 Heiden taufen und wies am 1. Jan. 1897 einen Stand von 33 840 Gemeindegliedern auf. Diese Zahlen verteilen sich auf die einzelnen Missionsgebiete in nachstehender Weise:

In Indien:	441	Heidentaufen;	13 161	Gemeindegl.;	7 830	Schüler.
„ China:	265	„	4 301	„	1 164	„
A. d. Goldküste:	1 178	„	14 905	„	3 953	„
In Kamerun:	358	„	1 473	„	2 102	„
Total:	2 242	Heidentaufen;	33 840	Gemeindegl.;	15 049	Schüler.

Madagaskar. Nach einem Brief von Miss. Escande (v. 26. Febr. d. J.) ist außer andern Schulgebäuden auch das schöne große Kolleg der Londoner Mission von den Franzosen in Beschlag genommen worden. Die Missionare wehrten sich aufs äußerste gegen diese Gewaltmaßregel, denn es bildete mit seiner Bibliothek, seinen Sammlungen und Sälen sozusagen den Herzpunkt ihres Werkes. Aber es half nichts. General Galliéni bedeutete ihnen, daß er es einfach mit Gewalt wegnehmen werde, falls sie das Gebäude nicht gutwillig hergeben würden. Daraufhin ließen sie sich in Unterhandlungen ein und stellten die Forderung, daß es ihnen mit 300 000 Fr. vergütet werde. Aber man zahlte ihnen nur die Hälfte dieser Summe, versprach jedoch, die übrigen Grundstücke und Gebäulichkeiten der Mission als ihr Eigentum eintragen zu wollen. Das Kolleg war bis jetzt von 4 Missionaren und 55 Studenten bewohnt, die nun alle an die Luft gesetzt sind. Ebenso ist Frl. Craven bedeutet worden, daß man ihre höhere Töchter- und Normalschule brauche und sie die Gebäulichkeiten innerhalb von sechs Monaten räumen müsse. Auch die Quäker müssen ihre höhere Töchterschule hergeben. Diese Gewaltmaßregeln sind um so unverständlicher, als der General erst kürzlich bei einem Besuch dieser Schulen ganz erstaunt war über die Leistungen derselben, selbst in Bezug auf die Fortschritte im Französischen, wogegen die katholischen Schulen, besonders im Punkt der Reinlichkeit, ihnen weit nachstanden. Auch ersuchte er den englischen Missionar Standing, einen Kurs über Pädagogik in der neu errichteten höheren Staatsschule zu halten. Es ist daher eine sehr kurzsichtige Politik, solche wertvollen Kräfte zur Hebung der Eingebornen lahm zu legen.

Die religiöse Verfolgung hat noch immer nicht nachgelassen. Sie erstreckt sich jetzt sogar auf die protestantischen Missionare, da sie das ungesetzliche Auftreten und Treiben der Jesuiten und ihrer Anhänger zur Kenntnis der Regierung gebracht haben. So sind Miss. Escande und die Londoner Missionare Peill und Esmond, sowie des ersteren Frau fälschlich angeklagt worden, daß sie Volksversammlungen mit den Eingebornen abgehalten hätten, daß Peills den Aufständischen Waffen ausgeliefert, ihnen Geld gegeben und geheime Zusammenkünfte mit den Rebellenführern gehabt hätten. Auch der Terrorismus der römischen Priester und ihrer Helfershelfer auf den Militärposten, wodurch die Protestanten gewaltsam zum Katholizismus herübergezogen und die evangelischen Kirchen und Schulen geraubt werden, nimmt seinen ungestörten Fortgang. Doch hat Galliéni nun eine Kommission eingesetzt, welche die englischen und norwegischen Missionare vernehmen soll. Am 26. Februar fand die erste Sitzung statt.

Durch die Verbannung der Königin nach der Insel Reunion ist auch die Hofkirche in der Hauptstadt aufgelöst worden. Miss. Escande erbat sich deswegen das Gebäude für die Pariser Mission. Die Antwort des Generals lautete, daß alle königlichen Gebäude für den Regierungsdienst verwendet werden würden, daß er aber bis auf weiteres die Kirche benützen dürfe. Dagegen wurde die bisherige Hofschule der Pariser Mission definitiv zugesprochen. Zugleich mit der Abführung der Königin wurde auch eine Anzahl hochgestellter Madagassen ins Gefängnis abgeführt, wodurch die Hauptstadt und die ganze Umgegend in großen Schrecken versetzt wurde. Man hat sich ihrer jedoch nur als Geiseln versichert. Verhält sich alles in den nächsten drei Wochen ruhig, so sollen sie wieder in Freiheit gesetzt werden und die Gewaltsmaßregeln sollen dann ein Ende haben. Da die verbannte Königin, wie die meisten ihrer gefangenen Würdenträger Protestanten sind, so ist auch dieses Vorkommnis sofort von den Katholiken dazu benutzt worden, um weitere Protestanten einzuschüchtern und in die römische Kirche zu treiben.

Auch in der Provinz Betsileo stehen die Dinge sehr schlimm. Den Norwegern und Londonern sind dort 57 Kirchen durch die Katholiken entrissen worden. Die Sache soll nun aber auch vor die Kommission gebracht werden. — Die Pariser Mission hat jetzt im ganzen 250 Schulen übernommen, aber es fehlt an Lehrern, die im Französischen unterrichten können. Der 1. April war der von der Regierung angesetzte Termin, von welchem ab nur noch die Schulen anerkannt sein sollten, in denen der Lehrer französisch versteht.

Indien. Die Pest fordert in Bombay und anderwärts noch immer ihre Opfer. Mindestens die Hälfte der Stadtbewohner hat sich geflüchtet und die Seuche weiterverbreitet. Nun treibt aber die andere furchtbare Geisel Indiens, die Hungersnot, die armen Leute wieder in die verseuchten Stadtteile Bombays zurück. Dadurch findet die Pest wieder neue Nahrung und breitet sich nun auch unter den höhern Klassen der Bevölkerung aus, die bis jetzt einigermaßen verschont geblieben sind. Bemerkenswert ist, daß die Seuche unter den evangelischen Christen auffallend weniger Opfer gefordert hat, als unter den übrigen Konfessionen.

China. In der Provinz Fukien, wo am 1. August 1895 die grauenhaften Morde an elf Missionsleuten verübt wurden, haben sich bei den drei dort arbeitenden Missionsgesellschaften innerhalb Jahresfrist nicht weniger als 20000 Taufbewerber gemeldet. Von diesen hat allein die englisch-kirchliche Mission, die ca. 10 Missionare und 25 Fräuleins dort stationiert hat, im vergangenen Jahr 5000 Seelen taufen und in ihre Gemeinden aufnehmen können. Es ist und bleibt demnach wahr: „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche."

Missionshaus auf der Insel Aniwa.

Die evangelische Mission auf Madagaskar.

Von L. H.

Die Missionsfreunde blicken gegenwärtig mit banger Sorge auf Madagaskar, dieses bis vor kurzem so hoffnungsvolle und jetzt so schwer bedrohte Missionsfeld. Einzelne Nachrichten über das Vorgehen der Jesuiten und die Vergewaltigung der Evangelischen auf Madagaskar haben diese Blätter gelegentlich gebracht. Es wird manchem Leser willkommen sein, wenn er einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Mission auf Madagaskar in ihrem Zusammenhang mit den politischen Ereignissen bekommt und dadurch in stand gesetzt wird, aus der Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen, und zu sehen, was für die Zukunft zu hoffen und zu fürchten ist.

1. Die Anfänge der Mission.

Die ältesten Nachrichten, die wir über Madagaskar haben, gehen bis ins 11. Jahrhundert zurück. Im 13. Jahrhundert wurde die Insel von dem Reisenden Marco Polo besucht; dann geriet sie in Vergessenheit und wurde im Jahre 1506 von den Portugiesen aufs neue entdeckt. Aber noch dauerte es fast 150 Jahre, ehe die ersten Missionare das merkwürdige Land betraten. Es war ein Priester des Lazaristenorden, der, durch einen Brief Vinzent de Paulas für den Missionsdienst gewonnen, sich mit einigen Genossen nach Madagaskar einschiffte. Sie gründeten im Jahre 1648 eine Station in Fort Dauphin. Aber das schlimme Fieber, das in den sumpfigen Küstenstrichen Madagaskars herrscht, richtete bald Verheerungen unter der kleinen Schar an. Andere Schwierigkeiten kamen dazu, die trotz dem Eifer und der Hingebung der Missionare, deren im ganzen nacheinander 19 in Madagaskar arbeiteten, das Aufgeben der Mission nötig machten.

Im Jahre 1660 verließen die letzten Missionare die Insel, ohne eine Spur ihres Wirkens zu hinterlassen. Einen Versuch, dem Volk der Madagassen die Bibel in seiner Sprache zu geben, hatten die katholischen Priester nicht gemacht, und so lagerte sich noch einmal die durch keinen hellen Schein erleuchtete Nacht des Heidentums für mehr als 150 Jahre auf die Insel, auf der sich in dieser Zeit allerlei Umwälzungen vollzogen. Die Howas, ein der malayischen Rasse angehöriges Volk, die in vorgeschichtlicher Zeit (vielleicht von den Sundainseln) nach Madagaskar gekommen, aber von den Sakalawas, dem mächtigsten Stamm der Ureinwohner, in das Gebirgsland im Innern gedrängt worden waren, brachen aus ihren Bergen hervor und unterwarfen sich den größten Teil der Insel. Auch ihre Sprache wurde die herrschende des Landes. Dies ist von großer Bedeutung für die Mission, da die Howasprache nahe verwandt ist mit einigen malayischen Sprachen, die auf anderen Missionsgebieten gesprochen werden.

Im Jahre 1810 bestieg Radama I., ein edelgesinnter Howaprinz, den Königsthron von Madagaskar. Dieser Fürst suchte Verkehr mit dem englischen Statthalter der Nachbarinsel Mauritius und bahnte so, ohne es zu wissen, den evangelischen Missionaren den Weg in sein Reich; denn Mauritius war ein passender Ausgangspunkt und Zufluchtsort für die Missionare, die in Madagaskar einzudringen versuchten.

In den protestantischen Kirchen regte sich um jene Zeit ein neues frisches Leben, und sie wurden auch ihrer Pflicht eingedenk, den Heiden das Evangelium zu bringen. Die im Jahre 1795 gegründete Londoner Missions-Gesellschaft hatte schon seit einiger Zeit ihr Auge auf die merkwürdige Insel gerichtet. Nachdem im Jahre 1818 ein erster Versuch, eine Mission in Madagaskar zu gründen, durch Krankheiten und durch die Feindschaft eines englischen Händlers nicht geglückt war, gelang es endlich im Jahre 1820 den Missionaren Jones und Griffith, von Tamatave an der Ostküste aus in die Hauptstadt, das in der Centralprovinz, dem Bergland von Imerina gelegene Antananarivo, zu gelangen. Sie wurden von Radama I. freundlich aufgenommen und schon nach 2 Jahren war eine christliche Gemeinde gegründet. Von Anfang an richteten die Missionare ihr Augenmerk darauf, den Madagassen die Bibel in ihrer Sprache zu geben, und sie benützten dazu

alle ihre freie Zeit. Mit Hilfe einiger begabter Schüler, die sie sich heranzogen, ging's schnell voran mit der Arbeit, sodaß im Jahre 1830 3000 Exemplare des Neuen Testamentes in der Howasprache gedruckt waren. Die Missionare wußten, daß ihr Werk Eile hatte, denn drohende Wolken sammelten sich über ihren Häuptern.

Im Jahre 1828 starb Radama; leider war er in seinen späteren Jahren in heidnische Ausschweifungen verfallen und hatte sich nicht entschließen können, Christ zu werden. Eine seiner 12 Frauen, die wilde, grimmige Heidin Ranavalona, ließ den Neffen und rechtmäßigen Nachfolger Radamas, den edlen Rakatombe, einen Schüler und Freund der Missionare, ermorden. Alle seine Freunde und Verwandten traf dasselbe Schicksal und dann bestieg Ranavalona den Thron. Die Missionare wußten schon, was sie von ihr zu erwarten hatten. Sie steckte auch gleich 700 Lehrer und Schüler der Missionsschulen unter die Soldaten. Weiter ging die Königin zunächst noch nicht. Sie ließ es sogar geschehen, daß in ihrer Hauptstadt eine christliche Kirche gebaut wurde, und daß im Jahre 1831 die ersten Madagassen, 20 an der Zahl, die Taufe empfingen. Damals hatten schon 15 000 Madagassen christlichen Schulunterricht genossen. Aber im Jahre 1835, gerade als die Uebersetzung der Bibel vollendet war, erschien ein königliches Edikt, das die Ausübung der christlichen Religion verbot. Noch war die Bibel nicht ganz fertig, und die Missionare, die nicht wußten, ob ihnen nicht Vertreibung von der Insel oder gar der Märtyrertod bevorstand, baten Gott, er möchte ihnen doch Frist geben, das Werk zu vollenden. Verlassen von ihren eingeschüchterten Christen, argwöhnisch beobachtet von den Beamten der Königin, thaten sie alle Arbeit des Druckens und Bindens selbst, und 4 Monate nach Veröffentlichung des Edikts war das erste gebundene Exemplar der Bibel fertig. Eine Anzahl von Bibeln wurde den zuverlässigsten Christen zur Aufbewahrung übergeben, andere verbarg man in der Erde. Kaum war das vollbracht, so erhielten die Missionare den Befehl zur Abreise. Sie verließen die Hauptstadt und das Land, in dem ein so schöner, hoffnungsvoller Anfang gemacht worden war. Die Christen fuhren fort, in der Bibel zu lesen — aber nur im geheimen, denn der Besitz einer Bibel war ein todeswürdiges Verbrechen. Nachdem mehrere

Bibeln gefunden und verbrannt worden waren, verbargen die Christen die kostbaren Bücher in hohlen Bäumen und Höhlen; sie lernten auch lange Ausschnitte der Bibel auswendig, um den Verlust des Buches leichter verschmerzen zu können. Als nach Verlauf von 25 Jahren das Evangelium wieder in Madagaskar gepredigt werden durfte, und die Bibeln hervorgesucht wurden, fanden sich freilich nur noch 12 brauchbare Exemplare — die anderen waren in ihren feuchten Verstecken zugrunde gegangen — aber was der Same des Wortes Gottes gewirkt hatte, sah man an der großen Zahl von Christen, die überall zum Vorschein kamen.

Die Verfolgungszeit war recht schwer gewesen. Nach der Abreise der Missionare erschien ein Gebot, daß alle Christen bei Vermeidung der Hinrichtung sich angeben und ihre Strafe in Empfang nehmen sollten. Hunderte von treuen Bekennern wurden in die Steinbrüche geschickt, als gemeine Soldaten ins Militär gesteckt, in schwere Ketten gelegt und führten ein elendes Leben oder erlagen dem Hunger und anderen Leiden. Andere mußten sich einem Gottesurteil unterwerfen. Dieses Gottesurteil wurde in Madagaskar so häufig angewendet, daß eigentlich niemand davor sicher war. Unter der verrotteten Rechtspflege der Howas genügte schon eine unbegründete Anklage oder Verleumdung, daß ein ganz Unschuldiger den Giftbecher leeren mußte. Erbrach er das Gift, so galt seine Unschuld als erwiesen, blieb es aber im Körper, so warf man den Kranken oder Sterbenden in den Wald, oder begrub ihn lebendig. Viele Christen kamen damals auf diese Art um. Die Adeligen, deren Blut nach einem alten Aberglauben nicht vergossen werden durfte, wurden lebendig verbrannt oder von einer hohen Felswand herabgestürzt und ihre Familien in die Sklaverei verkauft.

25 Jahre lang eiferte die grimme Königin gegen das Christentum. Doch war die Verfolgung nicht immer gleich heftig. Die entsetzlichen Greuel, die im Namen der Königin verübt wurden, und die Standhaftigkeit der Christen machten viele Heiden wankend in ihrem Christenhaß. Der Königin einziger Sohn besuchte den Gottesdienst der Christen; er und andere Große thaten viel, um deren Los zu erleichtern. Der Agent der Londoner Mission, Johns, kam zweimal nach Madagaskar und einmal gelang es ihm, 5 verfolgte Christen auf ein Schiff zu retten und nach England zu bringen. Später kam mehreremale Missionar

Ellis. Die Königin wußte ihn zwar immer wieder unter dem Vorwand, seine Gesundheit sei in Gefahr, zu entfernen, aber es gelang ihm doch, Bibeln auf der Insel zu verbreiten. Im Jahre 1856 konnte er sogar einen Monat in der Hauptstadt sein und wenigstens im geheimen die Christen trösten.

Aber noch einmal brach der Sturm der Verfolgung aus. Zwei Franzosen, die industrielle Anlagen in Madagaskar hatten, zettelten eine Verschwörung an, um die Königin abzusetzen und den Kronprinzen auf den Thron zu setzen. Als dies herauskam, wurden die Europäer verjagt, und die Königin benutzte den willkommenen Vorwand, um ihre Wut an den an der Verschwörung ganz unbeteiligten Christen auszulassen.

---

2. Die evangelische Mission in Madagaskar bis zu der französischen Eroberung.

Endlich, im Jahre 1861, kam mit dem Tode der Königin die Erlösung. Ihr Sohn bestieg als Radama II. den Thron und verkündigte alsbald Religionsfreiheit. Missionar Ellis, den die Londoner Missions-Gesellschaft nun wieder nach Madagaskar sandte, wurde mit offenen Armen empfangen, fröhlich umdrängt von den Christen, die ihm ihre Leidensgeschichte erzählten, und bald erstanden die zerstörten Kirchen aus der Asche. Die Gemeinden wuchsen und mehrten sich, besonders seit noch neue Missions-Gesellschaften in die Arbeit auf Madagaskar eintraten.

Am stärksten ist die Londoner Missions-Gesellschaft vertreten. Sie hat nach der neuesten Schätzung 33 europäische Missionare, 6 unverheiratete Missionarinnen, 1048 eingeborne Geistliche, 1300 Kirchen, über 62 000 erwachsene Kirchenmitglieder und gegen 300 000 Anhänger, d. h. solche, die den Gottesdienst besuchen, aber noch nicht zur Kirche gehören. Da die Londoner Missions-Gesellschaft freikirchlich ist (sie wird nach independentischen Grundsätzen geleitet), sind Kirchenmitglieder nur solche, die dem Kindesalter entwachsen und freiwillig in die Kirche eingetreten sind. Es mögen deshalb unter den sogenannten Anhängern viele sein, die als Kinder getauft worden sind, die also in anderen Missionsberichten, in denen die „Kirchenmitglieder" nicht als eine besondere Klasse aufgeführt sind, als Christen zählen würden. Die Schulen der Londoner Missions-Gesellschaft werden von gegen 75 000 Kindern besucht. Die meisten

Gemeinden dieser Gesellschaft sind in den gebirgigen Gebieten des Binnenlandes, Imerina und Betsileo, einige auch in der Provinz Sinahaka, nördlich von Imerina und an dem südlichen Teil der Ostküste. In der Hauptstadt hat die Gesellschaft verschiedene von vielen hundert Kindern besuchte höhere Schulen, sowie ein wissenschaftliches Seminar mit einer Abteilung für Theologie.

Es ist sehr erfreulich, daß die Mission der Freunde (Quäker), die seit 1869 auf Madagaskar arbeitet, dies in brüderlichem Verein mit der Londoner Missions-Gesellschaft thut, jedoch ohne sich ganz mit ihr zu vereinigen. Sie hat andre Gebiete in Arbeit genommen und hat, damit kein Zwiespalt unter die eingeborenen Christen komme, für ihre Heidenchristen Taufe und Abendmahl beibehalten, was die Quäker unter sich nicht haben. Das Arbeitsfeld dieser Mission ist das Gebiet von Betanimena, am Ostabhang des Hochlands von Imerina. Sie hat 23 europäische Missionare und Missionarinnen, zwischen 2600 und 3000 Gemeindeglieder, nahe an 15000 Anhänger und ungefähr 15000 Schulkinder. In der Hauptstadt haben die Freunde verschiedene gutbesuchte höhere Mädchen- und Knabenschulen. Gemeinsam mit der Londoner Missions-Gesellschaft erhalten die Freunde ein großes Spital mit medizinischem Seminar in der Hauptstadt, das zugleich den Mittelpunkt für die von allen protestantischen Missions-Gesellschaften auf Madagaskar betriebene ärztliche Mission bildet. Die Schulgebäude und das Spital sind bekanntlich neuerdings von der französischen Regierung in Beschlag genommen worden.

Die Society for the Propagation of the Gospel (Gesellschaft für die Verkündigung des Evangeliums) hat wegen ihrer ausgesprochen hochkirchlichen Richtung wenig Verkehr mit den andern Missionen. Sie arbeitet seit 1864 in Imerina und hat neuerdings mehrere Stationen an der Ostküste gegründet. Sie hat einen Bischof (in der Hauptstadt), 26 ordinierte Missionare, — darunter 15 eingeborne — nahe an 3000 Kommunikanten, zwischen 10000 und 11000 Anhänger und in 102 Schulen 5000 bis 6000 Kinder.

Im selben Jahre wie die Freunde begann die norwegische Mission (1869) ihr Werk auf Madagaskar. Sie arbeitet mit sehr tüchtigen Kräften und schönem Erfolg. Ihr Hauptgebiet ist Betsileo, aber sie hat auch in dem noch wenig bekannten Süden der Insel, unter den Barastämmen, sowohl im Innern als an der Ost- und Westküste Stationen gegründet. Auch in der Hauptstadt hat sie eine Gemeinde. In ihrer Organisation unterscheidet sich die norwegische Mission vorteilhaft von der Londoner. Diese hat fast die ganze Leitung ihres Werkes in der Hauptstadt centralisiert. Die Diözesen — wenn man den allerdings nicht ganz zutreffenden Ausdruck brauchen will —

bestehen aus mindestens 70, ja bis zu 130 Gemeinden, deren manche oft 3 oder 4 Tagreisen von der Hauptstadt entfernt sind. Die norwegische Mission hingegen hat ihre Kräfte auf dem ganzen Gebiet verteilt; 12—15 Gemeinden bilden einen Verband, der sich an die benachbarten Verbände anschließt. Die Missionare können alles leicht übersehen und leiten, und die Gemeinden sind besser geschützt vor den zersetzenden Einflüssen, die von außen an sie herantreten.

Noch ein schwacher Punkt bei der Londoner Mission ist, daß sie den Grundsatz der Independenten, jede Gemeinde ganz selbstständig zu stellen, wie überhaupt bei den Heidenchristen, so auch auf Madagaskar durchgeführt hat. Es hat etwas sehr Bedenkliches, Gemeinden von unerfahrenen, unreifen Heidenchristen ihre Angelegenheiten selbst verwalten zu lassen und eingeborne Prediger, die vielleicht noch vor kurzem Heiden waren, nicht unter, sondern neben die Missionare zu stellen.

Wahrscheinlich haben die Gemeinden der norwegischen Mission mehr Zusammenhalt und darum auch mehr Widerstandskraft gegenüber den jesuitischen Umtrieben, als die der Londoner.

Die Norweger haben 28 Haupt- und 550 Nebenstationen, jede mit eigener Schule und eingeborenem Lehrer, 60 eingeborene Prediger (die Zahl der europäischen Missionare ist nicht angegeben), 1200 Lehrer, 37000 Schulkinder, beinahe 30000 erwachsene Christen, ein theologisches Seminar und ein Aussätzigen-Spital mit 300 Betten.

Erst seit kurzem hat die amerikanisch-norwegische Mission die Arbeit auf Madagaskar angefangen. Sie hat Stationen in Fort Dauphin und an einigen Punkten im Süden der Insel.

Seit im Jahre 1868 die Königin Ranavalona II. Christin wurde, entstand allmählich in Antananarivo die sogenannte königliche Kirche, zu der sich die königliche Familie hält. Diese Kirche mit ihren zahlreichen Tochtergemeinden in der Hauptstadt und deren Umgebung besteht ganz aus Eingeborenen, auch alle ihre Geistlichen sind Madagassen. Die Hauptkirche ist in dem Bezirk des königlichen Schlosses. Die königliche Kirche bildet übrigens insofern keine eigene Kirchengemeinschaft, als ihre Gemeinden immer zu einer der protestantischen Missionskirchen gehören. Sie sind auch bei den oben angegebenen Zahlen mitgerechnet. Daß sich eine solche Kirche bilden konnte, zeigt, daß die Madagassen mehr zum Protestantismus als zum Katholizismus hinneigen. Man hoffte, daß diese königliche Kirche dazu bestimmt sei, den Mittelpunkt der künftigen madagassischen Nationalkirche zu bilden.

Im Jahre 1895 hatten die evangelischen Kirchen Madagaskars im ganzen 98160 erwachsene Mitglieder, beinahe 400000 Anhänger und mehr als $1^1/_2$ Millionen Schüler. Nach einer andern Berechnung (wenn man die Getauften zählt) sind es 400000 evangelische Christen.

Sobald Madagaskar für die Missionare offen war, fanden sich auch katholische Priester ein, und leider ließ sich der gutgesinnte aber schwache Radama II. verleiten, einen Vertrag zu unterzeichnen, der den Jesuiten Zutritt gestattete. Die Katholiken haben in Madagaskar einen Bischof, 89 europäische Missionare, 27 Nonnen, 40000 Getaufte und ungefähr 27000 Schüler. So beredt die hier angegebenen Zahlen auch sind, so sagen sie uns doch nicht alles, was wir wissen möchten. Sie sagen uns aber, daß Madagaskar nicht, wie man schon geglaubt hat, ein zum großen Teil christliches Land ist. Da es $3^1/_2$ Millionen Einwohner hat, mag ungefähr $^1/_8$ der Bevölkerung christlich sein. Ein Blick auf die Karte von Madagaskar in einem Missions-Atlas zeigt uns, daß die christliche Bevölkerung sehr ungleich verteilt ist, daß z. B. der ganze Norden und Nordwesten noch ohne Missions-Stationen ist. Am meisten Christen sind wahrscheinlich in der Hauptstadt und deren Umgebung, und es ist wohl möglich, daß man dort den Eindruck bekommt, man sei in einem christlichen Land.

Was uns die Zahlen nicht sagen können, das ist, ob die, die sich Christen nennen, es auch in Wahrheit sind. Es ist klar, daß, wenn wie in Madagaskar das Königshaus sich dem Christentum zuneigt, gar viele Christen werden, die unter andern Umständen Heiden geblieben wären. Es kam ein paarmal vor, daß sich das Gerücht verbreitete, das Christentum erfreue sich nicht mehr der Hofgunst; alsbald wurden die christlichen Gottesdienste viel schwächer besucht. Man vermißt auch bei vielen aufrichtigen Christen ein frisches, kräftiges, christliches Leben. Doch macht man solche Wahrnehmungen mehr oder weniger auf allen Missionsgebieten und sie dürfen uns die Freude an dem Erreichten nicht trüben. Nach dem, was uns die Missionare berichten, giebt es sehr viele echte, tüchtige Christen unter den Madagassen. Dr. Borchgrevinck (von der norwegischen Mission) erzählt, wie er sich an der echt evangelischen Predigt eines eingeborenen Geistlichen

erquickt habe und fügt hinzu: „Es ließ mich ahnen, daß sich vielleicht früher, als wir erwarten, die Kraft Gottes unter dem Volke offenbaren wird. Denn wenn einmal die Landeskinder selbst als wahre Verkündiger der Lebensbotschaft auftreten, wird sicherlich mehr als eines der Hindernisse fallen, die unserer Wirksamkeit hemmend entgegenstehen. Je bälder wir Europäer also überflüssig werden, desto besser." James Sibree, der Nachfolger des im Jahre 1871 verstorbenen Ellis, meint, daß die madagassischen Christen viel Aehnlichkeit haben mit den Heidenchristen, wie sie der Apostel Paulus in seinen Briefen schildert; daß man viel verstecktes Heidentum und viel Aberglauben bei ihnen findet und daß die Gefahr des Rückfalls bei ihnen sehr groß ist. Aber anderseits schreibt Sibree: „Wenn wir sehen, wie sich christliche Tugenden entwickeln und das Böse abnimmt, wie Rechtschaffenheit und Wahrheit, Großmut und Keuschheit an die Stelle der gegenteiligen Eigenschaften treten, wenn wir sehen, wie von Jahr zu Jahr größere Summen zu religiösen Zwecken beigesteuert werden und wie sich Männer und Frauen christlichen Werken widmen, so können wir nicht im Zweifel sein, daß der Geist Gottes in den Herzen wirkt, wenn auch vielleicht in etwas andrer Weise, als wir erwartet hatten." Der französische Krieg von 1883 bis 1885, der dem Land sehr viel Not brachte, hat günstig auf die Erweckung und Kräftigung des christlichen Lebens gewirkt.

Ein unverdächtiges Zeugnis ist das, welches die zum größten Teil noch heidnischen Sakalawen an der Westküste der Howaarmee gaben, die mehreremal in ihr Land einrückte. Sie fragten erstaunt, „Was ist denn das für eine Religion, die ihr jetzt habt? Früher machtet ihr alles zu Sklaven, schluget alles nieder und raubtet; jetzt laßt ihr unsere Weiber und Kinder in Frieden und bezahlt bar, was ihr braucht." In der Geschichte der Londoner Mission, die zur Feier ihres 100jährigen Bestehens herausgegeben wurde, heißt es von Madagaskar: „Der erste Einfluß des Christentums unter einem Volk wie die Madagassen besteht im Ausreuten gewisser grober Sünden und heidnischer Gebräuche. In dieser Beziehung waren die 15 Jahre der Regierung Ranavalonas II. bemerkenswert; wesentliche Fortschritte während dieser Zeit sind: das Verbrennen der Götzen, die Abschaffung der Sonntagsmärkte, die Einführung und Befestigung der Religionsfreiheit, die allgemeine Sonntagsfeier, der Bau der Hofkirche, die Befreiung der Negersklaven

von Mosambik, die Verbesserung der Lage der Soldaten, das Aufschreiben der Gesetze, das Aufhören der Empörungen, die Abschaffung des Verbots von Ziegel- und Steinbauten, der Bau von höhern und niedern Schulen und Spitälern, der Fortschritt im Elementarunterricht, die Abschaffung der Vielweiberei, die Gründung einer Missionsgesellschaft von Eingebornen . . . . . Aber das Eindringen der Fremden führte bei den Madagassen auch fremde Laster ein. Die Einführung berauschender Getränke brachte Verderben über viele Stämme und Dörfer. Solche Dinge halten das Missionswerk auf."

---

3. Politische Verhältnisse u. a.

Wir müssen, ehe wir weitergehen, einen Blick auf die politische Geschichte Madagaskars und seine Fortschritte in der Gesittung werfen.

Radama II. hat wie der erste Radama die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, nicht erfüllt. Er konnte sich nicht entschließen, Christ zu werden und ergab sich dem Trunk und andern Lastern. Er gab übereilte freisinnige Gesetze und schaffte z. B. alle Zölle ab, sodaß plötzlich Unmassen von Branntwein eingeführt werden konnten. Schließlich hatte er Anwandlungen von Verrücktheit und trieb es so toll, daß seine Großen sich seiner bemächtigten und ihn erwürgten.

Seine Nachfolgerin, die Königin Rosaherina, war eine sehr gute Fürstin. Sie gab dem Lande eine Art von Verfassung und sorgte für Glaubensfreiheit. Sie blieb Heidin, soll aber vor ihrem Ende zu dem Gott der Christen gebetet haben. Nach ihrem Tode (1868) folgte ihr ihre Nichte Ranavalona II., die als kleines Mädchen von einem der Howa-Märtyrer im Christentum unterrichtet worden war. Sie ließ sich taufen und heiratete ihren ersten Minister, mit dem sie sich christlich trauen ließ. Es ist schon erwähnt, was unter ihrer Regierung für die Verbreitung des Christentums und christlicher Gesittung geschehen ist. Es bahnte sich allmählich eine ruhige Entwicklung des Christentums und der Civilisation in Madagaskar an, aber leider starb die edle

und fromme Königin schon 1883. Ihre erst 20jährige Nichte, Ranavalona III., war, obwohl gut gesinnt und eine aufrichtige Christin, der schweren Aufgabe, die auf sie wartete, nicht ganz gewachsen, und ihr Gemahl und erster Minister war ein Greis, 50 Jahre älter als sie.

Die Franzosen hatten schon seit Jahrhunderten gierige Blicke auf Madagaskar geworfen, aber trotz verschiedener Versuche, die sie seit der Mitte des 17. Jahrhunderts machten, es zu keiner dauernden Niederlassung gebracht. In den Jahren 1883—1885 versuchten sie mehreremale ins Land einzudringen, und wenn sie es auch nicht soweit brachten, so gelang es ihnen doch, der Regierung einen Vertrag abzudringen, in dem ihnen eine große Bucht im Norden der Insel abgetreten und die Zulassung eines französischen Residenten zugesagt wurde; die Königin mußte versprechen, nur unter dessen Aufsicht mit fremden Mächten zu verkehren. Das war der Anfang vom Ende der madagassischen Unabhängigkeit. Zunächst freilich blieb das Land ruhig und die Ausbreitung des Christentums, die weitere Ausgestaltung der Civilisation gingen nicht mit der fast unheimlichen Raschheit wie am Anfang, sondern in gemessenem Schritt weiter — äußerlich wenigstens. In Wirklichkeit konnten in einer verhältnismäßig so kurzen Zeit der Christianisierung und Civilisierung viele Schäden des Volkslebens und des Regierungssystems nur übertüncht, nicht geheilt werden. Was insbesondere die Civilisation betrifft, so liegt ja ein Vergleich mit dem in den letzten Jahrzehnten so schnell emporgekommenen Japan nahe. Aber wenn die Madagassen, besonders die Howas, auch nicht ohne eine gewisse Kultur waren, so waren sie doch kein so civilisiertes und gebildetes Volk wie die Japaner, und die europäische Kultur hat darum bei ihnen einen viel weniger bereiteten Boden gefunden, als in Japan; sie ist fast unvermittelt über sie hereingebrochen. So konnte sich unter dem äußeren Firnis viel Barbarei verstecken und die Howaregierung vor allem war faul bis ins Mark. Einer der schlimmsten Schäden war das sogenannte Fanampoana-System. Jeder Mann und Jüngling und älterer Schulknabe war der Regierung, sobald sie es verlangte, zum Frondienst verpflichtet, mußte auf ihren Befehl auch tagelange Reisen an eine entfernte Arbeitsstelle machen und bekam für seine Mühe nicht einmal Kost und Wohnung, geschweige

denn Lohn.*) Da die Beamten selbst keinen Pfennig Gehalt bekamen, so machten sie sich das Fanampoana-System zu nutze, um ihre eigenen Finanzen zu verbessern, und bedrückten das arme Volk aufs schändlichste. Außerdem hatten sie immer weite, offene Taschen, und wer Recht suchte, wußte zum voraus, daß er den Richter bestechen mußte. Der erste Minister und seine paar ehrlichen Staats-Sekretäre waren von einem undurchdringlichen Ring bestechlicher Beamten und Schranzen umgeben, und wer bis zu der Königin oder dem Minister vordringen wollte, mußte sichs verschiedene 100 Dollar kosten lassen. Den Missionaren gelang es zuweilen, zugunsten der Unterdrückten bei dem Minister ein gutes Wort einzulegen und ohne Geldopfer ein gerechtes Urteil zu erlangen, aber es mußte dann noch gut gehen, wenn der Befehl des Ministers von dem Unterbeamten wirklich ausgeführt wurde. Ein katholischer Statthalter hat z. B. jahrelang Verordnungen, die der Minister zugunsten der Evangelischen in Nordbetsileo gab, einfach beiseite gelegt.

Im Jahre 1892 legte die Regierung auf alle freien Männer und selbst auf alle Knaben von über 10 Jahren eine Kopfsteuer von 4 Mark, was für die dortigen Verhältnisse sehr viel ist. Diese Steuer wurde mit großer Härte, ja Grausamkeit eingetrieben; viele Leute verloren dadurch ihre letzte Habe. Da die Beamten wollten, daß für sie auch etwas abfalle, lief bei diesem Steuereinzug noch allerlei mit unter, was bei dem schon recht harten Gesetz nicht vorgesehen war; z. B. wurde auch von Kindern unter 10 Jahren die Steuer eingefordert. Daß bei den christlichen Howas gewöhnlichen Schlags das Christentum die Herzen und Häuser noch nicht ganz durchdrungen hat, sieht man u. a. daran, daß ihnen die Pflicht und der Segen der Arbeit noch nicht klar geworden ist; daher das Fortbestehen des Fronsystems und auch — trotz aller Bemühungen der Missionare — der Sklaverei. Allerdings wurde die Einfuhr auswärtiger Sklaven verboten und Ranavalona II. hat — teilweise aus eigenen Mitteln — 150 000 Sklaven befreit. Aber die Hausklaverei bestand fort und darum

*) Auch die Soldaten erhielten, mit Ausnahme der königlichen Garde in der Hauptstadt, keinen Sold, und man sorgte so schlecht für sie, daß einmal die ganze Besatzung in einer westlichen Provinz verhungert wäre, wenn nicht ein Missionar einen Hilferuf nach Antananarivo gesandt hätte.

auch heimlich oder öffentlich betriebener Sklavenraub und Sklavenhandel mit allem, was daran hängt. Die Haussklaven scheinen allerdings wenigstens in der neueren Zeit im ganzen ein erträgliches Los gehabt zu haben, denn mancher, der frei werden konnte, zog es vor, bei seinem Herrn zu bleiben und dadurch dem Frondienst, dem Steuerdruck und der Schinderei und Plackerei der Beamten zu entgehen.

Wenn die erwähnten Uebel noch Ueberreste heidnischer Barbarei sind, so hat Madagaskar leider auch, wie andere Länder, die der europäischen Kultur erschlossen werden, mit dieser Kultur den Branntwein bekommen, und trotz allerlei einschränkender Gesetze haben Branntweinhandel, Trunksucht und mit der Trunksucht Unsittlichkeit überhand genommen.

Es ist kein Wunder, daß bei solchen Zuständen die Unsicherheit im Lande immer größer wurde. Räuberbanden, die früher nur auf der Westküste gehaust hatten, trieben sich im ganzen Lande umher und machten selbst die inneren Provinzen unsicher. Sie überfielen die friedlichen Bewohner, töteten die Männer und schleppten Frauen und Kinder in die Sklaverei. Die Soldaten, die man gegen die Räuber schickte, waren Feiglinge, die sich in den Festungen verbargen, bis die Räuber auf dem Heimweg waren. Wurden aber einmal ein paar Räuber gefangen, so konnten sie sich leicht durch Bestechung frei machen.

Und was that die Königin mit ihrem Minister und den wenigen andern Getreuen angesichts solcher schreienden Mißstände? Es hätten ganz andere Leute da sein müssen, als eine junge Frau und ein Mann im Greisenalter, um hier zu helfen, wenn überhaupt bei so verrotteten Zuständen noch Hilfe möglich war. Vielleicht ist auch das madagassische Königsgeschlecht durch Vielweiberei und andere Laster seiner heidnischen Vergangenheit so heruntergekommen, daß es keine rechte Lebens- und Schaffenskraft mehr hat. Die moralische Schwäche Radamas des I. und II. und die Kinderlosigkeit der letzten Königinnen legen diese Vermutung nahe. Einen großen Staatsmann, der imstande gewesen wäre, eine Reformation an Haupt und Gliedern durchzuführen, hat Madagaskar leider nicht gehabt. An gutem Willen fehlte es ja der Königin und dem Minister nicht, jedenfalls aber an Macht und wahrscheinlich auch an Einsicht. Dazu kam noch, daß seit der

Mitte der 80er Jahre Frankreich allerlei politische und katholische Umtriebe in der Hauptstadt machte. Denn so unklug waren natürlich die Franzosen nicht, daß sie sich in Madagaskar festzusetzen suchten, ohne vorher den Boden etwas zu bereiten. Verschiedene Verwandte der Königin und des ersten Ministers sind katholisch. Die Königin war ganz in der Gewalt ihrer alten Amme und diese war das Werkzeug der französisch-katholischen Partei, die allmählich den Einfluß des Ministers lahm legte und bei der Königin die Geschäfte Frankreichs und der Jesuiten besorgte.

Nur wenn man all diese Dinge weiß, versteht man, daß Madagaskar so schnell eine Beute der Franzosen werden konnte. Ein Reich, das im Innern faul ist, hat keine Widerstandskraft gegen außen.

(Schluß folgt.)

Die Mission auf den Sangi-Inseln.

Von P. R. Meumann.

1. Land und Leute.

Von der nördlichsten Spitze von Celebes in gerader Linie nordwärts liegt eine Gruppe von mehr als 50 größeren und kleineren Inseln, die das Verbindungsglied zwischen dieser großen Sundainsel und der südlichsten der Philippinen, Mindanao, bildet, und den Namen Sangi-Inseln führt. Sangi soll einer Sage nach „Weinen" bedeuten, und der Name wird von den einen darauf zurückgeführt, daß infolge eines Vulkanausbruchs viele Menschen umgekommen und großes Weinen entstanden sei, während andere davon sprechen, daß in alter Zeit Magindanoresen, die als Seeräuber diese Inseln in steter Unruhe erhielten, zwischen

Als Quellen sind benutzt: „Die Biene auf dem Missionsfelde" 1859—1864. S. Coolsma: de Zending op de Sangir-Eilanden in Ned. Zend. Tijdschr. V. E. Nijland: Schetsen nit Insulinde. Geillustr. Zend. Blatt 1891—1894. Ned. Zend. Bode 1892—1897. Privatbriefe von Miss. E. Steller, F. Kelling und Frl. Cl. Steller.

den Inseln Groß-Sangi und Mahumu segelnd, das sehr schmale Fahrwasser aus den Augen verloren und angefangen haben zu weinen, weil sie sich rings vom Lande umschlossen glaubten. Die Sangiresen aber hätten die Verlegenheit ihrer Feinde benutzt, sie zu ermorden und ihrer Herrlichkeit damit für immer ein Ende gemacht.

Die meisten Inseln sind unbewohnt; von den bewohnten aber sind wieder Tagulandang, Siauw und Groß-Sangi die bedeutendsten. Tagulandang, die südlichste dieser drei Inseln, ist etwa sechzehn Meilen von Manado auf Celebes entfernt und hat einen Umkreis von fünf bis acht Stunden Gehens, und etwa 5000 Einwohner. Sie bildet mit ihren etwa zwanzig Negereien,*) unter denen Tagulandang im Westen, Minonga im Norden und Haäs im Osten der Insel die drei größten sind, ein Reich für sich, dessen Radja seinen Sitz in Tagulandang hat. Dieser Negerei gegenüber, in einer Entfernung von ungefähr dreiviertel Stunden, ragt 750 m hoch der Vulkan Ruang aus dem Meer, aus dessen fünfzig Krateröffnungen man stets Schwefeldämpfe aufsteigen sieht.

Unter den mehrfachen Ausbrüchen dieses Vulkans war der vom 3. März 1871, bei welchem Flammen von einigen tausend Metern hoch zum Himmel emporschlugen, der heftigste. Zugleich fand ein unterseeischer Ausbruch in der Meerenge zwischen Ruang und Tagulandang statt, und eine dadurch hervorgerufene Springflut, bei welcher sich die Wogen über zehn Meter hoch erhoben, verwüstete in einem Augenblick die ganze Negerei Tagulandang und kostete an 1000 Menschen das Leben. Durch die gnädige Bewahrung Gottes blieb das Haus des dort wohnenden Missionars F. Kelling sen. verschont, während ringsumher in unmittelbarer Nähe die entsetzlichste Verwüstung herrschte. Wie durch ein Wunder teilte sich nämlich die Flut vor dem Hause des Missionars, und der Herr offenbarte die Wahrheit seines Wortes: „Der Engel des Herrn lagert sich um die her, die ihn fürchten, und hilft ihnen aus."

Siauw, die zweite der oben genannten Inseln, von den portugiesischen Jesuiten früher Zion genannt, liegt sechs Meilen nörd-

*) Das holländische negorij deckt sich nicht ganz mit unserm Dorf, da eine Negerei oft nur wenige Häuser zählt, oft aber auch die Größe einer kleinen Stadt haben kann.

lich von Tagulandang und ist größer als dieses. Bei stillem Wetter soll man es in 24 Stunden umrudern können. Die 21—22000 Seelen, auf welche die Bevölkerung geschätzt wird, wohnt in 26 Negereien ziemlich gleichmäßig über die ganze Insel verteilt. Von den Negereien liegen 12 auf der Ostküste und 14 auf der Westküste, die Mitte der Insel aber bildet eine lange, hohe Bergkette, so daß die ganze Insel von ferne wie ein großer, schwimmender Berg erscheint. Im Norden von Siauw liegt der höchste Berg der ganzen Sangi-Gruppe, der Vulkan Gunung Api, der bis in die Wolken ragt. Sein Ausbruch vom Jahre 1712 wurde auf dem gegen 50 Meilen weit entfernten Ternate wahrgenommen, und aus seinem vielgespaltenen Gipfel steigen bis heute unaufhörlich Rauchwolken auf.

Unter den Negereien der Westküste ist die größte Ondong, der Wohnsitz des Präsidenten, der die Stelle des Radjas von Siauw, die von den Holländern seit Jahren nicht wieder besetzt ist, vertritt, und unter denen der Ostküste Ulu, der Wohnsitz des Missionars Paul Kelling, eines Sohnes des oben genannten Missionars Kelling sen. von Tagulandang.

Zehn Meilen nördlich von Siauw liegt die größte Insel der ganzen Gruppe: Groß-Sangi. Sie ist zwölf Stunden lang bei dreißig Stunden im Umkreis und umfaßt vier Reiche, von denen nur noch Taruna einen eigenen Radja hat.

Auch Groß-Sangi hat seinen Vulkan, den Gunung Awu, auf der nördlichen Spitze der Insel, welcher 1711, 1812, 1856, 1875 und zuletzt 1892 schreckliche Verwüstungen angerichtet hat. Ueber den Ausbruch von 1711 meldet ein Bericht, daß er einigen tausend Menschen das Leben gekostet, und 1856, wo der Berg fast bis zur Krateröffnung bebaut war, kamen 2806 Menschen um. Ueber den letzten Ausbruch aber lesen wir im Geill. Zendbl. 1892 S. 82: „Am 7. Juni 1892 abends um 6 Uhr fand ein schrecklicher Ausbruch des im Norden von Groß-Sangi gelegenen Vulkans Gunung Awu statt, der bis Mitternacht anhielt. Keine vorausgehenden Erscheinungen ließen das nahende Unheil vermuten. Plötzlich erhob sich eine riesige Wolkensäule, begleitet von Blitzen und donnerndem Getöse aus dem Krater. Erd- und Seebeben wurde nicht bemerkt. Eine dichte Finsternis folgte zugleich mit einem Regen von Asche, Bimstein und Schlamm. Der Umkreis, in welchem die glühenden Steine niederfielen, wurde immer größer. Die Bestürzung, die unter der Bevölkerung herrschte, war unbeschreiblich. Die Finsternis, in

der man flüchtete, wurde nur durch niederfallendes Feuer erhellt, das die Angst noch vergrößerte. Der Feuerstrom, der sich aus dem Krater im weiten Umkreis ergoß, verwüstete alles, und in kurzer Zeit war ein schöner Teil der Insel zu einem Schauplatz entsetzlichen Elends geworden. Schon am folgenden Tage wurden 500 Leichen gefunden und eine weit größere Zahl von Frauen und Kindern wurden noch vermißt. Mit gebücktem Haupt, ohne sich umsehen zu dürfen, flüchtete man unter einem Regen von heißen Steinen und Schlamm in die Berge und zum Meer. Aber selbst in den Kähnen wurden viele durch niederfallende Steine getroffen, so daß man tags darauf wegen der Menge der Leichen kaum an der Küste entlang fahren konnte. Viele kamen auch elend in den Sümpfen um. So weit man sehen konnte, war alles mit einer 6 cm dicken Aschenschicht bedeckt. Die herzzerreißendsten Auftritte kamen vor. Ein Radja sah einen Fuß hervorgucken und fand bei weiterem Nachgraben seinen eigenen Bruder. Viele fanden ihre Angehörigen schrecklich entstellt wieder, bei einigen waren Stücke von Bimstein und Lehm tief ins Fleisch eingebrannt. Ueberall liefen breite Bahnen von dem Vulkan zum Meeresstrand, auf denen das kochende Wasser alles vernichtet hatte. Wieviel Tote zu beklagen sind, ist auch nicht annähernd zu bestimmen. Die ganze Ernte ist vernichtet, bis nahe bei Tabukom steht keine einzige Kokospalme mehr. An Lebensmitteln und besonders an Trinkwasser ist großer Mangel, denn die Bäche und Brunnen sind mit Asche, Schlamm und Bimstein bedeckt." „Die Art der Explosion", schreibt Frau Miss. P. Kelling a. a. O. S. 112, „war diesmal ganz anders als vor 36 Jahren. Es wäre ein würdiges Objekt für Gelehrte, zu untersuchen, ob das unterirdische Feuer diesmal elektrisches, oder Gasfeuer gewesen ist. Das sogenannte Wetterleuchten, welches wir in der Nacht sahen, war weiß, wie elektrisches Licht, aber es kam weder aus der Luft noch aus der Erde, sondern aus der uns umgebenden Atmosphäre, und bei allen Menschen, die mein Mann behandelt und denen er geholfen hat, waren stets die Arme und Beine versengt und verbrannt, sehr selten ein anderer Körperteil. Einige wenige Male kam es vor, daß ein Fleckchen im Gesicht, oder wo sonst der Körper unbedeckt gewesen war, verbrannt war, und doch kann das nicht allein an dem Schutz, welchen die Kleider gewährten, gelegen haben, denn fast bei allen ist das Gesicht und der ganze Kopf verschont geblieben. Es ist sehr wunderbar und unerklärlich. Trockenes Holz und die trockenen Blätterdächer der Häuser haben das Feuer nicht angezogen, während gerade das Holz der grünen Bäume am meisten gelitten hat. Papa sagt, daß der ganze Strand zwischen Taruna und Kandahr besäet ist mit tausenden

von Bäumen, die ganz weiß aussehen und deren Rinde doch völlig verbrannt ist, während vor 36 Jahren die verbrannten Bäume als schwarze, verkohlte Stumpfe dastanden."

Trotzdem alle Sangi-Inseln so bergig sind, sind die Küsten doch flach und zum Teil sumpfig. Flüsse von einiger Bedeutung kommen nirgends vor, sondern nur Bäche. Wege sind selten und finden sich eigentlich nur als sehr mangelhafte Fußpfade, die an den Küsten entlang und sehr selten einmal quer durch eine der Inseln führen, der Verkehr zwischen den einzelnen Negereien, die alle am Strande liegen, wird vielmehr meist zur See mit Booten unterhalten. Solch ein Boot, von den Eingeborenen Tombilow genannt, ist nur ein ausgehöhlter Baumstamm, weshalb er auch nur $1^1/_2$ Fuß Breite hat. Wenn man nun so einen Tombilow ins Wasser legt und es setzt sich jemand hinein, so darf derselbe sich natürlich nicht bewegen, ohne in Gefahr zu kommen, daß das Boot umschlägt; deshalb laufen quer über den Rumpf drei Tragebäume, an deren Enden zwei lange horizontale Bambusstangen befestigt sind, die wegen ihrer Leichtigkeit zum Tragen geschickt sind. Wie sich nun ein Vogel auf seinen ausgespannten Flügeln in der Luft hält, so der Tombilow auf seinen drei Querhölzern mit den Bambusstangen auf dem Wasser; viel können aber diese Flügel nicht tragen, und bei Wind und hohem Seegang sind die Schiffer stets in Gefahr. Davon wissen die beiden Missionare Steller und Schröder zu erzählen. Sie waren auf der Rückreise von Manado auf einem Tombilow in die Nähe von Tagulandang gekommen, daß sie schon die Häuser zählen konnten, und sich freuten, bald bei ihrem Freunde Kelling Mittag essen zu können. Da erhob sich Sturm und trieb das Boot trotz eifrigsten Ruderns immer weiter vom Lande ab in die offene See. Eben steht Schröder vom Rudern auf, um zu Steller unter das Verdeck zu treten, von welchem allerdings das Blätterdach fürsorglich entfernt war, und die Bootsleute sind im Begriff, den Kahn zu wenden, da tönt ein Schrei des Entsetzens aus aller Munde, und ehe sie sich's versehen, liegen alle unter ihrem umgeschlagenen Tombilow im Wasser. Nur mit Mühe retteten sich die beiden Missionare auf das gekenterte Fahrzeug, während die fünf Sangiresen, darunter ein zehnjähriger Knabe, wie die Enten im Wasser umherschwammen, um die Pisangfrüchte und Apfelsinen aufzufischen und zu verzehren, denn man hatte bereits seit zwanzig Stunden nichts genossen. Nach einiger Ueberlegung machten sie den Versuch, den Kahn trotz des immer heftiger werdenden Sturms wieder aufzurichten. Es gelang, und Steller, als einziger, der des Schwimmens unkundig war, mußte hinein, um mit einem Napf das Wasser auszuschöpfen. Nach langer vergeblicher Mühe, und nachdem sie viel

Wasser geschluckt, saßen wieder alle im Kahn und konnten noch von den schwimmenden Sachen manches retten. Nach zwei weiteren Stunden stürmischer Fahrt, bei welcher sie stets befürchten mußten, wieder umgeworfen zu werden, kamen sie statt in Tagulandang in Ulu auf Siauw an.

Der Boden der Inseln ist im allgemeinen fruchtbar, die kleinen, aber dichten Wälder enthalten die besten und feinsten Holzarten, darunter das Ebenholz. Besonders gedeihen hier eine sehr große Zahl von Palmsorten, unter denen wieder die Kokospalme und Arengpalme obenan stehen. Vielleicht wird in ganz holländisch Indien die Kokospalme, dort gewöhnlich Klapperbaum genannt, nirgends in so großen Mengen angetroffen wie hier, und es ist auch kein Wunder, daß die Eingeborenen sie so massenhaft anpflanzen, denn die Kopra, aus welcher Maschinenöl gewonnen wird, bildet fast den einzigen Handelsartikel. In den Gärten werden außer den verschiedenartigen indischen Früchten mit geringer Mühe Reis, Mais, Katjang (Bohnen), Bataten, Spanischer Pfeffer, auch Zuckerrohr und Kakao gewonnen. Will man einen Garten anlegen, so genügt es, das wilde Gestrüpp niederzuhauen und zu verbrennen; ohne vorher zu graben oder zu pflügen, darf man nur mit einem Stock Löcher in die Erde bohren und den Samen hineinstreuen, und die Bestellung ist fertig. Besonders gilt Groß-Sangi als die Brotkammer für die übrigen Inseln.

Die Temperatur der Luft ist minder warm, als man es in dieser Nähe des Aequators (2—5° n. Br.) erwarten sollte, da die Berge bei Tage und die See bei Nacht erquickende Kühle bringen, doch sind die Monate Juni, Juli und August oft sehr heiß und trocken, weil die dann wehenden Südwinde aus den Steppen Australiens kommen. Das Klima darf gesund genannt werden, wie denn auch die Eingeborenen bei festem Körperbau ein gutes Alter erreichen und die unter ihnen sehr verbreiteten Hautkrankheiten vermutlich mehr ihrer Trägheit und Unreinlichkeit, sowie dem Mangel an gutem Trinkwasser, worunter besonders Tagulandang zu leiden hat, zuzuschreiben sind.

Die Bewohner kommen in Sitten und Gebräuchen den Alifuren vielfach nahe, haben aber ihre eigene Sprache, die wieder in verschiedene Dialekte zerfällt. Die ziemlich genügende Kleidung besteht bei den Männern in einer Hose, einem langen Hemd und

einem Kopftuch, während die Frauen den indischen Sarong, ein langes, kunstvoll verschlungenes Tuch, und über diesen ein Hemd ziehen, das bis auf die Füße reicht. Das Zeug zu dieser Kleidung, welche übrigens durchweg von schwarzer Farbe ist, weben die Frauen meist selbst aus den Fasern des Koffo, einer Art Pisangstaude, die dauerhafter sind als Baumwolle.

Die Häuser sind auf Pfählen gebaut, die zwei bis drei Fuß in die Erde gegraben sind und vier bis fünf Fuß aus derselben hervorragen. An diese langen Pfähle werden Balken angebunden und ein Dach von Blättern der Sagopalme darauf gesetzt. In einem solchen Hause wohnen mitunter acht bis fünfzehn Familien zusammen, was zu allerlei Unordnung Anlaß giebt, da das ganze Haus ein großer, ungeteilter Raum ist.

Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Sago und Fischen, auch kommen Hühner, Enten und Ziegen vor. Einige Kühe und Büffel sind durch die Missionare eingeführt, und neuerdings, wie es scheint, auch das Pferd, doch kann dasselbe bei der Bodenbeschaffenheit nur in beschränktem Maße Verwendung finden.

Das ganze Volk teilt sich in drei Stände: den Adel, die Freien und die Sklaven. Letztere sind entweder bestrafte Verbrecher oder von andern Inseln gekaufte oder als Gefangene weggeführte Leute, und finden sich bei den Radjas und Vornehmen in großer Menge; doch ist ihr Los erträglich. Selbst sie sind nicht ganz ohne Grundbesitz. Auch der Freie hat den Radjas und seinen Unterhäuptlingen Dienste zu leisten. Von Zeit zu Zeit muß er eine Woche lang sich in der Vorhalle des Fürsten als Wachtposten aufhalten, um auf einer Gong die Zeit anzugeben und andere kleine häusliche Dienste zu verrichten, oder er wird zur Arbeit in die Gärten geschickt, oder muß Sago bereiten, oder Fische fangen.

Ein englischer Naturforscher, Dr. Hickson, welcher diese Inseln 1886 besuchte, giebt uns ein paar anschauliche Beispiele von der Art und Weise, wie die Radjas ihre eigenen oder anderer Unterthanen zu Sklaven zu machen pflegten. Der Großvater des jüngst verstorbenen Radjas von Kandahr ließ einmal Sago bereiten, und war beim Auswaschen desselben selbst zugegen. Da geht arglos ein Mann vorüber. Andern Tags läßt der Radja ihn vorladen und verurteilt ihn zur Sklaverei, weil er durch Zauberei den Geist,

d. h. die nährenden Bestandteile des Sagomehls entwendet habe. Oder: es stirbt ein angesehener Mann. Ein Teil des Strandes, wo der Verstorbene seine Netze auszusetzen pflegte, wird zum Zeichen der Trauer in Verruf erklärt und das Fischen dort verboten. Sollte jemand nun doch dort fischen, dann ist die heilige Stelle entweiht, und die Angehörigen des Verstorbenen haben Gelegenheit, den Schuldigen vor den Radja zu bringen und ihn zum Sklaven machen zu lassen. Auf gleiche Weise kann beim Tode eines angesehenen Mannes durch das Weihen einzelner Fruchtbäume für den Toten, oder durch das Verbot, runde Hüte (sogenannte Tolos oder Panambas) zu tragen, mancher, der aus Unkenntnis oder Mutwillen solche Bestimmungen übertritt, zu einer übermäßig großen Buße oder zur Sklaverei verurteilt werden. Bei der Rechtsprechung ließen die Radjas früher gewöhnlich beide Parteien bezahlen, die eine für die Mühe, welche Radjas und Häuptlinge gehabt, die andere als Buße, welche das gesprochene Urteil verlangte. Die Bezahlung pflegte in Palmwein zu bestehen.

Auch das Los der Frauen ist beklagenswert. Abgesehen davon, daß sie fast alle Arbeiten verrichten müssen, um den Lebensunterhalt zu erwerben, ist ihr Rechtszustand höchst betrübend. Sie sind die Sklavinnen ihrer Männer, die sie um einer oder auch mehrerer anderer willen entlassen können, wann es ihnen beliebt. Die weiblichen Sklaven sind noch weit mehr als die männlichen das Eigentum ihrer Herren. Die heidnischen Häuptlinge, höhere wie niedere, gehen ihren Unterthanen leider in grober Unsittlichkeit voran, was Wunder, wenn die Bevölkerung ihnen darin folgt?

Ebenso kann es nicht befremden, daß die Sangiresen frühzeitig gelernt haben, aus dem Saft der üppig bei ihnen wachsenden Arengpalme den Palmwein zu bereiten, und leider sind sie allmählich zu Sklaven jeglicher Art von berauschenden Getränken geworden. Mit Freuden ist es daher zu begrüßen, daß die Regierung der Anregung der Missionare Folge gegeben, und die Einfuhr von Arak seit 1888 verboten hat. Ueberhaupt muß man sagen, daß das sorgenfreie Leben, welches sie bei der Fruchtbarkeit des Landes und ihrer eigenen Anspruchslosigkeit führen können, die Sangiresen in hohem Maße träge und faul gemacht hat, während es der Willkürherrschaft der Radjas wohl zuzuschreiben ist, wenn sie als verschlagen, hinterlistig und kriechend geschildert werden. Glücklicherweise stehen diesen bedenklichen Eigenschaften auch gute gegenüber.

Die Sangireſen ſind herzlich und anhänglich an die, welche ſie kennen. Kommen ſie zu der Erkenntnis, daß man ſie lieb hat, ſo beweiſen ſie ſich als ein gutherziger Menſchenſchlag.

Die Radjas ſind in ihrer Würde erblich und aus dem Adel durch Wahl hervorgegangen. War ihre Herrſchaft ſchon von jeher keine unbeſchränkte, ſofern ein Reichsrat ihnen zur Seite ſtand, ſo haben ſie jetzt die Oberhoheit der Holländer ausdrücklich anerkannt. Die holländiſche Regierung hat mit den einzelnen Radjas Kontrakte geſchloſſen, durch welche ſie verbunden ſind, eine jährliche Abgabe zu zahlen, und zugleich die Verpflichtung übernommen haben, die Miſſionare auf ihren Inſeln zu ſchützen, den Jugendunterricht zu fördern, und für den Bau und die Unterhaltung von Kirchen und Schulen zu ſorgen. Ein holländiſcher Kontrolleur, der in Taruna auf Groß-Sangi ſtationiert iſt, hat über die Innehaltung der Kontrakte zu wachen, und iſt ſeinerſeits ein Unterbeamter des Reſidenten von Manado, welcher wieder dem director van Binnenlandsch bestuur zu Batavia unterſtellt iſt. Holländiſche Kolonie ſind die Sangi-Inſeln noch nicht, ſondern verkeeren noch in een exceptioneelen toestand, was für die Miſſionare dort ſeine Licht- wie Schattenſeiten hat. Während es entſchieden zu den Schattenſeiten gehört, daß auch die Miſſionare in een exceptioneelen toestand verkeeren, ſofern ſie nicht von der Regierung zu hulpprediker's ernannt und als ſolche beſoldet werden, wie das in den eigentlichen Kolonialländern der Fall iſt, in denen die Miſſionsgeſellſchaften ſich zurückgezogen und ihre Arbeitsgebiete und Arbeiter der Indiſchen Kirche überlaſſen haben, wie z. B. in der Minahaſſa auf Celebes, ſo iſt es leider zu den Lichtſeiten zu rechnen, daß außer dem Kontrolleur in Taruna ſich kein holländiſcher Beamter auf den Sangi-Inſeln befindet. Hat ſich ein früherer Kontrolleur doch nicht geſchämt, die alten heidniſchen Volksfeſte wieder ins Leben zu rufen, auch die Radjas aufzuſtacheln, einen der Miſſionare, in deſſen Hauſe er ſelbſt viel Gutes empfangen, aus ſeinen von den Radjas gekauften Gärten zu vertreiben, nachdem er vorher ſchon den vergeblichen Verſuch gemacht, den Miſſionar zum Verbrennen der auf Stempelpapier geſchriebenen und von den Radjas unterſiegelten Kaufbriefe zu bewegen, ganz abgeſehen davon, daß er ſich durchaus keine Mühe gab, ſeinen unſittlichen Standpunkt, wie er ſich in ſeinem Wirtſchaften mit einer huishouster und dem

öffentlichen Singen anstößiger Lieder kundgab, vor den Leuten zu verbergen. Eine von der Regierung unterhaltene Mission, wie sie auf Sangi einzig vorkommt, ist eben solchen verweltlichten Beamten ein Dorn im Auge.

Die eben genannten heidnischen Volksfeste sind Opferfeste, welche zu Ehren des Teufels von Zeit zu Zeit gefeiert werden, und die zwar ruhig beginnen, aber gewöhnlich in allerlei Unsittlichkeiten schließlich ausarten. Zwar kennen die Sangiresen einen guten Geist, den sie Mawu Ruata d. h. Herr Gott nennen, aber ihre eigentliche Religion ist ein Dienst der bösen Geister, der Kasuan, und ihres Obersten, des Ratu Kasuan, des Fürsten der bösen Geister. Er, so meinen sie, habe seine Wohnung in den feuerspeienden Bergen ihrer Inseln, und müsse besonders durch Opferfeste, deren größtes früher eine ganze Woche lang Tag und Nacht gefeiert wurde, bei guter Laune erhalten werden, damit er nicht einmal aus seinem Schlosse mit Lärm ausfahre. Früher brachte man ihm Menschenopfer, indem man Kinder oder die Häupter erschlagener Feinde in die Krateröffnungen warf, jetzt begnügt er sich mit andern Gaben, welche seine Priester, die waleangs, und Priesterinnen, die ampuangs, auf Opferaltären darbringen, die man an dem jeweiligen Ort der Feier hierzu errichtet. Mittels einer dumpf tönenden Trommel werden die Nachbarn auf das Fest aufmerksam gemacht, und wenn sie sich versammelt haben, tritt der Priester oder die Priesterin mit einem hölzernen Schwert und Schild und anderem Schmuck, die ihnen ein recht fürchterliches Aussehen geben sollen, auf und tanzt unter lärmender Musik, indem allseitig dem berauschenden Sagoweer fleißig zugesprochen wird, den Opfertanz, dabei den Ratu Kasuan laut um sein Kommen anflehend. Ist die Aufregung aufs höchste gestiegen, so springt der Tänzer oder die Tänzerin hoch auf und bekundet damit, daß der Satan jetzt in sie gefahren, und daß daher alles, was sie vornehmen, in Vollmacht des Satans geschehe. Sie heilen Kranke, indem sie sie anspeien und ihnen etwas von der Opfermahlzeit als Arzenei reichen, nehmen solche, die eine Reise beabsichtigen, unter ihren Schutz und versprechen ihnen glückliche Heimkehr u. s. f. Werden sie zu einem kranken Kinde gerufen, so knüpfen sie die Genesung zuweilen an die Bedingung, daß ihnen das Kind gänzlich übergeben werde, und die geängstigten Eltern willigen

ein, um ihr Kind am Leben zu erhalten. Ein solches Kind nehmen sie dann ganz zu sich und weihen es in die Geheimnisse ihrer Kunst, den Mukoa Kasuan, das Werk des Teufels, ein und bilden sich so ihre Nachfolger.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer Missionsfrau auf den Neuhebriden.

Auszüge aus den Briefen von Margaret Paton.

*

Es war eine traurige Zeit für uns. Eins meiner Mädchen, Hutschi, das ich das letztemal mit in Australien hatte, hat sich als eine ganz schlechte Person ausgewiesen — gottlob das erste von meinen Mädchen, das sich nicht gut hält. Sie heiratete einen der besten unserer jungen Leute und benahm sich an der Hochzeit ganz nett, war aber während der ganzen Zeit in unsern jungen Koch verliebt, der mit dem kleinen Stubenmädchen verlobt ist. Bald nach der Hochzeit fing sie an, ihren Mann zu plagen und mit dem andern zu kokettieren. Trotz aller Ermahnungen machte sie's immer ärger und einmal führte sie sich so auf, daß John und ich, als wir es hörten, vor Betrübnis und Entsetzen auf die nächsten Stühle sanken. Ich hätte es kaum für möglich gehalten, daß eine Frau — sei sie schwarz oder weiß — mit solcher Ueberlegung den Plan machen könnte, andere, die noch jung und unschuldig waren, zur Sünde zu verleiten. Der junge Häuptling kam zu John und fragte ihn, wie man sie bestrafen solle, da etwas geschehen müsse, aber mein Mann konnte im Augenblick keinen Rat geben. Er hatte noch nie in einem solchen Fall das Urteil gesprochen und war noch zu betrübt, um ruhig nachdenken zu können. So verbot er nur entschieden, sie zu erschießen, wie es ein paar zornige Väter verlangten, und riet ihnen, die aneityumesischen Katechisten, zwei verständige Christen, um Rat zu fragen. Sie sagten, in Aneityum werden in einem solchen Fall die Schuldigen an einen Baum gebunden und ihre Habseligkeiten verteilt, jedoch an Leute auf einem andern Teil der Insel, um nicht die Umwohnenden durch die Aussicht auf Beute zu Verleumdungen zu verführen. So machte man es mit Hutschi, und wir wurden eingeladen, die Sache mit anzusehen,

John wollte aber nichts mit der Sache zu thun haben. Er setzte nur durch, daß Hutschi bloß drei Stunden gebunden bleiben sollte, anstatt 24, wie beschlossen war und wie sie meiner Ansicht nach reichlich verdient hätte. Ein paar Tannesen kamen zufällig durchs Dorf, ehe sie losgebunden wurde, und meinten, der Gottesdienst habe doch unangenehme Folgen, in Tanna dürfe man „lustig sein", soviel man wolle und werde nicht dafür bestraft. Ein Aniwer aber sagte mit einem schelmischen Blick auf die Tannesen, wenn der Gottesdienst auch sein Unbequemes habe, so seien die Aniwer doch nicht durch ihn aus dem Lande getrieben worden.

Es war uns schrecklich, daß so etwas bei einem unserer Mädchen vorkam, denn, was auf der Missionsstation geschieht, wird überall besprochen, und die am übelsten berufenen Leute sind die tadelsüchtigsten. Der Vater von einem meiner kleinen Mädchen, ein wilder, habgieriger Mensch, der früher einmal Bezahlung von mir verlangte, weil er mir erlaubt hatte, sein Kind während einer Krankheit zu pflegen, kam mit stolzer Miene, sprach sich ganz entsetzt aus über Hutschis Betragen und sagte, er müsse seine Kleine fortnehmen, damit sie nicht ein so schlechtes Beispiel vor Augen habe. Ich ließ nicht merken, daß ich sowohl belustigt als ärgerlich war, sondern stand auf und sagte freundlich, die Kleine könne gleich gehen, und ich wolle ihr ein paar Kleider mitgeben, da sie eine aufmerksame Schülerin gewesen sei. (Ihre wollenen Decken, das wertvollste für die Eingebornen, erwähnte ich wohlweislich nicht.) Der Mann schien erschrocken, daß ich ihn gleich beim Wort nahm, und meinte, vielleicht wolle seine Tochter nicht mit ihm gehen, worauf ich erklärte, ich werde nimmermehr zugeben, daß ein Kind seinem Vater ungehorsam sei. (Es paßte mir nämlich ganz gut, in diesem Fall ein Exempel zu statuieren, denn ich wußte, daß die Kleine wegen der Krankheit ihrer Mutter ohnehin bald hätte gehen müssen und außerdem war sie das frechste und undankbarste von all meinen Mädchen.) Es that mir dann freilich leid, als sie mich beim Abschied, wie ich sie bei der Hand nahm und ihr ihr kleines Bündel gab, mit großen Thränen in den Augen ansah. Doch konnte ich kaum anders handeln, und ich sagte der Kleinen zum Trost, ich wolle sie immer als eines meiner eigenen Mädchen betrachten, und sie dürfe mich ohne Zögern bitten, wenn sie gerne etwas möchte — eine Aufforderung, die sich in der Folge als recht überflüssig erwies.

Es ging so schnell, daß ich mir nicht die Zeit nahm, John zu fragen, aber er sagte mir nachher, ich hätte ganz recht gehandelt. Wir hörten, wie die Eingebornen den Vater, als er mit seinem Kinde heimkam, unbarmherzig verspotteten. Sie riefen ihm zu, es

sei doch schön, daß er sein Dorf selbst dem Missionshaus als Muster vorstellen könne (es hatte sich bisher nicht durch Sittenstrenge ausgezeichnet), er solle es ihnen mitteilen, wenn die Aenderung vor sich gehe, dann wollten sie ihm ihre Kinder zur Erziehung schicken. Einige Minuten später erschien der Vormund eines anderen Mädchens mit kläglichem Gesicht am Fenster und fragte, ob sein Kind bleiben dürfe. Ich sagte ihm, ich behalte gerne alle Mädchen und hätte die andere nicht gehen heißen, erinnerte ihn auch daran, daß, solange Hutschi bei uns war, sie sich nichts zu schulden kommen ließ.

Leider hatten wir immer noch keine Ruhe wegen Hutschi. Sie stellte sich sehr reuevoll und ließ mir nach ein paar Wochen durch eins der Mädchen sagen, sie möchte mir gerne all ihre Schlechtigkeit erzählen, dann würde sie sich besser fühlen. Sie hatte bisher nicht auf die Station kommen dürfen, und wir hatten uns gar nicht um sie bekümmert. Wir trauten ihrer Reue nicht, wollten aber etwa vorhandene bessere Regungen nicht ersticken, und ich dachte, Gott könnte mir ein Wort für sie schenken. So sprach ich lange mit ihr, aber ich fühlte die ganze Zeit, daß sie nicht wirklich anders geworden war; das zeigte sich auch gleich nachher, denn beim Gehen warf sie sich in die Brust und sagte zu den andern Mädchen, sie könnten über sie sagen, was sie wollten, es sei ihr einerlei, die Missi sei jetzt ganz zufrieden mit ihr.

Sie besserte sich nicht, aber die Christen paßten so gut auf, daß sie nicht viel Schlimmes thun konnte. Ihrem Mann aber verbitterte sie das Leben; ich hätte nie gedacht, daß ein Eingeborner so vieles mit Geduld ertragen könnte. Endlich aber wurde es ihm zu bunt. Er kam, von mir Abschied zu nehmen und sagte, er wolle drei Meilen weit fortziehen (weiter weg konnte er auf Aniwa in keiner Richtung gehen, denn seine Frau Liebste wohnte ganz in unserer Nähe, im Mittelpunkt der Insel) und er schenke seine Frau umsonst jedem, der so dumm sei und sie nehme, er wolle nichts mehr mit ihr zu thun haben.

Sie behauptete aus bloßer Prahlerei, sie habe einen Tannesen und Rangi, den wildesten Mann von Aniwa, in ihre Netze gelockt, aber beide bewiesen ihre Unschuld. Rangi stimmte wohl mit mir überein, daß er schon genug Sünden auf dem Kerbholz habe, und ihm nicht noch dazu solche aufgerechnet werden müßten, die er nicht begangen hatte. Da er im Charakter noch durch und durch ein Wilder ist, fürchteten wir Unheil, als er mit allen Tannesen in seinem Gefolge erschien, um nach Hutschi zu fragen. Er erwischte sie gerade an unserer Gartenthür; sie sprang auf meinen Mann zu, aber die Thür war zwischen ihnen. Rangi riß sie weg, und

das wilde Geheul, das sich nun erhob, brachte mich fast von Sinnen. John lehnte ruhig an der Thür — er wußte, daß seine Gegenwart die Leute im Zaum hielt, obgleich es Thorheit gewesen wäre, sich einzumischen. Meine Mädchen stöhnten und schrieen, und ich lag mitten im Zimmer auf den Knieen und rief zu Gott um Hilfe. Aber mein kleiner Frank rief mir zu: „Mama, Mama, du darfst nicht hinaufsehen und so sprechen. Bist du krank?" So suchte ich mich dem Kleinen zulieb zu fassen und fühlte mich getröstet, da ich die Sache dem Herrn anbefohlen hatte. Aber ich mußte mit Rangi sprechen, obgleich ich wenig Hoffnung hatte, ihn zu überreden. Ich versetzte meinem sorgsamen Gatten einen schönen Schrecken; er hätte lieber alles andere gesehen, als mich bei einer solchen Scene. Ich bemerkte kaum seine Winke und Bitten, denn ich war taub und blind für alles außer für Rangi, der aussah wie ein leibhaftiger Teufel.

Das arme Mädchen war mit den Armen nach hinten an einen Kokosnußbaum gebunden; sie war bleich vor Schrecken und hundert Flinten zielten nach ihr. Die Tannesen waren in ganz heidnischer Tracht, d. h. sie waren bemalt, nicht bekleidet. Die Christen sahen ruhig zu, nur ein paar standen mit geladenen Flinten da, zum Schutz des Mädchens, falls man sie töten wollte. Die Christen und wir wollten nur, daß ihr Leben verschont würde, jede andre Strafe gönnte man ihr von Herzen. Endlich erblickte mich Rangi. Er kam auf meinen Wink ruhig her, und ich wollte ihm sagen, er solle sich nicht unterstehen, mein Mädchen zu erschießen, aber ich war so aufgeregt, daß ich in Thränen ausbrach und fortgeführt wurde. Vorher aber hatte Rangi mich versichert, er wolle ihr kein Haar krümmen und auch niemand anders ihr etwas thun lassen, aber sie sollte angebunden und durchgeprügelt werden, weil sie ihn angeschwärzt hatte. Inmitten der Aufregung mußten wir lächeln, weil Rangi so für seinen Leumund sorgte, der nicht wohl noch schwärzer werden konnte als er schon war.

Also hier stand Hutschi zum Verkauf ausgestellt. Nach dem Gesetz von Aniwa mußte der, der sie losband, sie zur Frau nehmen, da ihr Mann alle Ansprüche an sie aufgegeben hatte. Rangi sagte dies den Leuten, als er Hutschi anband und erklärte, nur der Missi könne das Gesetz ändern, wenn er wolle. Der Missi hatte aber dazu gar keine Lust. Er hatte das Mädchen, seit sie ihre Lumpenstreiche trieb, ins Pfefferland gewünscht, denn sie war ein Fluch für die Gegend. Jetzt hoffte er ebenso wie die eingebornen Christen, daß der ärgste Tyrann unter den Junggesellen der Insel sie so weit wegführen möchte, als der beschränkte Raum des Ländchens gestattete.

Sagen durfte John das natürlich nicht. Er wünschte, man möchte ihn nicht um Rat fragen, denn wir fühlten beide, daß in diesem Fall das Aniwische Recht das beste war. Aber obgleich, ehe Hutschi heiratete, ein Dutzend Jünglinge fußfällig um sie geworben hätten, stand sie jetzt ungefähr drei Stunden ohne einen Bewerber.

John schickte die Eingebornen fort, um Holz für die Kalköfen zu fällen (er hat einen praktischen Sinn und benützt die unerhörtesten Gelegenheiten), und da die Leute einmal im Feuer waren, gingen sie mit Eifer ans Werk. So stand Hutschi ganz allein, denn die Frauen waren gegangen, um zu kochen. Ich hatte an diesem Abend für die Arbeiter außer dem Thee noch einen großen Schmaus bereit, denn wir hatten am Abend vorher ein Kalb geschlachtet, und ich gab eben meine Anweisungen, als John mir mit einem sehr belustigten Gesicht in die Studierstube winkte. Ein früherer Liebhaber Hutschis war in großer Eile zu ihm gekommen und hatte gesagt: „Missi, eine solche Gelegenheit, eine Frau zu bekommen, finde ich nicht wieder.*) Willst du mich mit Hutschi trauen, wenn ich sie losbinde?“ John sagte ihm, das gehe nicht, und wenn er Hutschi nehmen wolle, müsse er sie auf Aniwische Art heiraten und er könne auch nicht mehr am Taufunterricht teilnehmen. Es sei zwar nicht, wie wenn er mit eines andern Frau davonliefe, da ihr Mann sie wegen ihres Lebenswandels verlassen habe, aber um des Beispiels willen könne er, John, von solchen, die sich für die Kommunion vorbereiten, keine solchen Dinge erlauben. Sarra sagte, dann wolle er verzichten, aber leider trug der weibliche Einfluß den Sieg davon, und nach ein paar Stunden band er sie los unter dem Jubelgeschrei der Vorübergehenden und zu unserer großen aber geheimen Freude; denn, wenn Sarra auch gestehen muß, daß er eine böse Sieben hat, so ist er doch ein entschlossener Bursche und hält sie drunten.

Wir stimmten von Herzen einem unserer Christen bei, der mit Beziehung auf Hutschi sagte: „Es ist schrecklich, was ein Weib thun kann, wenn sie sich einmal auf schlechte Streiche verlegt.“ Nach Ansicht der Eingebornen haben wir ihr und den beiden Mördern die schrecklichen Erdbeben zu danken, die uns fast toll machten vor Schrecken, obgleich auf Aniwa wenig Schaden dadurch gethan wurde.

Das erste bedeutende kam gegen Mitternacht am 28. März und

*) Auf Aniwa giebt es viel mehr Männer als Frauen, deshalb können immer einige Männer keine Frauen bekommen. Solange Patons auf Aniwa waren, kam es vor, daß eine Frau, die in einem Streit mit ihrem ersten Mann die Nase verloren hatte, wieder einen Freier fand, der sie zum Altar führte.

weckte uns unsanft auf. Wir hatten noch nie ein so arges erlebt. Die Erde bebte so schrecklich, daß wir jeden Augenblick glaubten, sie werde uns verschlingen, aber Mina und Frank wachten gar nicht auf. Dann schlossen wir aus dem gewaltigen Rauschen, daß das Meer hereinströmte, und es verhielt sich auch so, wie wir am nächsten Morgen sahen. Unser Boot war gegen 100 Meter weit landeinwärts getragen worden und lag da auf dem Trockenen.

Ich lag nach dem Erdstoß angstvoll wach bis 3 Uhr und wollte eben einschlafen, als ein entsetzlicher Stoß uns in den Nachtkleidern aus dem Hause trieb. John hatte die Kinder aus den Betten gerissen; auch die Mädchen stürzten aus ihrem Haus. Es regte sich kein Lüftchen und es war schrecklich, bei dem hellen Mondschein zu sehen, wie die großen Bäume hin- und herschwankten, und zu fühlen, wie sich der Erdboden so gewaltig bewegte. Es folgten zwei leichte Stöße und dann, gerade um Tagesanbruch, ein so fürchterlicher, daß wir alle aus dem Hause stürzten. Dies war Nummer 5. Vor dem Frühstück gingen wir nach dem Boot zu sehen und fanden es unbeschädigt. Auf dem Rückwege hatten wir noch 2 heftige Stöße, also 7 Erdbeben vor dem Frühstück und nachher hatten wir eine Aufregung anderer Art. John war sehr erschöpft auf seinem Sofa fest eingeschlafen, was bei ihm selten vorkommt, als ich heftige Worte zwischen Taja, einem Christen, und einem Eromanger Namens Nalihi hörte. Ich wußte nicht, was thun, denn die Eingebornen verschwenden nicht viel Zeit auf Worte, sie stürzen gleich zu den Waffen, und ich wollte John nicht zu neuer Aufregung wecken, da er gerade an diesem Tag vor zwei Jahren das heftige Fieber gehabt hatte, und ich um dieselbe Zeit des Jahres eine Wiederholung des Anfalls fürchtete. Ich beschloß aber, eine hingebende Gattin zu sein und mich zwischen die Kämpfenden zu stürzen, und glaubt mir nur, es war eine gute Probe für mich, denn ich hatte immer so eine dumme Angst vor geladenen Gewehren und nun vollends, wenn ich eins in der Hand eines wütenden Wilden sah. Um das Uebel voll zu machen, waren alle Männer nach Korallen gegangen und nur die Frauen standen umher und ein paar furchtsame Kerls, die sich in sicherer Entfernung hielten.

Nalihi fuchtelte mit seiner Flinte vor Tajas Gesicht herum, als Begleitung zu einer feurigen Rede, die er in eromangischer Sprache hielt, da er nicht Aniwisch konnte. Taja, der gut Eromangisch kann, schien ihm seine Worte mit Zinsen heimzugeben. Sie hörten einen Augenblick auf, als es hieß, der Missi komme, wie sie aber merkten, daß es nur die Missi-fine (Missi Frau) war, gingen sie mit neuem Eifer ins Zeug. Ich beachtete den Ero-

manger nicht, denn ich wußte, daß ich nur bei Taja etwas ausrichten konnte. So ging ich zu ihm hin und flehte ihn an, nichts mehr zu sagen, wenn er auch noch so sehr gereizt werde. Obgleich er zuerst ungern nachgab, so benahm er sich doch sehr edel und ertrug, was wahrscheinlich nur wenige weiße Männer unter diesen Umständen ertragen hätten. Ich stand die ganze Zeit dicht neben ihm. Dreiviertel Stunden lang überhäufte ihn jener Wüterich mit Schmähungen und endlich fing er an, ihm vor seinen Augen seine Bananen und seinen Zaun umzuhauen. Taja sprach kein Wort, wenn auch manchmal seine Muskeln zuckten, und er an seine große Flinte griff, die er in seiner heidnischen Zeit in seinen sehnigen Armen gewaltig geschwungen hat. Taja ist nämlich ein wahrer Herkules, gerade das Gegenteil von dem kleinen, falschen, spitznasigen Eromanger, der nur auf einen Vorwand wartete, um auf Taja zu schießen. Wenn ich fürchtete, die Geduld könnte ihm endlich reißen, legte ich meine kalte weiße Hand (sie fühlte sich so kalt an) auf seinen schwarzen Arm, und so oft ich das that, wandte er sich, sah auf mich herunter und sagte mit finsterem Lächeln: „Fürchte dich nicht, Missi, ich spreche nicht."

John hält zwar nicht viel auf Tajas Christentum, aber er ist jedenfalls ein vollkommener Gentleman, sonst wäre er, der größte Redner von Aniwa, nicht auf das Geheiß einer Frau schweigend dagestanden. Als ich sah, wie die Lebensmittel zerstört wurden — und es war doch von dem Orkan so wenig übriggelassen — wurde mein Aerger größer als jedes andere Gefühl und ich sah, es war hohe Zeit, daß mein Mann sich dreinlegte. Niemand wagte mit dem Eromanger zu sprechen außer Frank, der uns jetzt eben gefunden hatte und ihm offen die Meinung sagte. Sein kleiner Körper bebte vor Zorn, er holte tief Atem und sagte dann: „Du böser, böser Mann! Du bist ein gottloser Mann! Jehovah so zornig auf dich." Alle Umstehenden lachten und Nalihi, dessen Liebling Frank war, fing an, sich in gebrochenem Englisch gegen das Kind zu verteidigen, arbeitete aber dabei immer mit seiner Axt unter Tajas Bananen. Ich fühlte, daß meine Kraft zu Ende war, und eilte deshalb John zu holen, der ruhig zu Nalihi hinging und ihm Flinte und Axt abnahm. O wie froh war ich, als ich die Flinte in des lieben alten John sicheren Händen sah! Nalihi hatte sie immer wagrecht gehalten und sie zielte immer gerade auf mich, solange ich dastand. John klopfte dem Mann auf die Schulter und brachte ihn im Augenblick dazu, daß er wie ein Kind weinte und Schadenersatz anbot, Taja war aber zu sehr beleidigt, um Bezahlung anzunehmen, was mich nicht wundert.

Die Zuschauer zerstreuten sich und John nahm Nalihi mit, um ihn den Tag unter seiner Aufsicht arbeiten zu lassen, damit er Taja nicht in den Weg komme, ich aber gab dem Schauspiel einen wirkungsvollen Schluß, indem ich unter den Kokosbäumen in Ohnmacht fiel. John sagte, abgesehen von dieser Ohnmacht, hätte ich mich sehr tapfer gehalten, aber wahrhaftig — nach 7 Erdbeben und einem solchen Auftritt hatte ich doch das Recht, eine Scene zu machen; es war die erste der Art, die ich zum allgemeinen Besten verübt habe.

An demselben Tage kamen noch drei, allerdings leichte Erdbeben. Das macht 10 im ganzen und ich legte abends für alle Fälle wollene Decken auf die Veranda. Man hat keine Zeit, Kleider zu holen, wenn das Erdbeben kommt, und es hatte uns die letzte Nacht gefroren. Ich wurde ausgelacht wegen meiner unnötigen Sorge, aber wir lagen kaum im ersten Schlaf, als ein heftiger Erdstoß uns aufjagte und wir recht froh an den Decken waren. Doch war's diesmal nicht so schlimm und wir schliefen nachher ohne Störung bis zum Morgen. Die große Aufführung kam erst am folgenden Abend um 9 Uhr. John war mit den Mädchen in der Badestube, um das Papier zum Drucken zu netzen, und ich schrieb im Eßzimmer an meinem Tagebuch, als das fürchterlichste Erdbeben, das ich je erlebt habe, uns alle hinaustrieb. Das Haus hüpfte, die Fenster klirrten und Frank erwachte mit lautem Schreckensgeschrei. Mina nahm es ruhiger auf und sagte, es sei nett. Es wäre allerdings ganz nett gewesen, sich im Schoß der Mutter Erde wiegen zu lassen (wir hatten uns in sicherer Entfernung von dem Haus, das jeden Augenblick einzustürzen drohte, hingelegt), wären wir nur sicher gewesen, daß sie sich nicht aufthun und uns noch inniger umarmen werde.

Das Beben muß beinahe 5 Minuten gedauert haben; wir waren eben wieder ins Haus gegangen und zitterten noch vor Aufregung, als ein fürchterlicher Windstoß, das Brausen des Meeres und das Geschrei der Eingebornen uns hinaustrieben. Das Meer war dicht an unserer Gartenthür. Wir sahen, daß die Leute an einer Stelle, wo vor ein paar Minuten noch Busch gewesen war, bis an die Hüften im Wasser standen. Wir hörten etwas plätschern und ein Mädchen hob einige Schritte von unserer Thür einen großen Fisch auf. Als die Flutwelle zurückging, ließ sie viele hundert Fische auf dem Land und die Eingebornen brauchten die Nacht und den folgenden Tag, um sie zu fangen. Unter einem Haufen Schutt fand man auch eine ungeheure Schildkröte, — Jehovahs Schildkröte nannten sie die Schwarzen, weil sie auf so merkwürdige Weise gefunden worden war.

Die Flutwelle hat auf unserer Insel keinen großen Schaden gethan. Wir hatten noch eine ganze Reihe von Erdbeben, wenn auch kein so heftiges mehr und lebten in beständiger Angst. Wir schliefen bei offenen Thüren und schließlich legte sich John angekleidet zu Bett, um immer zur Flucht bereit zu sein. Die Flutwelle war durch die Station von Herrn Inglis geströmt, sodaß die Bewohner fast ertranken und viel Schaden gethan wurde, und die Erdbeben warfen ihm Wände und Kamine ein, so oft er sie wieder baute. Dr. Geddies schöne Kirche ist beinahe zerstört. Das ärgste Unheil richten aber die Erdbeben unter den Nerven der armen Missionarsfrauen an (die Missionare wären natürlich entrüstet, wenn man behauptete, sie hätten Nerven). Es ist so schrecklich und besonders bei Nacht sehr unheimlich, wenn man fühlt, daß die Erde selbst unter einem zittert.

So war ich dankbar, daß ich Aniwa für einige Zeit Lebewohl sagen durfte, obgleich mir die Trennung von den Eingeborenen leid that. Ich bin so stolz auf die Fortschritte, die die Frauen und Mädchen im Hutflechten machen, das dieses Jahr so guten Erfolg hatte. Sie sind nun darin ganz unabhängig von der äußern Welt und bringen sogar Hüte zum Verkauf auf die Dayspring und die Handelsschiffe. Die Hüte werden aus den hier sehr reichlich wachsenden Pandanablättern geflochten und zwar ganz nett an einem Stück, wie italienische Strohhüte, die Männerhüte mit schmaler, die Frauenhüte mit breiter Krempe. Mina und Frank tragen hier im vornehmen Melbourne solche Schulhüte und sehen gar nicht auffallend darin aus. In meiner Schule wurden beinahe 200 Hüte geflochten und ich putzte sie aus, für die Frauen mit buntem Kattun, für die Männer mit einem Streifen von Türkisch Rot. Während des Flechtens lernten wir dreizehn neue Lieder singen, die mein Mann gedruckt und dem kleinen Gesangbuch einverleibt hat. Ein paar waren Uebersetzungen der Sankeylieder, die unsere Leute so gerne singen. Der Gesang lockte oft einen armen, kranken Tannesen herbei, der bei uns war. Der arme Mann — er hieß Nisei — hatte eine traurige Geschichte. Vor 5 Jahren ging er fischen in seinem Boot; da wurde es von dem Boot eines Händlers überrannt, er selbst herausgerissen, an Bord genommen und gefesselt, bis er „vernünftig“ wurde. Ehe er sich's versah, war er auf einer Pflanzung auf den Fidschi-Inseln. Er wurde dort nicht schlecht behandelt und hatte genug zu essen, solange er arbeiten konnte, aber als er krank wurde, suchte man ihn durch Mißhandlungen zur Arbeit zu treiben. Da er aber keine Kraft dazu hatte und so rücksichtslos war nicht zu sterben, mußten die Leute ihn heimbringen. Sie landeten ihn auf Tanna

bei Port Resolution, ungefähr 30 Meilen von seinem Dorf und mitten unter den Todfeinden seines Stammes, denen, sobald er landete, der Mund nach Menschenfleisch wässerte. Aber unser alter Freund Nowar kam ihm zu Hilfe. Er zeigte den Wilden, wie wenig Fleisch an den Knochen des Kranken sei (er war schwindsüchtig) und bot ihnen an seiner Stelle ein schönes, fettes Schwein an, das sie gnädigst annahmen. Merkwürdigerweise war dieser Vorgang das Mittel, um später Nowars Leben zu retten. Der Kranke schenkte ihm aus Dankbarkeit seine Kiste — seinen einzigen Besitz. Während des letzten Kriegs auf Tanna, infolgedessen die Tannesen nach Aniwa kamen, trug Nowar die Kiste auf der Schulter aus seinem Hause und sie fing eine feindliche Kugel auf, die für ihn bestimmt war.

Nisei kam mit den Flüchtlingen im Dezember. Man brachte ihn zu uns um Arznei und wir behielten ihn, da er nicht zurückgehen konnte. Er klammerte sich förmlich an John und erzählte ihm in den Pausen zwischen seinem Husten seine Geschichte. Er weinte bitterlich, wenn er Mina und Frank spielen sah, denn seine beiden Kinder waren ungefähr desselben Alters, als er fortgeschleppt wurde. Er sagte, wenn die Weißen ihn nur hätten Abschied nehmen lassen, wäre es ihm nicht so schwer geworden. Er wünschte sehnlich, zu leben, bis die Dayspring käme, denn John hatte ihm versprochen, ihn womöglich in der Nähe seines Dorfes landen zu lassen. Sein Gemüt war noch sehr finster, aber er sehnte sich so, etwas von der andern Welt zu hören, der er zueilte. Es war mir schrecklich leid, daß ich kein Wort Tannesisch kann. John hatte so viel Arbeit, daß er nur wenig bei dem Kranken sein konnte. Ich konnte fast nichts thun, als den seligen Namen aussprechen, der über alle Namen ist und nach oben deuten. Ach wie begierig sah der Arme mit seinen großen, sehnsüchtigen Augen hinauf und blickte dann auf mich, als wollte er so gern noch mehr wissen. Er schlief zuletzt auf unserer Veranda (ich hatte ihm warme Decken und Kleider gegeben) und John konnte vom Schlafzimmer aus, das eine Thür nach der Veranda hat, während der Nacht ein paarmal nach ihm sehen. Es belustigte uns, daß er meinen Mann Kapitän nannte. Er glaubte, dies sei ein Ehrentitel für John, der doch selbst den Königstitel im Vergleich mit dem eines Missionars verschmähen würde.

Nisei lebte noch, als wir zur Synode abreisten. Man landete ihn bei der Missionsstation auf Tanna und Herr Watt versprach, ihn in sein Dorf zu schicken. Nisei hörte aber, daß seine Frau einen andern geheiratet hatte und daß die Kinder entweder tot oder

gestohlen seien. Da verlor er den Mut und sagte, er wolle bleiben, wo er sei. Ich blieb bei Frau Watt, während die Männer bei der Synode waren. Wir besuchten den Kranken täglich und Frau Watt sprach zu ihm und betete mit ihm. Am letzten Tag seines Lebens fragte sie ihn, ob er den Herrn Jesus kenne. Er sagte traurig und ernst: „Ich kenne ihn nicht, Missi" und horchte dann aufmerksam, als sie ihm von des Heilands Liebe erzählte. Als wir ihn am folgenden Tag besuchen wollten, lag er schon im Grab.

Madagaskar

im römischen Lichte besehen.

Jedem, der sich mit der gegenwärtigen Lage Madagaskars beschäftigt und für das Wohl und Wehe der dortigen Mission Interesse hat, mußte es auffallen, daß die „Katholischen Missionen" schon seit längerer Zeit keinerlei Nachrichten über ihr Werk in Madagaskar brachten. Wir waren unsererseits natürlich nicht so naiv, zu glauben, es schlage ihnen vielleicht das Gewissen wegen der schändlichen Umtriebe und Gewaltthätigkeiten, die sich dort die Jesuiten gegen die protestantischen Madagassen erlauben; aber man war doch gespannt darauf, irgend eine Aeußerung der Römlinge über den Stand der Dinge zu hören. Wir warteten seit Monaten vergeblich darauf, während die Jesuiten darauf losintriguierten, die Protestanten drangsalierten und im Trüben fischten. Erst jetzt in der Juni-Nummer der Katholischen Missionen findet sich endlich ein auf Madagaskar bezüglicher Artikel. Wie es aber zu erwarten war, ist die Darstellung in vielen wesentlichen Punkten mehr oder weniger eine direkte Verdrehung der Wahrheit, was uns jedoch bei dem Wahrheitsmangel der römischen Sendlinge nicht wundernimmt. Kennt man doch die Gepflogenheit der Jesuiten, die hier in Betracht kommen, wie es ihnen auf die Entstellung und Verhüllung der Wahrheit nicht im mindesten ankommt. So wird in dem betreffenden Artikel wieder das alte Märlein aufgetischt: in Madagaskar habe sichs vor der Invasion der Franzosen um einen Wettstreit zwischen diesen und den Engländern gehandelt, und es habe infolge der konsequenten Politik Englands der britische Einfluß entschieden die Oberhand gewonnen. Als Hauptwerkzeug hätten dabei die verschiedenen englischen Missions-

gesellschaften gedient, deren Führer thatsächlich mehr politische Agenten als irgend etwas anderes gewesen seien.

Wie unwahr und unlogisch dieser Vorwurf ist, geht schon aus der Thatsache hervor, daß England seit Jahren nicht das mindeste Interesse an Madagaskar hat und sogar durch Vertrag mit Frankreich diesem alle angeblichen Rechte auf die Insel zugestanden hat. Welchen Zweck hätte es demnach für die verdächtigten Missionare gehabt, englische Politik zu treiben? Und wie kommt es dann, daß auch die norwegischen Missionare, bei denen man doch etwas derartiges nicht annehmen konnte, gleichwohl nicht von der Vergewaltigung der Jesuiten verschont geblieben sind?

Es wäre interessant, den besagten Artikel hier vollständig abzudrucken und damit zu dokumentieren, in wie ungerechter und unwahrer Weise die protestantische Mission und die Handlungsweise des protestantischen Statthalters Laroche dargestellt wird. Allein wir müssen es uns wegen Mangel an Raum versagen. Nur was über die Verhältnisse und Aussichten der katholischen Mission darin gesagt ist, lassen wir im Nachstehenden folgen. Da heißt es: Das einzige, was sie braucht, um sich günstig zu entfalten, ist, daß sie Freiheit und Gleichberechtigung erhält.*) Sie bedarf nicht der Krücken und Stützen des protestantischen Staatskirchentums, sie verlangt als gutes Recht nur, daß sie ungehindert ihre hohe Aufgabe lösen könne. General Galiéni hat nun volle Religionsfreiheit proklamiert und scheint dieselbe, soweit es auf ihn ankommt, auch aufrecht erhalten zu wollen. Mehr brauchte es nicht, um sofort eine starke Bewegung zur katholischen Religion in Fluß zu bringen.**) Dies zeigt sich zunächst auf dem Gebiete der Schule, deren Entwicklung unter dem früheren Staatskirchentum in jeder Weise erschwert wurde. Früher zählten die Jesuiten und die mit ihnen thätigen Genossenschaften der christlichen Schulbrüder und der Josephsschwestern von Clugny in ganz Madagaskar alles in allem 26 790 Zöglinge. Am Schluß des vorigen Jahres war die Ziffer auf 68 582 gestiegen, nämlich in der Provinz Imerina 33 550 (obschon manche der zerstörten Posten noch nicht wieder errichtet sind), bei den Betsileos 31 000, in der Küstenstadt Tamatave 552, in Tananarivo 3480, von denen 1400 allein bei den christlichen Schulbrüdern, etwa 500 bei den Schwestern. Hält die Bewegung an, so dürfte die

*) Was die Jesuiten unter dieser Freiheit und Gleichberechtigkeit verstehen, haben sie den Protestanten Madagaskars gegenüber deutlich bewiesen.

**) Daß diese „Bewegung" nur durch Zwangsmaßregeln und Drohungen wie zu den Zeiten Ludwigs XIV. herbeigeführt worden ist, davon schweigt der Bericht. D. H.

Zahl der katholischen Schulkinder bald dreimal so groß sein wie vor dem Krieg. Ein ähnlicher erfreulicher Zuwachs zeigt sich in den Stationen und Gemeinden, die durch zahlreiche neue Bekehrungen und den Uebertritt ganzer Dörfer täglich zunehmen.*)

Leider stehen die Zahl der Missionare und vorab die vorhandenen Mittel nicht im Verhältnis zu diesen rasch wachsenden Bedürfnissen. „O hätten wir doch nur", schreibt P. Cambonè, „nicht die Ströme Goldes, wie unsere Gegner, sondern nur die unbedingt notwendigen Mittel, um unsere Schulen zu bauen und unsere Hilfslehrer unterhalten zu können!"

Die von der protestantischen Presse in Umlauf gesetzten Schaudermärchen von der unter Galliénis Verwaltung durch die Jesuiten in Scene gesetzten Verfolgung der Protestanten sind für jeden, der die thatsächlichen Verhältnisse etwas genauer kennt, geradezu lächerlich. Die ganze „Verfolgung" besteht thatsächlich darin, daß, während Laroche die Protestanten direkt begünstigte, Galliéni den Grundsatz voller Parität und Religionsfreiheit proklamiert hat. Für die katholische Mission bedeutet dies frohen Aufschwung, für die protestantische Niedergang. Sie kann bei einer einfachen Parität neben der katholischen nicht bestehen. Das ist der Kern der Sache. Aus all den Klagen und Verdächtigungen tönt der schwer verhaltene Aerger über den Zusammenbruch der glorreichen madagassischen protestantischen Kirche. Sie bricht zusammen, nicht weil sie verfolgt wird, sondern weil ihr die Staatskrücken genommen sind, die sie bisher künstlich gestützt, während ihr jene innere Lebenskraft fehlt, welche die katholische Mission früher trotz ihrer sehr gedrückten Minoritätsstellung durch alle Wechselfälle hindurch aufrecht erhalten hatte. —

Soweit der Artikel der Katholischen Missionen über die Aussichten ihres Werkes in Madagaskar. Was sie von der „Parität und Religionsfreiheit" reden, sind im Munde der Jesuiten nur leere Phrasen ohne jeglichen Wahrheitsgehalt. Denn wann und wo hätte die römische Kirche je eine Gleichberechtigung und religiöse Freiheit gelten lassen! Für sie existiert ja im Grunde dieser Begriff gar nicht, und daß General Galliéni eben um der Parität willen die Protestanten vor den Gewaltthätigkeiten der Jesuiten schützen muß, beweist ja aufs klarste, daß sie weit davon entfernt sind, eine Gleichberechtigung und religiöse Freiheit für andere Religionsgenossen

*) Gerade dieses rapide Anwachsen der obigen Ziffern läßt deutlich erkennen, daß es unter dem Hochdruck von Gewalt und List vor sich gegangen ist; denn nicht erst durch die französische Okkupation war der römischen Mission die Möglichkeit ungehinderter Arbeit gegeben. Diese besaß sie schon vorher. Nur durfte sie sich keine Uebergriffe erlauben. D. H.

anzuerkennen. Ja, es sollte uns nicht wundern, wenn die Jesuiten infolge der Aufrechterhaltung der Religionsfreiheit demnächst über Gewalt und Unrecht schreien werden, weil dadurch ihrem unsauberen Treiben das Handwerk gelegt wird. Wir aber freuen uns, daß die Pariser Mission und der hinter ihr stehende Protestantismus Frankreichs so wacker für die bedrängten evangelischen Madagassen eintritt.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Nordamerika.

Auf dem eisumstarrten Grönland ist die eigentliche Missionsarbeit im großen und ganzen gethan. Die Bewohner der Westküste, die dabei nur in Betracht kommen können, sind mit Ausnahme der wenigen heidnischen Reste im nördlichsten Gebiet längst Christen. Davon gehören über 8000 Grönländer der von Hans Egede begründeten, später erfolgreich fortgeführten dänischen Mission an, die jetzt durch vier eingeborne und drei dänische Pastoren an ihnen arbeitet. Die meisten dieser der dänischen Kirche angehörenden grönländischen Christen sind indes keine reinen Eskimo, sondern Mischlinge, die eben deshalb auch in wirtschaftlich günstigeren Verhältnissen leben und deren Nachwuchs sich weit lebenskräftiger zeigt, als dies bei den echten, unvermischten Grönländern der Fall ist. Mit letzteren hat es die Brüdergemeinde zu thun, die auf ihren sechs Stationen 1670 Christen in Pflege hat. Zu jeder dieser Stationen, auf denen zur Zeit neun europäische Missionare stehen, gehört noch eine größere oder kleinere Anzahl von Außenplätzen, die aber zum Teil wegen ihrer Entfernung und um der ungünstigen klimatischen Verhältnisse willen sehr schwer zu erreichen sind. Von einer Ausdehnung des Werks kann unter den gegebenen Umständen keine Rede mehr sein. Nur von der schwer zugänglichen Ostküste kamen vor einigen Jahren noch je und je gelegentlich Heiden und suchten auf der südlichsten Station Friedrichsthal Anschluß an die Christengemeinde. Aber auch das hat seit zwei Jahren aufgehört, da sich jetzt die dänische Regierung der Ostländer angenommen und auf der Ostküste selbst eine Handelsstation und einen Missionsposten errichtet hat, auf dem ein dänischer Geistlicher als Missionar thätig ist.

Als Kuriosum und zugleich als Beispiel davon, auf welches Gebiet sich bisweilen amerikanische Missionskreise aus Unkenntnis der Verhältnisse verirren, diene folgendes Geschichtchen, das wir als verbürgte Thatsache den „Periodical Accounts“ entnehmen. Eine amerikanische Dame wandte sich voriges Jahr an den Missionsagenten der Brüdergemeinde in Kopenhagen und erkundigte sich nach einer passenden Schiffsgelegenheit nach Grönland, da eine Missionsgesellschaft, in deren Namen sie schrieb, willens sei, einige Damen zu einem Besuch dahin zu senden, damit sie unter den Grönländern für die Temperenzsache wirkten. Die eifrige Dame ist aber gewiß recht enttäuscht gewesen, durch den Agenten zu erfahren, daß erstlich die dänische Regierung für derartige Besucher jenes Landes gar keine Erlaubnis giebt; daß zweitens Grönland nicht das Land ist, wo sich nur geschwind auf den Stationen ein fliegender Damenbesuch machen läßt, und daß zum dritten die Organisation von Mäßigkeitsvereinen — wenigstens zum Zweck der Enthaltung von Spirituosen — in Grönland gar keinen Zweck hätte, da bekanntlich die dänische Regierung schon von sich aus jede Einfuhr von Spirituosen aufs strengste von der Küste fernhält. Weit eher wäre es angebracht, die Grönländer zur Mäßigkeit in gewissen europäischen Genußmitteln zu bewegen, die sie gesundheitlich und wirtschaftlich herunterbringen. Kommt es doch vor, daß eine grönländische Familie an einem einzigen Tag ein Pfund Kaffee verbraucht, sodaß die Missionare mit Recht von einer Kaffeetrunksucht reden. Doch für die Enthaltsamkeit von Kaffee und Thee hätten sich wohl jene Damen schwerlich eine Reise nach Grönland auferlegt.

Einen großen Verlust für die dänische Mission, wie für die der Brüdergemeinde war im Jahr 1895 der Untergang des Schiffes Hvidbjörn, der an der felsigen Küste Grönlands von Eisschollen zermalmt wurde und mit dem gesamten Jahresproviant und der Post für die Missionsstationen in den Fluten versank. Dasselbe Schicksal hatte auch das Ersatzschiff Ceres, das durch die Schuld des Lotsen angesichts der Station Julianenhaab an einer Klippe scheiterte. Es stand nun zu befürchten, daß in dem kommenden Winter die Missionare empfindlichen Mangel leiden würden. Aber es war dies Gott sei Dank nicht der Fall; denn es war noch einiger Vorrat auf den Stationen, und es konnte auch noch ein Teil der Ladung der Ceres — wenn auch beschädigt — geborgen werden.

In der wichtigen Frage, die in letzter Zeit die Brüdermissionare öfters beschäftigt hat, ob es nicht geratener sei, ihre gesamte Missionsthätigkeit und die Fürsorge für ihre grönländischen

Christen der dänischen Kirche zu übertragen, ist man bis jetzt noch zu keinem bestimmten Entschluß gekommen. Es ist begreiflich, daß die Brüdergemeinde — wenngleich manches dafür spricht — sich nur schwer dazu entschließen kann, sich von einem ihrer ältesten Missionsfelder ohne zwingenden Grund zurückzuziehen.

In Labrador, wo die Brüdergemeinde nun schon seit 125 Jahren ihre Liebesarbeit unter den Eskimo verrichtet, ist es im letzten Jahr zur Gründung einer neuen Station an der Makkovikbucht gekommen, von wo aus man die an der südlichen Küste lebenden Eskimo und Mischlinge besser als bisher von Hoffenthal aus bedienen kann. Eine kleine zerlegbare Kirche samt Missionarswohnung wurde in Niesky (Schlesien) gezimmert und dahin übergeführt. Aber auch noch weiter nach Süden hin wird voraussichtlich die Mission in nächster Zeit geführt werden, denn sowohl die Eskimo als auch der Verwalter der Hudsonsbai-Gesellschaft auf dem Handelsplatz Rigolet am großen Hamilton-Busen haben beiderseits den lebhaften Wunsch nach geistlicher Bedienung geäußert. Dagegen denkt man daran, die nördlichste Labrador-Station Rama, deren ungünstige Lage den umwohnenden Eskimo zu wenig Nahrungsquellen bietet, etwas weiter nach Norden zu verlegen, wo die Aussichten auf den Erwerb einigermaßen günstiger liegen. Zugleich ist das Augenmerk der Brüdermissionare auf die noch nördlicher wohnenden heidnischen Eskimostämme an der Unguawa-Bucht gerichtet.

Eine schwere Heimsuchung war für die Labrador-Stationen eine im Winter 1894/95 auftretende Typhus-Epidemie, zu der sich noch empfindlicher Mangel an genügender Nahrung gesellte. Doch hat diese Prüfungszeit auch ihren Segen für die heimgesuchten Gemeinden gehabt. Wie ein Retter in der Not erschien in dieser Zeit Dr. Grenfell von der Hochseefischer-Mission, der im Sommer 1895 mit seinem kleinen Dampfer die Labradorküste besuchte und mit seiner ärztlichen Kunst den Leidenden Hilfe brachte. — Zu erwähnen ist noch, daß am 21. Dezember v. J. der um die Labrador-Mission verdiente Kapitän Henry Linklater in London gestorben ist, nachdem er 34 Jahre lang mit großer Treue und Umsicht das Missionsschiff Harmony geführt hat. Mit ihm ist auch das Schiff, das 35 Jahre lang der Mission gedient und seine gefahrvollen Fahrten zwischen England und der Labradorküste hin und her zurückgelegt hat, in den Ruhestand versetzt worden. Da es den Strapazen des mit Eisbergen belasteten nördlichen Meeres nicht mehr gewachsen war, ist es nun verkauft worden und man hofft durch Sammlung von Beiträgen mit der Zeit ein neues Schiff mit Dampfkraft beschaffen zu können.

Alaska, wo erst seit 1877 die evangelische Mission in die Arbeit unter den Indianern und Eskimo eingetreten ist, hat sich in diesen zwei Jahrzehnten zu einem bedeutenden Missionsfeld entwickelt. Wir können indes hier nur einen kurzen Ueberblick über die verschiedenen Missionen geben, die der Reihe nach dort eingerückt sind, nachdem die Vereinigten Staaten dieses wertvolle Gebiet 1867 den Russen abgekauft haben. Aber auch sonst hat es große Umwandlungen erlebt, und statt der früheren Erwerbsquellen, die vornehmlich in Wal- und Seeotterfang, in der Jagd auf Pelztiere und im Lachsfang bestanden, fängt man an die Wälder und Mineralschätze des Landes auszubeuten. Von letzteren sind es hauptsächlich die Goldfunde am oberen Yukon, die Scharen von amerikanischen Goldgräbern herbeiziehen. Dadurch entstehen auch im Handumdrehen Ortschaften mit Hotels, Theatern, Trink- und Spielhöllen. Selbst amerikanische Touristen suchen mehr und mehr die wildromantischen Küstenstriche Alaskas auf; denn die südlichen Gebiete sind keineswegs durchweg das unwirtliche, mit Schnee und Eis bedeckte Land, wofür man es nach seiner nördlichen Lage halten sollte. Es zerfällt seiner Natur nach in sieben verschiedene Gebietsteile, in denen auch das Klima so ziemlich ein anderes ist. Außerordentlich groß ist der Gegensatz zwischen der Nord- und Südküste. Während im hohen Norden ein siebenmonatlicher äußerst strenger Winter herrscht mit wochenlangen Nächten, erfreut sich das südöstliche Alaska eines angenehmen Sommers und milden Winters. Während es nördlich vom Yukonstrom fast ganz mit Schnee und Eis bedeckt ist, bleibt im Süden das Gras selbst den Winter hindurch oft Jahre lang grün. Großartig ist auch hier die Scenerie des Landes, die die Touristen nicht genug rühmen können: wundervolle Gletscher und hohe Bergriesen, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel, die in die Wolken ragen, Höhenzüge, deren Abhänge mit dichtem Forst, Gehölz oder Moos bedeckt sind. Dazu die tosenden Wasserfälle und brausenden Stromschnellen, die sich zwischen zerklüfteten Bergschluchten ihren Weg bahnen. Hier im Südosten des Landes, zwischen den Bergen und auf den Inseln findet sich eine ziemlich starke Bevölkerung von Indianern und eine rasch zunehmende Zahl von Weißen, die bereits nach Tausenden zählt. Die Indianer sind hier nicht so scheu und zurückhaltend gegenüber der weißen Bevölkerung wie anderwärts, sondern nähern sich ihr gerne und suchen unter ihr Arbeit und Verdienst.

In diesem Teil des Landes ist auch die Mission am stärksten vertreten, vor allem durch die amerikanischen Presbyterianer, die im Jahre 1895 hier sechs Missionsstationen hatten. Ihre

Schulen in dem Hauptort Sitka, die Kirche, ein Hospital, Industriewerkstätten und verschiedene hübsche, zweckmäßige Wohnungen bilden eine Ansiedelung für sich. Noch von früherher zählt die griechisch-katholische Kirche, die hier eine stattliche, ehrwürdige Kathedrale besitzt, eine große Gemeinde. Außerdem arbeiten im Süden Alaskas die schwedischen Lutheraner und die Quäker. Auch hat sich der bekannte Missionar Duncan, der seinerzeit aus dem Verband der englisch-kirchlichen Mission schied und seine alte Indianerstation Metlakahtla in Caledonien verließ, hier auf Alaska-Gebiet mit 800 seiner Indianer niedergelassen. In der rasch aufblühenden Küstenstadt Juneau sind außer den Presbyterianern noch die Katholiken thätig, die überhaupt hier und am untern Yukon mit zahlreichem Jesuitenpersonal eingerückt sind. Neuerdings haben auch die Protestantisch-Bischöflichen diesen wichtigen Punkt besetzt. Der Indianer und Aleuten Süd-Alaskas nimmt sich auch eine Baptistenmission an.

Auf den Aleuten-Inseln, die die Verbindungsbrücke zwischen Nordamerika und Kamschatka bilden, herrscht die griechische Kirche vor, die schon seit 100 Jahren hier eine Pflanzstätte hat. Die bedeutendste Stadt auf denselben ist Unalaska, das zugleich Kohlenstation für die amerikanische Behringsee-Flotte und der wichtigste Hafenplatz von ganz Alaska ist. In diesem Gebiet unterhalten die Methodisten eine hoffnungsvolle Mission.

Im Gebiet des Nuschagak und Kuskokwim, das hauptsächlich von Eskimo bewohnt ist, liegen die drei Stationen der Brüdermission: Karmel, Bethel und Ougawigamute, letzteres eine Strecke aufwärts von Bethel am Kuskokwim. Nach der neuesten Statistik zählen die drei Stationen 625 Gemeindeglieder, darunter 240 Abendmahlsberechtigte. Das Arbeiterpersonal besteht aus 15 Weißen (6 Männern und 9 Frauen) und 27 Eingebornen. Unter den ersteren befindet sich seit vorigem Jahr auch ein Arzt und eine gelernte Krankenpflegerin. Ein Arzt ist um so nötiger, als nach den gemachten Wahrnehmungen nicht weniger als 50 Prozent des Volkes mit chronischen Krankheiten behaftet sind. Nach der letzten Volkszählung leben im Flußgebiet des Kuskokwim 5264 Eskimo und 386 Indianer, in dem des Nuschagak und Togiak 1953 Eskimo und etwa 50 Indianer. Eine Anzahl von Außenstationen — im ganzen neun — die von den Hauptstationen aus in verschiedenen Dörfergruppen gegründet worden sind, dienen als wichtige Stützpunkte für die Ausbreitung des Werks, das sich besonders von Bethel aus sehr erfreulich entwickelt hat. Der Mission ist es in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen, die Bevölkerung unter

ihren Einfluß zu stellen und manche soziale Mißbräuche unter derselben abzuschaffen. Besondere Sorgfalt wird auch dem Schulwesen gewidmet. Zwei Erziehungs-Anstalten in Bethel und Karmel arbeiten darauf hin, dem Werk die nötigen eingebornen Gehilfen zu geben. In Bezug auf sprachliche Arbeiten ist eine kleine Sprachlehre und Wörtersammlung des Eskimo zu nennen, die ein Mitglied der Brüdergemeinde, Dr. A. Schultze, Direktor des theologischen Seminars in Bethlehem, Pa., auf Grund des ihm zugestellten Materials verfaßt hat. Zur Hebung der wohnlichen Verhältnisse der Eskimo dient eine in Bethel aufgestellte Dampfsägemühle. Viel Not macht den dortigen Missionaren die Nähe der griechisch-katholischen Priester.

Im Flußgebiet des Yukon, das einen Flächeninhalt von über 200 000 englische Geviertmeilen umfaßt, arbeiten außer den Protestantisch-Bischöflichen die Kongregationalisten, schwedische Lutheraner, Russen und Katholiken hauptsächlich unter den Eskimo. Die indianische Bevölkerung steht fast ausschließlich unter dem Einfluß der Episkopalen, ist aber über ein so großes Gebiet zerstreut, daß die Pflege derselben höchst unzureichend ist. Nur durch ungeheure Reisen, die noch dazu äußerst beschwerlich sind, können die einzelnen Niederlassungen der Eingebornen vom Missionar erreicht werden. Taufkandidaten haben oft einen Weg von 400 englischen Meilen zur Station zurückzulegen, um hier unterrichtet und getauft zu werden. Einige Erleichterung des Verkehrs wird in Zukunft der Dampfer „Nordlicht" gewähren, den die Mission für den Yukon angekauft hat. Bis jetzt wurde die ganze Arbeit am Fluß hinauf nur von den beiden Stationen Anvik (am Unterlauf) und St. James (am Mittellauf) aus gethan. Neuerdings hat man auch das neuentstandene Circle City am oberen Yukon, wohin die Goldfelder eine Menge Volks herbeilocken, besetzt.

Im nördlichsten Teile Alaskas, der in die Polarzone hineinreicht und nur eine sehr dünngesäte Bevölkerung aufweist, sind es auch nur einige wenige Missionsplätze, die sich in dieser Einöde finden und die nur unter den größten Entbehrungen und Schwierigkeiten aufrecht gehalten werden. Wegen des die Küste abschließenden Eises sind diese entlegenen Arbeitsposten oft längere Zeit gar nicht zu erreichen und die Missionare können unter Umständen Jahre lang von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten sein. Die nördlichste aller Missionsstationen Alaskas ist die der Presbyterianer bei Point Barrow, wo auch die Regierung eine Versorgungsstation errichtet hat. Wie sie, liegt auch die Station der amerikanischen Bischöflichen, Point Hope, in einem überaus rauhen Klima, wo die

oberste Erdschicht nur während zweier Monate im Jahre frei wird von Schnee und Eis. Hier hat der Missionsarzt Dr. Driggs gegen 5 Jahre lang ganz allein unter den Eskimo ausgehalten, bis er von einem andern Missionar abgelöst wurde. Auch schiffbrüchige Walfischfänger haben an diesem unwirtlichen Gestade an ihm einen hilfreichen Freund gefunden.

In dem großen Ländergebiet, das sich im Norden von Amerika vom Lorenzostrom bis zum nördlichen Eismeer und dem Stillen Ozean erstreckt, und der Regierung von Kanada unterstellt ist, findet sich außer den eingewanderten Weißen infolge der teilweise unwirtlichen Striche nur eine verhältnismäßig dünne Indianerbevölkerung, die immer vereinzelter auftritt, je weiter man nach Norden kommt. Hier sind es überhaupt nur noch schwache Eskimoreste, die dem Fischfang nachgehen. Die Mission sucht nun die auf ihren Jagdzügen umherstreifenden Indianer in Gemeinden zu sammeln und sie in den einzelnen zerstreuten Niederlassungen so weit als möglich zu bedienen. Dies kann aber unter den gegebenen Erwerbsverhältnissen, durch die die Indianer immer wieder in die entlegensten Jagdgründe geführt werden, nur durch ausgedehnte, meist sehr beschwerliche Reisen geschehen. So unternahm der englisch-kirchliche Bischof Newnham während der Sommermonate 1895 eine Wanderung von 2000 englischen Meilen durch den westlichen Teil seiner Moosonee-Diözese bis hinauf nach Fort Churchhill, dem denkbar ödesten Erdenwinkel. Er brachte dabei drei volle Monate auf offenem Boot zu, nur von zwei indianischen Burschen begleitet. Sehr erfreulich ist besonders die Arbeit unter den Eskimo am großen Walfluß, die einen regen Leseeifer bezeugen und von denen einer in der Vorbereitung steht für den Dienst unter seinem Volk. Von Churchhill aus hat sich ein Laiengehilfe des Bischofs auf einem Walfischfänger zu den Eskimo an der Repulsebai, auf der Nordseite der Hudsonsbai, begeben, um sich unter ihnen niederzulassen. Am Cumberland-Sund, wo seit einigen Jahren die beiden Missionare Peck und Parker hoch im Norden in grausiger Einöde unter den Eskimo arbeiten, hat die Mission einen guten Eingang gefunden. Leider ist Parker im vorigen Sommer auf einer Bootreise ertrunken. Die Strapazen, denen sich die Missionare in jenen eisigen Regionen unterziehen müssen, sind außerordentlich groß. Auf ihren Wanderzügen mit den Eskimo sind sie genötigt, wie diese, sich meist von Seehundsspeck und dem Fleische erlegter Eisbären zu nähren. Die dortige kleine Stationskapelle, die sie sich aus Walfischrippen und Seehundsfellen errichtet hatten, wurde in einer Nacht von hungrigen Hunden angefallen und teilweise aufgefressen.

In der Diözese Saskatschewan machten die Missionare auf der Indianerniederlassung Battleford die betrübende Erfahrung, daß unter ihren Christen der alte heidnische Sonnentanz wieder auflebte, hauptsächlich durch Schuld der Weißen, deren krankhafte Neugier einen Gefallen daran fand.

Auf der Station „Kleiner Slavesee" in der Athabaska-Diözese widmet Missionar Holmes seine meiste Zeit dem Indianer-Kinderheim. Eine Erweckung, von der er berichtet, hat auf die dortige Jugend eine so tiefgehende Wirkung gehabt, daß Lüge, Diebstahl und Unarten, gegen die man bisher so sehr zu kämpfen hatte, fast gar nicht mehr vorkommen. Sehr schwierig ist es dagegen, die Kinder während der Sommermonate am Platz festzuhalten. Sobald die Frühlingslüfte wehen, erwacht auch in ihnen der unwiderstehliche Hang, wie junge Bären das Weite zu suchen und in der freien Natur umherzustreifen. Doch wird das Kinderheim von den Indianern geschätzt. Eine Biberindianerin wanderte mit einem Säugling auf dem Rücken vierzig Stunden weit zum Missionar, um ihm ihre beiden Kinder zu übergeben, da sie gehört habe, der Missionar und seine Frau hätten die Kinder lieb und hielten sie zum Guten an. Eine solche Heimstätte ist bei der herumstreifenden Lebensart der Indianer von großer Wichtigkeit; denn die geistige Atmosphäre, von der die Kinder im Zeltlager umgeben sind, ist derart, daß sie schon frühzeitig verdorben werden.

In der Mackenzie-Diözese, die sich im Norden bis zum Eismeer erstreckt, wird die Arbeit auch auf die dort ansässigen Eskimostämme ausgedehnt. Missionar Stringer, der im Jahr 1894 eine mehrmonatliche Reise zu ihren Niederlassungen auf der Ostseite der Mackenzie-Mündung machte, fand hier eine zahlreiche Zuhörerschaft und setzte dann seine Bootfahrt quer über das Mündungsdelta fort bis zur Herschel-Insel. Hier erteilte er täglich zwei Wochen lang den Eskimo Schulunterricht und lehrte ihnen christliche Lieder. Auf seinem Heimweg nach dem Roten Fluß traf er mit einer Partie Eskimo zusammen, die von der Jagd aus den Bergen zurückkehrte, und war aufs angenehmste überrascht, daß dieselben ein von ihm übersetztes Lied sangen und allabendlich Andacht hielten. Einen weiteren Besuch auf der entlegenen Herschel-Insel machte im folgenden Jahr Bischof Reeve mit den beiden Missionaren Stringer und Whittaker. Die Insel dient der amerikanischen Walfischfängerflotte als Station, und es finden sich hier zu Zeiten nicht weniger als 15 Schiffe beisammen und eine Besatzung von zirka 500 Mann. Außer den Matrosen, unter denen Portugiesen, Japaner, Hawaiier u. a. vertreten sind, giebt es auch viele Eskimo aus dem Westen und selbst

Eingeborne von der Nordküste Sibiriens. In einem Schmiedeschuppen wurden die Eskimo zum Gottesdienst versammelt. In anerkennenswerter Weise verpflichteten sich die Schiffskapitäne, den Indianern und Eskimo keinen Branntwein zu verabreichen und steuerten auch 2400 Mark zur Gründung einer Missionsstation.

In der Diözese Selkirk, die im Westen an Alaska grenzt, beklagt Bischof Bompas den großen Umschwung, der infolge des massenhaften Einströmens von Goldgräbern eingetreten ist und der die Indianer sehr ungünstig beeinflußt. Während früher Mangel und Armut unter ihnen herrschte, ist es heute Ueberfluß und Wohlleben, dem sie sich hingeben. Hunderte von Dollars werden jetzt für Delikatessen, Kleidung und liederliche Zwecke hinausgeworfen. Dabei schrauben sie ihre Preise für ihre Tauschwaren möglichst hinauf und ahmen das gottlose und zügellose Treiben der eingewanderten Weißen nach.

Die von Bischof Ridley geleitete Diözese Caledonia gehört zu den wohlgeordnetsten und an allerlei Lebensregungen reichste Kirchenprovinz. Die Zahl der hier befindlichen englisch-kirchlichen Missionsniederlassungen ist bis jetzt auf acht gestiegen und mehrere Indianerstämme sind auf dem besten Wege, dem Heidentum zu entsagen. Mit dem unermüdlichen Bischof, der am 6. Dezember v. J. seine treffliche Gattin durch den Tod verloren hat, wetteifern die Missionare in emsiger Schul- und Predigtthätigkeit. Unter den eingebornen Christen haben manche wirklich geistliches Leben und sind nicht minder eifrig in der Ausbreitung des Evangeliums als ihre europäischen Lehrer. Eine hervorragende Stelle unter den Missionsposten nimmt die christliche Indianer-Niederlassung Metlakahtla ein, wo 30 erweckte Indianer unter sich einen Verein gegründet haben, der dem Missionar in der Wiedergewinnung gefallener Christen und in der Kräftigung des Gemeindelebens treffliche Dienste leistet. Für den Kirchenbau auf der Station Kikatla, wo das bisherige Gotteshaus für die wachsende Gemeinde zu klein geworden war, spendeten die von einem Jagdzug heimkehrenden männlichen Gemeindeglieder ihr erstes erbeutetes Seeotterfell im Werte von 800 Mark. In Ahansh hat Missionar Cullagh eine Gemeinde von 125 Christen gesammelt, wovon 12 Männer als Laienprediger unter ihren heidnischen Landsleuten arbeiten, wogegen unter den Frauen sich fünfzehn zu einem Verein zusammengeschlossen haben, der sich der Krankenpflege widmet und durch Anfertigung von allerlei Verkaufsartikeln für die Mission arbeitet.

Außer dem ausgedehnten Werk der englisch-kirchlichen Mission, die über 40 Missionare in Britisch-Amerika stehen hat, kommt noch

die Arbeit der kanadischen Methodisten und der Presbyterianer in Betracht. Zu den ersteren gehört der bekannte Missionar Egerton Young, der auf eine langjährige und gesegnete Wirksamkeit unter den Kri- und Saulteaux-Indianern zurückblicken darf. Ueber die Zahl der in Britisch-Amerika lebenden Indianer gehen die Angaben auseinander. Der Missionary giebt sie auf 125000 an, wovon zirka 20000 der evangelischen, 30000 der katholischen Kirche und 75000 dem Heidentum angehören.

In den Vereinigten Staaten Nordamerikas beläuft sich die gesamte Indianerbevölkerung gegenwärtig auf nahezu 250000 Seelen, wovon aber bei weitem nicht mehr alle den Indianer von ehedem darstellen. Im Gegenteil, viele von ihnen sind seßhaft geworden, haben Privatbesitz und selbst das amerikanische Bürgerrecht erworben. Nach den Angaben des Missionary arbeiten jetzt 163 evangelische Missionare unter der indianischen Bevölkerung, deren Kommunikantenzahl zirka 22000 beträgt. Soweit die Indianer seßhaft sind, gehören sie auch der christlichen Kirche an, und sind nach dem übereinstimmenden Zeugnis der verschiedenen kirchlichen Gesellschaften meist zuverlässige, ernste Christen. Aber auch die einzelnen Stammesteile auf den Reservationen stehen unter dem Schall des Evangeliums, das ihnen von verschiedenen Kirchenabteilungen der Union: den Bischöflichen, Presbyterianern, Methodisten, Baptisten u. a. gepredigt wird. Es ist deshalb wohl auch die Zeit nicht mehr fern, da auch der letzte rote Mann zum „großen Vater" im Himmel beten wird im Namen Jesu Christi, des Welterlösers. Bemerkenswert ist die Thatsache, daß die Rothäute keineswegs im Aussterben begriffen sind, sondern im Gegenteil mancherorts an Zahl zunehmen. Am stärksten haben sich die seßhaften und civilisiertesten, die Tschirokesen, unter denen sich aber viele Mischlinge befinden, vermehrt. Ja, man nimmt an, daß die Indianer heutzutage zahlreicher seien, als sie es zur Zeit der Entdeckung Amerikas waren. Jedenfalls ist es eine Fabel, daß die Civilisation sie umbringe.

Mit großer Rührigkeit und mit sichtlichem Erfolg wird auch unter den eingewanderten Chinesen und Japanern missioniert. Von den ersteren sind es etwa 80000, die sich in den Vereinigten Staaten befinden. Davon kommen über 70000 auf Kalifornien. Leben doch allein in San Francisko ungefähr 20000 Chinesen, teils als Geschäftsleute, Dienstboten, Arbeiter u. a. Nach einem Bericht finden sich über 8000 Chinesen unter christlichem Einfluß, wovon über 2000 der christlichen Kirche angehören. Den Hauptanteil an der Arbeit unter diesen ostasiatischen Fremdlingen haben

die Presbyterianer und Methodisten, die ihre Thätigkeit auf alle größeren Städte der Union, wie San Francisko, Chicago, St. Louis und New-Orleans, ausgedehnt haben. Als eine eifrige Förderin der Mission unter den Chinesen in den Südstaaten erwies sich seit Jahren eine Miß Lena Saunders, die aber kürzlich gestorben ist und deren Verlust schmerzlich empfunden wird.

---

b) Neuestes und Vermischtes.

Madagaskar. Nach den neuesten Nachrichten im Pariser Journal des Missions Ev. (Juni d. J.), die vom 25. März bis zum 28. April eingelaufen sind, scheint sich die Lage der Protestanten allmählich günstiger zu gestalten, und zwar zunächst im Gebiet der Hauptstadt. Am meisten zu dieser Wendung der Dinge hat ein Rundschreiben beigetragen, das der General Galliéni kürzlich erlassen hat, worin er allen Missionaren mitteilt, daß er auf direkte Befehle von Paris hin bis auf weiteres nicht mehr dulden werde, daß irgend eine Kirche ihren Eigentümern entrissen werden dürfe. Auch hat Dr. Besson, der General-Resident der Provinz Betsileo, den norwegischen Missionaren mitgeteilt, daß alle Kirchen, die ihnen von den Katholiken entrissen worden sind, auf Befehl des Generals wieder zurückgegeben werden sollen. Diese Maßregel kam zu sehr gelegener Zeit. Man hatte bis daher geglaubt, daß die Norweger in Betsileo, da sie von der Regierung als loyal anerkannt und nicht wie die englischen Missionare als „Landesverräter" angesehen wurden, nicht wie diese belästigt und beraubt werden würden. Aber man hatte sich darin getäuscht. Von Imerina aus dehnten die Jesuiten ihre schamlose Propaganda auch nach Betsileo aus, und ehe die besagte Proklamation Galliénis bekannt gegeben wurde, war auch schon die Aufforderung unterwegs, daß 81 protestantische Kirchen — die angeblich wegen Mangel an Protestanten geschlossen seien — den Jesuiten übergeben werden sollten. Zwei Tage später traf die Bitte um 10 weitere Kirchen für die zu den Katholiken übergetretenen Madagassen ein. Aber wie waren diese für den Katholizismus gewonnen worden? Die protestantischen Gemeinden dieser 91 Kirchen waren einfach durch die Drohung, „ihr Leben zu retten, weil sie sonst von den Soldaten erschossen werden würden", dazu genötigt worden. Als dann darüber Klage geführt wurde und die Behörden Auskunft verlangten, erklärte der Pater in aller Spitzfindigkeit: es habe sich nur darum gehandelt, das Leben der Leute „aus der Hölle" zu retten.

Diese Bedrohung der Protestanten nimmt trotzdem noch immer ihren Fortgang, denn die Jesuiten scheuen sich nicht, den Wortlaut der Proklamation Galliénis nach ihrer Weise auszulegen. Sie thun dies, indem sie unter dem Wort Kirchen (= Gemeinden) nur die Kirchengebäude verstanden wissen wollen. Zugleich fahren sie fort, die schamlosesten Lügen zu verbreiten und die Leute durch falsche Vorspiegelungen und Einschüchterungen in ihre Gewalt zu bekommen. Dagegen darf auch nicht verschwiegen werden, daß sich jetzt unter den Kommandanten der Militärposten immer mehr solche finden, die die Befehle des Generals Galliéni zur Aufrechterhaltung des Religionsfriedens auszuführen bestrebt sind. Allerdings fehlts auch nicht an solchen, die sich gleichwohl noch immer zu Werkzeugen der jesuitischen Umtriebe hergeben oder sie doch dulden.

Inzwischen sind die von der Pariser Missionsgesellschaft ausgesandten Missionare Mondain, Ducommun, Meyer, Delord und Minault und ihre Familien am 16. April unter großen Schwierigkeiten in Tamatave gelandet. Das Schiff hatte 300 Passagiere ans Land zu setzen. Dabei war das Meer ungestüm und die Hitze unerträglich. Fieber und allerlei Krankheiten grassierten in der Hafenstadt, sodaß die dortigen Europäer wandelnden Leichen glichen. Fürs Landen war fast gar keine Vorrichtung getroffen und es war der gräulichste Durcheinander, als die 300 Passagiere das Schiff verlassen sollten. Jeder wollte mit seinem Gepäck der erste sein. Als endlich zwei Missionare sich ein Boot gesichert hatten und abfahren wollten, hieß es, der Missionsagent sei an Bord gekommen und sie möchten dahin zurückkehren. Nun werden die Missionsleute alle — Männer, Frauen, Kinder und 72 Gepäckstücke — in dem Boot des Agenten untergebracht, das dadurch einen ganz bedenklichen Tiefgang erhält. Doch nicht genug! Auch noch eine Anzahl von französischen Beamten und Polizisten läßt sich trotz aller Proteste in das ohnehin schon tiefgehende Boot herab. Gegen Sonnenuntergang kann man endlich abfahren. Unterwegs bleibt das Boot auf einer Sandbank sitzen. Der Bootführer brüllt den Ruderern zu und nach gewaltigen Anstrengungen wird das Fahrzeug wieder flott. Bald darauf wirft eine Welle das Boot mit seinen Insassen ans Ufer, wo sie von bereitstehenden Madagassen in Empfang genommen werden. Der Agent war nicht selbst da. Er hatte sich mit seinem todkranken Kind nach Mauritius begeben. Doch empfing ein Angestellter von ihm die Missionsleute und übergab ihnen ein Telegramm von Missionar Escande, wonach derselbe 150 Träger für sie an die Küste geschickt habe. Welche Freude! Zwar fanden sie in Tamatave nur ein sehr elendes Unterkommen, aber voll Dank lobten sie Gott mit dem 103. und 121. Psalm. Am andern Tag stellten sich ungefähr hundert der gesandten Träger ein. Auf dem Band ihrer Hüte stand: „Mission protestante française.“ Hier sind die französischen Missionare! ruft einer von ihnen voll Freude. Wenn ich 100 Jahre leben sollte, schreibt der Berichterstatter, ich würde die herzliche und kindliche Freude dieser Madagassen nie vergessen. Wie Kinder drängten sie sich herzu und redeten die Missionare mit aller Lebhaftigkeit an. Diese verstanden zwar nichts davon, aber sie vernahmen doch die Sprache des Herzens dieser protestantischen Madagassen, die in der Ankunft der Missionare ein Angeld für bessere Zeiten erblickten und sich kindlich darüber freuten.

Die Reise nach Tananarivo wurde glücklich zurückgelegt. Die ganze Gesellschaft wurde dem General Galliéni vorgestellt, der in einem Brief an die Pariser Mission seiner Freude Ausdruck verlieh und seine Unterstützung zusagte. Hierauf fand eine Begrüßung der protestantischen Christen statt, von denen eine Deputation dreißig Kilometer weit herbeigekommen war. Die Missionare wurden mit Geschenken wahrhaft überschüttet und die Freudenbezeugungen wollten kein Ende nehmen.

Bald darauf vereinigten sich die Missionare zu einer Konferenz, die unter anderem auch die Bitte um Verstärkungen aussprach, so z. B. um eine Lehrerin für eine höhere Schule, und um ein Ehepaar für ein Waisenhaus, das die Mission auf Wunsch des Generals gründen will. — Inzwischen hat ein Telegramm die erschütternde Kunde gemeldet, daß die Missionare Escande und Minault am 20. Mai ermordet worden sind.

Kapelle der Basler Missionsstation Lobethal (Kamerun).

Die evangelische Mission auf Madagaskar.

Von L. B.

(Schluß)

4. Die französische Eroberung.

Frankreich betrachtete natürlich den Vertrag von 1885 nur als eine Brücke, mittelst der es die Insel in Besitz nehmen konnte. Der erste französische Resident, Le Myre de Vilers, wurde in Madagaskar freundlich aufgenommen und er stellte sich gut zu der Regierung; aber das war nicht, was Frankreich wollte; es wollte einen Vorwand, um die Insel mit Krieg zu überziehen. So sandte man den weniger friedliebenden Residenten Larrouy, der bald allerlei über die Unsicherheit und Barbarei im Lande, über das nicht Halten der Verträge u. s. w. nach Frankreich zu melden wußte; der Vertrag war ja so gefaßt, daß er den Anlaß zu Zwistigkeiten geben mußte, wenn man welche haben wollte. Frankreich fand also mit der Zeit, daß sein Interesse und das der Civilisation ein Eingreifen erfordere, und so wurde der Krieg erklärt.

Es ist noch in aller Erinnerung, wie unglücklich sich dieser Feldzug zuerst für Frankreich anließ; wie die französischen Soldaten zu Hunderten dem mörderischen Klima an der sumpfigen Küste, den schrecklichen Mühsalen und dem Mangel an Lebensmitteln (denn die Versorgung von Frankreich aus war sehr ungenügend) zum Opfer fielen. Die Howatruppen waren allerdings mangelhaft geschult, aber tapfere, vaterlandsliebende Krieger hätten — an das Klima ihres Landes gewöhnt, vertraut mit den Wegen und Schlupfwinkeln ihrer Gebirge, geschützt durch zahlreiche Festungen — gewiß dem Feind die Spitze bieten können.

Hätte sich nur die Königin jetzt von ihren falschen Freunden losgemacht! Hätte sie doch die englischen Offiziere, die ihre Dienste anboten, behalten! Aber sie folgte den Einflüsterungen der jesuitisch-französischen Partei und schickte die Engländer heim. Nur einen englischen Offizier, dessen Frau mit der Amme befreundet war, nahm sie in ihren Dienst, aber er allein konnte natürlich die madagassischen Krieger nicht plötzlich in ein brauchbares Heer umwandeln. Als er sah, daß mit der feigen Bande nichts anzufangen war, reiste er kurz vor der Uebergabe der Hauptstadt nach England ab.

Das französische Heer war in den ungesunden Niederungen der Küste und vom Heimatland aus schlecht versorgt, in einer schlimmen Lage. Dazu nahte die Regenzeit; wenn nicht schnell ein entscheidender Schlag geschah, so konnte der ganze Feldzug mißlingen. Darum faßte General Duchesne den kühnen Entschluß, mit 4000 Mann auserwählter Truppen in Eilmärschen auf Antananarivo loszugehen. Und was thaten die madagassischen Truppen, als Duchesne seinen Plan ausführte? Es war nichts geschehen, um Vaterlandsliebe und Ehrgefühl in ihnen zu wecken, und die Howas hatten sich und ihre Herrschaft im ganzen Lande verhaßt gemacht. So konnte man nicht erwarten, daß die Soldaten für eine so nichtsnutzige Regierung ihre Haut zu Markte tragen würden. Wo die französischen Truppen erschienen, nahmen die Madagassen mit dem Schreckensruf: „Sie kommen!“ Reißaus. Zwei brave Offiziere, wahrscheinlich Lutheraner von der norwegischen Mission, führten ihre Truppen tapfer gegen den Feind, aber sie konnten sie nicht dazu bringen, im Feuer standzuhalten. So marschierte Duchesne, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, auf Antananarivo zu.

Noch bot sich den Madagassen ein Ausweg. Hatte Ranavalonas greiser Minister etwas vom russischen Feldzug und dem Brand von Moskau gehört? Er machte den Vorschlag, der Hof und der größere Teil der Einwohner sollten sich in eine Festung in Südbetsileo zurückziehen und dann sollte die Hauptstadt in Flammen aufgehen. Wenn auch Duchesne mit seinen 4000 Mann keinen russischen Winter zu fürchten hatte, so wäre er angesichts der zerstörten Hauptstadt doch nicht viel besser daran gewesen, als die große Armee vor den rauchenden Trümmern Moskaus, denn die

kleine, tapfere Schar wäre beim Eintritt der Regenzeit durch Hunger und Seuchen aufgerieben worden. Aber die verblendete Königin lieh ihr Ohr wieder falschen Freunden, die ihr erklärten, sie müsse in der Hauptstadt aushalten.

Als die Franzosen vor Antananarivo erschienen, besannen sich die madagassischen Krieger eines Besseren und kämpften für ihr Vaterland; aber es war zu spät, und es war gut, daß eine baldige Uebergabe der Stadt dem nutzlosen Blutvergießen ein Ende machte. Das war am 30. September 1895. Am folgenden Tag wurde der Friedensvertrag unterzeichnet. Frankreich übernahm zunächst die Schutzherrschaft über Madagaskar, aber der Vertrag war so gefaßt, daß er auch eine andere Auslegung zuließ, nach der später Madagaskar zur französischen Kolonie erklärt wurde. Der Königin verblieb ihr Rang und wenigstens eine Scheinherrschaft über die inneren Angelegenheiten. Der achtzigjährige Rainilaiarivony, der Gemahl und erste Minister dreier Königinnen, zog sich auf sein Landgut zurück, wurde aber später nach Algerien verbannt, wo er inzwischen gestorben ist.

Anfangs ließ sich die französische Regierung im Vergleich mit der Mißwirtschaft der Howas recht gut an. Unter den feilen Hofschranzen und spitzbübischen Beamten wurde etwas aufgeräumt. Die Franzosen sorgten für Herstellung von Wegen und Straßen, wofür bisher in Madagaskar sehr wenig geschehen war. General Duchesne hielt treffliche Mannszucht unter seinen Truppen. Ein paar Missionare, die ihn besuchten, empfing er freundlich und bat sie, ihren Einfluß zur Beruhigung des Volkes aufzubieten.

Die Franzosen sollten sich aber nicht sobald in Ruhe ihres neuen Besitzes freuen. An verschiedenen Orten regte sich unter den Eingeborenen die Feindschaft gegen die Europäer und das Christentum. Zu den Unzufriedenen gesellte sich allerhand Gesindel, entlassene Strafgefangene u. dergl., und bald war man in vielen Teilen der Insel seines Lebens nicht mehr sicher. Zuerst zogen nur einzelne Banden raubend und mordend umher, aber bald breitete sich der Aufstand weiter aus. Wahrscheinlich hat man seinen Herd in der Hauptstadt selbst zu suchen, wo viele unzufriedene Howas, denen das Handwerk gelegt war, das Feuer schürten. Die französische Regierung machte allerdings auch manche Fehler, z. B. dadurch, daß sie — nicht allmählich, sondern

ganz plötzlich — die Sklaverei und den Frondienst aufhob. Leider fielen den Fahavalos — so nannte man die Aufständischen — auch Missionare zum Opfer. Missionar Johnson wurde mit seiner Frau und seinem sechsjährigen Töchterchen ermordet. Die Station Sirabe, wohin sich viele Missionsfrauen und -Kinder geflüchtet hatten, wurde zwei Tage lang von gegen zweitausend Rebellen belagert, aber im Augenblick der höchsten Not kam Hilfe durch einen jener schon erwähnten braven madagassischen Offiziere.*) So wurden die Menschen gerettet, aber durch die Zerstörung der Gebäude erwuchs der Mission ein großer Schaden.

---

5. Die Jesuiten in Madagaskar.

Doch es ist Zeit, daß wir von der Schilderung der politischen Ereignisse wieder zur Mission zurückkehren.

Den Freunden der evangelischen Mission mußte es von Anfang an bedenklich erscheinen, daß das katholische Frankreich seine Hände nach Madagaskar ausstreckte. In demselben Maße aber freuten sich die Jesuiten, die schon im Geist die 400000 Protestanten Madagaskars in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren sahen. Es giebt ja immer noch, auch im deutschen Vaterland, harmlose, verblendete Menschen, die nicht an die Gefährlichkeit der Jesuiten glauben, die es für eine Ungerechtigkeit und unnötige Härte halten, daß ihnen die Niederlassung auf deutschem Boden nicht gestattet ist. Solche Leute sollten das neueste dunkle Blatt aus der Missionsgeschichte Madagaskars lesen. Wenn sie nicht unheilbar blind sind, muß ihnen das die Augen aufthun und ihnen zeigen, daß die Jesuiten lieber heute als morgen den Protestantismus auch in Deutschland mit Stumpf und Stiel ausrotteten, und daß sie es nur deshalb nicht thun, weil sie augenblicklich nicht die Macht dazu haben.

Schon gleich nach der Einnahme der Hauptstadt merkte man die Macht der katholischen Partei daran, daß zehn der evangelischen Mission gehörige Gebäude für militärische Zwecke in Beschlag genommen und später nicht zurückgegeben wurden,

---

*) Vergl. Miss.-Mag. 1896, S. 420 ff.

während die katholische Mission nur ein Haus zu einem Spital hergeben mußte. U. a. wurde den Protestanten die von dreihundert Knaben und jungen Leuten besuchte Palastschule weggenommen. Man wies ihnen dafür ein ganz ungenügendes Gebäude in so ungünstiger Lage an, daß, als der Vorsteher Herr Thorne seine Schüler wieder sammelte, sich nur noch fünfundsiebzig von den dreihundert einfanden. Viele Eltern schickten ihre Kinder jetzt in die nähergelegene Jesuitenschule und hofften, sich dadurch zugleich bei den Franzosen wohl dran zu machen.

Gar bald merkte man, daß die Jesuiten nach einem wohldurchdachten Plan zu Werke gingen. Vor allem suchten sie die Missionare politisch zu verdächtigen, indem sie überall verbreiteten, die protestantischen Missionare machten Umtriebe zu Gunsten Englands. Den Eingebornen sagten die Jesuiten mit dürren Worten: französisch und katholisch, englisch und protestantisch sind gleichbedeutend. Wer sich als gut französisch ausweisen will, der muß katholisch werden; wer protestantisch bleibt, der hält es mit den Engländern. Englands sprichwörtlicher Länderhunger hat ja schon manchmal den guten Ruf der englischen Missionare und ihres Werkes geschädigt. England braucht nur Gelüste nach einem Land zu zeigen, in dem englische Missionare arbeiten, so werden diese auch gleich politischer Wühlereien und Hetzereien beschuldigt. Manchmal liegt diesen Urteilen wohl mehr Unwissenheit und Unverstand als Uebelwollen zu Grunde. Viele Leute können nun einmal nicht begreifen, daß es Menschen giebt, die Heimat und Freunde verlassen und sich all den Entbehrungen und Leiden der Fremde und den Gefahren eines mörderischen Klimas aussetzen, aus keinem anderen Beweggrund, als um den Heiden das Evangelium zu predigen; man meint, die Missionare müßten doch wenigstens eine Nebenabsicht haben, wenn nicht selbstsüchtige Zwecke, so doch den Wunsch, ihrem Vaterland bei der Ausbreitung seines Kolonialbesitzes zu helfen. Die Jesuiten in Madagaskar aber können sich nicht mit Unwissenheit entschuldigen. Sie wissen recht gut, oder könnten es jedenfalls wissen, daß zwischen England und Frankreich ein Uebereinkommen besteht, demzufolge England gegen das Versprechen, in Sansibar unbehelligt zu bleiben, Frankreichs Herrschaft in Madagaskar anerkennt. Wühlereien zu Gunsten Englands wären also in Madagaskar

gegenstandslos. Und welches Interesse hätten denn die norwegischen Missionare daran, in Madagaskar Englands Geschäfte zu besorgen? Außerdem haben die evangelischen Missionare nicht nur mit Worten die französische Regierung ihrer Ergebenheit versichert, sondern sie haben alles gethan, um das Volk zu beruhigen und im Gehorsam zu erhalten, und sie thun auch jetzt noch das Menschenmögliche, um sich den neuen Verhältnissen anzupassen. So gab z. B. die Regierung, die nach echt französischer Weise unfähig ist, sich in andere Völker und Verhältnisse hineinzudenken, das Gesetz, daß fortan in allen Schulen die Hälfte der Unterrichtsstunden französisch gegeben werde und zwar nicht nur in den höheren Schulen, sondern auch in den Volksschulen, in denen doch bisher nur in der Landessprache unterrichtet wurde.*) Die Jesuiten halfen sich auf einfache Weise; sie sagten: ihre Schulen seien französische, wenn auch kein oder wenig Französisch darin gelernt wurde. Die englisch-protestantischen Missionare erlangten mit Mühe einen Aufschub von sechs Monaten (bis zum 1. April 1897). Den Norwegern, die als politisch unverdächtig gelten, wurde ein Jahr gewährt. Nun haben die protestantischen Missionen, um den Forderungen der Regierung genügen zu können, mit großer Anstrengung Ferienkurse im Französischen für eingeborne Lehrer und Lehrerinnen eingerichtet. Wer weiß, ob es nicht im Laufe der Jahre die Regierung für die Protestanten günstig stimmt, wenn es sich zeigt, daß die Zöglinge der protestantischen Schulen im Französischen besser ausgebildet sind, als die der Jesuitenschulen.

Es ist also nichts als Lug und Trug, wenn die Jesuiten behaupten, die Protestanten hielten zu England, oder gar, sie machten gemeinschaftliche Sache mit den Aufständischen, die ihnen ja mehr als eine Anstalt, mehr als eine Station zerstört haben.

Der erste Resident, den Frankreich nach Madagaskar schickte, Herr Laroche, war ein Protestant. Er hatte aber unbegreiflicherweise einen Trappistenabt in Algerien aufgefordert, eine Mission auf der Insel anzufangen. Die Jesuiten glaubten deshalb, er werde ein gefügiges Werkzeug in ihren Händen werden, und als

*) Es ist manchmal behauptet worden, man habe in den Volksschulen die englische Sprache gelehrt. Dies ist jedoch nicht der Fall.

sie sich später getäuscht sahen, als Laroche die Religionsfreiheit nicht nur verkündigte, sondern auch dafür sorgte, daß sie geschützt wurde, da verfolgten ihn die Jesuiten mit grimmigem Haß und ruhten nicht, bis sie ihn weggebissen hatten. Obgleich sich alles, was gegen Laroche vorgebracht wurde, als Verleumdung erwies, obgleich die Regierung anerkennen mußte, daß er nur die ihm gegebenen Anweisungen befolgt hatte, wagte sie nicht, ihn zu halten und rief ihn zurück. Sein Nachfolger, Galliéni, ist ein Katholik. Daß er mit eiserner Strenge gegen die Aufständischen vorging, war wohl, da der Aufstand eine sehr gefährliche Ausdehnung angenommen hatte, durch die Verhältnisse geboten. Es gelang dem General auch, wenigstens in der Umgebung der Hauptstadt die Ruhe herzustellen. Ob er auch nötig gehabt hätte, gegen die arme Königin so herrisch aufzutreten, ist eine andere Frage. Sie durfte sich fortan nur noch Königin von Imerina nennen und ist neuerdings nach Reunion verbannt worden. So schwach und unfähig sie sich als Regentin erwiesen hat, hat sie sich doch in der schweren Zeit als treue, evangelische Christin bewährt. Der katholische Bischof und ein paar Priester besuchten sie mit großer Zudringlichkeit, aber die Königin blieb fest und ernannte den Pariser Missionar Escande zu ihrem Hofprediger, der freilich nur durch einen Dolmetscher mit ihr sprechen konnte. Seinem Verkehr mit der Königin wurden überdies von der Regierung Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Auch Galliéni hat Religionsfreiheit verkündigt und hat in einzelnen Fällen den Protestanten zu ihrem Recht verholfen, aber man weiß noch nicht recht, wessen man sich von ihm zu versehen hat. Vieles scheint darauf hinzuweisen, als sei er nicht stark oder nicht einsichtig genug, um den Jesuiten zu widerstehen. Er kann freilich auch nicht überall selbst zum Rechten sehen und es kommt jedenfalls auf der großen Insel allerlei vor, was er nicht oder nicht der Wahrheit gemäß erfährt.

Wir müssen als Beleg für das bisher Gesagte noch einige Einzelheiten über die jesuitische Gegenmission anführen, obgleich manche dieser Thatsachen auch sonst bekannt geworden sind.

Auf der Station Arivominamo, wo Missionar Johnson ermordet wurde, erwuchs der protestantischen Mission durch Zerstörung der Gebäude ein Schaden von 40 000 Frank, während die katho-

lische Mission nur 5000 Frank Schaden hatte. Um sich schadlos zu halten, versammelten die Jesuiten die Schultheißen der umliegenden Dörfer und legten ihnen, indem sie eine Ermächtigung von der Regierung vorgaben, insgesamt eine Buße von 20000 Frank auf, die sie teilweise durch Drohungen erpreßten. Was aus den 20000 Frank geworden ist, hat niemand erfahren; jedenfalls hat die so viel schwerer geschädigte protestantische Mission nichts davon zu sehen bekommen. — Ein protestantischer Statthalter einer Provinz hatte der französischen Regierung während ihres Kampfes gegen die Räuber und Europäer verschiedenemal hervorragende Dienste geleistet. Aber dies sollte ihm nichts helfen. Als alle Versuche eines Jesuitenpaters, ihn zum Uebertritt zu bewegen, vergeblich waren, verklagte ihn der Jesuit als Rebellen und er wurde zur Kettenstrafe verurteilt. — Den Jesuiten ist kein Mittel zu schlecht; sie bringen ganz unbedenklich falsche Zeugen herbei, wenn sie möchten, daß ein unschuldiger Protestant verurteilt wird. — In einem Ort, vier Stunden von der Hauptstadt, wurden fünf vornehme Protestanten, die niemals Grund zum Verdacht gegeben hatten, von den Jesuiten als gefährliche Empörer angegeben und ohne Recht und Urteil ins Gefängnis geworfen. Als sie bei den täglichen Besuchen ihrer Ankläger eingeschüchtert und durch allerlei Drohungen geängstigt, einwilligten, katholisch zu werden, wurden sie, wieder ohne Recht und Urteil, nicht nur freigelassen, sondern sogar mit wichtigen Aemtern betraut. Natürlich sind sie jetzt gefährliche Werkzeuge in den Händen ihrer Bekehrer. — In ein Dorf südlich von der Hauptstadt, das eine evangelische Kirche und Gemeinde, aber gar keine katholischen Einwohner hat, wurde ein Militärposten gelegt. Der Offizier, der einen katholischen Gottesdienst einrichten wollte, ließ die protestantische Gemeinde einfach vor die Thüre setzen und an zwei Sonntagen in der Kirche die Messe lesen. Als man ihm vorhielt, die Gemeinde sei protestantisch, antwortete er: „Protestantisch? Sie soll sein, was ich befehle.“ In diesem Fall hat Gallièni durchgesetzt, daß man den Protestanten ihre Kirche zurückgab. Aber in einem einzigen Kreis sind mit der Billigung des betreffenden Beamten zwölf evangelische Kirchen in katholische verwandelt worden. Der Minister der Kolonien, an den sich die Pariser Missions-Gesellschaft wandte (wir werden später noch von ihrer Thätigkeit sprechen) hat verordnet, daß künftig jede Kirche ihrer Religionsgenossenschaft verbleiben muß und daß die Religionsfreiheit gewahrt werden soll. Wieweit dieses Gebot befolgt wird, muß sich erst noch zeigen; einstweilen haben wir noch von weiteren Uebergriffen der Jesuiten zu berichten.

Wenden wir uns zu der norwegischen Mission. Pastor Engh in Betafo schreibt: 12. Dezember. „Wir haben gegenwärtig schwere Zeit und ein Unglücksbote folgt dem andern. Ich habe den Jesuiten nie viel Gutes zugetraut, aber ich hätte doch nie geglaubt, daß sie so böse und gewaltthätig sein könnten. Das Volk lebt in steter Angst vor den schrecklichen Dingen, die ihm gedroht sind, wenn es sich nicht dem Pater Felix unterwirft. Den einen Tag sagt er ihnen, und zwar ganz öffentlich, daß sie niedergeschossen werden, wenn sie nicht zu seiner Kirche übergehen; den nächsten Tag, daß den Widerstrebenden Gefangenschaft und Einziehung ihrer Habe bevorstehe. Der Resident Alby und der Statthalter Rainijaonary haben vor drei Wochen in der Volksversammlung erklärt, jeder könne nach freier Wahl einer Kirche angehören und seine Kinder in eine beliebige Schule schicken. Aber kaum war Herr Alby abgereist, als die Helfershelfer des Paters Felix in den Dörfern von Haus zu Haus gingen und den Leuten erklärten, sie hätten Befehl von der Regierung, alle Kinder ohne Ausnahme in die katholischen Listen einzutragen. Letzten Dienstag schickten die Jesuiten Banden von 20—40 Personen umher, die in die Häuser eindrangen und durch Drohungen erzwangen, daß die Kinder in die von ihnen bereitgehaltenen Listen eingeschrieben wurden. Die, die noch den Mut haben, den Jesuiten zu widerstehen, zittern für ihr Leben und fürchten, daß ihre Kinder auf dem Schulweg mißhandelt werden. Viele haben ihre Kinder erst dann in die Jesuitenschule geschickt, nachdem die Kleinen von den Kreaturen des Paters Felix mißhandelt worden waren."

13. Dezember. „Eben kommen fünf Lehrer zu mir, die sich in ihren Dörfern nicht mehr sicher fühlen und nicht mehr in ihren Schulen zu unterrichten wagen, weil sie schon mehrmals angefallen worden sind. Ein anderer Lehrer, der heute kam, ist von einer Bande von Anhängern der Jesuiten grausam geschlagen worden. Diese Anhänger sind höchst verwegene, gefährliche Menschen; wir thun unser Möglichstes, nicht in Streit mit ihnen zu geraten, denn es kommt ihnen gar nicht darauf an, erlogene Geschichten zu erzählen, oder mit Hilfe falscher Zeugen die unglaublichsten Beschuldigungen vorzubringen."

14. Dezember. „Unser Pfarrer Rajaona, der von Antsirabe zurückgekommen ist, sagt mir, der Statthalter könne nichts machen. Die Beamten, die er geschickt hat, daß sie die Sache untersuchen, fürchten sich zu sehr vor dem Pater Felix, denn wer etwas gegen ihn sagt, wird aufs unverschämteste beschimpft und bedroht . . . . . Wenn es so fortgeht, müssen wir unsere Schulen schließen, denn die

Jesuiten überfallen und schlagen die Kinder, die aus unseren Schulhäusern kommen. Wieder haben sich drei Lehrer zu uns geflüchtet, weil sie fürchten, von dem Gesindel mißhandelt zu werden. Die Beamten des Kreises von Antsirabe sind allerdings in Verlegenheit: Wenn wir mit einer Klage kommen, so sind die Jesuiten gleich mit zehn falschen Anklagen bei der Hand; wenn wir zwei oder drei Zeugen stellen, so führen die Jesuiten zwanzig falsche Zeugen vor."

Aus einem Briefe des Pfarrers Guldbrandsen in Antsirabe teilen wir folgendes mit: „Die Lage wird immer düsterer. Den ganzen Tag laufe ich von einem Regierungsbeamten zum andern, aber je mehr ich mich beklage, um so ärger treiben's die Jesuiten. Sie schrecken vor keinem, auch nicht dem schändlichsten Mittel zurück. Ihre Leute ziehen in Banden von bis zu fünfzig Mann umher und sagen den Leuten, wenn sie nicht zu den Jesuiten übertreten, so werde es ihnen gehen, wie dem Herrn Alby, der nach ihrer Behauptung in Ketten nach Frankreich gebracht worden sei, um dort hingerichtet zu werden; alle Protestanten sollen erschossen und alle ihre Kirchen dem Erdboden gleichgemacht werden. Man fürchtet, daß im Westen wieder ein Aufstand ausbreche, und das wäre gar nicht zu verwundern, weil man die Leute zwingt, ihre Kinder in die Schulen der verhaßten Jesuiten zu schicken. Die Volksversammlungen, die im Auftrage der Regierung gehalten werden, verlaufen im Sande, wenn sie nicht Beschlüsse fassen, die den Jesuiten genehm sind. Auch die Befehle des Generalresidenten bleiben ein toter Buchstabe; niemand beachtet sie. Die Jesuiten sagen ganz offen, wenn der Generalresident ihnen entgegentrete, so werde er dasselbe Schicksal haben, wie Laroche, den vertrieben zu haben sie sich rühmen. Sie thun sich etwas darauf zugute, daß sie keiner Volksversammlung und keinem Regierungserlaß gehorchen. Gestern hat man einige eingeborne Beamten hieherberufen, um sie als Zeugen gegen die Jesuiten zu vernehmen, aber ich bin überzeugt, daß nichts dabei herauskommt, denn die Eingeborenen fürchten die Gebote der Jesuiten viel mehr als selbst die des Generals Galliéni, die oft ungestraft übertreten werden, weil man den Leuten weiß macht, die Regierung halte es insgeheim mit den Jesuiten. . . . Wenn wir in Antananarivo keine Gerechtigkeit erlangen, so ist es hier noch viel weniger möglich, denn so glaubwürdig auch unsere Zeugen sein mögen, die Jesuiten weisen jedes Zeugnis eines Protestanten zurück und lassen keinen zum Wort kommen, der nicht zu ihnen hält."

Der eingeborne Pfarrer Rajoela schreibt: „Der Pater macht uns gegenwärtig viel Not. Er erzählt jedermann, der Resident Alby sei aus Antsirabe vertrieben und gefangen nach Frankreich ge-

bracht worden, weil er den Protestanten günstig war, und der französische Pfarrer Lauga, der uns sagte, wir dürften Protestanten bleiben, wenn wir nur den Gesetzen der französischen Republik gehorchen, werde nach Paris geschickt, um dort enthauptet zu werden; der Bischof und der General Galliéni werden künftig miteinander regieren und ebenso werden sich in Antsirabe der Pater Felix und der neue Resident in die Herrschaft teilen; der Pater habe schon einen Regierungserlaß, demnach alle europäischen Lutheraner verjagt, alle einheimischen verurteilt und ihre Bücher verbrannt werden sollen. „Seht hier diese beiden Bücher, die ich bei mir habe, sagte der Pater zu den Leuten; in das eine schreibe ich die Personen, die nicht katholisch werden wollen; sie werden verurteilt und als Rebellen erschossen. In das andre schreibe ich die, die sich uns anschließen. Was erwählt ihr nun? Jetzt schreiben wir euch ein. Wenn ihr zu uns übergeht, so sagt uns auch, wo eure Bibeln und Gesangbücher sind. Bringt sie uns, denn wenn man sie bei euch fände, könnte euch das in eine unangenehme Lage bringen.“ . . . . Die ganze Bevölkerung ist eingeschüchtert und wenige haben den Mut zu widerstehen. Unsere Gemeinden haben darum schon viele Glieder verloren.“

Wenn auch vieles, was die Jesuiten sagen, leere Drohungen sind, so richten sie doch bei den eingeborenen Christen, die nicht wissen, was wahr und was falsch ist, genug Unheil an. Diese Drohungen offenbaren die ganze Verlogenheit der Jesuiten, sie offenbaren aber auch, was ihres Herzens Wunsch ist und wessen sich die Protestanten Madagaskars von ihnen zu versehen hätten, wenn sie noch mächtiger würden.

Die vorstehenden Mitteilungen, die noch durch manche Einzelheiten vermehrt werden könnten, sind keine leeren Gerüchte, sondern lauter aktenmäßig beglaubigte Thatsachen.

Um zu zeigen, wie die Jesuiten in Frankreich Stimmung zu machen suchen, lassen wir hier noch ein paar Stellen aus einem Brief folgen, den Pater Castets am 12. Januar dieses Jahres an die Zeitschrift „Les Missions Catholiques“ geschrieben hat. „Es ist an der Zeit, daß ich Ihnen über die Fortschritte des Katholizismus Mitteilungen mache. Es ist so, wie einer unserer braven Soldaten neulich zu mir sagte: Der Protestantismus macht in Madagaskar völlig Bankerott. Seine einzigen Stützen waren der Schutz der Gewalthaber und die unwiderstehliche Anziehungskraft der Staatsreligion unter der trügerischen Hülle der Freiheit. Kein Regierungsbefehl ist in Betreff der Religion erlassen, nirgends ist ein Druck ausgeübt worden, sondern General Galliéni hat Freiheit

für alle Bekenntnisse verkündigt, und die wirkliche Freiheit hat der katholischen Kirche zum Sieg verholfen.

Beim ersten Schimmer dieser Freiheit ist die Bevölkerung der Religion der Franzosen zugelaufen, und diese Bewegung wird nicht langsamer, sie hält an und wird sogar immer schneller. . . . Die pfiffigen und scharfblickenden Madagassen begreifen sehr wohl, daß Katholik und Franzose, ebenso wie Protestant und Engländer in Madagaskar gleichbedeutende Begriffe sind, und sie handeln demgemäß. . . . . Der Protestantismus ist fruchtbar an oft geradezu lächerlichen Erfindungen, die aber von dem arglosen, leichtgläubigen Publikum für bare Münze genommen werden. Es ist sehr zu beklagen, daß der französische Protestantismus mit seinem Einfluß und seinem Namen ein Missionswerk unterstützt, das nach dem Urteil aller Madagassen in geradem Gegensatz zu dem französischen Einfluß auf Madagaskar steht."

---

6. Das Eingreifen der Pariser Missions-Gesellschaft.

Woher soll Hilfe kommen in solcher Not? Wir müssen uns auch hier mit dem Wort trösten: Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl — und wenn wir noch nicht ganz begreifen, warum der evangelischen Kirche in Madagaskar solche Trübsal gesandt ist, so sehen wir doch das eine jetzt schon: Die Kirche erlebt eine Zeit der Sichtung, in der die Spreu vom Weizen gesondert wird. Aber soweit menschliche Hilfe möglich ist, dürfen die Menschen nicht die Hände in den Schoß legen. Die, die zunächst allein hier helfen können, sind die Protestanten Frankreichs, vor allem die Pariser Mission. Es ist bei der verhältnismäßig geringen Zahl der französischen Protestanten für diese Missionsgesellschaft, die schon durch andere Missionsgebiete sehr in Anspruch genommen ist, keine kleine Aufgabe, nun auch die Arbeit in Madagaskar aufzunehmen, aber sie hat gleich ihre Pflicht erkannt und thut nun, was in ihren Kräften steht, um dem Protestantismus in Madagaskar die rettende Bruderhand zu reichen. Schon seit dem Vertrag von 1885 sah die Gesellschaft Schwierigkeiten, wie die jetzt in Madagaskar vorhandenen, voraus, und sie hat verschiedenemale der Regierung angeboten, sie wolle einen Vertreter der Mission nach Madagaskar schicken, damit er zwischen den eng-

lischen Missionaren und den französischen Beamten vermittle; die Regierung hat aber jedesmal die Sache als unnötig abgelehnt. Als nun aber Madagaskar erobert wurde, da hat die Pariser Missions-Gesellschaft eiligst gethan, was sie konnte, um dem bedrohten Protestantismus zu helfen. Am 12. Oktober 1895 gelangte die Nachricht von der Einnahme Antananarivos nach Paris; am 4. November beschloß das Missionskomitee, zwei Abgeordnete nach Madagaskar zu senden, und am 10. Januar 1896 reisten zu diesem Zweck die Herren Lauga und Krüger dahin ab. Krüger kehrte im Oktober desselben Jahres nach Frankreich zurück. Er wurde in Madagaskar durch Herrn Escande ersetzt, den die Königin zu ihrem Hofprediger machte. Lauga kam anfangs Januar dieses Jahres wieder nach Frankreich. Laroche, der kurz vor den beiden Herren nach Madagaskar kam, empfing sie sehr freundlich und half ihnen, daß sie überall herumreisen und die Lage der Protestanten in Madagaskar kennen lernen konnten. Er besuchte auch mit seiner Frau die Predigt Laugas, was ihm von den Jesuiten übel vermerkt wurde.

Den Berichten Krügers und Laugas sind die statistischen Angaben über den Stand der Missionen, sowie die Schilderung des jesuitischen Treibens entnommen. Mit rührender Freude wurden die französischen Protestanten von ihren dunkeln Glaubensgenossen aufgenommen. „Also giebt's doch französische Protestanten!" riefen sie erfreut, und sie konnten ihren neuen Landsleuten gar nicht genug Liebes und Gutes erweisen. Ganze Berge von Geschenken häuften sich vor den beiden auf; junge Männer und zitternde Greise drückten ihnen die Hände; Mütter hoben ihre Kleinen empor, damit sie die ersten evangelischen Geistlichen, die von Frankreich aus den Boden Madagaskars betraten, sehen und berühren konnten. Die Abgesandten lasen aus diesem herzlichen Empfang die Frage heraus: „So darf man also in Frankreich protestantisch sein?" Der Lutheraner Raijonary, Statthalter von Vakinankaratra, betastete Herrn Lauga mit seinen Händen und dankte Gott, daß er ihm endlich das Glück gewähre, einen französischen protestantischen Pfarrer zu sehen. „Jetzt", sagte er, „können wir glauben, was uns General Duchesne und Herr Laroche gesagt hat: daß Frankreich unsern Glauben nicht verfolgt und uns nicht zwingt, katholisch zu werden."

Herr Lauga hatte übrigens neben der Aufgabe, die Missionen zu besuchen, noch eine andere Arbeit. Während der Schulferien strömten die weißen und eingeborenen Lehrer zu Hunderten in die Hauptstadt, um einen Kurs im Französischen zu nehmen, und Lauga hat sechs Wochen lang jeden Tag fünf bis sechs Stunden französischen Unterricht gegeben.

Die Berichte der Herren Krüger und Lauga — so erfreulich in Beziehung auf das, was die evangelische Mission in Madagaskar geleistet hat und noch leistet, so traurig in Beziehung auf die Verfolgung, die sie jetzt erduldet, — haben nun die Folge gehabt, daß die Pariser Mission bestimmte Entschlüsse gefaßt hat. Sie will durch Wort und Schrift dazu helfen, daß die Wahrheit über die protestantischen Missionare in Madagaskar und das Treiben der Jesuiten bekannt wird, und daß sich in Madagaskar ebensogut wie in Frankreich die Bewohner der Religionsfreiheit erfreuen dürfen. Aber wenn die evangelischen Gemeinden in ihrem jetzigen Bestand erhalten, wenn verlorene Posten wiedergewonnen werden sollen, so bedarf es thätigen Eingreifens. Es müssen französische Prediger nach Madagaskar kommen, um die Engländer und Norweger zu unterstützen und die Behauptung, daß es keinen französischen Protestantismus gebe und daß die Protestanten Feinde Frankreichs seien, für immer zu entkräften. Außerdem wünscht die Londoner Mission, daß die Leitung ihrer Elementarschulen von der Pariser Mission übernommen werde.

Schon am 10. Januar dieses Jahres sind zwei französische Lehrer nach Madagaskar abgereist. Im Laufe des Frühjahrs folgten ihnen: Pastor Edmund Meyer, der als französischer Prediger in der Hauptstadt wirken, und Professor Ducommun, der die Leitung der einst so blühenden und durch Verdrängung aus ihrem Heim so schwer geschädigten Palastschule übernehmen soll. Ihnen schlossen sich ein Lehrer (Mondain) und zwei Geistliche (Delord und Minault) an. Das ist ein kleiner Anfang, aber es ist doch ein Anfang, und es verdient alle Anerkennung, daß die Pariser Mission so schnell eingegriffen hat. Sie hat eine neue Aufgabe übernommen im Glauben, daß Gott die Mittel dazu geben und besonders auch zahlreiche Männer für den Dienst in Madagaskar erwecken werde. Sie hofft besonders, daß die protestantische Kirche Frankreichs sich viel allgemeiner als bis jetzt geschehen ist,

am Missionswerk beteiligen werde, und man hat auch schon Anzeichen, daß diese Hoffnung nicht getäuscht werden wird. Auch der schwere Schlag, den die Pariser Mission neuerdings durch die Ermordung ihrer beiden Missionare Escande und Minault betroffen hat, wird ihren Opfermut nicht lahmlegen.

So wollen wir mit den Missionsfreunden in Frankreich hoffen und beten, daß dem Schaden gewehrt werde, und daß für die evangelische Kirche in Madagaskar bald wieder eine Zeit äußeren und inneren Gedeihens komme.

Die Mission auf den Sangi-Inseln.

Von P. R. Neumann.

(Fortsetzung)

2. Die Einführung des Christentums auf den Sangi-Inseln.

Die Christianisierung der Sangi-Inseln reicht zurück bis ins 16. Jahrhundert. Bereits 1568 waren sie unter dem Namen Nordinseln den Portugiesen bekannt und diese scheinen das Christentum zuerst dort eingeführt zu haben, ohne jedoch die Inseln selbst in Besitz zu nehmen. Siauw wurde dann bald darauf von den Spaniern erobert, die das Werk der Portugiesen fortsetzten, bis sie von den Holländern verdrängt wurden. Seit alter Zeit machte nämlich der König von Ternate Ansprüche auf diese Inseln, und er wurde in der Hand der Holländer das Werkzeug, die Inseln zu erobern. Schon König Haïr von Ternate (1535—1565) soll sich Tagulandang unterworfen haben und 1616 wurde auch Siauw von den Ternatanern erobert und 1677 dauernd in Besitz genommen, nachdem es vorübergehend noch einmal spanisch gewesen war. Es war für die Holländer nicht ganz leicht, die Spanier, die ihnen schon auf Ternate und Tidor hatten weichen müssen, auch aus den Nordinseln zu verdrängen, da im Frieden von Münster und Osnabrück 1648 ausdrücklich bestimmt war, daß Spanien und Holland ihren damaligen Besitzstand behalten sollten.

In Holland war nun aber von den Generalstaaten durch Patent vom 20. März 1602 das Handelsmonopol in ganz holländisch Indien der Ostindischen Kompagnie übertragen, die mit eigenen Beamten wirtschaftete und mit eigenen Heeren Kriege führte, so daß sie vollständig einen Staat im Staate bildete. An der Spitze der Kompagnie stand ein Vorstand von 17 Gliedern, gewöhnlich kurz die 17 Herren genannt. Diese gaben, unbekümmert um die bestehenden Verträge, der indischen Regierung den Auftrag, „Siauw so geschickt wie möglich unter ihre Schutzherrschaft zu bringen." Daraufhin wußte ihr Landvogt Padtbrügge den König Amsterdam von Ternate zu bewegen, an Siauw den Krieg zu erklären, um Rache zu nehmen für alles Unrecht, das ihm seit Jahren von dieser nach altem Recht ihm gehörenden Insel widerfahren wäre. Eine Expedition wurde ausgerüstet und unter der Führung des Königs Amsterdam, in Wahrheit aber unter der Padtbrügges, der den Zug mitmachte, Siauw bald eingenommen. Die kleine spanische Besatzung und die römischen Priester nahm Padtbrügge zur Fürsorge mit nach Ternate, damit die Kunde von dem Geschehenen nicht zu früh in dem spanischen Manila bekannt würde. Das spanische Fort wurde in ein holländisches umgewandelt und einige Soldaten dort als Besatzung zurückgelassen. Sofort nach der Besitzergreifung aber trat König Amsterdam dann alle seine Rechte an die Ostindische Kompagnie ab. So war Siauw, und damit auch Tagulandang und Groß-Sangi, über welche wieder Siauw seinerseits von jeher eine Oberhoheit beansprucht hatte, 1677 in holländische Botmäßigkeit gekommen.

Das Christentum fanden die Holländer, wie gesagt, auf den Sangi-Inseln bereits vor, aber es war in der den Römischen heute noch eigentümlichen, oberflächlichen Weise verbreitet. Ohne Unterweisung in der christlichen Lehre hatten die spanischen und portugiesischen Priester getauft, wenn nur der Taufkandidat das Pater noster, das Credo und das Ave Maria hersagen konnte und den Rosenkranz zu beten verstand. Da auch nach der Taufe ein Unterricht nicht stattfand, hatte der christliche Glaube keine Wurzel schlagen können in den Herzen, sondern war lediglich etwas äußerlich Angenommenes, neben dem die alte heidnische Zauberei und maßloser Aberglaube im Schwange gingen.

So hatte 1586 der Jesuit Magellanes in Manado den König von Siauw mit einer Anzahl seiner Unterthanen getauft, und da um dieselbe Zeit auch die Bewohner von Groß-Sangi Boten sandten, daß sie willens seien, Christen zu werden, war er mit dem König von Siauw dorthin gefahren, hatte drei Tage dort gepredigt und darauf den König und viele Vornehme aus dem Volke getauft. Zum Zeichen, daß das Christentum nun auf dieser Insel eingeführt sei, pflanzte er ein Kreuz auf, welches die beiden Könige mit tiefer Ehrfurcht und großem Eifer auf ihren Schultern herbeigetragen hatten. Bevor er die Insel wieder verließ, ersuchte ihn der schon bejahrte König noch den Platz für eine Kirche auszuwählen, und als dies geschehen, wetteiferten der König und die Königin mit den adligen Frauen ihres Volkes, den Platz herzurichten und die Kirche zu bauen. Auf Siauw war das Christentum zunächst nicht von langer Dauer, denn die Siauwer empörten sich und vertrieben ihren christlichen König, doch ward dieser vom portugiesischen Landvogt bald wieder in seine Herrschaft eingesetzt und 1605, wo die Siauwer als Bundesgenossen der Portugiesen gegen die Holländer nach Tidor gekommen waren, auch ein Sohn des Königs dort von einem römischen Geistlichen getauft. Auch auf Tagulandang geschah die Einführung des Christentums noch im 17. Jahrhundert, indem der König und seine Tochter sich durch Pater Antonius Pereira taufen ließen.

Als 1677 die Holländer die Schutzherrschaft über die Sangi-Inseln angetreten hatten, galt es als selbstverständlich, daß statt des katholischen das reformierte Bekenntnis eingeführt wurde, und bei der oberflächlichen Art, in der sie das Christentum angenommen, stieß der Wechsel bei den Sangiresen auf keinerlei Schwierigkeiten. Die Ostindische Kompagnie sah es zwar — und besonders in der ersten Zeit ihres Bestehens — auch als ihre Aufgabe an, das Christentum zu verbreiten, und die Instruktion, welche sie ihrem General-Gouverneur P. Both 1609 mitgab, lautete ausdrücklich dahin, „daß er den ostindischen Handel zur Verbreitung des Namens Jesu Christi, zur Seligkeit der Nichtchristen, zur Ehre und zum Ansehen der holländischen Nation und zum Vorteil der Kompagnie fördern solle", aber mehr noch gehörte es zur Politik der Kompagnie, den mohammedanischen Sultanen von Ternate und Timor und anderen heidnischen Fürsten gegenüber die Zahl ihrer Anhänger und Bundesgenossen zu vergrößern, und jeder Getaufte

galt als solcher. So wurden denn überall, wo Christen waren, eingeborne Lehrer angestellt, welche die Kinder zu unterrichten und Sonntags Gottesdienst zu halten hatten, aber daß damit für die verwahrlosten Christen nun besser gesorgt gewesen wäre, kann man nicht behaupten.

In den Schulen fehlten die Lehrmittel fast gänzlich. Ein einziges Blatt aus dem malayischen Neuen Testament war bisweilen das einzige Hilfsmittel, das beim Unterricht zur Hand war, und hiernach mußte die Jugend lesen lernen. War der Lehrer in seinem Garten beschäftigt, so mußten die größeren Knaben die kleineren — Mädchen gingen nicht zur Schule — unterweisen, kam aber die Zeit, daß der Reis gepflanzt oder geerntet werden mußte, so mußten die Schüler mit dem Lehrer, dem sie dienstpflichtig waren, wie die Erwachsenen den Häuptlingen, in den Garten kommen. Bei solchem Unterricht konnte natürlich nur wenig erreicht werden, und auch das wenige war rein mechanisch angeeignet. Das Vaterunser und die zehn Gebote aufsagen zu können, war denn auch im Durchschnitt das Maximum von Kenntnissen, und nur wenige gab es, die schön zu schreiben und fließend malayisch zu lesen oder gar das Gelesene in die Muttersprache zu übersetzen vermochten. Jedoch wenn das bei so mangelhaftem Unterricht überhaupt möglich war, kann wohl der Beweis dafür als erbracht gelten, daß die Sangiresen begabt sind, was übrigens auch aus der großen Beredtsamkeit hervorgeht, die sie bei vorkommenden Gelegenheiten entwickeln. „Die sangiresische Sprache, die nach Professor Kern zu den schönsten des ganzen indischen Archipels gehört, ist sehr wohllautend und durch die Beachtung, die sie in letzter Zeit gefunden hat, ist sie vielleicht berufen, in der Reihe der indischen Sprachen noch einmal eine Zierde der Wissenschaft zu werden."

Mit dem gottesdienstlichen Leben sah es nicht besser aus als mit den Schulen. Es fanden zwar Sonntags in den zugleich als Schullokal dienenden Kirchen Zusammenkünfte statt, bei welchen der Lehrer eine malayische Predigt vorlas, und Donnerstags abends wurde hie und da eine allerdings meist nur von Kindern besuchte Bibelstunde gehalten, aber von Sonntagsfeier war nicht das Geringste zu spüren, und von christlichem Lebenswandel konnte erst recht keine Rede sein. Den Lehrern kann man daraus unmöglich einen Vorwurf machen, denn was will man von Männern verlangen, die selbst ohne jegliche Vorbildung waren und von der christlichen Glaubenslehre selbst keinen Begriff hatten. War doch ihrer einer allen Ernstes der Meinung, daß Abraham von Gott am vierten

Schöpfungstage erschaffen sei, und daß unser Herr Jesus Christus zur Zeit des Königs David gelebt habe. Alle Jahre sollten zwar die Prediger von Ternate Kirchen und Schulen visitieren, aber abgesehen davon, daß die Stelle in Ternate oft jahrelang unbesetzt war, vergingen auch doch oft 5 und mehr Jahre, manchmal selbst über 10 Jahre, ohne daß ein Prediger sich sehen ließ. Und was konnte auch eine solche Visitation noch nützen, bei welcher der Prediger bisweilen nicht einmal malayisch sprach, sondern nur zuhören konnte, wie der eingeborne Lehrer eine gedruckte malayische Predigt vorlas und sich selbst bei der Darreichung der Taufe des Lehrers bedienen mußte zum Lesen des Taufformulars? Seine Arbeit bestand wesentlich darin, zu taufen und statistische Tabellen aufzustellen über die Seelenzahl, die Zahl der Getauften und der Abendmahlsberechtigten in den einzelnen Gemeinden. Diese Listen waren für die Kompagnie die Hauptsache, denn ihr kam es mehr auf die Quantität als auf die Qualität der Christen an. Um diese zu fördern, reiste wohl gar ein Beauftragter des Residenten von Manado oder von Ternate dem Prediger voraus, seine Ankunft zu melden und die Gemeindevorsteher zu verständigen, daß sie dafür Sorge trügen, damit eine Anzahl Erwachsener, 6—12 je nach der Größe des Ortes, sich zur Taufe einstellten. Jeder Täufling hatte dem Prediger für die Erteilung des Sakraments ein Geschenk zu geben, bestehend in einem Huhn oder 50 Pfund Bataten und einigen Kwali Kokosöl. (Ein Kwali war ein Gefäß aus Schweins- oder Rindsblase oder auch aus Ziegenfell, das etwa 3 gewöhnliche Flaschen faßte.) Außerdem war es den Predigern wenigstens erlaubt, auf ihren Reisen zugleich Handel zu treiben und die dazu nötigen Tauschwaren aus den Magazinen der Kompagnie zu beziehen. Bei der Rückkehr erhielt der Prediger dann aus der Kasse der Kompagnie etwa 2 Gulden für jeden Erwachsenen, den er auf seiner Dienstreise hatte taufen können.

Trotzdem die Prediger in jeder Gemeinde kaum einem Gottesdienst beiwohnen und die nötigen Taufen erteilen konnten, nahm solch eine Visitationsreise doch 5—7 Monate in Anspruch, da sie auf einem mit etwa 50 Ruderern bemannten Kriegsschiff, Korra-Korra genannt, gemacht wurde und viel Zeit unterwegs verloren ging. Dabei läßt sich denken, was die Visitatoren bei den langen Fahrten auf den oft gebrechlichen Schiffen auszustehen hatten. Proviant konnte man nicht mitnehmen, sondern mußte sich mit der einfachen Kost der Eingebornen begnügen, wenn solche noch erhältlich war. Ds. Kaminga, welcher 1689 die Reise machte, hatte außerdem noch das Unglück, Schiffbruch zu leiden und alle seine Habe zu verlieren,

so daß er 6—7 Tage von Blättern und was sonst sich in der Wildnis fand, leben mußte, und von einem andern Prediger wird berichtet, daß er 72 mal Bäche und Sümpfe durchwaten und mehrere Nächte hintereinander unter freiem Himmel übernachten mußte, so daß er den Strapazen der Reise erlag. Als solche Visitatoren werden uns außer dem schon erwähnten Ds. Caminga noch die Prediger Dionysius, der 1673 in Taruna auf Groß-Sangi starb, Huismann, der 1675 ebenfalls dort sein Grab fand, Stampiun 1695, Sel 1715, von Sinderen um 1760 und Adams 1789 genannt. Eine rühmliche Ausnahme von der Regel scheint Dr. Cornelis de Leeuw, der seit 1680 Prediger in Manado war, gewesen zu sein, denn er predigte und lehrte in der sangischen Sprache, als er 1689 die Inseln besuchte. Er ist der einzige, von dem dies berichtet wird, und wurde deshalb in seinem Gehalt von der Kompagnie erhöht. Auch machte er sich durch Vorbildung von eingebornen Lehrern und Helfern verdient, für deren Ausbildung er monatlich 3 Reichsthaler erhielt und schrieb einen sangischen Katechismus, der indessen nicht gedruckt worden ist. Es ist sehr zu beklagen, daß dieser eifrige und geschickte Mann mit seinem Amtsbruder Ds. Hek, der ihn um sein höheres Einkommen beneidete, in Streit geriet und daher abberufen wurde.

Eine Folge der seltenen und kümmerlichen seelsorgerlichen Besuche war die geringe Anzahl von abendmahlsberechtigten Kirchengliedern im Verhältnis zu der Zahl der Getauften. Die statistischen Nachrichten über die Ausbreitung des Christentums auf den Sangi-Inseln sind aus der Zeit der Ostindischen Kompagnie sehr spärlich, und meistens werden dann noch die Nordinseln mit Nord-Celebes zusammengefaßt. Der letzte Bericht, den wir über dieses ganze Gebiet finden, stammt aus dem Jahre 1771 und lautet folgendermaßen: „Der Prediger Wiltenaar hat die Sangi-Inseln und Manado besucht. Kirchen und Schulen sind sehr verfallen, die Anzahl der Christen ist groß, aber sie sind infolge der seltenen Besuche durch Prediger sehr abergläubisch und entsetzlich unwissend, selbst in den ersten Anfängen der christlichen Religion. Christen giebt es 12396, Abendmahlsglieder 34, neugetaufte Kinder 3174, neugetaufte Erwachsene 437."

Die letzten speziellen Nachrichten über die Anzahl der Christen auf den einzelnen Sangi-Inseln stammen aus dem Jahre 1705 von Prediger Brands. Er fand auf seiner Rundreise auf Tagulandang 1910 Christen und schildert den Zustand der Gemeinden als befriedigend, wenigstens im Vergleich mit den Gemeinden auf den andern Inseln. Die zwei Schulen Tagulandangs waren von etwa

150 Schülern besucht. Weniger befriedigten ihn die 3298 Christen auf Siauw; war doch unter der ganzen Zahl kein einziger, der zum heiligen Abendmahl Zutritt hatte. Ja die Siauwer erhalten das wenig schmeichelhafte Zeugnis: „Diese Leute von Siauw können noch jetzt kaum malayisch und sind noch rechte Buschmenschen, die, wenn man über gottesdienstliche Sachen mit ihnen spricht, den Prediger wie Affen anlachen und nichts zu antworten wissen, so daß ich mich sehr wundere, wie diese Menschen nicht unter den Spaniern — denn das wäre nicht verwunderlich — sondern zu unsrer Zeit Christen geworden, oder woran sie als solche erkannt sind und noch erkannt werden, da man bei ihnen auch nicht einen Schimmer von Kenntnis spürt." Die vier Schulen auf Siauw waren von 230 Schülern besucht. Auf Groß-Sangi traf Prediger Brands mit Ausnahme der Negerei Kandhar, die zur Hälfte mohammedanisch, und zur andern Hälfte christlich war, nur Christen an, welche auf 11 Negereien verteilt, die Zahl 10143 erreichten. Es befanden sich auf Groß-Sangi drei Hauptkirchen zu Manganitu, Taruna und Tabukan, in denen regelmäßig gepredigt und das heilige Abendmahl gefeiert wurde. Er konnte 280 Kinder taufen und fand ihrer 427 in den Schulen.

Ob diese Zahlen auf große Genauigkeit Anspruch erheben können, mag allerdings zweifelhaft erscheinen, denn es würden sich auf den Sangi-Inseln im Jahre 1705 nach vorstehenden Angaben 15351 Christen befunden haben, während 1771 doch nur 12396 gezählt werden, worin noch die Christen von Nord-Celebes inbegriffen sind; jedenfalls ist die Schätzung, daß um 1700 sich auf den Nordinseln mit Nord-Celebes 25—26000 Christen befunden hätten, zu hoch.

Mit dem Jahre 1795 ging das Handelsmonopol der Ostindischen Kompagnie zu Ende, und der holländische Staat trat die Erbschaft derselben an. Für die Versorgung der Christengemeinden auf den Sangi-Inseln bedeutete das eher eine Verschlechterung als eine Verbesserung, denn die Visitationsreisen der Geistlichen hörten nun so gut wie ganz auf. Die traurigen Zeiten, welche zu Anfang unseres Jahrhunderts, wie im ganzen übrigen Europa, so auch in Holland herrschten, machten sich natürlich auch in den Kolonien geltend. Jahrelang war Ds. Roß zu Batavia der einzige Prediger in ganz holländisch Indien, und Missionar Kam, der Apostel der Molukken, war der erste, welcher wieder nach den Christengemeinden auf den Sangi-Inseln 1817 sah.

Ihm folgte 1821 Missionar Jungmichel und 1822 Ds. v. d. Düssen, der in Ondong auf Siauw starb, 1822 Missionar Hellendoorn in Begleitung des Missionars Riedel, und endlich 1854 Ds. Dr. Buddingh. Sie alle entsetzten sich zwar über den verwahrlosten Zustand der Gemeinden, deren Christentum fast nur in der Kleidung bestand, konnten aber darin nichts bessern.

Dr. Buddingh, der als Inspektor der protestantischen Kirche in Indien als Autorität gelten kann, schreibt in seinem Werk Niederl. Ostind. Tl. II. S. 352: „Ein Heide, der getauft war, nahm einigermaßen die Tracht der Holländer an und war damit ein Christ, und eine getaufte heidnische Frau zog Pantoffeln oder Schlafschuhe über die nackten Füße und war damit eine Christin." Und von seinem eigenen Besuch: „Die Negerei Maganitu hat eine christliche Bevölkerung von 2500 Seelen und eine von 160 Schülern besuchte Schule. Als die Prüfung in dieser Schule beendet war, wurden 340 Täuflinge getauft. Das Verlangen der Eltern, ihre Kinder taufen zu lassen, war unbeschreiblich. Sie drängten einander in der Kirche, und oft geschah es, daß noch ungetaufte Mütter nach der Taufe ihrer Kinder alsbald niederknieten und den Kopf niederbeugten, zum Zeichen, daß sie getauft sein wollten und sagten: bēta lagi, „ich auch!" So war es auch in Ondong auf Siauw gewesen, und so ging es in allen später besuchten Negereien von Sangi ebenfalls. Anfänglich war ich bei dem Wunsch der Erwachsenen, auch selbst getauft zu werden, etwas bedenklich, doch bei näherem Nachdenken, fand ich nicht allein keine Freudigkeit, ihnen die Taufe zu versagen, weil kein Unterricht in der christlichen Lehre vorangegangen war, sondern fühlte mich geradezu verpflichtet, ihren Wunsch zu erfüllen." Der Resident Jansen von Manado, in dessen Begleitung Dr. Buddingh reiste, hatte nicht viel Zeit, weshalb letzterer zu seiner Entschuldigung zum Schluß schreibt: „Mangel an Zeit hinderte mich, etwas Wesentliches oder Wichtiges auszurichten, oder auch nur etwas mehr zu thun, als die Prediger von Ternate zur Zeit der Ostindischen Kompagnie gethan hatten."

Man wird sich nach allem, was wir von der damaligen Zeit hören, dem Eindruck nicht verschließen können, daß unter den Heiden ein Verlangen nach dem Christentum vorhanden war und daß bei geregelter Arbeit ohne Zweifel diese ganze Inselgruppe schon zur Zeit der Ostindischen Kompagnie hätte christlich werden können. Aber freilich so, wie die Arbeit geschah, und nach Lage

der Dinge auch nur geschehen konnte, muß man dem Urteil beipflichten, welches einer der berufensten holländischen Schriftsteller, Ds. Valentijn, abgiebt, daß solch eine Visitationsreise ein unnützer Besuch sei, „der die Eingebornen nicht um ein Haar besser mache und nur dazu diene, die Prediger, die ihn abzustatten hätten, zu ermatten, sie früh alt werden oder in kurzem wegen der großen Anstrengungen ins Grab sinken zu lassen."

Das scheint auch die Meinung des letzten Reisepredigers, des Missionars S. D. v. d. Velde v. Capellen gewesen zu sein, welcher 1855 die Sangi-Inseln besuchte. Er faßte seine Erfahrungen dahin zusammen: „Die Inseln bedürfen eines Missionars oder noch besser zweier Missionare, die sich in einer der bedeutendsten Negereien niederlassen und von da aus abwechselnd und zu bestimmten Zeiten alle umliegenden Gemeinden immer wieder besuchen, bewachen, leiten, aufklären und bessern, und die zugleich die Besten aus der sangischen Schuljugend in ihren Häusern erziehen." Diese Worte drangen einem Manne tief zu Herzen, der in der damaligen Zeit einer der Vorkämpfer für alle Werke der inneren und äußeren Mission in Holland war, dessen unermüdlichem Eifer es auch gelang, den Vorschlag v. Capellens zur Ausführung zu bringen, und der so der eigentliche Begründer der heutigen Mission auf den Sangi-Inseln geworden ist, dem Ds. O. G. Heldring in dem Kirchdorf Hemmen in der Provinz Gelderland.

---

3. Die Missionsarbeit auf den Sangi-Inseln durch deutsche Missionare.

Abgesehen von der kleinen Ermeloer Mission und einer ebenfalls kleinen Mission der holländischen Baptisten war bis zum Jahre 1858 die Rotterdamer Missionsgesellschaft (Rotterdam I) die einzige in Holland, und alle Missionsfreunde waren ihre Mitglieder, darunter auch Ds. Heldring, obgleich er mit der Methode der Gesellschaft wenig übereinstimmte.*) Am liebsten hätte er die Mission durch Gründung christlicher Ko-

*) Die Gesellschaft hat im Juli d. J. ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert. Vgl. Miss. Mag. 1896, S. 305 ff.

lonien betrieben; da aber die Regierung dagegen Einwendungen erhob, mußte er sich auf die Aussendung einzelner Personen beschränken. Er wollte aber die Zahl der Sendlinge wenigstens so groß wie möglich bemessen und deshalb von einer vieljährigen und dadurch kostspieligen Ausbildung der Heidenboten nichts wissen. Es sei das, meinte er, ein Hemmnis, möglichst vielen Völkern in möglichst kurzer Zeit den Segen des Evangeliums zuteil werden zu lassen. In einer 1847 herausgegebenen Broschüre, de Christen werkmann als Zendeling, legt er seine Gedanken (nach Allg. Miss. Ztschr. 1877 S. 322 f.) folgendermaßen dar:

„Unsere Missionare in Indien sind einseitig Lehrer und Prediger, sie könnten mehr auf allerlei Weise durch ihr Leben und Streben selbst die Herzen der Eingebornen fürs Evangelium Christi gewinnen. Paulus der Prediger sei nicht allein ihr Muster, sondern ebenso sehr auch Paulus der Teppichweber, der seine eigene Notdurft mit Händearbeit sich erwarb. Gänzliche Ergebung an Jesum Christum den lebendigen Heiland, praktische Begabung für zeitliche Angelegenheiten — siehe da, was not thut. Sie brauchen nicht alle wissenschaftlich gebildet zu sein. Tabakspflanzer, Kaufleute, Handwerker, von der Liebe Christi erfüllt, können treffliche Missionsdienste leisten. Entweder sie schließen sich dem gebildeten Missionslehrer an, werden Gehilfen, Aelteste in seiner jungen Gemeinde — oder sie sind unter den Heiden die Wegebereiter und Bahnbrecher für den wissenschaftlichen Missionar. So, da sie bald ihr eigenes Brot verdienen, ist diese Art Missionare weniger kostspielig. Die nötige Ausrüstung, Reisekosten, ein wenig Geld zur ersten Etablierung für zwei Monate ist hinlänglich. Auf diese Weise kann man in weiterem Umfange arbeiten, hat man weniger Streit zu erwarten, da die Eingebornen gleich das Christentum im Leben und in seinen lieblichen Kräften schauen, bilden sich bald christliche Kolonien, die das himmlische Salz in die ungesalzene Welt ausstreuen, und hat die Mission einen bleibenden Charakter."

Heldring hatte vor allem die Christengemeinden aus den Tagen der Ostindischen Kompagnie im Auge, „denn — so schrieb er an Ds. L. J. v. Rhijn, welcher 1848 eine Inspektionsreise durch den indischen Archipel unternommen hatte — die zweiundsechzig armen verwahrlosten Gemeinden eingeborner Christen lassen mir Tag und Nacht keine Ruhe und pressen mir die Thränen aus den Augen." Als nun aus Makassar ein Ruf an ihn erging, vier Handwerkermissionare dorthin zu senden, wandte sich Heldring, da

sich in Holland keine geeigneten Persönlichkeiten fanden, an den geistesverwandten Pastor Joh. Goßner nach Berlin mit der Bitte, ihm die nötigen Kräfte zur Verfügung zu stellen. Seinem Wunsche wurde gewillfahrt, und Karl Schröder, „ein intelligenter junger Mann, der eben seine dreijährige Militärzeit beendet, und gewiß sehr brauchbar sein würde", wie Goßner schrieb, Ernst Steller, „ein bis dahin noch in Stellung befindlicher Kaufmann", Friedrich Kelling, „ein frommer, ernster Stellmacher, der von den Aerzten aufgegeben war, aber von Gott wunderbar gesund gemacht und gekräftigt wurde und ihn lieb gewonnen hatte", und August Grohe wurden im Dezember 1854 von Berlin nach Holland gesandt.

Eine eigentliche Ausbildung hatten die vier von Goßner nicht erhalten, sondern nur seinen Morgen- und Abendandachten im Elisabeth-Krankenhaus beigewohnt, waren ihm bekannt geworden als fromme junge Leute, und daraufhin von ihm abgeordnet. Auch in Holland, wo die Ankömmlinge den besten Eindruck machten und sich einige Monate aufhielten, war von einer Ausbildung nicht die Rede. Vergebens mahnten seine Freunde wie Ds. v. Rhijn den Ds. Heldring: „Mein Rat ist, daß diese guten Männer nicht so gänzlich unerfahren ausgesendet werden. Laß uns nicht in das entgegengesetzte Extrem fallen, wie die Rotterdamer Missionsgesellschaft. Ich will für die Handwerker-Missionare keine gelehrte Ausbildung, aber doch einige Ausbildung. Meines Erachtens müssen sie lernen: 1. holländische Sprache, 2. eine Uebersicht über Land und Leute im Archipel nebst ihrer Geschichte, 3. Kenntnis der dortigen Missionsgeschichte und 4. die Anfänge in der malayischen Sprache. Mangel daran würde sich bitter rächen und viel Verlust an Zeit und Kraft mit sich bringen."

Schon 1855 wurden die vier Brüder ausgesandt, und zwar vorläufig nach Batavia. Dort erfuhren sie, daß der Freund, der sie für Makassar gewünscht, auf der Rückreise nach Europa begriffen sei und sahen sich deshalb zu einem anderthalb Jahre lang dauernden Aufenthalt auf Java, teils in Batavia, teils in Surabaya gezwungen. Die Brüder brachten indessen ihre Zeit nicht unthätig zu. Nicht allein, daß sie Gelegenheit hatten die malayische Sprache zu erlernen, sondern sie ließen es sich auch angelegen sein, die Kinder der Eingeborenen zu unterrichten, Seelsorge an Gefangenen und Soldaten zu treiben und christliche

Traktate zu verteilen, wenngleich ihre Thätigkeit von der Kolonial-Regierung mit argwöhnischen Blicken beobachtet wurde, und besonders Kelling aus Surabaya schreiben muß, daß er dem Residenten ein Dorn im Auge sei.

Inzwischen hatte Ds. Heldring in Holland nicht aufgehört, seine Stimme auch bei der Regierung zu erheben und sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie als Erbin der Ostindischen Kompagnie die heilige Verpflichtung habe, sich auch der zu Zeiten der Kompagnie gegründeten Christengemeinden anzunehmen und sie mit Predigern und Lehrern zu versorgen. Seine Stimme fand Gehör, und man trat mit der Rotterdamer Missionsgesellschaft in Unterhandlung wegen Ueberlassung von Missionaren für die Christengemeinden auf den Sangi-Inseln. Noch bevor diese Unterhandlungen zu einem Resultat geführt, wurden aber von Batavia unsere vier Handwerkerbrüder der Regierung als Missionare für die Sangi-Inseln vorgeschlagen und von ihr als solche bestätigt. Gegen freie Fahrt bis Manado, 250 Gulden für die Ausstattung (von denen aber 110 Gulden für eine Niederlassungsurkunde und 55 Gulden für die Erlaubnis, sich außerhalb Batavias niederlassen zu dürfen, in Abzug gebracht wurden) und 500 Gulden jährlicher Zulage wurden nun Schröder, Steller, Grohe und Kelling förmlich als Prediger der Christengemeinden aus den Eingebornen auf den Sangi-Inseln angestellt, wobei ihnen zugleich ans Herz gelegt wurde, auch den Landbau daselbst soviel als möglich durch eigenes Vorbild zu fördern. Doch noch sollte abermals ein halbes Jahr vergehen, das sie in dem gastfreien Hause des Missionars Linemann in Manado verlebten, bevor die Brüder ihr neues Arbeitsfeld betreten konnten.

In der Verteilung der Arbeitsgebiete ließ der Resident Jansen in Manado den Brüdern völlig freie Hand, gab ihnen noch 1100 Katechismen und 150 Bibeln in Hochmalayisch auf den Weg, und befahl sie in die Obhut der Radjas von Groß-Sangi und Siauw, die sie aus Manado abholten. Am 26. Juni 1857 landeten endlich Schröder und Steller in Groß-Sangi. Ersterer nahm in Tabukan auf der Nordküste, letzterer in Manganitu auf der Westküste seinen Wohnsitz, nachdem Grohe und Kelling acht Tage vorher sich in Ulu auf der Ostküste, bezw. in Ondong auf der Westküste der Insel Siauw niedergelassen hatten. Ein Jahr später verlegte dann Kelling auf Ansuchen des Residenten seinen Wohnsitz von Ondong nach

Tagulandang, der Hauptnegerei der gleichnamigen Insel, denn dieser hatte ihm geschrieben: „Die Sittenverderbnis ist gewiß bei dem sangischen Volke sehr tief eingewurzelt — bei keinem ist das Verderben jedoch so stark, als bei den Bewohnern von Tagulandang, die es außerdem in der Kunst zu lügen, betrügen und heucheln zu einer erstaunlichen und beklagenswerten Fertigkeit gebracht haben. Ich achte es darum in der That für nötig, daß dies Völkchen unter geistliche und sittliche Leitung komme, und daß Sie sich dort dauernd niederlassen. Außerdem scheint es mir, daß, wenn nicht dagegen gewacht wird, der Mohammedanismus dort schnell die Oberhand gewinnen werde."

Wie groß die Anzahl der Christen war, welche die Missionare auf den Inseln vorfanden, läßt sich mit Sicherheit nicht angeben. Missionar v. d. Velde v. Capellen schreibt 1855/56 von einer christlichen Bevölkerung von etwa 30 000 Seelen und von 937 Schülern in den 24 Schulen, während 1870 berichtet wird, daß die ganze Bevölkerung der Sangi-Inseln sich auf höchstens 52 000 Seelen beziffere, von denen ein Drittel — also etwa 17 000 — Christen wären. Der Widerspruch erklärt sich daraus, daß man z. B. auf Groß-Sangi die Zahl der Christen bis heute noch nicht genau hat feststellen können, da viele behaupten, vor der Ankunft der Missionare getauft zu sein, ohne daß sich dafür ein anderer Beweis als ihre Behauptung erbringen ließe.

Durch eine vierzehntägige Untersuchungsreise längs der Küste von Groß-Sangi stellten Schröder und Steller fest, daß sich auf der Insel vierzehn Kirchen und Schulen befanden, die sie nun unter sich teilten. Ihre erste Arbeit mußte sein, die Gebäude, welche als Kirchen und Schulen zugleich dienten, in brauchbaren Stand zu setzen, das notwendigste Mobiliar zu beschaffen, sowie den Negereien überhaupt ein ordentlicheres und netteres Aussehen zu geben, wie der Resident es gewünscht. Eine äußere Erneuerung also mußte der inneren vorangehen. Nachdem aber die äußeren Arbeiten einigermaßen überwunden, konnten sie daran denken, ihre Bräute aus Deutschland nachkommen zu lassen und sich zu verheiraten. Steller heiratete am 11. Mai 1859 eine Schwester von Missionar Schröder, und dieser, dessen Papiere nicht gleich in Ordnung waren, ein Fräulein Braun am 11. Oktober 1860. Beide sind ihren Männern bis an ihr Ende treue Gehilfinnen auch in der Missionsarbeit in diesem abgeschiedenen Erdenwinkel gewesen. Missionar Schröder hat sogar 1885 kurz vor seinem

eigenen Tode seine zweite Frau scheiden sehen, nachdem er die erste schon 1876 verloren hatte. Frau Missionar Steller starb 1889. Missionar Kelling und Grohe hatten zugleich mit Schröders in Manado ihre Hochzeit gefeiert, aber ersterer hat gleichfalls seit 1871 seine Frau verloren, die auf der Rückreise nach Europa starb und auf St. Helena begraben liegt.

Dem Schulunterricht widmeten die Brüder von Anfang an besondere Sorgfalt; waren doch die bisherigen Lehrer angestellt, meist ohne eine andere Vorbildung genossen zu haben, als den gewöhnlichen Unterricht. Keiner konnte rechnen; ein Lehrer, der eine lesbare Handschrift schrieb und verständlich malayisch lesen konnte, gehörte zu den Ausnahmen. Fast alle lebten in Sittenlosigkeit und Unmäßigkeit, ja kamen betrunken in die Schule selbst in Gegenwart der Missionare. Die Schulen verlangten also strenge Aufsicht, und die Missionare standen vor der mühseligen Arbeit, den Schulunterricht zu reformieren fast ohne jegliche Unterstützung von außerhalb, allein von ihren so knapp bemessenen Mitteln, doch mit Gottes Hilfe ist ihnen das schwere Werk gelungen. Aus dem Jahre 1860 besitzen wir von Schröder, und aus dem Jahre 1862 von Grohe eine Uebersicht über ihre Schularbeit. Die Schüler waren bei ersterem in vier, bei letzterem in drei Klassen geteilt und der Unterricht wurde nach einem regelmäßigen Lektionsplan in biblischer Geschichte, Katechismus, Bibellesen, Schreiben, Rechnen, Singen und Flötenspielen erteilt.

Mit Recht sahen die Missionare ein, daß eine sorgfältige Erziehung von jungen Leuten zu Lehrern eine dringende Notwendigkeit sei, und besonders sind es Steller und Schröder gewesen, die sich dieser Arbeit unterzogen. Entzückt von den Früchten des anak-piara und mœridstelsel, die sie während ihres Aufenthaltes in der Minahassa auf Celebes kennen gelernt hatten, faßten sie den Entschluß, diese Arbeitsweise gleichfalls in Anwendung zu bringen.

Als die europäischen Völker sich im indischen Archipel ansiedelten, war es nämlich dort schon Sitte, daß Eltern ihre Kinder zu höhergestellten Leuten, seien es nun Radjas oder andere Vornehme ihres Volkes, gaben, damit sie gegen Kost und Kleidung für dieselben arbeiteten und von ihnen etwas lernten. Man nannte das anak-piara d. h. Pflegekinder aufziehen. Als die europäischen

Kaufleute und später die Beamten in die Gegend kamen, begrüßten sie diese Sitte um so lieber, als eigentliche Dienstboten nicht zu haben waren, und nahmen auch ihrerseits solche Pflegekinder ins Haus. Die Missionare später thaten nicht nur dasselbe, sondern wählten die dazu geeigneten Kinder auch noch zu mœrids, d. h. zu ihren Schülern aus, die sie weiter zu fördern suchten, um aus ihnen sich Gehilfen und Lehrer zu erziehen. So nahmen denn auch Schröder und Steller solche Pflegekinder, und zwar Knaben und Mädchen, bei sich auf, anfangs einige wenige, später, als ihre Einkünfte sich mehrten, in größerer Zahl, sodaß Steller beispielsweise schreibt, daß er ungefähr 60 anak-piara habe und schon bis zu 90 gehabt habe. Die Mittel, einen solchen Hausstand zu unterhalten, sind den Missionaren freilich nicht durch ihr Gehalt geboten — wir deuteten schon an, daß die Regierungs-„Zulage" in der ersten Zeit jährlich 500 Gulden betrug, von denen aber noch 80 Gulden an Beiträgen für Witwen- und Waisenkassen in Abzug gebracht wurden, sodaß sie in Wirklichkeit 35 Gulden, das heißt 115 Gulden weniger, als die mindestbesoldeten holländischen Beamten monatlich empfingen — sondern aus den Erträgen ihrer Gärten, welche sie sich gekauft und zum großen Teil mit Kokos- und Muskatnußbäumen bepflanzt haben. Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn die Gefahr, welche offenbar in dem anak-piara-System liegt, nämlich die Arbeit der Kinder zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten, vermieden wird, dieses nicht nur ein wichtiges Kulturmittel, sondern auch Missionsmittel ist. Und das trifft auf den Sangi-Inseln zu. Einerseits bieten sich fortwährend junge Leute als mœrids freiwillig an und beweisen damit, daß sie die Vorteile solcher Erziehung zu schätzen wissen, andrerseits zeigen die vielen eignen Gärten früherer mœrids, welche durch den letzten Vulkanausbruch 1892 zerstört wurden, wie erziehlich dieses System auf das von Natur so träge Volk eingewirkt hat, und endlich haben die Missionare jetzt nach vierzigjähriger Arbeit auf den Sangi-Inseln in den Lehrern und Evangelisten, die einst fast ohne Ausnahme oft zehn bis zwanzig Jahre ihre mœrids waren und zum großen Teil mit Mädchen verheiratet sind, die durch die Frauen der Missionare erzogen und unterwiesen wurden, nicht zu unterschätzende Gehilfen ihrer Arbeit.

Doch nicht nur der Schulunterricht, sondern das ganze Leben der Gemeinden auf kirchlichem und sittlichem Gebiet, bedurfte der Erneuerung. Vielweiberei war allgemein auch unter den Christen gebräuchlich und niemand sah darin etwas Anstößiges. Besonders

die Vornehmen glaubten sich in ihrem guten Recht, wenn sie thaten, was doch auf Celebes auch unter den Beamten üblich war, und eine christliche Eheschließung war schon aus Mangel an Predigern unmöglich. Die Trunksucht war weit verbreitet und der Aberglauben in solcher Blüte, wie es nur unter Heiden hätte sein können.

Wir können uns vorstellen, daß die Missionare, die man erst mit Jubel willkommen geheißen, bald mehr Feindschaft als Anerkennung fanden, wenn sie dagegen rücksichtslos einschritten. Besonders Missionar Grohe hatte auf Siauw viel zu leiden. Der Radja war in seinem Herzen mehr dem Mohammedanismus als dem Christentum geneigt, und nur Christ geworden, um Radja werden zu können. Kinder, welche die Schule besuchen wollten, wurden verspottet und ein christlich gesinnter Lehrer verhöhnt und eines Teils seiner Ländereien beraubt, bis er sein Amt niederlegte, ja stellenweise wurden die Kirchen- und Schulgebäude niedergerissen und erst auf Befehl des Residenten wieder aufgebaut, die Kollektenerträge für berauschende Getränke ausgegeben, und die anak-piara, die auch Grohe ins Haus genommen hatte, aufgehetzt, daß sie mehrfach Versuche machten, Missionar Grohe und seine Frau zu vergiften.

Da gab es saure Arbeit für die Missionare, und es galt nicht nur mit Worten, sondern vor allem auch durch ihr gutes Vorbild zu predigen. „Darum", so schreibt Steller von sich, und den andern Brüdern erging es nicht anders, „zog ich den Handwerkermissionar an, d. h. ich nahm die von Schwester Linemann zum Geschenk erhaltenen Kartoffeln und Bohnen und pflanzte sie." Bei dieser Beschäftigung hatte er eine Menge Zuschauer, darunter auch die Häuptlinge, die ihn im Schweiße seines Angesichts arbeiten sahen und darüber nachdenklich geworden, still nach Hause gingen. Als die Bohnen reif waren, wurden sie zum Essen eingeladen und fanden sie sehr wohlschmeckend. Später bekamen sie selbst Bohnen zur Aussaat und pflanzten sie an. Dabei ermöglichte es die große Fruchtbarkeit des Bodens, daß Frau Missionar Steller z. B. schon am 12. September 1859 gleich nach ihrer Ankunft in Manganitu schreiben kann, sie könne bereits im Schatten der Bananen sitzen, die ihr zwei Jahre früher gekommener Mann gepflanzt habe. „Und so üppig unser Garten aussieht, so lebendig

geht es auf unserm Bauernhof zu. Ziegen, Schafe, Gänse, Enten, Hühner und Tauben laufen da durcheinander; könnten wir einige Kühe beschaffen, so wäre alles in Ordnung und wir wären mit dem Nötigsten versehen; denn auf Sangi kann man nichts kaufen, sondern muß alles selbst bauen und besorgen. Mein Mann sagt denn auch oft: ich bin Missionsbauer und du bist die Bäuerin."

„So ging es", schreibt eine Tochter Missionar Stellers von ihrem Vater — und ihr Bericht wird im wesentlichen auch für die andern Brüder wieder gelten — „jahrelang fort ohne einen Augenblick Ruhe. Wenn mein Vater abends nach Hause kam, zuweilen durchnäßt vom Regen, konnte er sich nach der Abendandacht noch nicht einmal zur Ruhe begeben. Da mußte er bisweilen noch stundenlang sitzen, damit meine Mutter ihm die Dornen aus den Füßen zöge und die Wunden verbände, und wenn er dann endlich zu Bette ging, konnte er doch manchmal vor Schmerzen nicht schlafen. Wenn er dann am nächsten Tage nicht gehen konnte, kamen die Knaben zu ihm, um zu lernen. So ging es wohl an zehn Jahre lang fort, bevor mein Vater sich den Luxus gestatten konnte, mit Stiefeln in den Garten zu gehen und ein Pferd zu kaufen. In der Woche arbeitete mein Vater im Garten und Sonntags predigte er in Manganitu oder in den andern Gemeinden, und abends lehrte er die Knaben lesen und schreiben, erzählte ihnen aus der Bibel und erklärte ihnen die Dinge, die sie nicht verstanden. Während mein Vater sich so mit den Knaben beschäftigte, lehrte meine Mutter an die zehn Mädchen, welche sie im Hause hatte, alles, was eine Frau wissen muß und besuchte die Frauen im Dorf, die dann auch wieder ihrerseits zu meiner Mutter kamen, um von ihr sich unterweisen zu lassen. So wirkten meine Eltern fort und der Herr hat ihnen treu beigestanden."

Aus den mœrids in ihren Häusern konnten die Missionare die ersten Glieder durch die Konfirmation in die Abendmahlsgemeinde aufnehmen, das 1861 zum erstenmal in Tabukan, und am Karfreitag 1862 zum erstenmal in Manganitu gefeiert werden konnte. Kelling darf 1861 sichtbares Abnehmen des Heidentums in seiner Gemeinde Tagulandang spüren und unter seinen Täuflingen auch einige frühere Priesterinnen, sowie einen alten blinden Mann sehen, der auf dem Sterbebette bekannt: „Früher, bevor ich getauft war, fühlte ich mich wie ein schwerbeladenes Boot, das bis an den Bord im Wasser liegt und in Gefahr ist,

zu versinken, aber jetzt bin ich von der schweren Last, die mich niederdrückte, befreit." Steller konnte in einer seiner Gemeinden 1865 einen Gemeindekirchenrat einsetzen, ja erlebte die Freude, daß in demselben Jahre ein Jüngling sich freiwillig erbot, als Missionar zu den benachbarten noch heidnischen Talauresen zu gehen. Auch die Opferfreudigkeit der Gemeinden ist ein sichtbares Zeichen des in ihnen herrschenden geistlichen Lebens. So hat die Gemeinde Manganitu bei Gelegenheit einer Epidemie auf den Talautinseln allein 107 Gulden zur Beschaffung von Lebensmitteln für die heimgesuchten Inseln aufgebracht und die Gemeinde in Siauw kaufte sich aus eigenen Mitteln Abendmahlsgeräte im Werte von 500 Gulden.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben einer Missionsfrau auf den Neuhebriden.

Auszüge aus den Briefen von Margaret Paton.

(Schluß)

*

7.

Paton und seine Frau hatten viel von Krankheit zu leiden. Zwar war Paton selbst Arzt, aber manchmal waren beide zugleich krank und dann war die Not groß. Im März 1873 hatte Frau Paton ihr zweites Töchterchen bekommen. Sie lag ziemlich schwach im Bette und ihr Mann, der die Vorboten eines schweren Gelenkrheumatismus fühlte, ruhte sich auf dem Sofa aus, als plötzlich eine große Ratte von der Decke auf ihr Bett fiel. Paton sprang mit Aufbietung seiner letzten Kraft auf, um das Tier zu töten. Die Anstrengung brachte, wie es scheint, die Krankheit vollends zum Ausbruch. Ein paar Minuten mußte er sich, totenbleich vor Schmerzen, am Bett halten, dann sank er auf das Sofa, wo er zwei Tage unter qualvollen Schmerzen liegen blieb, ohne sich regen zu können. Ein Katechist versuchte dann

ihn auszukleiden, griff es aber beim besten Willen so ungeschickt an, daß er Frau Paton vorkam „wie ein Ochs in einem Porzellanladen“ und sie seine Dienste nicht wieder in Anspruch nahm.

Die Dienstmädchen thaten was sie konnten, aber Frau Paton ließ sich doch ihr Kindchen aufs Bett bringen, um es zu waschen und anzukleiden. Das erstemal gelang es, aber an einem der folgenden Tage wurde sie während der Arbeit ohnmächtig. Bis man sie wieder zum Bewußtsein gebracht hatte, blieb das Kind unbedeckt. Es erkältete sich, wurde krank und starb nach zwei Tagen.

Wie hilflos und verlassen Patons in solchen Krankheitszeiten oft waren, sieht man daraus, daß Frau Paton einmal mit Freuden die Ankunft eines als Mörder bekannten Händlers begrüßte, weil sie durch ihn einen Brief mit einer Bitte um Hilfe an eine Missionsfamilie auf einer andern Insel schicken konnte. Das Jahr 1880 war besonders schwer, wie wir aus dem folgenden Brief sehen:

Neujahrstag 1881.

„Wie wenig konnte ich ahnen, als ich vor einem halben Jahr zum letztenmal in mein Tagebuch schrieb, welch schreckliche Leiden mir bevorstanden. Gott in seiner Gnade verbirgt so etwas vor unsern Augen. Es scheint wie ein Wunder, daß ich überhaupt noch lebe, nachdem ich fünf Monate Tag und Nacht schreckliche Schmerzen durch Gelenkrheumatismus auszustehen hatte und meine Hand nicht bis an den Kopf heben konnte; zwischenhinein hatte ich die Diphtherie und war schrecklich aufgelegen. Und dazu fehlte es an all den Erleichterungen, durch die die Civilisation ein Krankenlager erträglich macht. Ich wurde krank, gerade als ich auf der Dayspring, die jetzt zweimal im Jahr hin- und herfährt, zu einem flüchtigen Besuch in Australien abreisen wollte, um eine Woche mit meinen teuren Kindern zuzubringen. Ach, es war schwer, mich zu ergeben! . . . . . Ich glaubte, wir seien von Gott und Menschen verlassen, als die Dayspring ihre Segel ausbreitete und uns in so schrecklicher Lage zurückließ. Ich war wirklich in eine sehr dichte, schwarze Wolke geraten, und ich kann's noch nicht ertragen, darauf zurückzusehen.

Doch auch in diese Nacht fielen Lichtstrahlen und sie glänzten umso heller, je dunkler die Nacht war; der Herr nahm mich in

seine Schule und lehrte mich manches, was ich im Sonnenschein nicht gelernt hätte. Das erste was mich tröstete, als ich mit dem körperlichen Schmerz und mit dem Herzweh wegen der Trennung von meinen Kindern rang, war ein Spruch, den ich früher nie beachtet hatte: „Er weiß, was in der Finsternis ist, denn bei ihm ist das Licht.“ Wie tröstlich und stärkend war mir das: „Er weiß es.“ Einige Monate später, als ich mich schalt, weil ich mich zu sehr über die Unbequemlichkeiten des Krankenzimmers ärgerte, anstatt die Wohlthaten aufzuzählen, deren ich so viele genoß, z. B. einen so herzguten Mann und drei liebe Kinder hier — da kam Hutschi, das Mädchen, das mir am allermeisten Not gemacht hatte, ins Zimmer, brach in Thränen aus und rief: „Mein Herz bricht für dich Missi. Ich kann's nicht ertragen, daß du daliegst Monat um Monat, ohne die Pflege einer weißen Frau. Wir können uns nicht zu Weißen machen und können nichts für dich kochen, das du essen kannst; aber fasse Mut Missi, du weißt nicht, wie wir dich lieben und wie wir alle für dich beten. Ich gehe jetzt auch heim, um für dich zu beten.“ Wie unaussprechlich wohl that solches Mitgefühl. Ich sagte ihr, um das zu erfahren, sei es der Mühe wert, krank zu sein und ich hätte jetzt die Kraft, alles zu ertragen. Aber wenn dann wieder ein lauter Schritt mir durch Mark und Bein ging oder wenn man mir die Arznei in einem schmutzigen Glas brachte, war all mein Mut verschwunden. Dieses Glas war wirklich eine Prüfung. Man goß alle Arzneien hinein, ohne es zu spülen. Ihr denkt nun, warum hast du es nicht spülen lassen? So etwas sieht leicht aus, wenn man die Verhältnisse nicht kennt und nicht weiß, daß niemand da ist, der die Notwendigkeit des Spülens einsieht, der die hunderterlei kleinen Dienste versteht, durch die man einem Kranken seinen Zustand erleichtern kann. John mußte immer gleich zwölferlei Dinge zugleich thun, und ich begreife nicht, wie er Zeit fand, mich so geduldig zu pflegen, denn er hat keinen einzigen Gottesdienst ausfallen lassen.

Es nimmt sich nicht gut aus, wenn man seine eigenen Angehörigen lobt und ich möchte es mir nicht zu schulden kommen lassen, aber das muß ich sagen, ich hätte ein paarmal leicht sterben können, wenn John nicht so liebevoll über mich gewacht hätte. Dreimal kniete er mit den Eingebornen, die die Nachtwache übernommen hatten, an meinem Bett, weil er glaubte, das Ende sei da. Alle fürchteten, ich würde die Ankunft unseres lieben Bob, den wir mit der Dayspring erwarteten, nicht erleben. Als sie endlich an einem Sonntag erschien, waren wir in großer Aufregung, weil wir nicht wußten, ob er an Bord war. John wagte nicht, mich zu verlassen,

nicht einmal an die Gartenthüre zu gehen, aber er lief oft ans Fenster. Er war in angstvoller Spannung, denn er wußte, daß ich nicht die Kraft hatte, eine Enttäuschung zu ertragen. Endlich sah man die Ankömmlinge einen Augenblick zwischen den Kokospalmen, dann erkannte man den Kapitän, dann sagte man mir, es sei ein großer, schlanker Junge dabei, größer als der Kapitän. Da schwand meine Hoffnung, denn mein Junge war ja noch nicht sechzehn.

Als unsere lauschenden Ohren endlich die Schritte auf dem Korallenweg hörten, ging John hinaus, um die Gäste zu begrüßen. Ein liebes, treues Mädchen stürzte herein und rief: „Freue dich, Missi, und lebe! Es ist dein eignes Kind, dein erstgeborner Sohn!" Und dann weinte sie laut vor Freude. Noch ein paar Augenblicke, und ich sah das Kind, nach dem ich mich seit mehr als drei Jahren gesehnt hatte. Einer unserer schwarzen Kirchenältesten war mit hereingeschlichen und schluchzte wie ein Kind bei dem Anblick des Wiedersehens von Mutter und Sohn. Von dem Augenblick an fühlte ich von Stunde zu Stunde neues Leben, und als der gütige Kapitän Braithwaite seine Frau bei uns ließ, war John eine Last von den Schultern genommen und er pries den Herrn. Wie wohlthuend war die zarte Sorgfalt und Pflege einer gebildeten Frau!

Kapitän Braithwaite hat uns später gesagt, er habe mich so abgemagert gefunden, daß er meinen Zustand für hoffnungslos hielt und seine Frau daließ, damit sie mir die letzten Dienste erweise.

Wir hoffen, im Lauf dieses Jahres unsere beiden andern Lieben in Australien wiederzusehen. John ist ein so ausgezeichneter Missionsbettler, daß die Missionsfreunde in Viktoria sich seine Dienste für diesen Zweck erbeten haben; ich bitte dich also ernstlich zu glauben, daß es nicht die Gesundheit seiner Frau ist, die ihn dies Jahr vom Missionsfeld abruft. Die „lieben Frauen" werden so oft als eine rührende Entschuldigung ins Feld geführt, aber ich bin für diesen Zweck nicht zu brauchen. Im Gegenteil, ich habe ihn ein Jahr länger hier festgehalten, denn wir wären letztes Jahr gegangen, wenn ich reisefähig gewesen wäre."

8.

Februar 1881.

„Es steht geschrieben, daß wir durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen sollen, und unser Herr hat uns recht in die Tiefe geführt. Seit ich zum letztenmal geschrieben habe, ist der Tod bei uns eingekehrt. Unser herziger, kleiner Walter, der seit $2^1/_2$ Jahren wie ein kleiner Engel unser Leben verschönte, ist mitten

aus Gesundheit und Fröhlichkeit weggenommen worden. Kurz und schwer war der Weg des teuren Schäfleins zu dem Hirten, und die Umstände, die seinen Tod begleiteten, waren so schrecklich, daß ich manchmal bei der Erinnerung daran glaubte, wir könnten von Sinnen kommen.

Ich fürchte am meisten für meinen lieben John, denn er hat kaum essen und schlafen können, seit uns das liebe Kind genommen wurde — wie er fürchtet, durch ein Versehen mit der Arznei, obgleich Gott allein es weiß. Den Tag über hält John sich aufrecht und versäumt keine Pflicht, aber es ist, als ob er an nichts mehr Interesse hätte und nachts geht er stundenlang in der Studierstube auf und ab. Der Herr helfe, der Herr heile uns!" —

Im Sommer 1881 verließen Patons Aniwa. Wie es scheint, wußten sie schon damals, daß sie zunächst nicht auf die Insel zurückkehren würden. Aniwa ist zu klein, um auf die Dauer die Dienste eines Missionars in Anspruch zu nehmen. Wahrscheinlich verbot auch die Gesundheit von Paton und seiner Frau einen längeren Aufenthalt auf dem Missionsfeld. Paton wurde Präsident der presbyterianischen Kirche in Viktoria.

9.

August 1881.

„Wir haben unser liebes, altes Aniwa verlassen. Gebe Gott, daß wir nie wieder einen solchen Abschied erleben müssen! Unsere Herzen wurden aufs tiefste erregt, als wir die lieben, trauten Orte verließen, wo wir so viele Jahre gelebt haben. Erst beim Abschied merkte ich, wie herzlich ich unsere lieben, alten Schwarzen liebte und wie sie an uns hingen. Wie im Traum ging ich an den Sträuchern und Blumen vorbei, die wir gepflanzt hatten. Ich dachte, es sei der bitterste Augenblick, als wir von den teuren Gräbern Abschied nahmen, aber der Abschied am Hafen war so, daß ich nicht daran zurückdenken kann.

Unsere Aniwer sind uns besonders durch ihre aufrichtige Teilnahme bei Walterchens Tod so innig nahgekommen. Die steifen Beileidsbesuche in der civilisierten Welt sind mir immer zuwider gewesen. Gott hat manche von uns so geschaffen, daß wir dankbar sind für den stummen Blick der Teilnahme, aber vor Schmerz zucken, wenn sie uns in ungeschickten Worten ausgedrückt wird.

Bei unseren Schwarzen war es anders. Vielleicht kommt es daher, daß sie wie Kinder sind, denn eines Kindes Berührung empfindet unser Gemüt nie als hart oder rauh; jedenfalls hat mir

ihre Teilnahme immer nur wohlgethan. Sie kamen herein, setzten sich auf den Boden und redeten von all dem Thun und Treiben des Geliebten, gerade wie ein Kind von seinem abwesenden Spielkameraden plaudert. Am Abend vor unserem Abschied sagte Hutschi fast triumphierend: „Ihr selbst geht, Missi, aber die Kleinen in den Gräbern könnt ihr uns nicht nehmen. Die beiden gehören uns, sie gehören dem Volk von Aniwa, und an dem großen Auferstehungstag werden sie mit den Aniwern auferstehen und mit uns hingehen und Jesus in seiner Herrlichkeit sehen."

10.

Patons kehrten nicht mehr zu dauerndem Aufenthalt nach Aniwa zurück, aber im Jahre 1889 besuchten sie mit ihrer Tochter Mion die Neuhebriden und blieben zwei Monate auf Aniwa. Mit rührender Freude wurden sie von ihren treuen Aniwern empfangen und wie in einem Triumphzug ins Missionshaus geführt. Paton fand die kirchlichen Verhältnisse in bester Ordnung. Die Aeltesten und Lehrer hatten die Gottesdienste regelmäßig gehalten und ein paarmal im Jahr war ein weißer Missionar von einer Nachbarinsel herübergekommen. Paton konnte — nach dem Eindruck, den er von dem Besuch hatte — sagen: Aniwa ist eine christliche Insel.

Hören wir zum Schluß noch Frau Patons Bericht über ihren Besuch auf Aniwa. Nachdem sie die Ankunft und die ersten Eindrücke geschildert hat, fährt sie fort:

„Ich hatte keine Haushaltungssorgen, denn ich hatte vier Eingeborne gewählt, die die Hausarbeit thun sollten; es wollten aber durchaus acht kommen und wir konnten die guten, treuen Seelen nicht abweisen. Die Eingebornen sorgten übrigens dafür, daß es mir doch nicht an Arbeit fehlte. Sie waren sehr lerneifrig und wollten unsere Anwesenheit möglichst benützen. Früher mußten wir sie treiben, jetzt trieben sie uns und zwar ganz gewaltig. Viele, besonders die Katechisten, kamen und fragten John über Stellen im Neuen Testament. Abends wurde in dem gedrängt vollen Eßzimmer eine Andacht gehalten, an die sich lange biblische Gespräche knüpften. Die Leute waren oft kaum zum Fortgehen zu bewegen.

Einmal, nach einem recht anstrengenden Tag, an dem wir vor lauter Besuche machen, nach Kranken sehen, Unterrichten und Reden keinen Augenblick für uns gehabt hatten, ließ ich das Zimmer, als es endlich leer war, lüften und dachte, ich hätte jetzt das Recht,

mich bei einem Buch auszuruhen. So legte ich mich mit dem vierten Band von Carlyles Cromwell auf das Sofa, als zu meinem Schrecken Nalusi, ein junger Katechist, mit einem Anliegen kam. Er wollte, daß man ihm ein neues Lied: „Wer ist das dort in dem Stall?“ ins Aniwische übersetze. Ich sagte ihm, der Missi sei beschäftigt und dürfe heute nicht mehr gestört werden. Er sagte, das sei einerlei, ich solle es machen. Ich sagte, ich könne es nicht. Er sagte: doch, ich könne es. Ich erklärte ihm, ich sei sehr müde und wolle ausruhen und ich wolle auch lesen, da ich das Buch wieder zurückgeben müsse. Nalusi behandelte meine Gründe mit erhabener Verachtung und wartete. Ich lehnte mich zurück und hielt mein Buch vors Gesicht, um ihm zu zeigen, daß er entlassen sei. Er rückte sich einen Stuhl her und setzte sich, um zu zeigen, daß er nicht gehen wolle. Ich mußte fast lachen hinter meinem Buch und legte es schließlich etwas beschämt beiseite. Vor Mitternacht hatte ich mit Nalusis Hilfe das Lied übersetzt.

Er war ganz glücklich und sagte im Gehen: „Missi, wenn du uns morgen früh das Lied lehren willst, so wollen wir für dich und deine Tochter das Harmonium in die Kirche tragen.“ „Aber die Leute werden nicht kommen, sie wissen ja noch nicht einmal, daß ein neues Lied übersetzt ist.“ „Ueberlaß das mir“, sagte der Brave, der sich schon zu helfen wußte. Und richtig, als wir am andern Morgen noch beim Frühstück saßen, hörten wir zur Kirche läuten. Ich eilte also mit Mion ins Gotteshaus und wir fanden eine stattliche Versammlung, die auf die Singstunde wartete.

Ein paar Wochen vorher, als wir am Sonntag zum Nachmittagsgottesdienst in ein entferntes Dorf gingen, las ich ein Lied, das John eben übersetzt hatte und summte die Melodie leise vor mich hin, um zu sehen, ob die Worte dazu paßten. Ein paar Jungen spitzten die Ohren und fragten, was es sei. In ihrem Feuereifer wollten sie das Lied auf der Stelle lernen. So sangen wir im Gehen und als wir heimkamen, konnten sie den Text und die Melodie. Später lernten sie auch den Baß und jetzt singen sie das Lied ganz nett mehrstimmig.

Es that uns recht gut, daß wir wieder ein bißchen bei unseren Schwarzen waren. Ich konnte sie besser verstehen als früher und kam ihnen überhaupt näher. Sehr gerührt hat mich ein Gespräch mit einer lieben alten Frau. Ihre Tochter ist an einen unserer früheren Zöglinge verheiratet und die beiden sind auf der Insel Tanna im Missionsdienst. Die Alte hat Heimweh nach ihrer Tochter und sie meint, sie verstehe jetzt, was ich litt, als wir unsere Kinder fortschicken mußten. „Missi“, sagte sie, „du dachtest, wir

fühlten nicht wie du. Du lächeltest, wenn du von deinen Kindern in dem fernen Land sprachst und wir wußten doch, daß du Heimweh nach ihnen hattest. Wir kannten die Sprache deines Herzens, Missi, obgleich du es vor uns verbergen wolltest, und wir Mütter haben oft deinetwegen geweint."

Sie sind alle sehr stolz auf Mion und ihre Anstrengungen, Aniwisch zu lernen. Sie haben ihr hundertmal des Tags gesagt, sie sei eine wirkliche Frau von Aniwa, und sie denken, sie sei sogar dieser großen Ehre würdig. Sie hat besonders für die Kranken gesorgt und zwei liebe alte Männer, die wie Lazarus vor der Thüre lagen — auch so arm wie er — weinten bitterlich, als sie abreiste. Sie sagten, sie habe nie versäumt, ihnen morgens und abends Thee zu bringen und das frische junge Gesicht habe ihnen wohlgethan.

Bei weitem das reizendste Kind auf der Insel ist ein kleiner John Paton, den sein würdiger Namensbruder gar zu gerne mit seinen eigenen Kindern erzöge und zum Missionar heranbildete. Aber glaubt ihr nicht, daß wir an unseren eigenen reichlich genug haben?

Immer in Treue und Liebe
eure
Maggie Whitecroß Paton.

Missions-Zeitung.

Rundschau.

Südamerika.

Nach mancherlei Wechselfällen ist die bisherige freie Moskito-Reserve ein Raub des benachbarten Nikaragua geworden. Diese politische Umgestaltung des Ländchens hat für die dort arbeitende Mission der Brüdergemeine allerhand Drangsale und Unruhen im Gefolge gehabt, und wenn auch zunächst die Befürchtungen, die man in Bezug auf den ungehinderten Missionsbetrieb vor dem katholischen Nikaragua hegte, zunächst nicht in ihrem vollen Umfang eingetroffen zu sein scheinen, so ist doch der Zustand ein so unberechenbarer, daß sich noch kein endgültiges Urteil abgeben läßt. Neuere Nachrichten, die sich aber aus Gründen der Vorsicht nur auf Andeutungen beschränken und die jedes nähere Eingehen auf die bestehenden Verhältnisse sorgfältig vermeiden, geben aber doch zu er-

kennen, daß die Mission keinen leichten Stand hat. So sind z. B. die seitdem eingeführten hohen Zölle und Abgaben außerordentlich drückend und verteuern den Missionsbetrieb erheblich. Unter anderm ist es eine Steuer auf Beleuchtung, die durch ihre Höhe (ca. 220 Mark monatlich) die Station Bluefields schwer belastet. Auch der Einfluß der neuen Regierung ist kein guter. Seit September vorigen Jahres, schreibt Missionar Siebörger, macht sich hier die Spielsucht in erschrecklicher Weise allerwärts breit. Ja dieselbe sollte noch dadurch eine gewisse Organisation erhalten, daß die Regierung eine regelrechte Spielhölle errichten und diese dem Meistbietenden verkaufen wollte. Aus dem Erlös sollte dann ein Hospital erbaut werden. Die Stadtverwaltung protestierte jedoch gegen dieses verderbliche Institut und die Regierung erklärte daraufhin, davon abstehen zu wollen, im Fall die Stadt innerhalb von zehn Tagen die für den Bau des Hospitals nötigen Gelder aufbringe. Das ist nur eines der vielen Beispiele, wodurch das Vorgehen der Regierung gekennzeichnet ist. Ueberhaupt wird die Schlechtigkeit zu allen Thüren hereingelassen. Die Mission aber, die solchen Dingen gegenüber eine abwehrende Stellung einnimmt, ist natürlich der Regierung im Wege, gilt für nicht zeitgemäß und wird darum angesehen, als ob sie die Freiheit und den Fortschritt bekämpfe.

Zugleich mit dem Antritt der katholischen Regierung Nikaraguas haben sich auch die Sendlinge der römischen Kirche am Hauptort Bluefields eingestellt. Es haben sich zunächst vier Priester in der Stadt niedergelassen mit der offenkundigen Absicht, den Protestantismus in allen Niederlassungen der Indianer auszurotten. Drei derselben haben sich denn auch gleich drangemacht, den ehemaligen „Moskito-Palast“ in ein Kirchengebäude umzuwandeln und eine höhere Schule zu gründen. Zwei der Priester haben inzwischen auch die ganze Küste bereist und mehrere Stationen der Brüdergemeine besucht. Da dies mit amtlicher Vollmacht geschah, so schloß sich daran ein amtlicher Bericht des einen Priesters, worin er dem Präsidenten der Republik seine Vorschläge macht, wie der Einfluß der Brüdermission zu brechen sei. Natürlich lasen die herumreisenden geistlichen Herren überall die Messe, tauften Kinder und verteilten Amulette.

Trotz der politischen Wirren hat sich die Gemeinde in Bluefields recht wacker gehalten. Nachdem sich die erste Aufregung etwas gelegt hatte, stellten sich die Gemeindeglieder nicht nur zahlreicher in den Gottesdiensten ein, sondern gaben auch einen lebendigen Beweis davon, daß das Wort Gottes und christliches Leben für sie eine

Macht ist. Die Regierung erließ nämlich zu Weihnachten und in der Fastenzeit eine Anzeige, daß besondere Volksbelustigungen stattfinden würden, bei denen Spiel und Tanz, Wettrennen und sonstige zweifelhafte Dinge eine Hauptrolle spielen sollten. Aber fast keines der Gemeindeglieder nahm an diesen Belustigungen teil, sondern sie hielten sich umso treuer zu den gottesdienstlichen Versammlungen. Ja die Missionare konnten noch eine zweite Sonntagsschule am Nachmittag der am Vormittag stattfindenden hinzufügen. Leider ist der höheren Schule in Bluefields von der Regierung der bisherige Staatsbeitrag entzogen worden, weil in ihr — den Landesgesetzen entgegen — Religionsunterricht erteilt wird.

Inzwischen hat sich im nördlichen Gebiet eine Ausdehnung des Werkes in erfreulicher Weise angebahnt. Eine größere Anzahl von Sumi-Indianern bei Sharon und in der Nähe von Quamwatla hat ernstliches Verlangen nach christlichem Unterricht gezeigt. Dies hat zur Gründung der Außenstation Karawala geführt, wo im vorigen Jahr ein Kirchlein erbaut und eingeweiht worden ist. Das Holz dazu wurde von den Sumu selbst geschlagen und hergerichtet. Ebenso wurde alle Arbeit in und an der Kirche von ihnen selbst gethan. Die Sumu verstehen mehr oder weniger alle die Moskitosprache, scheinen aber noch vor kurzem nicht die geringste Idee von einem guten, höheren Wesen besessen zu haben. Ihr ganzer Religionsdienst bestand in der Anrufung von bösen Geistern. Jetzt findet sich unter ihnen nicht nur ein Verständnis für göttliche Dinge, sondern sie zeigen auch regen Eifer für christlichen Gesang, Gottes Wort und Gebet.

Auch von der Station Dakura aus ist eine neue Station in Sandybay in Angriff genommen worden. Dieses nördliche Gebiet scheint ein großes und vielversprechendes Arbeitsfeld werden zu wollen. Die entstehende Missionsstation liegt ungefähr in der Mitte von sieben oder acht Indianerdörfern, die weit und breit in der großen, fast baumlosen Savanne zerstreut liegen. Es wohnen hier bereits eine Anzahl von Christen, die schon früher auf den älteren Stationen getauft worden sind; aber die Mehrzahl der Bewohner sind noch Heiden, zum Teil recht rohe Gesellen. Ebenso scheinen sich am Wanksfluß neue Thüren zu hoffnungsvoller Missionsarbeit aufzuthun, weshalb man die Errichtung einer neuen Station in Wasla, ziemlich weit landeinwärts, begonnen hat.

Suriname oder holländisch Guyana, das größte Arbeitsfeld der Brüdergemeine, ist in letzter Zeit von Missionsdirektor O. Padel amtlich besucht worden, worüber derselbe in einer Reihe von Reisebriefen an die heimatliche Missionsgemeinde berichtet hat. Inzwischen

sind auch durch mehrfachen Nachschub die Lücken wieder ausgefüllt worden, die im Jahre 1895 durch den Tod und nötigwerdende Erholungsreisen im Kreise der Arbeiter gerissen worden sind. Auch hat das Werk in den letzten Jahren nach verschiedenen Richtungen hin eine Erweiterung erfahren. So ist unter anderem das bisherige Ladengeschäft in Paramaribo, das durch seine Erträge die heimatliche Missionskasse entlasten soll, dadurch auf einen etwas anderen Fuß gestellt worden, daß es neuerdings von fachmännisch gebildeten Kaufleuten, die im Verband der Mission stehen, geleitet und betrieben wird.

Hoffnungsvolle Aussichten bietet das Werk an der mittleren Cottica, im nordöstlichen Teile des Landes, wo schon vor einigen Jahren die Station Wanhatti gegründet worden ist, um allmählich den zahlreichsten und mächtigsten Buschnegerstamm, den der Djuka oder Aukaneger — für das Christentum zu gewinnen. Dazu dient besonders auch die neuerdings angelegte Station Albina an der unteren Marowyne, dem Grenzfluß zwischen holländisch und französisch Guyana. Von ihr aus soll das ganze Gebiet stromaufwärts soweit als möglich bearbeitet werden. Hiezu sind auch bereits in diesem Teile des Buschlands die ersten wichtigen Anknüpfungspunkte gefunden worden. So ist an der oberen Paramacka der greise Häuptling Apensa getauft worden, dessen Uebertritt und Taufe großen Eindruck auf seine Stammesgenossen gemacht zu haben scheint. Von seiner Station Albina aus unternahm Missionar Kersten im letzten Jahr eine ausgedehnte Reise an der Marowyne hinauf bis weit ins Innere nach dem Hauptsitz des Djuka-Oberhäuptlings Ossesi, der vor einigen Jahren den Götzendienst für abgeschafft erklärt und an dessen Stelle eine wunderliche Religion — die Verehrung des einen großen Gottes — unter den Djukas eingeführt hat. Sie scheint aber im wesentlichen nichts anderes zu sein, als eine mit Opfergebräuchen verbundene Verehrung einer Fahne. Leider sind die Djukas, die in zwölf Stämme zerfallen, schon seit Jahren durch ab- und zugehende Goldgräber aus Suriname und Cayenne mit den schlimmen Seiten der Civilisation bekannt worden und nicht mehr wie ehedem in ihrem Buschlande abgeschlossen. Kersten konnte bei seinem Besuch zwar kein besonderes Heilsbedürfnis bei den Leuten wahrnehmen; aber der Empfang war doch ein freundlicher, und so ist zu hoffen, daß vorderhand wenigstens ein Anfang mit einer Schule in jenem entlegenen Winkel des Buschlandes wird gemacht werden können. Selbst der Gouverneur hat sich für das neue Unternehmen interessiert und 2000 Gulden dafür gesteuert. Inzwischen hat sich auch ein Lehrer freiwillig für den neuen Missionsposten gemeldet.

Damit eröffnet sich unter den Djuka-Negern eine vielversprechende Arbeit. Zugleich hat sich aber auch durch die nachfolgende schwere Erkrankung Kerstens wieder aufs neue gezeigt, daß die klimatischen Verhältnisse es für einen europäischen Missionar fast unmöglich machen, auf längere Zeit in das fieberreiche Buschland vorzudringen und daselbst zu verweilen. Man wird deshalb mit der Arbeit in diesen inländischen Bezirken immer auf die Nationalgehilfen angewiesen sein, in deren Hand auch im großen und ganzen die Bedienung der verschiedenen Missionsposten liegt. Der bekannteste dieser Evangelisten, der an der Saramacka stationierte alte Johannes King ist inzwischen von der Regierung zum Oberhäuptling des Matuari-Stammes ernannt worden, weswegen er nur noch freiwillige Evangelistendienste thun kann.

Während im Buschland mit allem Nachdruck vorgegangen wird und neue Gebiete in Angriff genommen werden, gilt es, die großen älteren Gemeinden im Küstengebiet — vor allem in der Hauptstadt Paramaribo — mehr und mehr innerlich und äußerlich auszubauen. Diese doppelte Aufgabe hat aber auch ihre besonderen Schwierigkeiten. Besonders ist es der innere Ausbau, der durch die noch aus der Sklavenzeit hereinwirkenden Verhältnisse sehr erschwert wird. Viel Not bereitet der Brüdermission besonders auch das rücksichtslose Vorgehen der Katholiken, die ihr nicht nur auf den älteren Stationen, sondern auch selbst in dem erst neuerdings besetzten Albina in bewußter Weise entgegenarbeiten. Zum Glück ist es dem römischen Bischof nicht gelungen, die gesamte Aussätzigenpflege in seine Hände zu bekommen. Der Plan war sehr fein angelegt, aber er wurde durch das energische Eintreten der Brüdermissionare und anderer protestantischer Kreise Surinames noch in letzter Stunde vereitelt. Daß die katholische Mission ihre Propaganda unter den Negerchristen der Brüdergemeine treibt und dadurch Verwirrung in den Gemeinden anzurichten sucht, ist umso zweckloser, als es in Suriname noch außerhalb ihrer Arbeitskreise Arbeit genug giebt, der sie sich zuwenden könnte. So geschieht z. B. bis jetzt nur sehr wenig für die etwa 6000 heidnischen Kuli, die gegen festen Kontrakt aus Ostindien und von den Sundainseln her für eine Reihe von Jahren eingeführt werden, um die den Negern von den Zeiten der Sklaverei her noch immer verleidete Arbeit auf den Pflanzungen zu verrichten. Die Mehrzahl derselben stammt von Nordindien, spricht Hindostani oder Urdu und gehört größtenteils dem Brahmanismus an. Die übrigen sind Mohammedaner. Einige bleiben nach Ablauf ihrer fünfjährigen Dienstzeit in Suriname zurück, die andern suchen jedoch wieder ihr Vaterland auf. Die Brüdermission hat nun neuerdings

angefangen, sich dieser asiatischen Fremdlinge soviel als möglich anzunehmen; aber die Sprachverschiedenheit erschwert eine umfassende Arbeit unter ihnen. Und dann ist im Buschland unter der heidnischen Negerbevölkerung noch soviel zu thun, daß es nicht geraten scheint, die Kräfte zu zersplittern. Immerhin ist es den Missionaren gelungen, in die Arbeit unter den indischen Kulis einzutreten, und zwar bedienen sie sich dazu zweier Evangelisten, die sie aus den Indiern dafür gewonnen und in den Dienst gestellt haben. Bis jetzt scheint auch die Kulimission nicht ohne Erfolg zu sein.

Als ein erfreuliches Zeichen der Opferwilligkeit, die in den Negergemeinden Surinames zu finden ist, sei hier erwähnt, daß sowohl die Christen an der Küste, als auch die auf den Missionsplätzen im Buschland sichs angelegen sein ließen, ihr Scherflein zur Tilgung der letzten Missionsschuld nach Kräften beizutragen. Eine Sammlung, die sie unter sich veranstalteten (bestehend teils aus Geldbeiträgen, teils aus verkäuflichen ethnographischen Gegenständen) ergab die schöne Summe von über 3700 Mark.

In Britisch-Guyana liegen seit einigen Jahren die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie infolge der niedrigen Zuckerpreise ganz darnieder. Der Betrieb der meisten kleineren Pflanzungen hat müssen aufgegeben werden, und selbst manche der größeren Besitzungen, die Tausende von Arbeitern beschäftigten und früher wahre Goldgruben für ihre Eigentümer waren, sind unter den Hammer gekommen. Die auf den Pflanzungen beschäftigten Arbeiter sind infolgedessen zerstreut worden oder bringen sich nur notdürftig anderswie durch. Viele von ihnen sind lediglich auf den geringen Ertrag ihrer Gärtchen angewiesen und leben aus der Hand in den Mund. Dieser wirtschaftliche Niedergang beeinträchtigt natürlich auch die Missionsarbeit unter den Negern, Indianern und eingewanderten Kulis. Manche Gemeinden haben viele ihrer Mitglieder durch Wegzug verloren, indem die arbeitslosen Leute Beschäftigung und Verdienst in den Goldwäschereien suchen müssen, wodurch sie oft für lange Zeit von ihren Heimstätten ferngehalten werden.

Eine recht dankbare Wirksamkeit hat die anglikanische Mission am Potaro, einem Nebenfluß des oberen Essequibo, gefunden, wo ungefähr 3000 Goldgräber beschäftigt sind. Unter ihnen hat sich neuerdings ein Missionsarzt niedergelassen, da auf 150 englische Meilen in der Runde kein Arzt zu finden ist. Zugleich ist am Hauptort des Bezirks ein Kirchlein und eine Missionarswohnung errichtet worden. Der in diesem ungesunden Inlands-Distrikt liegende Missionsposten Waraputa ist im letzten Jahr leider von

den meisten dort angesiedelten Indianern verlassen worden, da eine Fieberepidemie unter ihnen ausbrach, die sämtliche Kinder wegraffte. Da sich die Indianer an die benachbarten Flüsse und Wasserläufe zurückgezogen haben, so muß ihnen der Missionar soviel als möglich in der Zerstreuung nachgehen. Aber die vielen Stromschnellen erschweren das Reisen sehr; doch soll demnächst eine Eisenbahnlinie zwischen den Flußläufen des Demerara und Essequibo gelegt werden, wodurch die gefährlichsten Stromschnellen umgangen werden.

Besonders schwierig ist die Beschaffung der nötigen europäischen Arbeitskräfte für die Indianermission, da durch das ungesunde Klima fortwährend Lücken entstehen, die sich aus Mangel an Arbeitern nicht immer rechtzeitig ausfüllen lassen. Vollends muß die Besetzung mancher neuen Plätze oft lange unberücksichtigt gelassen werden. So warten die Indianer am Pirara schon lange auf einen Lehrer, und ebenso hat ein Stamm an der Grenze Brasiliens schon wiederholt um Missionare gebeten, auch bereits aus eigenen Mitteln eine Kapelle und ein Missionshaus gebaut. Aber die Stationierung eines Missionars so weit im Innern am Oberlauf der Flüsse ist nicht nur äußerst kostspielig, sondern auch um des Klimas willen sehr gewagt.

Etwas größere Aufmerksamkeit als bisher schenkt nun die Regierung dem Schulwesen in der Kolonie. Sie hat zu dem Zweck einen Schulinspektor an die Spitze desselben gestellt. Aber wie überall in den englischen Besitzungen wird um der Parität willen nur auf die weltliche Bildung Gewicht gelegt und aller Religionsunterricht beiseite gesetzt. Als ein großer Mangel im Betrieb der anglikanischen Mission wird mit Recht der Umstand empfunden, daß sie bis jetzt noch kein eigenes Seminar für die Ausbildung von Katechisten und Lehrern besitzt. Uns scheint dies nicht bloß ein großer Mangel, sondern auch ein bedeutender Fehler zu sein; denn ein solches ist doch ein wesentliches Erfordernis für den gesunden Betrieb einer Mission.

Ueber den Stand der Brüdermission in Demerara liegen neuere Nachrichten nicht vor. Es ist nur ein kleines Werk, das in Grahams Hall und Beterverwachting getrieben wird. Der bisherige Leiter desselben Henry Moore ist im November v. J. entschlafen. Die dortigen Gemeinden, die etwas über 800 Seelen zählen, haben sich im Frieden gebaut und sind von inneren und äußeren Störungen verschont geblieben. Auch die politischen Streitigkeiten zwischen Britisch-Guyana und Venezuela haben sie nicht berührt.

Für das übrige Südamerika ist es hauptsächlich die Süd-

amerikanische Missionsgesellschaft, die teils unter der weißen Bevölkerung in den verschiedenen Republiken evangelisiert, teils unter den Indianern von Paraguay und Chili, sowie unter den Feuerländern aufopferungsvolle Missionsarbeit treibt. Zu ihren neueren Unternehmungen gehört die Mission unter den Indianern des Chaco-Gebiets, das weit im Innern des Landes westlich vom mitleren Paraguay liegt. Die dortigen Indianer, die in 17 Stämme zerfallen, von denen jeder einzelne Stamm seine eigene Sprache spricht, sind völlig unabhängig, obwohl ihr Gebiet von den drei Republiken Argentinien, Bolivia und Paraguay beansprucht wird. Das Land ist im Gegensatz zu Paraguay, das vielfach von Hügeln durchzogen ist und im allgemeinen ein mildes, gesundes Klima hat, sehr flach und zum größten Teil mit Sümpfen oder dichtem Wald bedeckt. Die großen, weiten Grasebenen sind häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt und werden dadurch zu ausgedehnten Morästen, die das Reisen fast zur Unmöglichkeit machen. Da die meisten Flüsse bei niederem Wasserstand salziges oder doch brackiges Wasser enthalten, so fehlt es allenthalben an gutem, gesundem Trinkwasser. Der Aufenthalt in diesen Gegenden wird noch dazu durch das hier herrschende Malariafieber, sowie durch Myriaden von Insekten äußerst erschwert. Das Land ist im ganzen noch sehr wenig erforscht und erst durch die Missionare, die es teilweise bereist haben, einigermaßen bekannt geworden. Die Chaco-Stämme waren bis jetzt als ein feindseliges Volk allgemein gefürchtet, und erst durch die Berührung mit der Mission ist ein Verkehr der Weißen mit ihnen möglich geworden. Doch ist es auch hier dem früheren brutalen Auftreten der Weißen zuzuschreiben, daß die Chaco auf gespanntem Fuß mit denselben lebten. Es bestand darum die Aufgabe der Missionare in der ersten Zeit hauptsächlich darin, sich das Vertrauen der Indianer zu gewinnen. Das ist ihnen auch gelungen und sie leben nun unbelästigt mitten unter dem Stamm der Lengua, haben sich zum Teil ihre Sprache angeeignet und mit Schulthätigkeit einen schönen Anfang gemacht. Auch läßt sich die Verproviantierung der Missionsplätze, die anfangs auf große Schwierigkeiten stieß, jetzt viel leichter bewerkstelligen. Die Arbeit geschieht zur Zeit auf drei Stationen. Missionar Grubb, der Leiter des Unternehmens, hat inzwischen durch eine Reise in den Westen Beziehungen zu mehreren anderen Indianerstämmen angeknüpft und hofft, dieselben mit der Zeit in den Bereich der Missionsthätigkeit zu ziehen. Einen Erholungsaufenthalt, den er im letzten Jahr in der europäischen Heimat verbrachte, hat er dazu benützt, das Interesse für diese Mission in den englischen und schottischen Kreisen zu wecken. Im Frühjahr ist

er mit zwei neuen Mitarbeitern wieder auf sein Arbeitsfeld zurückgekehrt.

Das Jubiläum, das die Südamerikanische Missionsgesellschaft im Jahre 1894 feiern durfte, hat diese veranlaßt, ihre schon früher in Angriff genommene, aber wieder aufgegebene Mission unter den Araukanern in Chili aufs neue aufzunehmen. Es geschieht dies vorderhand von Quino und Cholchol aus. An letzterem Ort, wo sich bis jetzt das Hauptquartier der Mission befindet, stehen vier Missionare in der Arbeit, die sich sehr hoffnungsvoll über die Aussichten des begonnenen Werkes aussprechen. Der eine von ihnen hat durch seine medizinische Hilfe sich viele Freunde unter den Indianern erworben. Auch ist ein kleiner Anfang mit der Uebersetzung des Evangeliums Johannes in die Mapotsche-Sprache gemacht worden. Als besonders wichtig wird von den Missionaren die Errichtung einer Industrieschule betont, in der die Indianer verschiedene Handwerke erlernen könnten, wogegen eine Ackerbauschule um der Landesverhältnisse willen keine rechte Zukunft habe. Die Mission steht zwar noch ganz in den Anfängen, wird aber augenscheinlich mit allem Nachdruck betrieben und hat einen guten Anfang genommen.

Im Feuerland haben die Sendboten der südamerikanischen Missionsgesellschaft ihre Arbeit auf den beiden Stationen Uschuwaya und Lagutoia (am Tegenika-Sund) im Segen fortgesetzt. Aber die Mission unter dem kleinen Rest des Yahgan-Stammes hat beständig mit dem Dahinsterben seiner Pfleglinge zu kämpfen, und es bleibt ihr deshalb nur die Aufgabe gestellt, noch den wenigen Hunderten von Pescherähs den Abend ihres Lebens mit dem Licht des Evangeliums zu erhellen. Was aber die Mission unter denselben ausgerichtet hat, ist unverkennbar. Das Verhalten der Eingebornen gegenüber den Seeleuten und den Schiffbrüchigen ist jetzt unvergleichlich besser und menschenfreundlicher, als in früherer Zeit. Dafür, wie besonders auch für die besseren Zustände, die die Missionare an der Südspitze Amerikas herbeigeführt haben, hat vor einigen Jahren das englische Marineamt bei Anlaß des Jubiläums der Missionsgesellschaft seinen Dank aussprechen lassen.

Neuerdings ist die Mission auch mehr und mehr in Berührung mit dem auf dem Festland wohnenden Stamme der Ona gekommen. Diese werden von den Goldsuchern und Schafzüchtern immer weiter zurückgedrängt und nicht selten wie die Spatzen niedergeschossen, sodaß die argentinische Regierung sie anderwärts anzusiedeln sucht. So wurden einzelne Trupps auch in Uschuwaya abgesetzt und kamen dadurch unter die Pflege der Mission. Damit wäre dieser ein

weiteres Objekt ihrer Liebesthätigkeit unter den dahinsterbenden Bewohnern jenes rauhen, unwirtlichen Landes gegeben.

Die Südamerikanische Missionsgesellschaft hatte im Jahre 1896 im ganzen 14 ordinierte und 39 unordinierte Missionare in der Arbeit stehen — ein kleines Häuflein angesichts der großen Ländermassen Südamerikas, die zum großen Teil unter dem Einfluß der römischen Kirche stehen.

Erläuterung zu dem Bild:

Kapelle der Basler Missionsstation Lobethal.

Zehn Jahre sind es nun her, daß die Basler Mission in Kamerun in der Arbeit steht. Während dieser kurzen Spanne Zeit sind ihr trotz schwerer Anfänge und großer Opfer überraschende Erfolge von Gott beschieden worden. Nicht nur hat sie im Küstengebiet — am Wuri und an der Ambasbucht — ihr Zelt aufschlagen dürfen, auch an den Flußläufen des Sanaga und Mongo, im Hügelland von Abo und auf den Höhen des Kamerungebirges, im Hinterland von Nkosi und an den Stromschnellen von Edïe sind seitdem Stationen und Arbeitsposten entstanden. Und fast überall drängen die Verhältnisse zu weiterer Ausdehnung des Werks.

Zu den Stationen, die seit ihrer Entstehung ein besonders erfreuliches Wachstum erlebt haben, gehört die Station Lobethal im südlichen Kamerungebiet. Erst 1892 gegründet, weist sie eine große Anzahl von Außenstationen auf und zählte am 1. Januar dieses Jahres in ihrem Sprengel 368 Christen und 197 Taufbewerber. Die Stationskapelle, die unser Titelbild vorführt, und die hoch über dem dahinflutenden Sanaga liegt, ist erst letztes Jahr an Stelle eines älteren, für die jetzigen Verhältnisse unzureichenden Gotteshauses erbaut worden. Damit hat zugleich die Station erst jetzt ihren Ausbau erhalten.

Es ist eine liebliche Stätte im Heidenland, die das Bild darstellt, und wer das freundliche Kirchlein mit seinem schmucken Glockenturm und bescheidenen Chor anschaut, wie es umgeben von Palmen, Kakaobäumen und sauberen Bakoko-Hütten, sich blendendweiß auf dem Stationshügel erhebt, der hat gewiß seine Freude daran. Möge es recht vielen Bewohnern von Kamerun zu einer Stätte des Segens werden!

Provisorische Niederlassung der Basler Mission in Kumase (Asante).

Zwei neueste Apostel des Hinduismus.

Von Miss. J. Frohnmeyer.

Indien ist bekanntlich ein wunderbares Land: wunderbar die Natur mit ihrem Sonnenschein und Regen, ihren Pflanzen und Tieren; wunderbar der Himmel mit seinen Sternen und seinem zauberhaften Mondlicht; wunderbar die Menschen mit ihrer alten Kultur, ihren Mißbräuchen, wunderbar die dunkle Geschichte Indiens mit ihren Strömen von Blut. Aber am wunderbarsten ist doch Indien als ein geradezu klassischer Boden für Religionswissenschaft. Wie interessant ist ein Ueberblick über das, was im Lauf der Jahrhunderte von einem Suchen und Fragen nach Gott, von einem Tasten und Fühlen im Dunkeln an uns vorübergeht! Oder sehen wir uns die Musterkarte von Religionen und Weltanschauungen an im heutigen Indien! Es pilgern so viele im Abendland umher und sagen uns: sie haben noch keine Weltanschauung; sie könnten sich ein halbes Dutzend von Weltanschauungen aus Indien verschreiben. Und vielköpfig war ja die Religion Indiens, der Hinduismus immer. Was schließt er doch alles in sich! Was hat sich alles an ihn angehängt! Er hat immer eine merkwürdige Assimilationsgabe besessen und diese ersetzt geradezu das Leben in dieser Religion, darin besteht ihr Fortschritt. Der Hinduismus ist in gewissem Sinn immer tolerant gewesen, besonders dem gegenüber, was sich als eine Macht erwiesen hat. Was nicht zu überwinden war, versuchte er zu verschlingen. Wenn nur Priesterherrschaft, Kaste, Seelenwanderung und was sonst als wesentlich angesehen wird, gerettet werden kann, im übrigen ist er zugänglich für neue Ideen, sogar für neue Gottheiten. Nicht nur kleineren Gegnern gegenüber, sogar dem Buddhismus, jenem gewaltigen Gegner gegenüber, ist dem Hinduismus ein derartiger Sieg gelungen. Er hat auch Versuche mit dem Mohammedanismus gemacht,

er bemüht sich gegenwärtig auch dem Christentum gegenüber, durch Accommodation den Gegner unschädlich zu machen. Darum ist der Hinduismus als solcher kein so einheitliches System, als man sich oft vorstellt. Er schließt schon eine große Anzahl von Sekten in sich. Dazu kommt noch die Anbetung vieler Schutzgötter, wodurch auch wieder Sekten und Spaltungen sich ergeben. Kommt man dann schließlich herab zu der Religion des gemeinen Mannes, so dreht sich da alles um Dorfgottheiten, Dämonen, Geister, Heroen, Heilige, bis herab zur Verehrung von Tieren, Bäumen u. dergl.

Daneben hergehend und zum Teil eng damit verbunden sind die sechs indischen Systeme der Philosophen, besonders das fast alles beherrschende System der Wedanta-Philosophie, einer Weiterbildung der alten und neuen Upanischaden, jener hochberühmten philosophischen Ergüsse, die zum Teil in altersgraue Anfänge der indischen Religion zurückgehen. Vom Buddhismus, der eigentlich nur in Ceylon in nennenswerter Weise vertreten ist, und von den verschiedenen mohammedanischen Richtungen — denn auch da ist nicht alles einer Meinung — wollen wir absehen, ebenso von der Parsi-Religion und den Juden, die ja auch in Indien vertreten sind. Wichtig sind aber neue Richtungen, die unter dem Einfluß des Christentums und der westlichen Kultur entstanden sind. Da ist der Arya-Samadsch des Dayanad Saraswati, der die ältere, reinere Wedenreligion wieder aufleben lassen möchte. Dabei wirft er aus den Hinduschastra hinaus, was ihm nicht gefällt und hat im übrigen seine eigene Exegese. Sodann unter den deistischen Reformbewegungen ist ja allbekannt der Brahma-Samadsch des Babu Kesab Tschander Sen und der seines einstigen Schülers Mozumdar. Noch manche andere Samadschen sind besonders unter dem Einfluß des unvergeßlichen Kesab entstanden. Ein Einfluß des Christentums und der abendländischen Bildung zeigt sich auch darin, daß viele, ähnlich den einstigen Neu-Platonikern, ohne eine neue Religionsgesellschaft zu bilden, den alten Glauben und die indische Philosophie mit dem modernen Zeitbewußtsein auszusöhnen sich bemühen. Die Göttergeschichten werden als Allegorie behandelt und man sucht aus den schmutzigsten Geschichten einen tiefen Sinn herauszubekommen. Einer von dieser Richtung sagte: „the Hindus and their religion are the most misunderstood thing in the modern world“ (die Hindu und ihre Religion sind die am meisten miß-

verstandene Sache in der Welt). Diese Leute wollen nur den richtig verstandenen Hinduismus vertreten, wollen exemplarische Hindu sein, und obschon die Anregung zu all dem, was sie umgewandelt haben, aus dem Abendland und zum guten Teil aus dem Christentum stammt, so zeigt sich doch gerade bei ihnen eine ganz hochgradige Abneigung gegen das Christentum. Der westlichen Bildung gegenüber wollen sie sich natürlich nicht ablehnend verhalten. Diese eignen sie sich in vollem Umfang an, wissen ihr aber keinen Dank. Sie heimsen da sozusagen alles als ihr rechtmäßiges Eigentum ein; denn einem krankhaften Patriotismus huldigend, der auch charakteristisch für die ganze Richtung ist, wollen sie die Welt glauben machen, daß alles, was das Abendland von Kultur aufzuweisen habe, nur Indien entlehnt oder gar gestohlen worden sei. Dieser Richtung gehört nun auch der neueste Apostel Indiens an.

1. Swami Wivekananda.

„Er ist die personifizierte Religion, denn er trägt einen rosenfarbigen Rock."
Die Geheimnisse Indiens.

Im Jahre 1893 fand bekanntlich im Zusammenhang mit der Weltausstellung in Chicago auch ein großer Religionskongreß, eine Religionsausstellung statt. Es wird sich nicht läugnen lassen, daß dieser Gedanke, neben den Erzeugnissen der Industrie und des Handels auch die Religionen als die höchsten Produkte des menschlichen Geistes sich einer öffentlichen Schaustellung unterziehen zu lassen, ein durchaus amerikanischer Gedanke ist. Ob es ein glücklicher Gedanke war, ob das erreicht wurde, was man dabei bezweckt hat, ist eine Frage, auf die wir hier nicht einzugehen haben. Dagegen werden wir uns später zu fragen haben, ob Missionare in Indien besonderen Grund haben, sich zu freuen über diesen Kongreß. Auf ihm erschien also eines Tages auch unser Wivekananda. Niemand kannte ihn zuvor in Amerika, in Indien war er auch nur einem kleinen Kreis bekannt. Er war nicht etwa ein Abgesandter der begeisterten Anhänger des alten Hinduismus, es ist einzig und allein der Kongreß in Chicago, der ihn berühmt gemacht hat.

Babu Nosendra Nath Dutt, B. A., wie sein eigentlicher Name lautet, stammt aus einer angesehenen Familie in Kalkutta. Einige

seiner Verwandten sind Christen geworden. Er selbst hat seine Ausbildung in der Schule der schottischen Staatskirche erhalten und ist 1863 geboren; er war also bei seinem Auftreten in Chicago 30 Jahre alt. In der Schule zeichnete er sich nicht besonders aus, erlangte aber 1884 den Grad eines B. A. (Bachelor of Arts). Er studierte Rechtswissenschaft, hat aber nie als Advokat praktiziert. Er schloß sich frühe an Babu Kesab Tschander Sen an und spielte mit bei den religiösen Dramen, die in jenem Samadsch aufgeführt wurden. Bald stellte er sich aber unter den Einfluß des Paramahansa Rama Krischnan,*) eines sogenannten Mahatma, d. h. eines Heiligen, dem vollständige Weltbeherrschung, eine geheimnisvolle Macht über die Natur und ihre Kräfte, zugeschrieben wird. Hier will er sich nun zum vollendeten Yogi oder Sanyasi ausbilden. So schnell geht das aber nicht. Nach orthodoxer Anschauung schreitet diese Sache langsam unter viel Entsagung und mancherlei Uebungen durch sechs Stufen der Tapas oder Askese so lange fort, bis der Eingeweihte am Ende dahin gekommen, daß er vollständig absorbiert ist in die Betrachtung des Brahma und sonst nichts mehr thut. Schon auf Babu Kesab Tschander Sen hatte jener Mahatma eingewirkt und scheint ihn für die letzte traurige Phase seiner religiösen Offenbarungen begeistert zu haben, nämlich dafür, das weibliche Prinzip in der Gottheit in den Vordergrund zu stellen und von einer „Mutterschaft Gottes" zu reden. Wiwekananda kann die vorgeschriebenen sechs Stufen nicht erstiegen haben, dafür ist er viel zu jung; er nannte sich aber doch dreist und kühn einen Swami, was die höchste Stufe eines Yogi oder Sanyasi bezeichnet. So trat er in Amerika auf und war doch ein ganz eigentümlicher Swami. Wie anders ziehen doch die Sanyasi in Indien umher: einst, bis die englische Regierung einschritt, liefen sie umher wie sie Gott erschaffen, nun tragen sie ein gelbes, möglichst schmutziges Gewand, um so schon äußerlich ihre völlige Bedürfnislosigkeit und Abkehr von der Welt zur Schau zu tragen. Wiwekananda stellte in Amerika eine neue Sorte von Sanyasi dar. Seine Gewandung, elegant und faltenreich, war orangefarben oder purpurrot, auf dem Haupt trug er einen prachtvollen Turban, der das würdige, tiefsinnige Gesicht des indischen Philosophen noch majestätischer und imposanter erscheinen ließ. In Baltimore logierte er in einem Hotel erster Klasse, wo er allerdings

*) Paramahansa = große Gans oder Flamingo, der Vogel als Sinnbild der Seele betrachtet. — Mahatma = große Seele. Monier Williams in seinem „Brahmanismus und Hinduismus" schreibt darüber: „Die Ansicht ist, daß ein Hindu, der nach Vollkommenheit trachtet, durch sechs successive Klassen von Askese („Tapas") von je zwölf Jahren gehen sollte, um so allmählich zu der höchsten von allen — dem Paramahansa —, sich emporzuschwingen."

Mühe hatte, eingelassen zu werden; in einigen der ersten Hotels war er von der Negerdienerschaft, der der Gast zu dunkel vorkam, abgewiesen worden. Da genoß er also den ganzen Luxus eines amerikanischen Hotels. Wie stand es da mit dem Sanyasitum? Wie fand er sich wohl mit den strengen Kastenregeln zurecht? Wie stand es mit der Kost? Hat er gar am Ende Fleisch gegessen, Wein getrunken und Cigarren geraucht in Chicago? Er könnte da allerdings sich auf die Religion der Weden zurückziehen; damals wurde ja manches genossen, was dem heutigen Hindu ein Greuel ist. Er kann auch sagen: „Auf der Stufe des Swami angelangt, ist alles erlaubt; Handlungen beflecken mich nicht mehr."

Der Erfolg unsres Wiwekananda bei seinem öffentlichen Auftreten war ganz enorm. Er konnte mit Lord Byron sagen: „I awoke in the morning and found myself famous" (Ich erwachte morgens und fand mich berühmt). In Indien konnte man es sich anfangs gar nicht erklären, daß solch ein junger Hindu, den über Kalkutta hinaus fast niemand in Indien kannte, nun drüben in Amerika in aller Mund sein solle. Sie suchten es sich zu erklären, indem sie sagten: „Er befriedigt die hungernden Seelen der Amerikaner." Am Ende fanden sie, daß er im materialistischen Westen nützlicher sei als in Indien, und hochherzig wollten sie ihn den Amerikanern noch länger lassen; zwei reiche Grundbesitzer in Madras sollten die Mittel zu einem langen Aufenthalt im Westen darreichen, damit die Christenheit ihre Unwissenheit über höheren Hinduismus einsehe. Allerdings haben auch Buddhisten in ähnlicher Weise geredet. Sie sind auch der Ansicht, der Kongreß habe dazu gedient, die Herrlichkeit des Buddhismus darzustellen, es seien ja sogar Tempel in Amerika entstanden, das Christentum sinke mehr und mehr dahin und man warte sehnsüchtig auf einen Apostel des Buddhismus aus Japan. Es ist ja keine Frage, die Orientalen haben eben, was den Erfolg anbetrifft, gesehen, was sie gerne sehen möchten. Andrerseits ist es auch keine Frage, daß die klägliche geistige Armut so vieler Namenchristen und so vieler abgefallener Christen bei dieser Gelegenheit in bedauerlicher Weise zu Tage getreten ist. Daß es die Welt der Gedanken, der indische Idealismus des Wiwekananda gewesen, was dem in Materialismus versunkenen Amerikaner das Herz bezwungen und als etwas Neues, noch nie Gehörtes, plötzlich vor seiner Seele aufgetaucht sei, kann kaum angenommen werden, denn das Beste, was der Swami vorgetragen, kann der Amerikaner

doch noch jeden Sonntag in mancher Kirche hören und hat es auch schon gehört, wäre es auch nur in den Tagen der Kindheit. Es wird wohl in erster Linie die Sucht, etwas Neues zu sehen und zu hören, gewesen sein, was solche Massen in Chicago um den Swami geschart hat. Man staunte den ersten Sanyasi aus Indien an, wie man einen tättowierten Neuseeländer angestaunt hätte. Wivekananda durchschaute die Schwachheit der Amerikaner und befriedigte diesen Kuriositätenhunger nach Kräften. Er wechselt die Gewandung, er erscheint dann und wann mit einem kostbaren Gürtel und einem Turban von weißer oder bunter Seide. Dazu kam noch die Beredsamkeit des Bengalen, der das Englische mit auffallender Geläufigkeit handhabte. Inhaltlich mußte es dann auch Aufsehen erregen, einen Hindu selbst über den Hinduismus zu hören. Bisher hatten nur heimgekehrte Missionare über den Hinduismus berichtet. Man war der Meinung gewesen, die Hindu seien eben verstockte, in Aberglauben versunkene Heiden, die Holz und Stein anbeten, ihre Witwen verbrennen, Alte und Kinder aussetzen und dergleichen mehr. Und nun kommt einer aus Indien, der ein so ideales Bild des Hinduismus entwirft, daß es den Leuten, sofern sie überhaupt schon etwas von Hinduismus gewußt hatten, wie Schuppen von den Augen fällt. Man sah nun ein, und der Swami deutete es deutlich an, daß die Missionare ein falsches Bild des Hindu entwerfen, daß sie tendenziös getäuscht und das Glänzende geschwärzt haben, um natürlich das Missionsinteresse in ihrer Heimat lebendig zu erhalten. Daß der Swami alles, was kompromittierend für den Hinduismus sein könnte, sorgsam verschwiegen, daß er die Weltanschauung der indischen Philosophen als den alltäglichen Hinduismus darstellt und nach Kräften christliche Gedanken einträgt, konnten die Leute nicht wissen. Günstig für den Swami in den Kreisen, die ihm ihre Huldigungen darbrachten, war sodann die allgemeine Unwissenheit über Indien. Sie ist ja wohl in Amerika noch größer als in England und Deutschland. Wenn selbst gebildete Leute in Deutschland, die sich zu allem hin noch für die Mission im allgemeinen und für Indien im besonderen interessieren, allen Ernstes fragen können, ob denn nicht der Buddhismus die Hauptreligion Indiens sei, so kann man sich vorstellen, daß der gute Swami in seinen Vorträgen über den Hinduismus irgendwas behaupten konnte. Wenn man dazu noch an die Unwissenheit über das Christentum

in gewissen Kreisen unsrer gebildeten Gesellschaft denkt, so erklärt sich das Aufsehen, das Wiwekananda in Chicago erregte. Kläglich bleibt es aber doch, wenn ganze Scharen von Damen schon eine Stunde vor Beginn des Vortrags an der Thüre warten, um einen Blick oder gar einen Händedruck von dem dunkeln Philosophen Indiens zu erhaschen. Wie wohl mag das dem Mann gethan haben, der so was von Indien nie genossen hatte. Daß es nicht die Gedankenwelt, auch nicht die Begabung war, welche die Leute in erster Linie fesselte, sondern in der Hauptsache Aeußerlichkeiten, dafür ist ein schlagender Beweis, daß außer dem Swami noch ein zweiter Bengale auf dem Kongreß gegenwärtig war, der in jeder Hinsicht Wiwekananda um eine Haupteslänge überragt. Es ist der Babu Pastub Tschandar Mozumdar, der Schüler, Freund und Biograph von Tschander Sen, der kaum Aufmerksamkeit erregte. Warum? Da war kein Sanyasi-Gewand, kein golddurchwirkter Turban, der Mann trug leider — Hosen!

Sobald der Swami in Amerika eine gefeierte Persönlichkeit geworden war, drangen die Nachrichten hievon auch nach Indien. Am Anfang war man verblüfft. Die alten Hindu orthodoxer Richtung schüttelten den Kopf, als sie lasen, was der Swami als Hinduismus in Amerika vorgetragen habe. Es war ihnen zum Teil so neu als den Amerikanern, daß das Hinduismus sein solle. Als sie aber dann von der großartigen Anerkennung erfuhren, die dem Swami zu teil geworden, wurden sie sofort der Situation gerecht und sie fanden es profitabel, sich mit dem Mann und seiner Sache zu identifizieren. Die Ovationen, die Wiwekananda mit seinen Vorträgen hervorrief, schmeichelten dem Nationalstolz der Hindu, und so wurde er nun auch in Indien in den Himmel erhoben. Da wurde denn mit orientalischer Ueppigkeit drauf los gerühmt. Wiwekananda wurde gar ein „Rischi" genannt, einer jener alten Heiligen, die im Stande waren, sich durchs ganze Universum auszudehnen und die sich doch auch wieder zusammenziehen konnten auf den Raum eines Daumens. Auch ein „Wairagi" wurde er genannt, also ein Asket, der vollständig indifferent geworden gegen alle irdischen Dinge. Es gab zwar immer noch einige unabhängige Naturen, die in den allgemeinen Applaus nicht einstimmten. Viele durchschauten die Sache, aber es galt schließlich für politisch, den großgewordenen Sohn Indiens bis an den Himmel zu erheben.

Und nun, was hat Wiwekananda denn eigentlich in Chicago geredet? In seinen Vorträgen verbreitete er sich über viele Dinge. Er beginnt mit den Weden, redet von der Schöpfung, redet über Ich und Nicht-Ich, über die Ewigkeit der Seele, über die Seelenwanderung, Gotteskindschaft, Göttlichkeit der Seele, Toleranz, Dogma u. s. w. Auf alle diese Dinge einzugehen, liegt kein Grund vor. Doch was sagt er über die Religion der Hindu? Er sagt unter anderem: „Der ganze Kampf, der in dem System der Hindu zum Ausdruck kommt, ist ein beständiger Kampf, vollkommen zu werden, göttlich zu werden, Gott zu erreichen, Gott zu sehen, und indem so die Hindu Gott erreichen und sehen, vollkommen zu werden, wie ihr Vater im Himmel vollkommen ist. Darin besteht das Wesen der indischen Religion." Die Darstellung des Hinduismus nach Wiwekananda ist von A bis Z vollständig ungenau, widerspruchsvoll und das Ganze idealisiert. Der Mann, wie an allen Punkten hervortritt, entlehnt als einstiger Missionsschüler fortwährend Lehren und Motive aus dem Christentum und wirft das so Gewonnene triumphierend dem Christentum ins Gesicht. Daneben kommen Gemeinplätze aller Religionen vor; z. B. daß der Mensch nicht bloß eine Masse von Materie sei, bezeichnet er mit Pathos als eine Wahrheit, die charakteristisch für den Hinduismus sei. Was der Swami im Abendlande über den Hinduismus zu sagen wagte, ist ersichtlich aus der Bemerkung: „es giebt keinen Polytheismus in Indien." Es ist dies natürlich mit Bezug auf den herrschenden Pantheismus gesagt, aber abgesehen davon, daß es doch Millionen von Hindu giebt, die nicht Pantheisten genannt werden können, so geht auch Pantheismus und Polytheismus ganz wohl zusammen.

Der Vortrag trägt die Ueberschrift: „Hinduismus als Religion." Man könnte sich da sofort fragen, ob denn Hinduismus eine Religion sei. Ein Hindu kann irgendwas sein. Hinduismus ist ein soziales System und das Halten an gewissen sozialen Formen und Einrichtungen ist viel wichtiger als der religiöse Glaube. Es findet sich allerdings inmitten dieses sogenannten Hinduismus Theismus und Atheismus, Monotheismus und Polytheismus, Spiritualismus und Materialismus; aber alles in mechanischer Nebeneinanderstellung. Eine Aussöhnung der Gegensätze wurde nie versucht, von einer Einheit ist darum auch gar keine Rede. Wiwekananda selbst ist stolz auf diese Mannigfaltigkeit. „Von dem hohen geistigen Flug der Wedantaphilosophie, der die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft wie ein Echo nachhallen, von dem Agnostizismus des Buddhisten und dem Atheismus des Dschain bis hinab zu den niedrigsten Ideen des Götzendieners und den mannigfaltigen Mytho-

logien hat alles seinen Platz im Hinduismus", sagt er. Es scheint dieser Religion wahrlich an Universalismus nicht zu fehlen, aber kann man das überhaupt noch Religion heißen? Und bezeichnenderweise ist diese Religion, die so allumfassend sein will, dabei doch ganz und gar exklusiv. Zugegebenerweise giebt es da keine Konvertiten. Man kann sich für dies und das im Hinduismus begeistern, kann Vegetarianer werden, für Leichenverbrennung sich erwärmen, kann die altindische Gelehrsamkeit bewundern, kann sich diesem und jenem philosophischen System der Hindu anschließen, aber das alles macht ja nicht den Hindu; in alledem sind sie ja nicht mal eins, denn es giebt z. B. auch fleischessende Hindu und solche, die ihre Leichen begraben. Ein Hindu wird man doch nur durch Geburt.

Ganz ebenso verhält es sich natürlich mit der Toleranz des Hinduismus. Es ist damit ähnlich wie in Rußland: keine Belästigung Andersgläubiger, aber wehe dem, der von der hergebrachten Religion abfällt! Man kann sagen, der Hinduismus ist tolerant und intolerant. Es kann ja einer unbeanstandet Atheist, Theist, Polytheist, Pantheist sein. Er darf anbeten, was droben im Himmel und unten auf der Erde ist, oder auch gar nichts. Stehlen, lügen, morden und ehebrechen kann er ohnehin. Solange er die Kastenregeln beobachtet, macht das alles nichts. Geht er aber nach Europa, heiratet er eine Witwe, ißt er mit einer Person von anderer Kaste, oder nimmt er auch nur ein Glas Wasser von einem an, der von niedrigerer Kaste ist, so ist er sicher, exkommuniziert zu werden. Und vollends, wer es wagt, Christ zu werden, der kann die ganze Intoleranz des Hinduismus kennen lernen. Auf den Unglücklichen werden nicht nur die Flüche aller Götter herabgerufen, die Hindu rufen das Gesetz an, sie schrecken vor keiner gemeinen List und keiner Gewaltthat zurück. Und das alles haben sie ungescheut gethan, solange Wiwekananda in Amerika die Toleranz der Hindu gepriesen hat.

Wo der Hinduismus etwas Ungereimtes enthält, weiß sich der Swami zu helfen. Der allgemeine Glaube ist, daß die Weden ewig seien. Nun erklärt Wiwekananda: die Weden sind keine Bücher, es ist ein Schatz von geistigen Gesetzen, entdeckt von verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten. Mit viel Ueberlegenheit trägt der Swami in Chicago vor, daß der Hinduismus eine Schöpfung ohne Anfang und Ende lehre. Das mag die Ansicht eines philosophischen Systems sein, es war die Ansicht von Kapila, aber es ist nicht die Ansicht von Patandschali, es ist nicht einmal Lehre der Wedantaphilosophie. Und was auch die Philosophen sagen mögen, der herrschende Glaube selbst der Gebildeten ist der

an eine Schöpfung. So tritt der Swami auch ein für die Ewigkeit der Seele. Die Seele ist nicht erschaffen, sie hat Aseität (Selbstständigkeit). Das ist wiederum Lehre einer philosophischen Schule, mit dem Hinduismus hat das aber nichts zu thun. Man könnte ebenso sagen, zum Christentum gehöre die Monadenlehre, weil der christliche Philosoph Leibniz diese Lehre aufgestellt hat. Was Wiwekananda über die Notwendigkeit der Seelenwanderung mitteilte, das ist wohl Gemeingut der Hindu. Er weiß aber auch und lehrt es ohne Schatten von Beweis, daß nur physische Eigenschaften von Eltern auf Kinder vererbt werden, während die eigenartigen Neigungen der Seele Folge der Thaten in einer früheren Geburt sein müssen. Das alles ist nicht neu, neu ist aber, daß unser Swami versichert, wenn wir es nur ernstlich probieren und kämpfen, so werden alle die Erfahrungen früherer Geburten in den Kreis des bewußten Seelenlebens hereintreten. „Wir haben die Geheimnisse entdeckt, durch die die Tiefen des Ozeans unserer Erinnerung aufgeregt werden können — folgt ihnen und ihr werdet zu einer vollkommenen Wiedererinnerung eures früheren Lebens gelangen", sagte er. Ein Hindu bemerkte dazu in einer indischen Zeitung: „Wir müssen bekennen, daß, so sehr wir uns auch anstrengten und kämpften, wir konnten uns an nichts erinnern von Erfahrungen aus einer früheren Geburt und wir wären sehr dankbar, wenn der Swami uns einiges von seinen Erinnerungen mitteilen wollte. Die Geheimnisse, die er entdeckt haben will, wir kennen sie nicht." Bei dem Mangel an aller Geschichte in Indien wäre es in der That eine Wohlthat, wenn die Swami und Mahatma in Indien nicht so zurückhaltend wären mit ihren Erinnerungen aus alten Tagen. Wie viel könnten sie doch auch der Religionswissenschaft und Sprachwissenschaft erleichtern; der dunklen Fragen, an deren Lösung man verzweifeln muß, giebt es so viele gerade in Indien.

Ueberraschend wirkten sicher die schmeichelhaften Ergüsse des Swami über menschliche Sünde. „O Kinder unsterblicher Freude! welch ein süßer, hoffnungsvoller Name! Erlaubt mir, Brüder, euch mit diesem süßen Namen zu nennen! Ja, der Hindu weigert sich, euch Sünder zu nennen. Ihr seid Kinder Gottes, Teilhaber der unsterblichen Freude, heilige und vollkommene Wesen. Ihr Gottheiten auf Erden sollt Sünder sein? Es ist eine Sünde, den Menschen so zu nennen. Es ist eine stehende Verläumdung der menschlichen Natur." Nun in diesem Stück hat der Swami sich die Hindu doch dümmer vorgestellt, als sie in Wirklichkeit sind. Er widerspricht sich da selbst, denn unter Seelenwanderung hat er doch selbst behauptet, daß unsere derzeitige Geburt eine Strafe und Folge

der Sünde sei und doch sollen wir sündlos sein. Es fehlt ja gewiß dem Hindu — wenigstens soweit er pantheistisch denkt, sehr an Sündenbewußtsein; aber daß er sich im allgemeinen für heilig und vollkommen halten würde, dagegen sprechen schon die Pilgerfahrten und das Baden in heiligen Gewässern, die Opfer, die Seelenwanderungslehre und anderes. Die Brahmanen beten doch immerhin noch: Pāpo' ham, pāpakarmāham, pāpātma, pāpasambhawah, d. h. „Ich bin Sünder, ich begehe Sünde; mein Herz ist sündig, ich bin in Sünden empfangen." Wozu auch der lange Kampf um Vollkommenheit, der das Wesen des Hinduismus ausmachen soll? Doch dieses Wort von der Vollkommenheit stammt allerdings auch nicht aus dem Hinduismus, das ist eine Reminiszenz aus den Tagen, da unser Swami die schottische Missionsschule besuchte. Die endliche Seligkeit schildert Wiwekananda auch in christlichen Farben. Es ist nicht der traumlose Schlaf, nicht die steinartige Existenz, wie sie Hindu von reinem Wasser schildern; nein, er schildert die Seligkeit als bewußtes Glück.

Die gewagteste Behauptung des Swami ist aber wohl die, daß es keinen Polytheismus in Indien gebe, denn „in jedem Tempel", sagt er, „werden wir hören, wie der Anbeter alle Attribute Gottes, sogar Allgegenwart, den Bildern beilegt. Das ist kein Polytheismus. Wenn wir die Rose auch mit einem anderen Namen nennen, sie duftet ebenso süß." Diese Behauptung ist eine Absurdität, die für den, der Indien einigermaßen kennt, gar keine Widerlegung bedarf. Wie er den Götzendienst entschuldigt, das ist eine alte Geschichte und ähnliches wurde und wird auch in Europa zur Entschuldigung des Bilderdienstes gesagt. Alle die Götzen sollen Hilfsmittel sein, um die Gemüter zur Kontemplation über die göttlichen Eigenschaften, die durch die Götzenbilder repräsentiert seien, zu erheben. Das ist doch alter Kohl. Solche, die die Sache schon mit angesehen haben und wissen, wie die Leute von der Sache reden, lassen sich da nicht täuschen. Das ist aber auch nichts Neues. So haben die Gebildeten ihre höhere Intelligenz immer mißbraucht, um den ordinären Aberglauben zu verteidigen. Ehrliche Hindu haben aber auch immer zugegeben, daß es sich mit den Götzen einfach um Objekte der Anbetung handelt.

In festem Glauben an die Unwissenheit seines Publikums wagte der Swami schließlich auch noch zu behaupten: „Die Hindu haben ihre Fehler, aber merke dir das: sie waren immer dafür, ihre eigenen Leiber zu strafen und nie dafür, die Kehle des Nächsten abzuschneiden. Der fanatische Hindu mag sich selbst auf einem Feuerstoß verbrennen, aber er wird nie das Feuer einer Inquisition anzünden.

Und für diese Schwachheit sogar kann die Religion des Hindu ebenso wenig verantwortlich gemacht werden, als das Christentum für das Verbrennen von Hexen." So frei ist doch der Hinduismus in dieser Hinsicht nicht. Abgesehen von dem, was oben über Toleranz und Intoleranz des Hinduismus gesagt wurde, darf man doch wohl fragen, was denn aus den Buddhisten in Indien geworden sei. Und daß sogar der Geist der Religion etwas mit der Sache zu thun hat, kann man in dem weltberühmten Tempel in Madhura sehen, wo auf einem Bild eine Reihe von Dschain dargestellt ist, die alle gepfählt sind, während Hunde das herabträufelnde Blut auflecken.

Nein, dieser Hinduismus des Wiwekananda hat nie existiert, hat auch jetzt keine Existenz, er ist ein aus verschiedenen Elementen zusammengebautes Gedankensystem des Swami und seiner Gesinnungsgenossen. Es wirkt wohl der Einfluß von Babu Kesab Tschander Sen nach, aber der war doch immer zu ehrlich, um seine Universalreligion für Hinduismus auszugeben. Hätte der Swami gesagt: „So etwas streben wir an, aber es existiert noch nicht", so ließe sich darüber reden. Doch Wiwekananda ist nicht damit zufrieden, den Hinduismus in den Augen der civilisierten Welt weiß zu waschen, er will Schule machen. Konvertiten zum Hinduismus werden sich zwar immer sonderbar ausnehmen, etwas mehr als „Proselyten des Thores" kann es da wohl kaum geben; aber Thatsache ist, daß der Swami Schüler angenommen hat. Er hat in Amerika etwa drei Jahre gearbeitet. Er hat Eingang gefunden in reichen und intelligenten Zirkeln. Er hat sich auch herabgelassen, unter das Volk zu gehen und Sonntag nachmittags Vorträge für ein weiteres Publikum gehalten. Die anziehende Erscheinung hat überall gewirkt. Den verschiedenen Naturen und Temperamenten der Menschen entsprechend hat er die bekannten vier Heilswege des Hinduismus dargelegt. Manchem ist das wohl auch als ein Vorzug erschienen dem einen Weg für alle gegenüber. Es ist doch auch der Begabung, Individualität Rechnung getragen und es giebt auch besondere Wege für vornehmere Geister. Da ist einmal die „Dharma-Yoga", d. h. der Weg der Probe und der Pflicht, der einfachste und faßbarste Weg für den gemeinen Mann. Zu denken giebt es da nicht viel, man erfüllt einfach pünktlich die Vorschriften der Religion. Für Leute mit einem regeren Gefühlsleben und einem Bedürfnis nach persönlichem Umgang mit der Gottheit wäre die „Bhakti-Yoga" zu empfehlen. Hier wird die Realisation der eigenen Gottheit erstrebt durch die Liebe und Hingabe an einen persönlichen Gott. Für Leute von starkem Willen wäre dann der dritte Weg, die „Radscha-Yoga", das

Passende. Es handelt sich da um stete Kontrolle und Beherrschung der natürlichen Neigungen, also um Askese. Und schließlich bleibt noch für die Weisen und Philosophen der königliche Weg, die „Dhyana-Yoga", als der Weg der Erkenntnis, um der eigenen Gottheit bewußt und froh zu werden. — Nun, wie gesagt, das Auftreten des Swami hat zunächst in Amerika großes Aufsehen gemacht. Doch scheint er sich von Anfang an zwei irrigen Vorstellungen hingegeben zu haben. Er sah offenbar all die Scharen, die zusammenströmten, als seine Anhänger an, und zum andern glaubte er, daß nun diese Zuhörer alle vom Christentum abgefallen seien. Er kannte eben da doch die Art unserer Leute in großen Städten nicht. Manche sind eben da auch gelaufen, um den farbigen Philosophen aus Indien in seiner wundersamen Tracht zu sehen, andere wollten eben wieder etwas Neues hören. Kurz gesagt, viele laufen da eben zusammen, wie man auch zu einem Zirkus läuft, ohne deshalb Kunstreiter werden zu wollen. Da wird sich unser Swami allerdings gewundert haben, daß die Zahl eigentlicher Jünger in Amerika doch sehr klein und von zweifelhafter Sorte war. Man hörte von einer Französin, Swami Abhyapananda, und einem russischen Juden, Swami Kripananda; die erstere war einst Materialistin und Anarchistin und der letztere Zeitungsschreiber und großer Fanatiker. Mag ja schon sein, daß diese zwei unter der Leitung des Swami sich verbessert haben. Es wird aber selbst dem Swami etwas schwül zu Mute geworden sein, als seine französische Schülerin nun auch anfing, über Indien Vorlesungen zu halten. Sie redete über die erhabene Stellung der Frau in Indien. „Die Frau sei Regentin, Erhalterin und Zerstörerin von allem, die Stellvertreterin Gottes auf Erden. Eine Abteilung der Hindu gebe sich sogar der Frauenanbetung hin. Von Frauenrechten rede man in Indien nicht, weil die Frauen schon alle Rechte haben. Die Kinder führen in Indien ein idyllisches Dasein, sie werden nie bestraft und nie gezankt, denn Liebe ist die einzige Macht, durch die sie geleitet werden." Unangenehm war die Anwesenheit einer Dame, die 20 Jahre in Indien gelebt hatte und ganz unbequeme Fragen über Hinduwitwen, Kinderheiraten u. dgl. stellte.

Wiwekananda zog von Amerika nach England. Er wird dort schon etwas nüchterner geschildert; in England hat man ja schon manchen Hindu gesehen, fühlt auch etwas nüchterner. Der Swami sei ein Mann von mittlerer Größe, untersetzt, glatt rasiert, einem katholischen Priester ähnlich sehend, aber mit träumerischen, orientalischen Augen. Seine Vorträge über Hinduismus und die

Wedantaphilosophie waren auch gut besucht, besonders von Damen. Doch sind englische Damen nachdenksam und er mag dann und wann in Verlegenheit gekommen sein. Er hatte eines Abends auseinandergesetzt, daß nur Brahma existiere und alles sonst Illusion (Maya) sei. Wie ist es aber dann mit dem Unterschiede zwischen Mann und Frau? fragte eine Dame. „O, das ist alles Illusion der Sinne", entgegnete er. „Aber was verursacht denn diese Illusion der Sinne?" fragte die Dame weiter. „Wir selbst", war des Swami's Antwort. „Wer sind diese wir?" lautet nun die Frage, und der Swami scheint keine befriedigende Antwort darauf gegeben zu haben.

Großartig war aber nun die Bewegung, als die Nachricht in Indien eintraf, der Swami, der Indien und den Hinduismus im Westen so groß gemacht habe, kehre nun mit drei englischen Schülern nach Indien zurück. Ein Hauptmann, Namens Series, und seine Frau, dazu ein Herr Godwin, wollten also den Swami begleiten. Der Hauptmann und seine Frau wollen im Himalaya bei Almora ein Asyl für westliche Sanyasi gründen, Godwin will mit dem Swami reisen und zusammen leben. Er sei schon ein ganzer Sanyasi geworden, schreibt Wivekananda. Die Vorbereitungen zum Empfang des Swami waren ganz großartig. Und eins muß man dem Mann lassen: er kennt seine Papenheimer. Er sagte nun in Indien manches, was er in England nicht gesagt hätte, und wagt auch manches nicht zu sagen, was er in Amerika und England mit besonderem Nachdruck hervorgehoben hat. In Ceylon stieg er ans Land, und schon aus seiner ersten Rede konnte man hören, was er nun in Indien zu verkündigen beabsichtigt. Großartiger ist noch nie geprahlt und meisterhafter ist noch nie aufgeschnitten worden. Der Inhalt des ersten Vortrags ist: „Indien lebte in voller, reger Aktivität, ehe die Nationen des Westens aus wilder Barbarei in die Kultur eingetreten sind, und es lebt noch in altem Glanz, nachdem Griechenland und Rom verschwunden sind, wie leichtes Wellengekräusel von der Oberfläche des Wassers. In den westlichen Ländern weiß jeder Bauer, zu welcher politischen Partei er gehört und für wen er stimmen soll, geht auch zur Kirche; unsere Bauern wissen so was nicht, aber sie haben ihre Religion auf die Stirne geschrieben und Religion ist das Leben unsrer Nation." Daß den Hindu solche Rhetorik

ungemein wohlthat, ist kein Zweifel, aber unsre Christen in Indien, trotz ihres neuerwachten Patriotismus, können uns doch freuen. Da schreibt einer von ihnen im Christian Patriot: „All das ist eine Neuigkeit für uns, aber wenn dieses Zeug die Amerikaner elektrisiert und die Engländer magnetisiert hat, können wir keinen großen Respekt haben vor dieser Sorte von Amerikanern und Engländern."

Großartig war der Empfang in Madras. Es fanden sich in und um die Viktoriahalle über 10 000 Leute zusammen, um dem großen Mann einen Willkomm zu bereiten. Die Massen wurden so lärmend, daß der Swami nicht einmal seine Rede fertig bringen konnte. Er sprach dann noch manchmal in Madras: über den Plan seines Werks, über die Weisen Indiens, über die Wedantaphilosophie und anderes mehr. Im ganzen ist es auch in den indischen Reden die gleiche Konfusion, wie in Amerika: Vermischung von Religion und Philosophie, Zuthaten von allerlei Religionen, besonders vom Christentum. Am Anfang war der Enthusiasmus ganz haarsträubend. Einsichtige Hindu begannen bald zu mahnen, man solle über der Heldenanbetung den Verstand nicht verlieren. Er verletzte auch durch seine ungeheure Selbstberäucherung und durch sein Auftreten als einziger Führer der Nation die Theosophisten, auch die Reformparteien, an die er keinen Glauben hat. Von Universitätserziehung denkt er gering; er glaubt nur an eine Erziehung durch die Organe, die er auszubilden gedenkt. Bezeichnend für den Mann ist folgender Ausspruch aus einer Rede in Madras: „Die Hauptsache ist Glauben an sich selbst, das kommt sogar vor dem Glauben an Gott." Ein Gegenstand seines ganz besondern Mißfallens sind die Missionare. Sie genierten ihn schon ganz bedeutend in Amerika und England, denn sie erinnerten ihn dann und wann daran, daß der Hinduismus, den er predige, nicht der Hinduismus von Indien sei. In Europa mußte er den toleranten Mann der Liebe aufspielen, auch den Freund der Christen. Da mußte er maßvoll auftreten. Aber nun in Indien — da bricht sein ganzer Groll los und mit Vorliebe sprach er von den „niedrig geborenen Missionaren" („Low caste missionaries"). Sein Plan ist eigentlich der, daß er keinen hat: man läßt die Dinge gehen, wie sie gehen, und läßt die Mächte, die schon in Aktion sind, ihr Werk thun.

Der Abzug von Madras nach Kalkutta war nicht so glorreich als die Ankunft in Madras. Würdig benahmen sich die Christen in Madras, die sich absolut um den Mann nichts kümmerten und ein großes Jünglings- und Studentenvereinsfest feierten, so lange der Swami seine Raketen losließ. Es wurde auch ernstlich um seine Bekehrung gebetet. Eigentlich begeistert waren nur die englisch gebildeten und halbgebildeten Hindu, die nichts von ihrer eigenen Religion wissen. Aeußerst unbequem war für Wivekananda, daß Dr. Barrows, der einstige Präsident des Religionskongresses in Chicago, zu gleicher Zeit mit ihm in Madras seine Vorträge hielt. Eine Mrs. Haskell hatte das nötige Geld gegeben, damit bedeutende Gelehrte nach Indien gehen und Vorträge halten können über das Verhältnis des Christentums zu den östlichen Religionen. Da ist nun dieser Barrows als der erste gegangen, und hat nun von Mitte Dezember bis Anfang März, von Bombay bis Nagercoil seine Vorträge gehalten. Der Mann hatte als Präsident des Religionskongresses einem Missionar gegenüber den großen Vorteil, daß ihm der Ruf äußerster Weitherzigkeit und sehr irenischer Gesinnung voranging. Viele Eingeborene hofften, er werde nun im Gegensatz zu den Missionaren verkünden, daß ein Glaube so gut sei als der andre, und von der allgemeinen Bruderschaft aller Menschen reden. Andere waren so vernünftig, das nicht zu erwarten; ein Reformblatt ging so weit, zu schreiben, daß, wenn er nicht für seinen eigenen Glauben die Superiorität über alle andern Religionen beanspruchen würde, sie ihn gar nicht anhören möchten. Er redete nun über die Ansprüche des Christentums auf die ganze Welt, über die Früchte des Christentums für die ganze Welt, über die christliche Lehre von Gott, als der Basis einer universalen Religion, über den historischen Charakter des Christentums, welcher den Anspruch desselben auf Autorität über die ganze Welt rechtfertige.

Der Besuch dieses Herrn in Indien war jedenfalls ein großer Erfolg. Nicht nur, daß so viele schiefe Urteile, die der Religionskongreß in den Köpfen der Eingeborenen hervorgerufen hatte, beseitigt wurden, es wird der nach Amerika zurückgekehrte Dr. Barrows auch andere Ansichten über den Hinduismus zurückbringen, als er sie auf die Reise mitgenommen hatte. Missionare und eingeborene Christen haben sich des beredten Zeugnisses vom Evangelium Jesu Christi gefreut, haben aber nicht gefunden, daß es ihnen bis jetzt im allgemeinen an der nötigen Weitherzigkeit gefehlt hätte. Mit all der Weitherzigkeit und dem überaus freundlichen Entgegenkommen, das sich Dr. Barrows den indischen Religionen gegenüber angelegen sein ließ, hat er eben doch die Hindu so wenig als die Missionare darüber

im Dunkeln lassen können, daß unser Herr und Heiland ein Heiland aller Welt sein will und daß in keinem andern Namen Heil ist, als in dem Namen Jesu. Ein großer Vorteil war es, daß er gerade mit unserem Swami zusammentraf, der sich aber in den Vorträgen des Dr. Barrows nicht sehen ließ. Er konnte doch die maßlosen Uebertreibungen des Swami über seinen eigenen Erfolg in Amerika und über die Stellung der heimatlichen Kreise zum Christentum und zum Hinduismus des Wiwekananda aufs richtige Maß zurückführen. Er machte sie z. B. darauf aufmerksam, daß man in Amerika höflich gegen Fremde sei und sie in ihren religiösen Gefühlen zu achten und zu schonen sich bemühe; es sei aber absurd, zu glauben, daß die Amerikaner um ihrer Freundlichkeit willen gegen einen buddhistischen Priester oder gegen den Swami den Glauben ans Christentum verloren haben. Man höre einen Vortrag über die Wedantaphilosophie mit Interesse an, deshalb gehe man am Sonntag darauf doch zur Kirche und hänge am Christentum wie zuvor. Es war nötig, das zu sagen, denn Swami Wiwekananda meint ja, in zehn Jahren werde eine große Majorität in England zum Wedantismus übergegangen sein.

Der Besuch des Dr. Barrows in Indien muß also unter allen Umständen als ein glückliches Ereignis angesehen werden. Man kann kurz sagen, daß er in etwas wieder gut gemacht hat, was der Religionskongreß geschadet hatte. Es ist doch gar keine Frage, daß Erscheinungen wie Wiwekananda, der doch als eine Frucht des Kongresses angesehen werden muß, daß die Stärkung des nationalen Hochmuts, die doch auch neben dem wachsenden Zweifel in die Macht des Evangeliums auf Rechnung dieses Kongresses zu schreiben sind, die Missionsarbeit ungemein erschweren. Der Swami und andere haben auf diesem Religionsparlament ihr Möglichstes gethan, um den Mut der Missionsfreunde zu Haus herabzustimmen. Es lag in ihrem Interesse, zu behaupten, daß das Missionswerk in Indien, was die höheren Kasten und Volksklassen anbelange, ganz entschieden zu Schanden geworden sei und daß der geringe Erfolg, den es gehabt habe, unter nichtarischen Urstämmen und den Ueberlebenden bei Hungersnöten zu suchen sei. Dr. Barrows hat nun doch gesehen, daß der Hinduismus nicht so ideal ist, wie ihn der Swami geschildert hat, und daß anderseits die Erfolge der Missionsarbeit nicht so armselig sind, wie behauptet worden war. Er hat es ausgesprochen in Madras, daß ihm die christlichen Gemeinden inmitten ihrer heidnischen Umgebung als eine noch wunderbarere Manifestation der Macht Gottes erscheinen, als die majestätischen Höhen des Himalaya. Er hat allerdings auch in Indien bei jeder Gelegenheit von den

herrlichen Resultaten des Religionskongresses gesprochen, aber da vermögen wir nicht einig mit ihm zu gehen; wir glauben, daß wenige, die mit der Verkündigung des Evangeliums in Indien beauftragt sind, ihm da beipflichten werden. Daß in Chicago die bedeutendsten Gelehrten und Geistliche aller Religionen versammelt waren, können wir dem liebenswürdigen Doktor nicht glauben. Die meisten der Größen waren nicht dem Namen nach bekannt, ehe sie auftraten. Daß der Kongreß gar kein Gutes gestiftet, kann man ja nicht sagen. Dr. Barrows hätte die freundliche Aufnahme unter den Gebildeten in Indien nicht gefunden, wenn er nicht in Chicago die Orientalen so freundlich hätte ankommen lassen. Aber gerade an dem oben besprochenen Wivekananda tritt der Hauptmangel dieses Religionskongresses zu Tage: die Vertreter von niederen Formen der Religion konnten in dieser Religionsausstellung eben der Versuchung nicht widerstehen, den Darstellungen ihrer Religionssysteme durch Eintragung von Idealen, die in höher stehenden Religionen leben, aufzuhelfen.

Alles zusammengenommen, haben indische Missionare keinen Grund, des Religionskongresses sich zu freuen; unsere Position ist entschieden schwieriger geworden: früher waren die Leute froh, wenn man sie mit ihrer Religion in Ruhe ließ, nun rechnen sie sogar mit der Möglichkeit, daß ihr recht erstandener Hinduismus imstande sei, sogar das Christentum in seinen Grundfesten zu erschüttern. Dr. Barrows sagte zwar: „Zu behaupten, daß das amerikanische Christentum durch die östlichen Redner auf dem Religionsparlament erschüttert worden sei, ist so absurd für den, der die Dinge kennt, als zu sagen, ein Kind habe mit seiner Hand den Lauf des Ganges aufgehalten, oder eines Büffels Tritt habe die Fundamente des Himalaya wanken gemacht." Aber wem werden die Hindu mehr glauben: dem amerikanischen Doktor oder ihrem schlauen, auch im Glanze des Westens strahlenden Sanyasi? Daß der Swami schließlich doch eine kleine Wolke ist, die vorübergehen wird, glauben wir auch. Wenn die Amerikaner und Engländer etwas mehr Würde und Christentum an den Tag gelegt hätten, wäre unser Swami nicht wie ein sieggekrönter Held nach Indien zurückgekehrt. Die Hindu fangen schon an, wieder nüchtern zu reden und es fällt ihnen jetzt manches ein, was sie im ersten Taumel des Glücks vergessen hatten; es fällt ihnen nun ein, daß die Schastra verbieten, Proselyten zu machen, daß der Hinduismus zwar gelehrt werden darf, aber nicht jenseits des arabischen Meeres, des persischen Golfs, des Himalaya ꝛc., daß der Hinduismus nur von einem Brahmanen gepredigt werden darf, daß der Swami aber ein Sudra und daß ihm darum nach dem Ramayana die Ohren mit

heißem Wachs zugeschlossen werden sollen, die Nase abgeschnitten und er aus Indien verbannt werden sollte, daß keine der orthodoxen Definitionen des Titels Swami auf Wiwekananda passe,*) daß er auch keine der Bedingungen erfüllt habe, die ihn berechtigen würden, sich einen Sanyasi zu nennen. So ist zu hoffen, daß wohl alle bei der Sache beteiligten Parteien am Ende noch zu der Einsicht kommen werden, daß „Zeitvertreib eine Sache ist und Religion eine andere."

(Schluß folgt.)

Die Mission auf den Sangi-Inseln.

Von P. R. Meumann.

(Schluß)

Ende der sechziger Jahre sehen wir neben den vier bisherigen Missionaren noch einen fünften, ebenfalls Goßnerschen Missionar auf den Sangi-Inseln thätig, Tauffmann, der ursprünglich von Ds. Heldring nach den Talautinseln gesandt war, von dort aber bald nach Manado zurückgekehrt war, wo er eine Zeitlang als Kaufmann gelebt hatte. Er ließ sich in Tamako im Süden von Groß-Sangi nieder, tauschte aber nach einigen Jahren mit Missionar Grohe, indem er nach Ulu auf Siauw übersiedelte, während Grohe Tamako übernahm. Doch auch dort blieb Tauffmann nur kurze Zeit und reichte dann wieder seine Entlassung bei der Regierung ein. Seit der Zeit waren die Inseln Siauw und Tagulandang beide dem Missionar Kelling unterstellt, welcher seinen Wohnsitz nunmehr in Ulu nahm. Bis

*) Nach Panini, dem großen Grammatiker, heißt Swami: 1) ein Mann von übernatürlichen Kräften; 2) der erste der geistlichen Führer; 3) der größte Wunderthäter; 4) göttlich; 5) ein Mann, dessen Herz so rein wie Krystall; 6) einer, der sündlos und außerordentlich geistlich gerichtet; 7) der nächste nach Gott; 8) einer, der die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kennt. — Nach andern Autoritäten (Amaragoscha, Sangraha, Manu, Gita) ist der Swami „der erste aller Heiligen", „der größte religiöse Lehrer der Welt", „ein himmlischer Mann, dessen Sinn immer auf den Himmel gerichtet ist", „einer, der alle Leidenschaften vollständig beherrscht hat" 2c., „einer, der keinen Zusammenhang mit der Welt mehr hat und mit dem, was in der Welt ist; ein vollkommener Mann, der in Gott lebt und Gott in ihm; der wahre Brahmane"; ja — „Gottes anderer Name ist Swami". —

1890 hat er diesem großen Wirkungskreise vorgestanden, dann aber Siauw seinem Sohn Paul, der eine Zeitlang am Seminar für eingeborne Lehrer in Depok auf Java angestellt gewesen war, übergeben und sich selbst auf Tagulandang wieder beschränkt. Auch Missionar Grohe hat nicht lange in Tamako arbeiten können, da er wegen Geisteskrankheit seinen Abschied nehmen mußte. Sein Nachfolger ist ein zweiter Sohn Missionar Kellings, Martin, geworden. Beide jüngeren Kellings sind übrigens Schwiegersöhne Missionar Stellers, sodaß alle Missionare der Sangi-Inseln nun miteinander verwandt waren. Als im Jahre 1885 Missionar Schröder in Tabukan starb, hatten die Gemeinden den Wunsch, seinen Sohn Karl als Nachfolger des Vaters zu sehen. Leider ging dieser Wunsch nicht in Erfüllung, denn Missionar Tauffmann hatte es mit Hilfe des Predigers von Manado verstanden, seine Ernennung beim Residenten durchzusetzen. Leider geht aus den wenigen Nachrichten, die wir über seine Wirksamkeit in Tabukan haben, hervor, daß sein Einfluß auf die Gemeinden kein segensreicher gewesen. Am 18. August 1896 ist er in Tabukan gestorben.

Da am 4. Januar 1897 auch Missionar Steller heimgegangen ist, so sind zwei Missionsposten auf den Sangi-Inseln augenblicklich neu zu besetzen. Diese Besetzung geschieht nun nicht, wie man denken sollte, durch das Sangi- und Talaut-Komitee, welches sich seit 1887 in Holland gebildet hat und aus je zwei Mitgliedern des Java-Komitees, des Rotterdamer Missionsvereins (Rotterdam II.) und des Utrechter Missionsvereins besteht, sondern der etwas verwickelte Gang der Angelegenheit ist vielmehr folgender: Die Gesellschaft für innere und äußere Mission zu Batavia ersucht das Sangi- und Talaut-Komitee in Holland, sich nach einer geeigneten Persönlichkeit für die vakante Stelle umzusehen. Ist diese gefunden, so sorgt das Sangi- und Talaut-Komitee für seine Ausbildung, Ausrüstung und Aussendung nach Indien. Bei seiner Ankunft in Batavia wird der Missionskandidat dem Vorstand der protestantischen Kirchen in Indien vorgestellt, der denselben dann der Niederländisch-indischen Regierung zur Ernennung vorschlägt. Die Ernennung geht von der Regierung aus, welche dem Missionar dann auch eine „Zulage" zuerkennt, wodurch sie sich zugleich das Recht vorbehält, seine Arbeit zu kontrollieren und inspizieren, was gewöhnlich durch den Prediger von Manado geschieht. Der richtige Ausdruck für die Mission auf den Sangi-Inseln müßte also sein: Staatskirchliche, dem Prediger von Manado

unterstellte Mission. Gleichwohl bleiben die Missionare auf den Sangi-Inseln wie auch die auf den Talaut-Inseln durch ihre Bekanntschaft mit dem Sangi- und Talaut-Komitee, wenn sie es wünschen, in freundschaftlicher Verbindung mit den protestantischen Christen in Holland und können sich auch nötigenfalls mit der Bitte um Hilfe an dieses Komitee wenden; soweit es dazu imstande ist, wird es sie gewiß keine Fehlbitte thun lassen.

Inzwischen ist übrigens auch das Einkommen der Missionare etwas besser geworden. Durch einflußreiche Freunde der Mission wurde die Regierung bewogen, 1872 die jährliche „Zulage" — zu was die eigentlich zugelegt wird, sieht man nicht recht ein — auf 1000 Gulden und neuerdings auf 1800 Gulden jährlich zu erhöhen, dagegen sind die Bestrebungen, diese „Zulage" in ein festes Gehalt zu verwandeln und den Missionaren das Recht auf Urlaub und Pension zu erwirken, wodurch sie den Hulpprediker*) gleichgestellt wären, bisher gescheitert. Die Schuld dafür dürfte allerdings bei den Missionaren selbst zu suchen sein, die durch eine feste Anstellung der Regierung in zu große Abhängigkeit von derselben zu geraten fürchten und lieber auf den höheren Gehalt, welcher damit verbunden wäre, verzichten, als ihre bisherige Stellung zu ihren Gemeinden aufgeben wollen.

---

4. Der heutige Stand der Missionsarbeit auf den Sangi-Inseln.

Um den heutigen Stand der Missionsarbeit auf den Sangi-Inseln kennen zu lernen, wollen wir den Missionaren auf den verschiedenen Stationen einen Besuch abstatten. Wir benützen ein Dampfschiff der Königlichen Packetfahrtgesellschaft, das alle vierzehn Tage von Ternate über die Sangi-Inseln nach Manado fährt. Der Anlegeplatz der Dampfer ist Taruna, an der Nordwestküste von Groß-Sangi gelegen, der Wohnsitz des holländischen Kontrolleurs. Ein breiter, bequemer Weg, umsäumt von Kokos-

*) Hulpprediker sind nicht zu verwechseln mit unsern Hilfspredigern, sondern sind Prediger an den eingebornen Christengemeinden, während der holländische Predikant in den Kolonien nicht sowohl unserm Prediger, als unserm Dekan oder Superintendenten entspricht.

palmen, führt vom Hafenplatz in die Negerei Taruna. Das Haus des Radjas ist an den vier Schildwachen kenntlich, die davor stehen, mit hölzernen Speeren und kleinen hölzernen Schilden ausgerüstet, den Kopf mit Hüten bedeckt, die aus Palmblättern geflochten an der Seite keck aufgeschlagen und mit einem Büschel Hahnenfedern verziert sind. Auch die große aus Korallenkalk aufgemauerte Kirche, die zugleich als Schulhaus dient, wird uns in dem ordentlich gebauten und ziemlich sauber gehaltenen Dorfe auffallen. Nach einem Gasthaus freilich werden wir uns vergebens umsehen, und so nehmen wir die Einladung des Radja, seine Gäste zu sein, dankbar an. Er stellt uns der Wawu Bôki, seiner Gattin vor, und diese führt uns in das sehr geräumige Haus. In einen großen Empfangssaal münden eine Anzahl kleiner Gemächer, von denen uns eins als Quartier angewiesen wird. Das ganze Haus ist mit einer erstaunlichen Menge Kossogardinen behängt, die ihm fast das Aussehen eines ethnologischen Museums geben. An der Vorderseite des Hauses läuft eine geräumige Veranda entlang, auf welcher Stühle und Tische nach europäischer Art stehen und Vasen mit Sträußen prächtiger wilder Blumen den Schönheitssinn der Bôki verraten. Abends finden wir sie mit gewöhnlichen Petroleumlampen, die von der Decke herabhängen — denn Tischlampen sind wegen der häufigen Erdbeben nicht gebräuchlich — erleuchtet, und nachts dient sie zugleich als Schlafplatz für die zahlreiche Dienerschaft, deren eintöniges Schnarchen uns noch lange nicht zur Ruhe kommen läßt.

Missionsstation ist Taruna nicht, sondern gehört zu dem Bezirk des verstorbenen Missionars Steller in Manganitu, der etwa alle vier Wochen in diese zweitgrößte seiner sechzehn Gemeinden zu kommen pflegte und dann auch wohl einige Tage blieb, um mit dem Gemeindekirchenrat die Angelegenheiten der Gemeinde zu beraten und die Gemeindeglieder in ihren Häusern zu besuchen.

Um zu dem Wohnsitz des Missionars nach Manganitu zu gelangen, müssen wir auf einem kleinen Küstenfahrzeuge, vielleicht einem Tombilow der Eingeborenen, drei Stunden südwärts fahren, und mit Staunen und Bewunderung werden wir dabei den Farbenreichtum betrachten, den die Muscheln und Korallen auf dem Meeresboden entfalten. Wie Taruna, liegt auch Manganitu an einer tiefen Bucht, besitzt aber leider nicht dieselben natürlichen

Vorteile als Hafen, wie jenes, denn die Meeresbucht ist den Westwinden mehr ausgesetzt, und eine vorgelagerte Korallenbank hindert größere Schiffe zugleich an der Einfahrt. Mit unserem Boot werden wir den schmalen Eingang zumal in der Zeit der Flut ohne Gefahr passieren und sehen nun in malerischer Schönheit sich das Dorf halbkreisförmig am Ufer ausdehnen. Zwischen einigen Sagopalmen erheben üppige Kokospalmen ihre 16 bis 20 Meter hohen Stämme und beschatten mit ihren stolzen Büscheln von 3—4 Meter langen gefiederten Blättern die Häuser der Bewohner, den Hintergrund aber bildet ein Höhenzug, der bis zu 250 Meter aufsteigt. Auf breitem Wege kommen wir an gut unterhaltenen Gärten vorüber, welche die Häuser rings umgeben, am Ende des Dorfes zu der nun verlassenen Wohnung Missionar Stellers. Im Schatten der Muskatnußbäume, die vor der Thüre stehen, macht sie einen gar freundlichen Eindruck; hinter dem Hause aber schließt sich ein Garten an, in welchem mehrere hundert Kakaobäumchen neben den stattlichen Muskatnußbäumen grünen, und ein Laubengang führt uns zu dem murmelnden Bache, in dem wir ein erquickendes Bad nehmen können.

Wir können es verstehen, wenn eine so liebliche Umgebung im Verein mit der freundlichen Aufnahme, die er fand, auf einen Naturforscher wie den Engländer Dr. Hickson nicht ohne Eindruck blieb, ja imstande war, ihn zu einem Missionsfreunde zu machen, daß er schreibt: „Ich werde nie die Freundlichkeit und Gastfreiheit dieser besten Menschen vergessen, durch welche mir die Tage in Manganitu zu den angenehmsten und interessantesten meiner ganzen Reise gemacht wurden. Mehrmals habe ich mich an andern Orten unbefriedigt gefühlt mit den Erfolgen des Missionswerks. Es schien mir, als ob die Wohlthat, die den Eingebornen damit erwiesen wird, die Kosten und Opfer nicht aufwiege, die sie verursacht, aber in Manganitu bin ich anderen Sinnes geworden, denn der wohlthuende Einfluß des Herrn Steller auf die Bevölkerung war überall sichtbar, und der praktische Wert seines Unterrichts in jedem Winkel des Dorfes wahrzunehmen. Ein Missionar, der wie Herr Steller die Bevölkerung den Nutzen der täglichen Beschäftigung der Kulturvölker kennen lehrt und der dadurch, daß er unter seiner steten Aufsicht die Eingeborenen das Land bebauen läßt, ihnen das Verständnis für den Wert des Grund und Bodens erschließt, auf dem sie leben, befördert unzweifelhaft die Wohlfahrt und das Glück des Volkes."

Doch folgen wir der freundlichen Einladung eines Schülers Missionar Stellers in die auf einer Anhöhe schön gelegene Pisanglaube und lassen uns von ihm über die Arbeit seines verstorbenen Lehrers berichten: „Zum Bezirk von Manganitu", so erzählt er uns, „gehören sechzehn Gemeinden, die bis auf zwei, welche auf benachbarten kleinen Inseln liegen, sich alle auf der Westseite von Groß-Sangi befinden. Drei davon sind 1895 neu gegründet, wenn auch in zweien von ihnen noch keine und in der dritten erst acht Getaufte wohnen. Ueberhaupt konnten 1895 61 Erwachsene und 549 Kinder getauft werden, sodaß die Zahl der Getauften Ende 1895*) 16 861 betrug, darunter 9589 Kinder unter sechzehn Jahren. Die Konfirmation erteilen wir nach holländischer Weise erst in späterem Alter und es sind im letzten Jahre 887 Personen dadurch der Abendmahlsgemeinde einverleibt worden. Diese „lidmaten" beweisen ihren Glauben in einem wahrhaft christlichen Wandel, wenn auch einzelne Fälle von Kirchenzucht bei der großen Zahl natürlich nötig waren, dagegen ist unter den vielen Namenchristen aus alter Zeit von einer Besserung wenig zu spüren, und ihnen ist es zuzuschreiben, wenn unter den getauften Kindern von 1895 nur 90 ehelich, 459 dagegen unehelich geboren waren. Von den sechzehn Schulen des Amtskreises stammen sechs noch aus der Zeit der Ostindischen Kompagnie, und an den an ihnen angestellten und von der Regierung besoldeten Lehrern hat der Missionar wenig Hilfe in seiner Arbeit und muß schon zufrieden sein, wenn sie den seit einigen Jahren von der Regierung gestatteten, wenn auch nicht von ihr verlangten Religionsunterricht wöchentlich in zwei Stunden erteilen. In den übrigen Schulen steht es darin besser, weil es von der Mission gegründete Privatschulen sind, doch erhalten die an ihnen thätigen Lehrer keine andere Besoldung, als die sonntäglich nach den Gottesdiensten zu diesem Zweck gesammelten Kollekten es zulassen. Im Jahre 1895 gingen 1055,24 Gulden durch diese Kollekten ein. Die Lehrer dieser Privatschulen halten auch Sonntags den Gottesdienst in den Gemeinden, in denen der Missionar nicht anwesend sein kann, und wöchentlich zweimal die Katechisationen, zu welchen sich 266 Teilnehmer einstellten, trotzdem die Jugend leider noch nicht zu bewegen gewesen ist, dieselben zu besuchen. Vierzehn solcher „vorganger", wie wir sie nennen, gehören zum Bezirk; wo sie fehlen, müssen Aelteste oder Diakonen an ihre Stelle treten. Auch die Leitung der täglichen Morgen- und Abendandachten, die in allen

*) Ueber 1896 liegen Nachrichten bisher nicht vor.

Kirchen eingerichtet ist, liegt auf den Außenplätzen in ihren Händen, und daß sich zu ihnen, wie Sonntags zum Gottesdienst, die Gemeindeglieder so treu einfinden, lindert den Schmerz darüber, daß die Kirchen, die überall auch als Schullokal dienen müssen, meist nur schlecht unterhaltene, nicht einmal mit einem ordentlichen Fußboden versehene Schuppen sind, denn nicht alle sind so schön, wie die Kirche, die Sie in Taruna gesehen haben. Besonders die innere Einrichtung, die teilweise aus halb verfaulten Baumstämmen besteht, die als Sitzplätze dienen müssen, macht einen recht traurigen Eindruck. In jede Außengemeinde, mit Ausnahme von Taruna, das öfter besucht wird, pflegt der Missionar jährlich dreimal auf einige Tage zu kommen und dann auch das heilige Abendmahl auszuteilen, an welchem alle „lidmaten", soweit sie nicht etwa dringend verhindert sind oder unter Kirchenzucht stehen, teilnehmen. Am ersten Montag jeden Monats aber wird eine Missionsbetstunde gehalten, zu welcher sich die Leute oft bis sechs Stunden weit zu Boot einfinden, sodaß manchmal 300—400 Teilnehmer zusammenkommen. Es werden da kurze Mitteilungen aus der Mission gemacht, und dann pflegt einer aus der Versammlung laut zu beten, dem nach einem Zwischenvers noch ein zweiter folgt. Am Dienstag früh werden durch die Lehrer und Aeltesten Ansprachen gehalten, und dann verabschieden sich die Auswärtigen gewöhnlich, nachdem sie noch allerlei guten Rat, auch wohl Arznei für Kranke sich erbeten haben, während die Aeltesten und Lehrer noch bis zum Nachmittag bleiben, um Rechnung abzulegen von den Kollektenkassen, deren Verwaltung ihnen obliegt, und etwaige besondere Gemeindeangelegenheiten mit dem Missionar zu besprechen."

Ich denke, diese Schilderung eines langjährigen Schülers Missionar Stellers ist mehr als die durch sein Verdienst so vorteilhaft veränderte Umgebung von Manganitu geeignet, uns zu Freunden einer Arbeit zu machen, welche einfache, aber von Herzen an ihren Heiland gläubige deutsche Männer dort auf den entlegenen Inseln von Holländisch Indien vollbracht haben.

Können wir die Gelegenheit benutzen, zu Pferde einen Ausflug auf die Berge zu unternehmen, wo Vater Steller seine größeren Pflanzungen angelegt hat, so werden wir das nicht zu bereuen haben. Entzückende Aussichten bieten sich uns, eine immer schöner, als die andere, auf das Land und auf den Strand, auf die Berge und in die Thäler und auf die blaue See mit ihren vielen kleinen grünen Inselchen. Bald führt

unser Weg durch Buschwerk, dessen Grün von schön gefärbten Blumen unterbrochen wird, bald wieder reiten wir unter hohen Bäumen dahin, wo der Weg umsäumt ist mit einer Unmenge von Moosen und Farnen, und gelangen endlich in ausgedehnte Reis- und Maispflanzungen. Hier oben hat Missionar Steller ein liebliches Sommerhaus erbaut, das lange Zeit seiner Tochter Amanda mit ihren drei Kindern zur Wohnung gedient hat. Ihrem Manne, dem Missionar Martin Kelling, war es nämlich 1893 nach sechsjähriger Arbeit in Tamako, im Südwesten von Groß-Sangi, noch nicht möglich gewesen, sich dort eine Heimstätte zu gründen. Zuerst war der mohammedanische Radja von Sianw, ein arger Gegner der Mission, zu dessen Reich der südliche Teil von Groß-Sangi gehört, ihm feindselig entgegengetreten; als er aber gestorben war, haben auch zwei holländische Kontrolleure nacheinander sich nicht gescheut, den Hausbau in Tamako zu hindern und damit die Arbeit des Missionars zu schädigen. Was will man sagen, wenn christliche Beamte sich nicht schämen, einen fast fertigen Kalkofen des Missionars wieder einreißen zu lassen, die Holzlieferung an denselben seitens der Eingebornen zu verbieten, und nachdem dasselbe doch von weit her unter viel Mühe und Kosten beschafft war, andere Hemmnisse zu bereiten wußten, sodaß das Holz, ehe es noch hatte verarbeitet werden können, von den weißen Ameisen verzehrt war, und ein Haus, das kaum über das Fundament hinaus war, dem Missionar schon 3500 Gulden kostete! Jahre lang hat M. Kelling die dreistündige Bootfahrt von Manganitu nach Tamako machen müssen und ist dann wieder manchmal Monate lang in seinem Amtsbezirk fern von seiner Familie geblieben, und auch nach den neuesten Nachrichten ist der Hausbau noch nicht vollendet.

Von den vierzehn Gemeinden, die der Pflege des Missionars Martin Kelling in Tamako anvertraut sind, liegen sieben auf Groß-Sangi, zwei auf der Insel Mahumu und fünf andere auf ebenso vielen Inselchen der Umgegend zerstreut. Ende 1896 zählte er 6835 Christen, von denen 919 konfirmiert waren. Ein Helfer stand ihm in der Missionsarbeit zur Seite, und vierzehn Lehrer waren an vierzehn Schulen mit 541 Schülern thätig. Drei von den Lehrern waren an Regierungsschulen angestellt und von der Regierung besoldet, während die andern elf Schulen von der Mission gegründete Privatschulen waren, deren Lehrer auf die leider nur geringen Kol-

lekten der Gemeinden als Gehalt angewiesen waren. 1896 waren es 852,31 Gulden.*)

Die zum Bezirk gehörenden Inseln werden bei Behinderung des durch den Hausbau viel beschäftigten Missionars von dem Helfer, die auf Groß-Sangi gelegenen Gemeinden aber von ihm selbst abwechselnd regelmäßig besucht und Gottesdienste, Taufen und Trauungen dort gehalten. Zur Feier des heiligen Abendmahls und zur Konfirmation kommen die im Norden des Bezirks wohnenden Gemeindeglieder in der Kirche zu Tamako, die im Süden wohnenden in der Kirche zu Dago zusammen. Das heilige Abendmahl wird jährlich viermal gefeiert und jedesmal von etwa 500 Personen empfangen. Auch in Tamako finden wir wie in Manganitu die Einrichtung regelmäßiger gemeinsamer Morgen- und Abendandachten in allen Gemeinden und ebenso die monatliche Missionsbetstunde mit daran sich anschließender Rechnungslegung des Gemeindekirchenrats über die ihm anvertrauten Kirchenkassen. Der Gemeindekirchenrat besteht aus zwei Aeltesten, zwei Diakonen und einem Küster.

Dürftig sind die Nachrichten, die uns über Tabukan, die einzige Missionsstation auf der Ostküste von Groß-Sangi, zur Verfügung stehen. Tabukan selbst und sieben Gemeinden in der nächsten Umgebung haben entsetzlich gelitten durch den Ausbruch des Awu am 7. Juni 1892. Nicht nur sind die Kirchen- und Schulgebäude gänzlich vernichtet, sondern in der einen Negerei Bahu sind zugleich sämtliche Bewohner, darunter der Lehrer mit Weib und Kind, umgekommen. Die Bewohner von drei anderen dieser Negereien haben sich zwar noch nach Tabukan retten können, aber dieses hat selbst so gelitten, daß die Einwohner es haben verlassen und vierzig Minuten weiter südlich ein neues Dorf bauen müssen. Diese Neuansiedlung ist zugleich gesunder, als das mitten im Sumpf gelegene alte Tabukan, und nur zehn Minuten

*) Den Regierungs-Schullehrern muß der Missionar leider das schlechte Zeugnis ausstellen, daß sie nicht einmal zu bewegen seien, den von der Regierung gestatteten Religionsunterricht in ihren Schulen in wöchentlich zwei Stunden zu erteilen, geschweige denn, daß sie willig sein sollten, des Sonntags Gottesdienste in ihren Gemeinden zu halten; diese müssen vielmehr von einem Aeltesten gehalten werden, der keinerlei Vorbildung empfangen hat. Aus dem kirchlichen Leben seiner Gemeinden kann der Missionar rühmend hervorheben, daß besonders die jüngeren Glieder derselben zu beweisen bestrebt seien, daß ihr Bekenntnis nicht nur ein Bekenntnis der Lippen sei. An den Sonntag Abenden, an welchen er über die am Vormittag gehaltene Predigt zu katechisieren pflegte, zeugten die Antworten nicht nur von reger Aufmerksamkeit, sondern auch von gutem Verständnis des Gehörten.

von dem Hafenplatz Peta entfernt. Zwei der oben genannten sieben Gemeinden haben gleichfalls ganz neu gebaut werden müssen, sind aber von den Bewohnern am alten Fleck wieder aufgeführt, und eine mit Namen Tamiang ist zunächst durch den Ausbruch verwüstet und dann auch noch die bis dahin verschont gebliebenen Häuser nebst Kirche und Anpflanzungen durch eine entsetzliche Ueberschwemmung weggespült. Die Bewohner haben sich gerettet und anderwärts angebaut.

Nach einer statistischen Uebersicht des verstorbenen Missionars Tauffmann von 1892 gehörten zum Bezirk von Taruna 25 Gemeinden. Von diesen liegen zwei auf der Insel Nusa, nördlich von Groß-Sangi, zwei andere, Enggan und Bukia, auf den gleichnamigen Inselchen, und je eine auf den Inseln Lipang, mehr als acht Stunden, und Kamalusa, mehr als zwölf Stunden nordwärts von Groß-Sangi — beide letzteren eigentlich erst im Entstehen begriffen — die übrigen neunzehn auf Groß-Sangi selbst. 1895 werden nur zwanzig Gemeinden gezählt mit einer Bevölkerung von 26124 Seelen, unter denen 6054 als Christen bezeichnet werden, von welchen wieder 1129 der Abendmahlsgemeinde angehörten. Neunzig Erwachsene und 443 Kinder waren davon im Lauf des Jahres 1895 getauft, 87 Personen konfirmiert und 30 Paare christlich getraut. Die Schulen des Bezirks wurden von 1596 Kindern besucht und von 27 Lehrern bedient, unter denen 14 Regierungs- und 13 Missionslehrer waren. Auf absolute Sicherheit können diese Zahlenangaben des Bezirks Tabukan leider keinen Anspruch erheben, doch ist zu erwarten, daß der Missionar G. F. Schröder, ein Sohn des verstorbenen Missionars C. Schröder in Tabukan, der seit Ende 1896 den Bezirk Tauffmanns übernommen hat, manche schwebende Unklarheiten demnächst aufhellen, und auch über das kirchliche und sittliche Leben seiner Gemeinde, worüber bisher jegliche Angabe fehlte, Aufschluß geben wird.

Wenn wir nun Groß-Sangi verlassen, so haben wir eine Bootfahrt von 24 Stunden vor uns, um den Wirkungskreis des Missionars Paul Kelling, die Insel Siauw, zu erreichen. Es ist eine reich gesegnete, aber die Kräfte eines Mannes fast übersteigende Arbeit, die uns in den Berichten dieses Missionars entgegentritt. Nicht allein daß die 31 Gemeinden, die auf Siauw und den drei dazugehörenden kleineren Inseln sich befinden, mit ihren 7695 Christen von ihm bedient sein wollen, sondern der Schwerpunkt seiner Thätigkeit liegt eigentlich in der Leitung des

Seminars für eingeborene Lehrer, die zugleich Helfer im Missionswerk sein und Sonntags die Gottesdienste in den Gemeinden halten können, wo die Missionare nicht anwesend sein können. Es wäre zwar Pflicht der Regierung, wie für die nötigen Missionare, so auch für die nötigen Hilfskräfte, eben diese gœrœ's, zu sorgen, da sie sich derselben aber bisher entzieht, so ist Selbsthilfe geboten. Und wie segensreich das Seminar schon gewirkt hat in den sechs Jahren seines Bestehens, das haben alle Sangi-Missionare gespürt an den 8 gœrœ's, die aus ihren Amtsgebieten zur Ausbildung dort gewesen und nach beendetem Kursus in der Heimat als Lehrer angestellt sind.

Von den bisherigen Lehrern auf den Sangi-Inseln hatten — wenn wir recht unterrichtet sind — nur zwei das Seminar in Tondano auf Celebes und einige wenige das Seminar zu Depok auf Java besucht — wo die Sangiresen übrigens zu den besten Zöglingen gehörten — alle übrigen dagegen waren nur eine Zeitlang praktisch thätig gewesen und hatten dann eine Art Examen gemacht, sodaß an ihr Können nicht zu hohe Anforderungen gestellt werden durften. Jetzt werden die Zöglinge des Seminars in Ulu auf Siauw, der Station des Missionars Paul Kelling, vier Jahre lang täglich von 9—1 Uhr und von 2—4 Uhr unterrichtet, während ihnen Dienstags zugleich Gelegenheit geboten wird zu praktischen Uebungen im Unterrichten. Unterrichtsfächer am Seminar sind neben Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie von Niederländisch Indien und von Palästina, und Singen, auch biblische Geschichte, Exegese, Einleitung in die biblischen Bücher, Dogmatik, Pädagogik und Kirchengeschichte. Missionar Paul Kelling ist zur Leitung des Seminars um so mehr geeignet, als er selbst in Holland zum Lehrer vorgebildet und darauf eine Zeitlang am Seminar in Depok praktisch thätig gewesen ist. Es ist sehr erfreulich, daß die Regierung der an sie gerichteten Bitte um Unterstützung des Seminars seit Beginn dieses Jahres entsprochen hat, denn bei dem kärglichen Gehalt, das sie den Missionaren zahlt, war es nicht wohl zu verlangen, daß davon auch noch der Unterhalt von 10—20 Zöglingen bestritten werden sollte, oder die Missionare müßten durch die Ausnützung der Arbeitskräfte der jungen Leute und damit zum Schaden ihres Werkes die Unkosten decken.

Alle Zöglinge wohnen zusammen in einem Hause, das sich nahe bei dem des Missionars befindet. Es besteht aus einer Veranda, auf welcher die Zöglinge sich zu den Lektionen vorzubereiten pflegen,

zwei größeren und zwei kleineren gemeinschaftlichen Schlafräumen, und einem Lehrzimmer an der Hinterseite des Gebäudes. Dieses Gebäude mußte bedeutend vergrößert und ein zweites Lehrzimmer eingerichtet werden, als zu den zwölf Zöglingen, welche am 1. Januar 1896 den Bestand des Seminars bildeten, und, da sie ziemlich gleichzeitig aufgenommen waren, zusammen unterrichtet werden konnten, am 19. Dezember 1896 zehn neue Zöglinge aufgenommen wurden.

Eine Zeit lang hatte der Unterricht ausgesetzt werden müssen, weil der Missionar bei den mangelnden Arbeitskräften selbst zu viel Hand anlegen mußte, wollte er endlich zu einem eigenen Wohnhause in Ulu kommen. Aehnlich wie in Tamako gab es nämlich auch hier viel Schwierigkeiten zu überwinden. Zuerst suchte der schon oben als Missionsgegner bezeichnete Radja von Siauw den Bau zu hindern, und als er gestorben, fehlte es an Bauholz, das teils eine Tagereise weit von der Insel Biaro, zwischen Tagulandang und Celebes, beschafft werden, teils wenigstens fünf Stunden weit an der äußersten Spitze von Siauw geschlagen werden mußte. Bezeichnend ist es dabei, daß die Besitzer desselben sich erst vergewissert hatten, ob sie auch nicht von der holländischen Behörde mit Gefängnis bestraft würden, wenn sie dem Missionar Bauholz verkauften. Am 23. Januar 1895 konnte das neue Haus geweiht werden, nachdem man von der bisherigen Mietswohnung feierlich mit Gesang und Gebet Abschied genommen hatte, und die Feier war um so herzlicher, als man Gott zugleich danken konnte für gnädige Bewahrung bei einem Brande, der tags zuvor zwei in unmittelbarer Nähe der Kirche stehende Häuser eingeäschert hatte, ohne diese zu versehren. Erfreulich ist es, wenn P. Kelling berichten kann, daß er das bisherige Wohnhaus von einem Häuptling hat mieten können, der früher ein arger Widersacher der Missionare war und sogar zu einem Jahre Zwangsarbeit deshalb von der Regierung verurteilt gewesen, nun aber sich zum Herrn bekehrt und eine Ehre darin gesucht hat, dem Missionar das beste seiner vier Häuser in Ulu zur Verfügung zu stellen und sich selbst mit einem weniger guten zu begnügen.

Ueberhaupt hat Gott der Herr diesen rastlos thätigen Mann in seiner Arbeit sichtlich gesegnet. Es ist freilich ein mühevoller

Dienst, der ihn bald nach Ondong auf die Westküste von Siauw ruft, um dort den Taufunterricht oder Konfirmationsunterricht für die Bewerber der ganzen Westseite der Insel zu erteilen, bald in Ulu ihn in gleicher Weise für die Bewohner der Ostseite thätig sein läßt, denn 839 Personen bereiteten sich Ende 1896 auf das Taufsakrament und 765 auf die Konfirmation vor, und daneben standen noch 1735 Schüler im christlichen Religionsunterricht. Denn außer 25 Missionsschulen, in welchen der Unterricht täglich mit einer Stunde Religion beginnt, zählt Siauw auch fünf Regierungsschulen, an welchen der Religionsunterricht nicht obligatorisch ist. Daneben sind die Kranken zu bedienen, die den Missionar in seiner Wohnung aufsuchen, oder solche, die ans Lager gefesselt sind, in ihren Häusern zu behandeln, was ihn zu dem Wunsche veranlaßt, ein Krankenhaus in Ulu für solche Schwerkranke zu erbauen, das zugleich eine Durchgangsstation für Gefallene sein könnte. Da kommen Freitags die Helfer, um sich auf die Gottesdienste, die in allen Kirchen sonntäglich zweimal, morgens und nachmittags, gefeiert werden, vom Missionar vorbereiten zu lassen, oder es ist die monatliche Missionsstunde zu halten, oder eine der Gemeinden auf den umliegenden Inseln zu besuchen, von denen die eine acht Stunden weit entfernt liegt und bei hohem Seegang nicht ohne Gefahr zu erreichen ist. Da können wir die Klage der Frau Missionar Kelling wohl verstehen, sie wünsche dringend Hilfe für ihren Mann, um auch einmal das Glück ruhigen Familienlebens kennen zu lernen.

Es wäre ja so viel Arbeit nicht zu bewältigen, wenn der Missionar nicht 30 treue Helfer zur Seite hätte, von denen 24 zugleich Lehrer an den Missionsschulen sind. Auch werden drei Diakonissen erwähnt, die schon Hunderten von Frauen aus der Finsternis des heidnischen Aberglaubens geholfen haben, von denen zwei mit Namen genannt sind, nämlich die 49jährige Rahel in Ondong, die auf der Westseite von Siauw ihre segensreiche Thätigkeit seit zwanzig Jahren entfaltet und, was Sprach-, Schul- und Bibelkenntnis anlangt, ihresgleichen sucht, und die 55jährige Dorkas in Ulu, welche im Osten der Insel wirkt, ein mehr männlicher Charakter, die furchtlos ihren Glauben bekennt, wo es darauf ankommt. Der Einfluß dieser beiden Diakonissinnen wird noch dadurch erhöht, daß sie unverheiratet sind, dabei aber einen streng sittlichen Wandel führen und dem höchsten Adel des Landes angehören.

Eine köstliche Frucht solcher vielseitigen Arbeit ist es, wenn Paul Kelling schreiben darf, daß das Christentum merklich als ein Sauerteig unter der Bevölkerung wirkt, da überall in den Gemeinden eine Anzahl solcher vorhanden sei, die durch ihr Leben beweisen, daß sie durch des Herrn Gnade von der Finsternis zum Lichte gekommen sind. Die Ehen werden heilig gehalten in den Christenhäusern, wenn auch hier und da wohl mal ein Fall von Unzucht unter Kirchenzucht gestellt werden muß, und die frühere Trunksucht ist fast ganz verschwunden. Die Sonntage werden geheiligt und das Neue Testament wird in der Landessprache von vielen morgens und abends regelmäßig in den Häusern gelesen. Die Höhepunkte des kirchlichen Lebens aber sind die Beichtgespräche, die der Feier des heiligen Abendmahls voranzugehen pflegen. Da werden Sünden bekannt, von denen bisher niemand etwas gewußt, und Bußthränen geweint, über welche Freude sein muß bei den Engeln Gottes.

Es erübrigt noch, der letzten Missionsstation auf den Sangi-Inseln einen Besuch zu machen, Tagulandang auf der gleichnamigen Insel, zehn Stunden südlich von Siauw. Missionar Friedrich Kelling sen., der nunmehr seit vierzig Jahren dort wirkt, darf sehen, daß seine Arbeit nicht vergeblich gewesen ist in dem Herrn. Leider ist der greise Missionar infolge anhaltender Uebersetzungsarbeiten — er hat das Neue Testament in den Dialekt von Siauw, das lange zu seinem Amtsbezirk gehörte, übersetzt — am grauen Staar erkrankt und in Gefahr zu erblinden. Einst mußte er auf Wunsch des Residenten seinen Wohnsitz von Siauw nach Tagulandang verlegen, weil die Bewohner dieser Insel besonders übel berüchtigt waren, und heute darf er bezeugen: „Das kirchliche Leben zeigt entschiedene Fortschritte und kann als befriedigend gelten, wenn auch das sittliche Leben hier und da noch zu wünschen übrig läßt und die Anwendung kirchlicher Zuchtmittel nötig macht. 1895 wurden sechs neue Kirchen lediglich auf Kosten der betreffenden Gemeinden gebaut, drei weitere sind noch im Bau begriffen und ein Neubau soll demnächst in Angriff genommen werden, so daß alle Gemeinden bis auf die zwei, deren Kirchen noch in gutem Stande sind, neue Gotteshäuser haben oder demnächst erhalten, denn der ganze Amtsbezirk zählt zwölf Gemeinden. Die Gemeinde in Tagulandang selbst hat ihre besondere Freude augenblicklich an einer neuen Glocke, die sie sich für 371 Gulden aus eigenen Mitteln beschafft hat. Sie

ist mit dem Symbol zweier ineinander geschlagener Hände verziert, von denen die rechte die starke, tragende Hand Gottes versinnbildlichen soll und Joh. 10, 27—28 „niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen" als Unterschrift trägt, während die Hand links ein Bild der schwachen, kraftlosen Gemeinde sein soll, die sich mit Psalm 73, 23—24 „du hältst mich bei meiner rechten Hand" tröstet.

Lassen sich die Gemeinden aber ihre Gotteshäuser so viel kosten, so ist das schon ein Beweis dafür, daß sie auch die Gottesdienste darin wertschätzen. So kommen denn auch alle Gemeindeglieder und Katechumenen treulich zu den Gottesdiensten, die sonntäglich zweimal, vormittags und nachmittags gefeiert werden, und es beteiligen sich auch viele aus der Gemeinde an den Katechisationen, welche zweimal wöchentlich für Taufbewerber und Konfirmanden in allen Kirchen stattfinden. Die Lehrer der neun Missionsschulen, welche Tagulandang neben vier Regierungsschulen aufzuweisen hat, sind auch hier, wie auf den andern Inseln, mit den Aeltesten und Diakonen die treuen Gehilfen des Missionars bei der geistlichen Pflege der Gemeinden, trotzdem sie mit Ausnahme eines Lehrers, der von einem Frauenverein in Amsterdam mit jährlich 120 Gulden besoldet wird, auch hier kein anderes Gehalt für ihre Arbeit beziehen, als die in den Gottesdiensten gesammelten Kollekten es gewähren. Die Seelenzahl der zwölf Gemeinden Tagulandangs betrug Ende 1896 3004, unter denen 741 der Abendmahlsgemeinde angehörten. 217 Personen waren im letzten Jahre getauft, nämlich 121 Kinder und 96 Erwachsene, und 61 im letzten Jahre durch die Konfirmation zu „lidmaden" angenommen. Die Schulen wurden von 352 Kindern besucht.

Wir haben ein in mancher Hinsicht eigenartiges Stück Missionsarbeit auf den Sangi-Inseln kennen gelernt, eigenartig sowohl betreffs der Arbeiter, die sie thun, als des Arbeitsfeldes, auf dem sie wirken. Es waren bis in die jüngste Zeit Laienmissionare auf Sangi thätig, zu ihrem Berufe von keiner Gesellschaft vorgebildet, noch irgend einem Vorstand auch nur zu einer geordneten Berichterstattung verpflichtet, sondern lediglich abhängig von einer Regierung, deren Beamte je nach der eigenen religiösen Stellung, die sie einnehmen, dem Werke bald förderlich, bald hinderlich sind. Das Arbeitsfeld aber bildet ein Heidentum, das durchsetzt ist mit Scharen von Namenchristen, die dem Glauben,

nach dem sie sich nennen, doch fast ebenso fern stehen, wie die Heiden. Der letztere Uebelstand wird mehr und mehr gehoben werden, je gründlicher der Sauerteig des Evangeliums die Gemeinden durchdringt, und der erstere, der sich insofern wenig fühlbar gemacht hat, als es ernst christliche, tief gläubige Männer waren, die selbst von Gott gelehret imstande waren, ihre Gemeinden zu Gott zu führen, ist im Schwinden begriffen, da in den jüngeren Missionaren gehörig vorgebildete Arbeiter das Werk weiterführen. Möchte nur die holländische Kolonialregierung in der Stellung, die sie nun doch einmal der Mission auf den Sangi-Inseln gegenüber einnimmt, stets eingedenk sein, daß sie nicht nur ihre Pflicht thut, sondern sogar ihre eigensten Interessen fördert, wenn sie wie auf das leibliche, so auch auf das geistliche Wohl ihrer Unterthanen bedacht ist.

Erläuterung zu dem Bild:

Provisorische Niederlassung der Basler Mission in Kumase (Asante).

Es war eine unerwartete, wenn auch längst ersehnte Fügung Gottes, daß im Februar des verflossenen Jahres sich plötzlich die Thüren des bisher verschlossenen Asantereichs der Mission aufthaten. Im Januar desselben Jahres rückte eine englische Expeditionstruppe von der Küste aus gegen die Hauptstadt Kumase vor, besetzte diese ohne Schwertstreich und machte der Asanteherrschaft ein Ende. Der König und seine nächsten Anverwandten wurden deportiert und englische Verwaltung an Stelle des bisherigen tyrannischen Regiments eingeführt. Wenige Wochen nach diesem Ereignis trugen die Briefe aus der ehemaligen Blutstadt den Poststempel „Kumase" an der Stirn.

Mit der Besetzung von Asante standen auch dessen Gebiete der Mission mit einem Schlage offen. Die Basler Mission zögerte deshalb nicht, sofort dahin vorzurücken. Missionar Ramseyer, der ehemalige Gefangene der Asanteer, der seit zwanzig Jahren im Grenzgebiete von Asante arbeitete und seitdem sehnsüchtig auf diesen Augenblick gewartet hatte, eilte flugs nach Kumase und traf die ersten Vorbereitungen zur Besetzung des Platzes. Zugleich suchte er durch

Bereisung des Gebietes die Verhältnisse des Landes zu erkunden. Im Juni vorigen Jahres fand dann seine endgültige Uebersiedelung von seiner bisherigen Station Abetifi nach Kumase statt. Am 11. Juni traf er mit seiner Frau in der Hauptstadt ein. Unter strömendem Regen bezogen sie die armselige Negerhütte, die ihrer wartete. Dann ging es an die Vorbereitungen zum Bau der Station: Das Land wurde gelichtet, Riesenbäume gefällt, ein Garten angelegt und mit der Errichtung der Nebengebäude begonnen, die dann während des Baues des eigentlichen Wohnhauses als Heimstätte dienen sollten. So bekam die Niederlassung unter dem Schatten eines mächtigen Orangenbaumes allmählich ein freundliches Aussehen.

Inzwischen gesellte sich zur Bauarbeit noch eine weitere schwierige Aufgabe. Durch einen englischen Offizier wurde den Missionsgeschwistern eine Schar befreiter Sklavenweiber und -Kinder aus dem Innern zugewiesen. Selbst erst aufs allernotdürftigste eingerichtet, hatten sie so für viele Pfleglinge zu sorgen, die ihnen noch dazu durch ihr Verhalten manche Not bereiteten. Von dem zum Teil in jammervollem Zustand befindlichen Kindern starben neunzehn infolge der erlittenen Entbehrungen dahin; die übrigen — über dreißig — sind durch die ihnen gewordene Pflege gesünder geworden und freuen sich ihres Daseins. Neben diesen Aufgaben wurde sogleich mit der eigentlichen Missionsarbeit begonnen durch Straßenpredigt und durch sonntägliche Gottesdienste in der kleinen Bambuskapelle. Bald fanden sich auch zwei Taufbewerber und es konnten noch im Laufe des vorigen Jahres die beiden Asantestädte Agona und Mampong als Außenstationen besetzt werden. Als Mitarbeiter stehen Missionar Ramseyer der junge Missionar Zellweger und der Baubruder Kirchner zur Seite.

Die Mission in Kumase hat nun das erste Jahr ihres Bestehens zurückgelegt. Die Missionsarbeit, die bis jetzt dort geschehen, könnte — wie Missionar Ramseyer schreibt — mit dem Zustand des gegenwärtigen Missionslandes verglichen werden. „Es mußte auf demselben gelichtet werden, Wurzeln wurden ausgegraben, Schilf ausgerottet und gewaltige Baumriesen gefällt. Die Stämme liegen nun ausgestreckt da, während die mächtigen Wurzelstöcke teilweise noch in die Höhe ragen, und zwar noch voller Saft und Leben. Langsam werden sie verfaulen und teilweise, soweit es angeht, durch Feuer zerstört werden. Nun ist es schon ziemlich licht geworden auf unserem Lande, besonders da, wo die Bauten sich erheben. So kommt uns unsere Missionsarbeit im ersten Jahr und wohl auch für das kommende Jahr vor. Es muß gelichtet und gesäet werden, ehe wir den Samen keimen und aufsprossen sehen dürfen. Das aber

wird gewißlich geschehen und wir hoffen zuversichtlich zu Gott, daß wir bald erfahren werden, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist. Das große Vertrauen, mit dem die Leute uns entgegenkommen und ihre Aufmerksamkeit bei der Straßenpredigt ist uns eine große Ermutigung. Auch ist es etwas Großes, daß sich in unserer Schule 21 einheimische Kumaseer befinden, wovon die meisten Söhne oder Neffen von Häuptlingen sind."

Trotz der Schwierigkeiten, wie sie die Gründung einer Station mit sich bringt und ungeachtet der armseligen Wohnungsverhältnisse sind die Missionsarbeiter von schweren Krankheiten bis jetzt gnädig verschont geblieben. Der treue Gott wolle auch fernerhin ihr Schild sein und die Asante-Mission mit reichem Segen krönen!

Bücheranzeige.

Warneck, D. Prof. **Das Bürgerrecht der Mission** im Organismus der theologischen Wissenschaft. Antrittsvorlesung an der Universität Halle. Berlin. Martin Warneck. 50 Pf.

Heilmann, Dr. **Missionskarte der Erde** mit Begleitwort. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Dritte Aufl. Gütersloh. C. Bertelsmann. Mk. 1.20.

Schreiber, Dr. **Der Islam und die evangelische Mission.** Berlin. Martin Warneck. 30 Pf.

Verhandlungen der IX. Kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen am 25., 26. und 28. Mai 1897. Berlin. Martin Warneck. Mk. 1.20.

Vorliegende Schriften beanspruchen das wärmste Interesse der Missionsfreunde und können deshalb nur auf das angelegentlichste jedem empfohlen werden, dem es darum zu thun ist, seine Kenntnis über das Missionswesen und seine Aufgaben zu bereichern.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Station Bismarckburg im Hinterland von Togo.

Im Lande der Hausa.

1. Die Sudan-Mission und ihre Anbahnung.

Vierzig Jahre sind es nun her, daß man von einer Nigermission spricht. Ihre Entstehung verdankte sie, wie später die Missionsunternehmungen am Kongo, dem Bekanntwerden des gewaltigen Stromlaufs des Niger und in Verbindung damit der richtigen Erkenntnis, daß dieser die gegebene Wasserstraße sei, auf der man am leichtesten die Völkerschaften des Sudan mit dem Evangelium erreichen könne. Denn seitdem das alte Rätsel des Nigerlaufs und seiner Mündung im Jahr 1830 gelöst war, lag ja nichts näher, als auf ihm ins unbekannte Innere des Landes vorzudringen. Und zwar sollte nicht allein der Handel aus den dadurch erschlossenen Gebieten seinen Vorteil ziehen, sondern auch der Missionsfreund, wie der Philantrop, hoffte durch Einführung von Christentum und Gesittung die Quellen des Sklavenhandels zu verstopfen und das Wohl der inner-afrikanischen Völker zu fördern. Aber erst im Jahr 1857, nachdem die erste Expedition fehlgeschlagen war, konnte die englisch-kirchliche Mission, die der Sache ihre Aufmerksamkeit schenkte, ihre ersten Stationen am Fluß hinauf anlegen und damit einen Anfang mit der sogenannten Nigermission machen.

Man hat derselben anfangs eine große Bedeutung für die Ausbreitung des Christentums unter den Völkerschaften des Sudan — besonders auch unter den bereits vom Islam ergriffenen — zugeschrieben. Allein die gehegten Erwartungen sind in mancher Hinsicht getäuscht worden. Man ahnte damals wohl kaum die mannigfachen Hemmnisse, die ein rasches Vordringen erschweren und den eingeschlagenen Siegesschritt dämpfen würden. Diese Schwierigkeiten haben sich erst mit der Zeit mehr und mehr herausgestellt, und es ist diese Mission durch vieles „Gedränge von außen und innen" hindurchgegangen, sodaß man zeitenweise Mühe hatte, nur das festzuhalten, was man bereits gewonnen.

Schon die erste einleitende Nigerexpedition, die im Jahre

1841 mit drei Schiffen den Strom hinauf unternommen wurde und bei der sich der bekannte Samuel Crowther als Dolmetscher befand, bewies nur zu klar, daß man es am Niger mit einem höchst ungesunden Gebiet, mit einem für Europäer geradezu mörderischen Klima zu thun habe; denn das ganze Unternehmen endete mit einem Mißerfolg. Das Fieber grassierte so stark auf den Schiffen, daß sie unverrichteter Sache wieder umkehren und die hohe See zu gewinnen suchen mußten. Erst als es 16 Jahre später zu einer zweiten Nigerfahrt kam, konnte Crowther, wie schon gesagt, unter günstigeren Verhältnissen eine Reihe von Plätzen als Missionsposten flußaufwärts besetzen. Es entstanden die Stationen Bonny, Braß, Akassa und Neu-Kalabar im Deltagebiet, und weiter hinauf am Niger: Onitscha, Gbebe und Lokodja. Selbst Rabba, das bereits im mohammedanischen Nupe liegt, war vorübergehend besetzt. Als Arbeiter für das ausgedehnte Gebiet wurden wegen des Klimas ausschließlich christliche Eingeborene von Sierra Leone verwendet, während die Oberleitung der Diözese dem im Jahr 1864 zum Bischof des Nigergebiets geweihten S. Crowther anvertraut wurde. Es war also eine durchweg von Eingebornen getriebene Mission, die schon um dieses Umstandes willen von vielen Missionskreisen mit besonderem Interesse verfolgt wurde.

Das Werk dehnte sich rasch und erfreulich aus. Trotz der Versunkenheit der Völker, die zum Teil dem Kannibalismus huldigten, trotz der herrschenden Sklaverei und der häufigen Kriegsunruhen unter den menschenmordenden Eingebornen durfte die Mission besonders im Delta manche Erfolge erleben. Aber der ganze Betrieb hatte zugleich mit inneren Schwierigkeiten zu kämpfen, die vielleicht anfangs nicht genug beachtet, schließlich zu tiefgehenden Schäden führen mußten. Vor allem konnte das farbige Arbeiterpersonal nicht genügend beaufsichtigt werden und es fehlte an klarer und kräftiger Gemeindeleitung. Die eingebornen Lehrer und Prediger nahmen eine viel zu selbständige Stellung ein, wozu sie noch gar nicht reif waren. Auch fanden manche untaugliche Arbeiter in der Mission Verwendung, die weder gründlich noch im rechten Geist arbeiteten. Schon in den siebziger Jahren traten diese Schäden offen zu Tage, sodaß mehrere Missionsarbeiter, die sich als Mietlinge erwiesen hatten, entlassen werden mußten. Aber damit war noch nicht geholfen. Man kam all-

mählich zu der Einsicht, daß es sich nicht umgehen lasse, europäische Kräfte herbeizuziehen, und stellte deshalb dem greisen Bischof Crowther einen europäischen Sekretär zur Seite (1877).

Im Jahr 1889 wurde dann die große Diözese in zwei Arbeitsgebiete geteilt, in das des unteren und des oberen Niger. In letzterem sollte die Arbeit hauptsächlich der mohammedanischen Bevölkerung gelten. Hier ließen sich auch die inzwischen eingetroffenen europäischen Missionare nieder. Ihre Zahl belief sich im Jahre 1890 auf vier Mann, darunter die beiden jungen, begabten Missionare Wilmot Brooke und J. A. Robinson, der schon seit 1882 der Nigermission als Sekretär gedient hatte, sowie der Missionsarzt Battersby. Diese griffen kräftig in die Arbeit ein und suchten durch Abstellung der Mißstände gesundere Verhältnisse für die Mission im oberen Nigergebiet herbeizuführen. Dadurch wurde nun zwar eine Krisis hervorgerufen, die aber nur sichtend und reinigend wirken mußte.

Brooke und Robinson trugen sich indes mit weitgehenden Plänen, die nichts Geringeres bezweckten als die Ausdehnung der Mission nach dem mittleren Sudan. Sie stellten sich an die Spitze dieses neuen Unternehmens und es fanden sich in England, wo weitgehende Pläne immer mit Begeisterung erfaßt werden, nicht allein in den engeren Kreisen der englisch-kirchlichen Mission, sondern auch über diese hinaus, zahlreiche Freunde und Anhänger der sogenannten Sudan-Mission. Brooke und Robinson blieben jedoch vorerst in Lokodja und suchten sich für ihr Vorhaben gründlich vorzubereiten. Sie kleideten sich in mohammedanische Tracht und hofften dadurch der mohammedanischen Bevölkerung näher zu kommen. Vor allem aber studierten sie aufs fleißigste die Hausa- und Nupesprache; denn sie erkannten mit Recht, daß es erst gewisser Vorarbeiten bedürfe, ehe man daran denken könne, in die verschlossenen Gebiete des inneren Sudan vorzudringen. Aber noch ehe es so weit kam, starb Robinson am 26. Juni 1891, und schon im folgenden Jahre erlag auch sein Gefährte Brooke dem Klima. Damit fand die geplante Sudan-Mission, nachdem auch Dr. Battersby das Feld hatte räumen müssen, ihr vorläufiges Ende.

Der Gedanke an sie war aber damit nicht zu Grabe getragen. Schon wenige Monate später bildete sich zu Ehren des heim-

gegangenen A. Robinson eine Gesellschaft, die sich die Hausa-Association nannte und an deren Spitze sich der Erzbischof von Canterbury, sechs Bischöfe und eine große Anzahl von Männern der hohen und gelehrten Kreise Englands stellte. Die Gesellschaft bestand zwar nicht aus lauter Missionsleuten, hatte auch nicht ausschließlich den Missionszweck im Auge, aber sie wollte der Mission durch Erschließung des Sudan so viel als möglich in die Hände arbeiten. Ihre Bestrebungen sollten vor allem dem Zweck dienen, das durch den frühen Heimgang Robinsons unterbrochene Werk weiter zu führen. Es sollte dies geschehen durch wissenschaftliche Erforschung und Bearbeitung der für ganz Mittelafrika wichtigen Hausasprache, durch Uebersetzung der heiligen Schrift und anderer zweckdienlicher Werke in dieselbe und eine dadurch herbeizuführende geistige Hebung jener Völkerfamilie.

Dieser Beschluß wurde gefaßt in Anbetracht der großen Wichtigkeit und Verbreitung, die die Hausasprache in ganz Mittelafrika hat, und im Blick auf die Stellung des Hausa-Volkes, die dasselbe im Sudan und darüber hinaus einnimmt. Denn was das Hausa betrifft, so hat dasselbe die größte und weiteste Verbreitung im ganzen mittleren Sudan und wird von ca. 15 Millionen Eingebornen gesprochen. Auch wird es von vielen in einer Art arabischer Schrift geschrieben und gelesen. Der Hausasprache wandte schon vor 40 Jahren der Afrika-Reisende Dr. H. Barth seine Aufmerksamkeit zu. Aber erst etwas später erschienen die ersten sprachlichen Bearbeitungen. Der von Basel ausgegangene, im Dienst der kirchlichen Mission stehende Missionar Schön verfaßte mit Hilfe zweier Hausa-Jünglinge, die Dr. Barth mit nach Europa gebracht hatte, eine Hausa-Grammatik und stellte ein Wörterbuch und ein Lesebuch zusammen. In Anerkennung dieser Sprachарbeiten erhielt Schön von der Universität Oxford den Doktortitel. Seitdem ist auch eine Hausa-Grammatik und ein Wörterbuch in französischer Sprache erschienen. Ebenso sind einige Teile der hl. Schrift ins Hausa übersetzt worden. Aber es sind das alles Erstlingsversuche, die der Verbesserung sehr bedürfen.

Ihre große Verbreitung verdankt die Hausasprache hauptsächlich dem Umstand, daß fast der gesamte Handel des Sudan in den Händen der Hausa liegt. Sie sind gleichsam die heutigen Midianiter, deren zahllose Handelskarawanen nicht nur das Innere

des Landes nach allen Richtungen durchziehen, sondern die auch an allen Küstenpunkten des Mittelländischen und Roten Meeres, am Golf von Guinea und an den Handelsplätzen des Atlantischen Oceans anzutreffen sind. Zu welcher bedeutenden Rolle dürfte deshalb einmal dieses Volk berufen sein, wenn es zum Träger des Christentums werden sollte! Ihrer Religion nach sind die Hausa heutzutage durchweg Bekenner des Islam, der ihnen durch die als Eroberer in die Hausa-Länder vorgedrungenen Fulbe (oder Fellata, Fulani; sing. Fula) mit Gewalt aufgedrängt worden ist. Aber eben darum sind sie auch keineswegs fanatisch und sie wissen sich überall heimisch zu machen und den üblichen Landesverhältnissen anzupassen.

In Anbetracht der Bedeutung dieses Volkes beschloß die erwähnte Hausa-Association, einen jungen Sprachgelehrten in den Sudan zu senden, damit er als Pionier der Sudan-Mission Land, Leute und Sprache der Hausa an Ort und Stelle studiere und anbahnende Schritte für die Erschließung dieses Gebiets thue. Es fand sich ein solcher in der Person von Charles Robinson (einem Bruder des verstorbenen Sudan-Missionars), der schon vorher den Orient bereist und sich mit sprachlichen Studien beschäftigt hatte. Er erhielt den Auftrag, sich zunächst nach Tripolis und Tunis zu begeben, um hier die nötigen vorbereitenden Studien in Hausa und Arabisch zu machen und dann ins Innere des Sudan vorzudringen.

Robinson verließ infolgedessen am 30. April 1893 seine englische Heimat und begab sich nach Tripolis, von wo er dann später durch die Wüste Sahara die Hausa-Länder auf dem Karawanenwege zu erreichen hoffte. Hier in der Stadt Tripolis fanden sich ca. 600 bis 700 Sudanesen, die alle Hausa sprachen. Die meisten derselben waren als Sklaven aus dem Inneren durch die Wüste Sahara hierher geschleppt worden und besaßen nicht die geringste Bildung. Doch traf er auch verschiedene Mekkapilger, die dem Hausa-Volke angehörten und nicht ohne Bildung waren. Besonders einer von ihnen leistete Robinson bei seinen sprachlichen und geschichtlichen Studien als Lehrer gute Dienste. Die Irrfahrten dieses Mekkapilgers sind so interessant, daß wir sie gerne hier mitteilen. Sie zeigen zugleich, wie sich die Hausa überall durchschlagen und oft Jahre lang auf ihren Reisen sind.

Unser Mekkapilger trat seine Pilgerfahrt von Bida (in Nupe) aus an. Seine Reisekarawane bestand im ganzen aus siebzehn Personen, alles Zugehörige seiner Familie. Sein Weg führte ihn zuerst nach Kano und von da ans Westufer des Tsadsees, nach Kuka, der Hauptstadt von Bornu. Da der König hier gerade auf einer Sklavenjagd abwesend war, so wurde er gegen vier Monate am Platz festgehalten. Dann ging es weiter nach Wadai und Darfur. In letzterem geriet er mit samt seiner Familie ein volles Jahr lang in Sklaverei, bis es ihm gelang, den Nachweis zu führen, daß sie auf der Pilgerreise nach Mekka seien und deswegen nach mohammedanischem Gesetz nicht daran gehindert werden durften. Nach seiner Befreiung setzte er mit den Seinigen die Reise fort. Er erreichte glücklich das Lager des Mahdi in Omderman, als eben Chartum in dessen Hände gefallen war (1885). Nur mit genauer Not entrann er dem Schicksal, unter die Glaubensstreiter des Mahdi eingereiht zu werden. Sie pilgerten nun weiter nach Abessynien, aber auch hier stellten sich ihm Hindernisse in den Weg, sodaß ein volles Jahr verging, bis er mit seinen Leuten die Küste des Roten Meeres und die Stadt Suakin erreichte. Von hier setzten sie nach Dschidda, dem Hafenplatz von Mekka, über. Er war nun am Ziel. Aber nachdem er in Mekka und Medina seine Andacht verrichtet hatte, waren ihm die Geldmittel ausgegangen und er konnte vorerst nicht an die Rückkehr denken. Er sah sich somit genötigt, nicht weniger als vier Jahre in Mekka zu verbleiben, bis er sich das nötigste Reisegeld erworben hatte. Dann schiffte er sich mit den Seinigen wieder in Dschidda ein und fuhr nach Suez. Von hier aus legten sie den Marsch durch die Wüste und das Nildelta nach Alexandrien zurück und erreichten schließlich auf dem Seeweg die Stadt Tripolis. Hier traf Robinson, wie gesagt, den Vielgereisten an. Von Tripolis aus wollte dieser dann seine Heimreise nach Bida durch die Wüste Sahara antreten. Als aber Robinson ein Jahr später vom Niger aus die Stadt Bida berührte, war er noch nicht eingetroffen, und es war anzunehmen, daß ein weiteres Hindernis dem Mann in den Weg getreten sein mußte. Im Fall er aber doch noch im Jahre 1895 seine Heimat glücklich erreicht haben sollte, so hätte der Hausa eine Wegstrecke von nahezu 7000 englischen Meilen zurückgelegt, und seine Pilgerfahrt hätte einen Zeitraum von mehr als 10 Jahren in Anspruch genommen.

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung wieder zu Robinson in Tripolis zurück. Dieser fand hier bald heraus, daß ihm als Europäer der Weg von da durch die Wüste nach den Hausa-

Ländern nicht offen stand. Selbst ein türkischer Ferman oder Erlaß des Sultans war voraussichtlich von keinem Wert, da demselben geheime Befehle, die ihn unwirksam gemacht hätten, vorausgeschickt worden wären. Er begab sich deshalb nach Tunis in der Hoffnung, von hier aus den Sudan zu erreichen. Hier schloß sich ihm für die geplante Reise auch ein Arzt, Dr. Tonkin und ein Mr. Bonner als Gefährte an. Aber auch von Tunis aus erschien die Route nach der Handelsmetropole Kano, die man als Reiseziel im Auge hatte, nicht ratsam, und so entschloß sich Robinson mit seinen beiden Begleitern die Reise den Niger hinauf zu unternehmen.

Begleiten wir ihn nun auf derselben und machen wir uns an Hand seines im Jahr 1896 veröffentlichten Buches*) ein wenig bekannt mit dem Land und Volk der Hausa, unter denen wills Gott die Mission dereinst auch ihre Aufgabe erfüllen wird.

---

2. Den Niger und Benue hinauf.

Nachdem die nötigen Vorbereitungen getroffen waren, schiffte sich Robinson mit seinen Gefährten Dr. Tonkin und Bonner und einem arabischen Diener am 14. Juli 1893 in England nach dem Niger ein. Am 18. August warf der Dampfer Anker vor Akassa, der ersten Station an der Nigermündung. Schon am folgenden Tag ging er auf einem Flußdampfer der Nigerkompagnie stromaufwärts zwischen den dunkeln Sumpfwaldungen, die das weite Nigerdelta bedecken. Erst nach und nach trat eine festere Bodenform an Stelle des angeschwemmten Landes, einzelne Hütten tauchten am Ufergelände auf, und auch Pflanzungen von Oelpalmen, Bananen und Zuckerrohr zeigten sich dem Auge. Weiterhin belebten sich die Ufer mit zahlreichen Dörfern und Städten, deren Bewohner scharenweise am Strande erschienen und das „Rauchschiff" anstaunten. Nach zwei Tagen war Obotschi erreicht, wo der englisch-kirchliche Bischof Tugwell, dem die Nigerdiözese unterstellt ist, zu ihnen stieß. Nur zwei Stunden weiter flußaufwärts

*) Hausaland or Fifteen Hundred Miles through the Central Soudan. By Ch. H. Robinson, M. A., London, Sampson Low, Marston & Co. 1896.

liegt Asaba, wo sich das Hauptquartier der Nigerkompagnie befindet und dem gegenüber, auf dem jenseitigen Ufer, sich die Missionsstation Onitscha erhebt. Einige Tage später erreichte man Lokodja. Hier nimmt der Niger seinen mächtigsten Zufluß, den von Osten kommenden Benue auf. In Lokodja war es, wo Missionar A. Robinson (der Bruder des Reisenden) zuerst in nähere Berührung mit den Hausa trat, ihre Sprache studierte und das Neue Testament zu übersetzen anfing, bis ihn das Klima dahinraffte. Ihm und seinem Gefährten Wilmot Brooke, der nur sechs Monate später starb, ist in der Missionskapelle eine Gedenktafel errichtet, deren Inschrift mit den Worten schließt: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt's allein; wo es aber erstirbet, so bringet's viel Früchte." Joh. 12, 24.

Die günstige Lage von Lokodja am Zusammenfluß des Niger mit dem Benue hat es zu einem wichtigen Handels- und Verkehrsplatz geschaffen. Kleine Dampfer fahren von hier den Niger hinauf bis Rabba und auf dem Benue bis Yola. Hier an der Eingangspforte zum östlichen Sudan fällt einem auch sofort der Gegensatz zwischen der Bevölkerung des Nigerdeltas und der des Inneren in die Augen. Während jene zu den versunkensten Stämmen Afrikas gehört, unter denen der Kannibalismus und Menschenopfer im Schwange sind, soweit dieselben nicht durch die Nigerkompagnie unterdrückt sind, steht die Bevölkerung des Inneren auf einer weit höheren Stufe der Intelligenz und Bildung.

In Lokodja traf Robinson mit Abbega, jenem Hausa zusammen, der seiner Zeit als Sklave vom deutschen Reisenden Overweg befreit wurde und der dann Dr. Barth (1852—1855) durch die Wüste Sahara nach Tripolis begleitete. Später brachte derselbe einige Jahre mit Missionar Schön in England zu und half ihm, wie schon bemerkt, bei der Bearbeitung der Hausasprache. Hier in England wurde Abbega auch getauft und mit großen Hoffnungen in sein Vaterland zurückgesandt. Aber er hat diese Hoffnungen, die man auf ihn als Christ setzte, nicht erfüllt. Robinson fand ihn als Mohammedaner wieder.

Von Lokodja, wo 51 Träger für die spätere Landreise angeworben wurden, setzten die Reisenden ihre Fahrt auf einem Flußdampfer fort, aber nicht auf dem Niger, sondern ostwärts auf dem Benue, bis sie nach zwei Tagen, am 13. September, Loko er-

reichten. Von hier aus sollte der Marsch nordwärts über Keffi und Saria nach Kano, der bedeutendsten Handelsstadt der Hausa-Länder, angetreten werden.

---

3. Auf dem Marsch nach Keffi und Saria.

Wie auf jeder Landreise im tropischen Afrika, wo alle Gepäckstücke auf dem Kopf der Eingebornen befördert werden müssen, so bestand auch hier die größte Schwierigkeit zunächst im Verhalten der Träger, von denen bald einige davonliefen, andere marode wurden und zurückgelassen und durch andere ersetzt werden mußten, oder aber den Weitermarsch verweigerten. Nur wer selbst in Afrika gereist ist, kann sich eine Vorstellung davon machen, welch aufregenden Scenen, Quälereien und Schikanen der reisende Europäer dadurch beständig ausgesetzt ist. Araber oder vermögliche Eingeborne sind derlei Unannehmlichkeiten enthoben, da sie Sklaven zu Trägern benützen, über die sie als Eigentümer mit unbeschränktem Recht gebieten und gegen die sie im Notfall mit Züchtigung und Todesstrafe vorgehen. Zu diesen Schwierigkeiten kommen noch die des Weges: tiefe Moräste, breite brückenlose Flüsse, ungebahnte Pfade, Unsicherheit des Weges durch räuberische Stämme, Mangel an Nahrungsmitteln u. a. m.

So gelangte man nach fünftägigem Marsch glücklich an einen großen, reißenden Fluß, an dessen jenseitigem Ufer die Stadt Nassarawa lag. Das Uebersetzen des Gepäcks in einem Boot nahm volle drei Stunden in Anspruch. Bevor dasselbe jedoch am anderen Ufer gelandet werden durfte, mußte erst die bestimmte Versicherung gegeben werden, daß keine Spirituosen darunter seien; im andern Fall wäre die Landung nicht gestattet worden. Das Verbot der Branntweineinfuhr war für die Reisenden eine angenehme Ueberraschung, denn es zeigte ihnen, daß die Bewohner des Landes den verderblichen Einfluß dieses Handelsartikels von ihren Grenzen ferne zu halten suchten.

Da der König von Nassarawa sich auf der Sklavenjagd befand, so wurde er von einem Stellvertreter repräsentiert. Sein Dolmetscher verstand Arabisch zu lesen und bezeigte großes Interesse an einem Exemplar des Evangeliums Matthäi in der Hausa-

Sprache, das ihm Robinson zeigte. Die Stadt mochte ca. 10 000 Einwohner zählen.

Der Weitermarsch wurde hier unliebsam verzögert. Die Karawane sollte zuvor die Rückkehr des Königs abwarten, der jeden Tag eintreffen sollte. Aber obschon täglich ein Bote desselben eintraf und dessen unmittelbar bevorstehende Ankunft meldete, so war doch nichts von ihm zu sehen. Die Tage verstrichen, das Fieber stellte sich ein und immer harrte man vergeblich. Robinson suchte seinen Abzug zu erzwingen, aber der Versuch scheiterte an dem Widerstand der Träger, die bei ihrer späteren Rückkehr für ihren Kopf fürchteten. Natürlich war es beim König nur auf das übliche Geschenk abgesehen, das er sich nicht entgehen lassen wollte. Endlich erschien er. Nun gab es aber neue Schwierigkeiten, da der König das Geschenk als zu unbedeutend zurückwies. Schließlich ließ er sich zur Annahme bewegen und gab den Weg frei. Nach einem Aufenthalt von mehr als einer Woche konnte die Karawane endlich aufbrechen und den Marsch fortsetzen.

Schon nach zwei Tagen war Keffi erreicht, eine große Stadt, die mit einer Lehmmauer von 10 bis 12 Fuß Höhe umgeben ist und einen Umfang von mehreren englischen Meilen hat. Hier bot sich ihnen zum ersten Mal ein Anblick, der sich später noch oft wiederholen sollte: ein Sklavenmarkt, auf dem eine große Anzahl unglücklicher Wesen zum Verkauf ausgestellt war. Als gangbare Münze bedient man sich der Kaurimuscheln und der Maria Theresia Thaler. Die letzteren, die in Wien geprägt werden und die Jahreszahl 1780 tragen, haben überall im Sudan Eingang gefunden, obschon die Türken sich alle Mühe geben, ihre Einfuhr zu verhindern. Ihr Silbergehalt beträgt etwa zwei Mark, aber im Sudan kursiert die Münze zu einem Wert von viereinhalb Mark. Daß das Gewerbe der Falschmünzer auch im Sudan nicht ganz unbekannt ist, konnten die Reisenden dem Umstand entnehmen, daß sich die geriebenen Hausa nicht selten in der Herstellung von falschen, aus einer Mischung von Blei gefertigten Maria Theresia Thalern versuchen.

Der Marsch von Keffi nach Saria führte zunächst durch ein sehr gebirgiges Gebiet, das fast durchweg von heidnischen Stämmen bewohnt ist, die zum Teil dem Kannibalismus frönen. Wiewohl im Gebiet von Saria gelegen, haben sich doch die meisten

ihrer Dorfschaften eine gewisse Unabhängigkeit gewahrt und zahlen wenig oder gar keinen Tribut. Ein solcher kann auch vom König von Saria selbst mit Gewalt nicht eingetrieben werden, da viele der Dörfer auf unzugänglichen Berggipfeln liegen.

Aber schon nach wenigen Tagereisen änderte sich die Scenerie. An Stelle des Berglandes trat niedriger Wald und Gehölz, das ab und zu von Flächen mit hohem Graswuchs unterbrochen war. Hier war auch die Gegend nicht ganz sicher. An einer Stelle war erst zwei Tage vorher eine Karawane von 15 eingebornen Händlern überfallen und als Sklaven weggeschleppt worden. Auch unsern Reisenden hätte sicherlich ein ähnliches Schicksal gedroht, wenn sie nicht in so zahlreicher wohlbewehrter Begleitung dahergezogen wären; denn ganz unvermutet tauchten plötzlich ungefähr 30 Bewaffnete vor ihnen auf, die mit Bogen und Pfeil versehen waren und augenscheinlich Auslug auf harmlose Reisende hielten.

Allmählich nahm die Gegend, je mehr man sich Saria näherte, wieder einen bergigen Charakter an. Dann und wann erhoben sich eigentümliche, wie Zuckerhüte geformte Bergkegel von 800 bis 1200 Fuß Höhe, von denen einige vollständig kahl und so schroff waren, daß sie von keinem menschlichen Wesen bestiegen werden können. Die Bewohner dieser Strecke gingen zum Teil ohne jegliche Bekleidung einher; andere begnügten sich mit einem dürftigen Schurz von Blättern. Obgleich sie alle Hausa zu verstehen schienen, so war doch der Verkehr mit ihnen äußerst schwierig, da sie sehr scheu waren und augenscheinlich die Befürchtung hegten, als Sklaven fortgeschleppt zu werden. Nach einer sehr gefahrvollen Wegstrecke, auf der sie von den räuberischen Bergstämmen beständig bedroht waren, erreichten sie endlich am 26. Oktober die Stadt Saria.

Kaum vor den Thoren der Stadt angelangt, wurde Dr. Tonkin durch einen Kru-Neger benachrichtigt, daß ein Weißer krank in der Stadt liege. Dr. Tonkin eilte trotz seiner großen Ermüdung sogleich zu ihm und fand, daß es ein junger Kanadier war, der vor ca. 10 Monaten als Freimissionar von Lagos aus über den Niger und durch das Nupe-Gebiet bis in den Sudan vorgedrungen war, um hier als Handwerker von seiner Hände Arbeit zu leben und unter der mohammedanischen Bevölkerung zu missionieren. Was er von der Küste mitgenommen — und das

scheint nicht viel gewesen zu sein — wurde ihm schon unterwegs zum größten Teil abgenommen. Nun lag er an chronischer Dysenterie schwer krank in Saria. Robinson rüstete ihn wieder mit dem Nötigsten aus und veranlaßte ihn, nach dem Niger und der Küste zurückzukehren. Er trat auch wirklich einige Tage später mit mehreren nach Lokodja zurückkehrenden Trägern den Heimweg an, starb aber schon am dritten Tag nach seiner Abreise.

Es ist unglaublich, welch naive Vorstellungen manche gutmeinende Christen in der Heimat von der Missionsarbeit in Afrika haben. Ohne jegliche Kenntnis der Landesverhältnisse, glauben sich manche in bester Meinung dazu berufen, einfach mit dem Zeugnis des Evangeliums ins Innere von Afrika ziehen zu dürfen. Ohne alle Anknüpfungspunkte, ohne Kenntnis irgend einer fremden Sprache und dessen, was zur geistigen Ausrüstung eines Missionars gehört, landen sie irgendwo an der Küste und ziehen planlos ins Land hinein, wo sie entweder bald dem Klima erliegen oder aber enttäuscht wieder umkehren müssen. Bei aller Achtung vor dem Glaubenseifer solcher Leute kann man doch eine derartige Unbedachtsamkeit nur bedauern, und das umsomehr, als damit der Sache in keiner Weise gedient ist; denn mit solchen abenteuerlichen, unklaren Missionsideen läßt sich in Afrika nicht experimentieren.

---

4. In Saria.

In Saria befand sich unsere Expedition in der ersten größeren Hausa-Stadt. Das eigentliche Hausa-Gebiet, das im Mittelpunkt des Sudan liegt, zerfällt zur Zeit in die Staaten von Sokoto, Gando, Gober, Kano, Kwontagora, Saria, Katsena, Yakuba und Adamaua, von denen aber die beiden ersteren eine gewisse Oberhoheit über die übrigen ausüben und von ihnen Tribut erheben. Ebenso sind die beiden Reiche von Nupe und Borgu, obschon deren meiste Bewohner keine Hausa sind, entweder Sokoto oder Gando tributpflichtig. Die Herrscher dieser Staatengebilde gehören ebenfalls nicht dem Hausa-Volk an, sondern den Fulbe. Letztere unterscheiden sich merklich wie von den übrigen Negerstämmen so auch von den Hausa sowohl durch Charakter, als durch eine etwas hellere Hautfarbe, größeren Wuchs, edlere Gesichtszüge und weniger krauses Haar. Während die Hausa durchaus friedliche Händler sind, die sich in den Ländern, wo sie ihren Handel treiben, nir-

gends in deren Politik einlassen, sind dagegen die Fulbe ein kriegerisches Geschlecht, das nur auf Ausdehnung seiner Macht bedacht ist und wenig Sinn für Handel und Gewerbe hat. In früheren Zeiten waren die Fulbe ausschließlich Viehzüchter und noch heute befindet sich nahezu der gesamte reiche Viehstand jener Gegenden in ihrem Besitz. Daß sie sich seiner Zeit die weit zahlreicheren Hausa unterwerfen konnten und sie noch heute in Abhängigkeit zu erhalten wissen, verdanken sie vor allem dem Umstand, daß sie ein gewandtes Reitervolk sind.

Ihre Geschichte vor ihrem Eindringen in die Hausa-Länder ist ziemlich dunkel. Sie ließen sich anfangs — vor etwa 200 Jahren — in kleineren Horden da und dort im heutigen Gebiet von Sokoto unter den Hausa nieder, ohne indes den Islam unter diesen, die damals noch Fetischdiener waren, mit Gewalt zu verbreiten. Dieses geschah erst seit dem Jahr 1802, als der Fula-Scheich Othman den heiligen Krieg erklärte, sich einen Teil der Nigerländer unterwarf und die Stadt Sokoto gründete. Nach dem Tode Othmans 1817 wurde das weite Reich geteilt und von Mohammed Bello, seinem Sohn, und Abd Allah, seinem Bruder, gleichzeitig beherrscht. Der erstere erhielt den weitaus größeren Teil einschließlich der Provinzen Kano, Katsena, Saria u. a. mit der Hauptstadt Sokoto, während der letztere von seiner Hauptstadt Gando aus über den südwestlichen Teil des früheren Reiches regierte. Merkwürdig ist, daß zwischen den beiden Hauptstädten Sokoto und Gando, obschon sie verhältnismäßig nahe beieinander liegen, bis jetzt keinerlei Rivalität entstanden ist. Es hat dies wohl hauptsächlich darin seinen Grund, daß die Beherrscher von Gando von jeher die Ueberlegenheit des Sultans von Sokoto anerkannt haben. Man kann deshalb auch heute noch in gewissem Sinn von einem Oberhaupt des gesamten Fulbe-Reiches reden.

Das Abhängigkeitsverhältnis, in dem sich die Könige der einzelnen Hausa-Staaten gegenüber Sokoto oder Gando befinden, besteht vor allem darin, daß sie alljährlich einen bedeutenden Tribut — hauptsächlich in Sklaven*) — zu entrichten haben und im Fall eines Krieges ein bewaffnetes Kontingent als Hilfstruppen

*) Adamaua hat allein jährlich 10 000 Sklaven nach Sokoto einzuliefern.

stellen müssen. Im übrigen haben sie volle Freiheit, innerhalb ihrer Grenzen Gesetze aufzustellen, welche sie wollen, eine Armee zu halten und Steuern nach Belieben zu erheben. Nur steht dem Sultan von Sokoto zu, bei der Königswahl in den einzelnen Staaten Einspruch zu erheben. Aber von diesem Recht wird selten Gebrauch gemacht.

Was nun die spezielle Geschichte von Saria anbelangt, so gehören dessen Könige, obwohl auch Fulbe, doch einem ganz anderen Zweigstamme an, als die Herrscher der übrigen Hausa-Staaten. Sonderbarerweise wechseln immer zwei Familien in der Thronfolge ab. Der gegenwärtige König ist ein Bornu-Fula, sein dereinstiger Nachfolger gehört den Wangarawa an. Robinson war so glücklich, in Saria die Hausa-Uebersetzung eines alten arabischen Manuskripts zu erhalten, worin die Geschichte der Stadt während der letzten 120 Jahre erzählt war. Seit jener Zeit haben die Hausa in Saria ihre Herrschaft an die Fulbe abtreten müssen. Während dieser Periode haben 12 Könige der Fula-Dynastie über Saria regiert. Ihre Herrschaft dehnt sich gegenwärtig über das ganze südliche Gebiet bis zum Benue-Fluß aus. Die verschiedenen Städte und Dörfer zahlen dem König von Saria jährlich Tribut und dieser entrichtet wiederum solchen an den Sultan von Sokoto. Nach dem Bericht in jenem Manuskript zog sich zur Zeit, als die Fulbe die Herrschaft an sich rissen, ein großer Teil der heidnischen Hausa in das Bergland südlich von der Stadt zurück, von denen wahrscheinlich die heutigen, noch heidnischen Bergstämme abstammen.

Die Stadt Saria — auch Soso oder Segseg genannt — zählt ungefähr 25 000 bis 30 000 Einwohner*) und bildet die Hauptstadt der größten Provinz des Sultanats Sokoto. Sie ist ringsum von einer Erdmauer umgeben, die indes für Verteidigungszwecke von wenig Wert sein würde. Nahezu die Hälfte des Flächenraumes, den sie einschließt, ist angebautes Land und mit Guineakorn (einer Art Hirse), Mais und Bananen bepflanzt, während der übrige Raum mit Häusern überbaut ist. Diese stehen meist zu zwei oder drei in einzelnen Gehöften beieinander und

*) Staudinger, der im Jahr 1886 in Saria war, schätzt sie auf 50 000 bis 100 000 Einwohner.

sind aus gestampfter Erde hergestellt und mit Savannen- oder Riedgras gedeckt. Auf dem Marktplatz, der eine sehr große Fläche einnimmt, sind die verschiedensten einheimischen und eingeführten Artikel ausgestellt. Vor allem ist der Handel mit Salz bedeutend, wovon der halbe englische Zentner 80 000 Kaurimuscheln oder 60 Mark gilt. Der Preis von guten Reitpferden schwankt zwischen 15 und 120 Mark. In großer Anzahl werden hier auch Sklaven — oft zu Hunderten — zum Verkauf ausgestellt und zu je 60 bis 180 Mark losgeschlagen.

Robinson hielt sich in Saria sieben Wochen auf und benützte diese Zeit fleißig, um Hausa zu studieren und das vorhandene Hausa-Wörterbuch zu revidieren. Die Weiterreise nach Kano, wo er sich für längere Zeit niederzulassen gedachte, stieß auch hier durch die Abwesenheit des Königs, der sich wie gewöhnlich auf der Sklavenjagd befand, auf Widerstand, und es kostete alle Mühe, bis er mit seiner Karawane die Thore von Saria hinter sich hatte. Nach einem achttägigen Marsch erreichte er am 23. Dezember Kano, die bedeutendste Handelsstadt im Sudan.

(Schluß folgt.)

Zwei neueste Apostel des Hinduismus.

Von Miss. J. Frohnmeyer.

(Schluß)

2. Mrs. Besant.

«Rich windows that exclude the light,
And passages that lead to nothing.»

Zur selben Zeit als Wivekananda und Dr. Barrows in Südindien ihre Vorträge hielten, tauchte auch Frau Anna Besant mit ihrem unheimlichen Licht wieder einmal in Südindien auf. Wir haben zu Anfang schon hervorgehoben, daß nun allerlei auf den Hindu einwirkt, besonders auf den gebildeten Hindu. Destruktive Philosophie wirkt ja schon einige Jahrzehnte auf ihn ein; einst war es Stuart Mill, nun ist es Herbert Spencer, die das philosophische Denken unsrer indischen Studenten beeinflussen. Was kann doch ein Hindumagen alles in sich aufnehmen! Ob er die

Sachen alle verdaut, das ist freilich eine andere Frage. Auch abendländische Irrlichter haben ihren Weg nach Indien gefunden. Da fehlen selbst die Mormonen nicht. Besonders findet da natürlich Eingang, was nicht in Opposition tritt zum Hinduismus, sondern eine Bundesgenossenschaft anstrebt. Da ist in erster Linie der Theosophismus zu nennen, dessen Einzug und frühere Entwicklung wir früher im Missions-Magazin geschildert haben („ein kräftiger Irrtum oder der Theosophismus in Indien" 1885, S. 272 ff.). Damals hätte man meinen können, es sei aus mit dieser Schwindelei; allerdings ein gar kümmerliches Dasein hat die Sache auch einige Zeit gefristet. Im Jahr 1880 war Oberst Olcott und Frau Blawatsky, ersterer ein Amerikaner, letztere eine russische Witwe, nach Indien gekommen. Nach Versuchen in Bombay und Ceylon ließen sie sich schließlich 1882 in Madras nieder. Diese sogenannten Theosophisten wollen ja ein Dreifaches erstreben: 1) Brüderschaft aller Menschen untereinander; 2) Studium der arischen Litteratur, Religion und Wissenschaft; 3) Erforschung der geheimen Naturkräfte. Indien war ein günstiger Boden für diese einstigen Spiritisten. Mit geheimen Naturkräften geben sich ja auch die Yogi der Hindu ab, und sie wollten mehr können als die gewöhnliche Schulweisheit sich träumen läßt. In Ceylon nannte sich Olcott mit Vorliebe Buddhist, verfaßte auch einen buddhistischen Katechismus. Im Jahr 1884 wäre die ganze Geschichte nahezu zusammengefallen. Eine Frau Coulomb, die mit der Blawatsky innig befreundet gewesen war, zerfiel mit der Freundin und übergab nun ihre Korrespondenz den Professoren des Christian College in Madras, die auf Grund dieser Akten in ihrem Journal die Blawatsky als Taschenspielerin und Schwindlerin entlarvten. Die Blawatsky hatte nicht nur vorgegeben, daß sie im Verkehr stehe mit einem Mahatma, Namens Kut Humi Lal Singh, sondern sie wollte auch unter Beihilfe dieses Mahatma allerlei Wunder verrichtet haben. Nun ging aus der Korrespondenz unwiderleglich hervor, daß der Mahatma niemand anders als die russische Dame selbst sei, und daß es sich um ganz gewöhnliche Taschenspielerkünste handelte, zu denen Frau Coulomb behilflich sein mußte. Die Theosophisten behaupteten zwar, die Briefe seien gefälscht, dagegen wagten sie nicht zu klagen, wozu man sie wiederholt aufforderte. Es wurde dann von England

aus sogar eine Kommission der physikalischen Gesellschaft nach Madras geschickt, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen, und auch diese ganz unparteiische Gesellschaft kam zu keinem andern Resultat, als daß da von Wundern oder der Wirkung geheimer Naturkräfte keine Rede sein könne. Die Wunder hörten auch vollständig auf und die Leutchen wurden recht kleinlaut, nachdem die Leiterin sich nach England zurückgezogen hatte. Sie scheint unterdessen in England und in Deutschland Geschäfte im Namen des Buddhismus gemacht zu haben. Leider gelang es nun der Blawatsky, in England vor ihrem Tode einen Geist in ihr Netz zu ziehen, der sich nicht nur dazu eignete, das Werk der Blawatsky fortzusetzen, sondern auch imstande war, der ganzen Geschichte Leben einzuhauchen und die Sache auf einmal in gewaltigen Schwung zu versetzen.

Frau Besant ist 1847 geboren. Der Vater war Engländer, die Mutter eine Irin. Nachdem der Vater frühe gestorben war, lebte Annie Wood kurze Zeit mit ihrer Mutter in Harrow, wo sie mit den Knaben, für die die Mutter ein Heim eingerichtet hatte, Cricket spielte und auf den Bäumen herumkletterte. Bald bot sich eine Miß Marryatt, eine reiche, wohlthätige Dame an, das Kind zu sich zu nehmen und zu erziehen. Die Dame war eine ernste Christin, die die Armen besuchte, ihnen helfend und das Essen vom eigenen Tisch weg ihnen zusendend. Annie Wood erhielt eine entschieden christliche Erziehung und beteiligte sich frühe an einer Sonntagsschule. Miltons „Verlorenes Paradies" war damals ihr Lieblingsbuch. Sie ist also aufgewachsen unter den Einflüssen evangelischen, praktischen Christentums und hat nicht die Ausrede, daß ihr nie gesundes Christentum nahegetreten sei. Sie kehrte dann zu ihrer Mutter zurück und trotz der ernsten Eindrücke, die sie empfangen hatte, wird sie nun ein ganzes Weltkind. Sie zieht aus mit Pfeil und Bogen, spielt Croquet und tanzt nach Herzenslust mit den jungen Herren des Hauses. Um diese Zeit zog die Mutter nach London. Dort gehört das junge Fräulein nun ganz der hochkirchlichen Richtung englischer Christen an; sie freut sich, die Kirche für Festtage festlich zu dekorieren. Bei einer derartigen Gelegenheit lernt sie den Rev. Frank Besant kennen und wird 1867 im Alter von 20 Jahren verheiratet. Die junge Pfarrfrau scheint ihren neuen Beruf ernst genommen zu haben, sie veröffent-

licht sogar einen Traktat über das Fasten, der in seinen Anschauungen fast römisch-katholisch ist.

Zwei oder drei Jahre nach ihrer Verheiratung kamen ihr allerlei Zweifel über die Wahrheit des orthodoxen Christentums und, wie sich später zeigte, auch über das Christentum überhaupt. Der Mann dieser jedenfalls hochbegabten Frau spielt fast keine Rolle in ihrem Leben, und fast ist man versucht zu denken, daß seine Predigten in einem Zusammenhang standen mit ihren ersten Zweifeln. Sie las antichristliche Schriften, las in ihrer Verzweiflung auch allerlei Apologetisches und wie gewöhnlich nährte das ihren Skepticismus eher als ihn zu überwinden. Sie wandte sich schließlich an den bekannten Leiter der hochkirchlichen Richtung, an Dr. Pusey, der aber leider ihren Fall nicht verstand, so daß die Sache schlimmer wurde als zuvor. Um diese Zeit blieb sie zum erstenmal vom hl. Abendmahl weg; Bauernfrauen der Gemeinde meinten, als sie nach der Predigt die Kirche verließ, sie sei unwohl geworden und erkundigten sich am andern Tag teilnehmend im Pfarrhause nach der Pfarrfrau. Sie schrieb auch damals anonym ihren ersten Traktat gegen das Christentum („by the wife of a beneficed clergyman"). Ihr Mann war nun genötigt, ihr die Alternative zu stellen, ob sie sich in die christliche Ordnung fügen wolle oder nach Hause gehen. Sie war gewissenhaft genug das letztere zu erwählen. Sie ging also zu ihrer Mutter, ihr Mann zahlte ihr monatlich eine kleine Summe, sonst verdiente sie ihren Lebensunterhalt mit Krankenpflege und litterarischen Arbeiten. Sie hielt sich am Anfang noch zu den Deisten oder Unitariern. Aber bald schwenkte sie ab zum puren Atheismus und Materialismus und beschrieb den Weg dahin in ihrem bekannten Buch: „My path to Atheism" (mein Weg zum Atheismus). Zwanzig Jahre lang kämpfte sie nun erbarmungslos gegen den Glauben ihrer Kindheit und den Glauben ihrer Väter. Sie beschreibt den Anlaß zu atheistischen Gedanken selbst. Sie hatte zwei Kinder. Als das zweite Kind, ein Mädchen, sieben Monate alt war, litt es an Keuchhusten. Das Kind litt schwer und war dem Tode nahe, genas aber doch. Während der Hustenanfälle entstand eine Art von Groll gegen Gott im Herzen der Mutter und mehr als einmal habe sie mit Entrüstung ausgerufen: „Wie kannst du einen armen Säugling so quälen? Warum tötest du ihn

nicht sofort und lässest ihn in Ruhe?" Doch das mögen vorübergehende Gefühlsaufwallungen gewesen sein.

Im Jahre 1874 wurde sie mit dem bekannten Materialisten Charles Bradlaugh bekannt. Er fand, daß mit dieser Frau etwas anzufangen sei, nahm sie in seinen atheistischen Verein auf und teilte sie der Redaktion seines Blattes („National Reformer") zu. Als Frau impulsiv warf sie sich mit wilder Begeisterung in die Bewegung, schrieb und redete 15 Jahre lang mit der ganzen Glut ihrer Seele gegen das Christentum und für den Materialismus. Sie war die erste, die das von andern nachgeahmte schauderhafte Experiment wagte, die Nicht-Existenz eines Gottes zu beweisen. In London stand sie vor Tausenden mit der Uhr in der Hand und sagte: „Wenn es einen Gott giebt, so soll er mich in fünf Minuten niederschlagen." Das ist allerdings eine starke Provokation, der ein Mensch kaum widerstehen könnte. Aber „Gott ist so geduldig, weil er allmächtig ist", hat einmal jemand gesagt, und Gott ist auch in diesem Fall für das verblendete Weib und ihr Auditorium nicht aus seiner Verborgenheit hervorgetreten.

Frau Besant ist eine elegante Schriftstellerin und eine geborene Rednerin. Sie wollte ihre Kreise glauben machen, daß der Pfad zum Atheismus ein Pfad zum Glück sei. „Der Weg vom Christentum zum Atheismus ist ein langer und die ersten Schritte sind rauh und sehr schmerzlich. Der Fuß schreitet über Ruinen dahingefallenen Glaubens und die scharfen Kanten schneiden in das blutende Fleisch; aber dann wird der Weg allmählich sanfter und sofort beginnen zur Seite die demütigen Maßliebchen der Hoffnung, die Herolde des Frühlings, hervorzulugen und weiterhin auf dem Weg haben wir den Duft von allen Blumen des Sommers, so süß, brillant und üppig, und in der Ferne sehen wir die Verheißung des Herbstes, die Ernte, die eingeheimst werden soll, als Nahrung der Menschen." Und wenn einmal der Mensch, der berechtigte Herr des Universums, den Thron, den Gott usurpiert hatte, eingenommen habe, dann „wenn das müde Kind ruhig sich niederlegt in den Armen der Mutter und in traumlose Bewußtlosigkeit versinkt, so legt sich da auch der Rationalist ruhig nieder in die Arme seiner mächtigen Mutter und an ihrer Brust schlummert er hinüber in den Schlaf traumloser Bewußtlosigkeit." Ein tiefes Moment der Wahrheit liegt in folgenden Worten. Sie

hat erzählt, daß sie das Gebet allmählich aufgegeben habe und fährt dann fort: „Gott verschwindet allmählich aus dem täglichen Leben von solchen, die nie mehr beten; ein Gott, der keine Vorsehung ausübt, ist ein Ueberfluß. Wenn aus dem Himmel nicht mehr länger ein aufmerkender Vater herablächelt, so wird der Himmel bald ein leerer Raum, von woher kein Echo auf der Menschen Notschrei wiederhallt."

Einige von den Wandlungen der Dame wollen wir übergehen und wir nähern uns nun im Jahr 1889 der Zeit, wo Mrs. Besant für Indien von Bedeutung wird. Aus Veranlassung einer Recension über ein Buch der Spiritisten, oder wie sie in Indien heißen, der Theosophisten, wurde sie auf Frau Blawatsky aufmerksam, und der bekannte Redakteur Stead führte sie bei der Russin ein. Sie traf dieselbe in der rosigsten Stimmung, und die Russin scheint die impulsive Materialistin sofort durchschaut zu haben. Unaufhörlich Cigaretten rauchend, erzählt sie ihr von ihren Reisen über die Erde hin. Blawatsky übergab ihr die Papiere über ihre Entlarvung in Madras und, es ist fast unglaublich, nachdem die sonst so scharfsinnige Engländerin alles gelesen, kam sie zu der festen Ueberzeugung, daß die Wahrheit auf seiten der Russin, daß Frau Coulomb eine gemeine Verleumderin und daß die physikalische Gesellschaft sich getäuscht habe. Sie wird nun sofort Mitglied der Theosophistengesellschaft, sie sinkt vor der Russin auf die Kniee und sagt: „Wollen Sie mich annehmen als Ihre Schülerin und mir die Ehre zu teil werden lassen, vor der ganzen Welt für Sie zu zeugen?" Wie nahe berühren sich doch die Extreme: nackter Materialismus und krasser Aberglaube! Die Russin legt ihr die Hand aufs Haupt und sagt: „Sie sind ein edles Weib! Möge der Meister (Kut Humi Lal Singh) Sie segnen!" Der Wandel des ganzen Denkens, der Uebergang von einer Weltanschauung zu einer andern ging hier so erstaunlich rasch vor sich, die Frau, die alle Autorität im Himmel und auf Erden von sich geschüttelt hatte, wurde so plötzlich zur Sklavin einer schlauen Taschenspielerin, daß man meinen könnte, Frau Blawatsky habe Frau Besant hypnotisiert. Wie ein kleines Kind saß sie zu den Füßen der alten Schwindlerin und lernte begierig all die Schaudergeschichten von den Mahatma. Sie war in allen Dingen gehorsam.

Und nun starb im Jahr 1891 Frau Blawatsky und der

Mantel der „großen Lehrerin der Welt" fiel auf Mrs. Besant, die zweifelsohne am besten hiefür qualifiziert war. Sie glaubte in all die angeblichen Erscheinungen des geheimnisvollen Mahatma, die der Blawatsky zu teil geworden sein sollen. Sie will auch selbst einen Mahatma gesehen haben. Eine merkwürdige Frau: an einen persönlichen Gott kann sie immer noch nicht glauben, aber sie glaubt an Frau Blawatsky, glaubt an Zeichen und Wunder und hat ein unbegrenztes Vertrauen in ihre eigene Geistesgröße. Sie erwählt nun auch Indien als ihren Wirkungskreis, denn dort glaubt man ja schon lange in der Luft wandeln zu können, glaubt den Körper nach Belieben verlassend in einen andern leblosen Körper eingehen zu können. Sie zog im Jahr 1893 durch Indien. Sie war ganz die Person, eine schon fast vergessene Sache wieder zu beleben. Als Rednerin ist sie besonders für Orientalen geradezu bezaubernd, sie fand auch rasch heraus, wo die Hindu angefaßt sein wollen. Als halbe Irin schlägt sie sich auch gerne, eine Geisterschlacht ist ihr ein Hochgenuß. Ihr starkes Selbstgefühl stößt in Indien nicht ab, man ist es dort gewöhnt, sich ungeniert selbst zu loben. Schon Blawatsky hatte von ihr gesagt, sie sei so stolz wie Lucifer. Oberst Olcott hatte sich einen Buddhisten genannt, Mrs. Besant hat es auf Indien abgesehen, und so tritt sie in Indien mit dem Bekenntnis auf, sie sei durch und durch Hindu. Sie glaube an alle die Hindugötter, groß und klein, an Kaste, an das Gesetz des Karma (d. h. daß die Thaten einer früheren Existenz in diesem Leben nachwirken). Sie ruft den Hindu sogar zu: „Bewahret eure Götzen!" Ja sie geht noch weiter. In Bangalore erklärt sie, daß sie in einer früheren Geburt ein Hindu-Pandit gewesen und nun zurückkomme in ihre Heimat nach einem längeren Aufenthalt im Westen, wo sie habe wieder geboren werden müssen, um das Wesen der materialistischen Civilisation jener Regionen kennen zu lernen. Es zeigt sich hier eine Geistesverwandtschaft mit Wiwekananda. Er freut sich einer Wiedererinnerung aus dem dunkeln Meer des unbewußten Seelenlebens und rettet dieses und jenes ans Gestade des bewußten Lebens, er saugt sozusagen an der Erinnerung Tatzen, der Mrs. Besant bringt Kut Humi Lal Singh Kunde aus der Zeit früherer Existenzen. Daß Mrs. Besant, um den westlichen Materialismus kennen zu lernen, zuerst von frommen Christen erzogen

und dann Pfarrfrau hat werden müssen, ist allerdings nicht leicht zu verstehen. Aber zu verstehen ist überhaupt manches nicht im Leben dieser wundersamen Frau. In Tinnewelli erreichen ihre Schmeicheleien nahezu den Höhepunkt. Da hebt sie hervor, daß 1) die Hindu-Theosophie die beste aller Philosophien sei, 2) die Hindu seien die weisesten aller Nationen, 3) die Sanskritsprache sei die beste Sprache der Welt (giebt es eigentlich eine schlechte?), 4) die westliche Civilisation mit all ihren Entdeckungen sei nichts im Vergleich mit der Hinducivilisation, 5) das Beste, das wir im Westen haben, sei aus Indien entlehnt. Auf all diese Elogen hin mußten nun die Hindu doch auch erkenntlich sein und so ernennt sie denn Sir Scheschadri Agar, der Diwan von Meisur, zur „Incarnation der Saraswati"*) und zur „Schwester".

Sie führt nun den Namen „Anna Bhai" und in Bangalore jauchzte man ihr zu als der wahrhaftigen Göttin von Indien, die aus dem fernen Westen gekommen sei, um die geistige Wiedergeburt Indiens zu bewirken. Die Eingeborenen meinten, es liege etwas Bezauberndes darin, wenn so eine europäische Dame die indischen Götternamen mit Inbrunst und Andacht ausrufe. Man kann ja fragen, wie es komme, daß erst die Blawatsky und die Besant herausgefunden haben, daß die Hinduweisheit in allem voranleuchte. Auch das bringt die Heldin nicht in Verlegenheit; sie sagt: „Die gegenwärtigen Weden sind nicht das Ganze, Tausende von Versen sind verschwunden. Aber diese sind nicht verloren gegangen, nein die Götter haben sie hinweggenommen, da sie wußten, Indien werde im Kali Yugam (dem gegenwärtigen, eisernen Zeitalter) unter fremde Herrschaft kommen, und sie befürchteten, die unwissenden Fremden würden die heilige Wissenschaft entweihen." Die Tausende von verloren geglaubten Versen seien dann von den Mahatma in Tibet aufbewahrt worden und der köstliche Inhalt wurde schließlich der Frau Blawatsky geoffenbart. Schade, daß bis jetzt nur höherer Blödsinn aus jener Quelle zu Tage gefördert wurde. Genauere Untersuchungen haben festgestellt, daß die Russin fast alles, was ihr Werk „Isis" enthält, aus einem französischen Buch über Magie von einem gewissen Eliphas Levi aus Paracelsus und aus andern mittelalterlichen Schriften abgeschrieben hat.

*) Göttin der Beredtsamkeit.

Was will nun aber eigentlich Mrs. Besant? Sie sagt: „Einst in alter Zeit war Indien wirklich groß, groß in seinem geistigen Leben, groß in dem Glanz seiner geistigen Erkenntnis, in der Tiefe dieser geistigen Erkenntnis.“ Aber Indien ist von seiner Höhe herabgesunken. Und was ist der Grund? Der Kontakt mit westlichen Nationen, die sich im Staub des Materialismus wälzen. Und wie ist da nun zu helfen? In Kumbakonum erklärte die Dame: „Es liegt mir alles daran, daß die arische Civilisation, die älteste, wahrste und beste der Welt, wieder hergestellt werde.“ Sie hat das schon nach einigen Tagen indischen Aufenthalts herausgefunden. Dr. Bhandarkar, der berühmte Sanskritgelehrte, der Vizekanzler der Universität Bombay, ist nach lebenslangem Studium über indische Litteratur und Civilisation andrer Meinung, er erklärt öffentlich: „Es nützt gar nichts die Thatsache zu ignorieren, daß in allem, was Civilisation ausmacht, Europa Indien weit, weit voran ist.“ Ferner ist Mrs. Besant der Ansicht, daß statt der englischen Gesetze Manu's Gesetzbuch wieder eingeführt werden müsse und besonders die Kaste in all ihrer Herrlichkeit durchgeführt werde. „Indien war ein mächtiges Reich“, sagt sie, „so lange die Vorschriften Manu's bis auf den Buchstaben befolgt wurden, aber als der Geist dieser Vorschriften vergessen wurde, schweifte Horde um Horde fremder Eroberer über Indien hin und unterjochte es.“ In Kalkutta verteidigte und verherrlichte sie geradezu die Kaste. Sie sei nicht nur ein System sozialer Ordnung, sondern sie sei eine Gottesordnung. „Solche, die durch viele Geburten reiche Erfahrung in allem Göttlichen und Menschlichen gesammelt haben, kommen wieder zurück als Brahmanen“, meint sie, und sie schließt mit der Mahnung: „Hütet diese gottgegebene Pflanze!“

Wirkliche Kenner von Indien urteilen da wiederum wesentlich anders. Professor Bhandarkar ist der Meinung, daß das Kastensystem die Wurzel der politischen Sklaverei Indiens ist, und während Mrs. Besant der Ansicht ist, daß Indien in die Unterwürfigkeit von anderen Nationen geraten sei, weil es vom Buchstaben Manu's abgefallen, ist der Pandit Schiwanath Schastri der Ansicht, daß es gerade die Kaste gewesen, die das Land reif für fremde Sklaverei gemacht habe, denn diese habe zuvor durch die elendeste geistige Tyrannei das Volk in Ketten geschlagen. Und der dritte Ratschlag, den Mrs. Besant den Hindu noch zu geben hat, ist: „Ich plaidiere vor euch für euren alten Glauben. Schämet euch eures alten Gottesdienstes nicht!“ Bei einer Straßenpredigt in Madras riet sie den Hindu, ihre Götzen festzuhalten. Man werfe doch das Spielzeug nicht weg, auch wenn man es nicht mehr benütze.

Die Alten fragen vielleicht nichts mehr darnach, aber die Kinder und Enkel thun's. Sie findet in den Götzen sinnige Symbole. Wahrhaft frappierend ist die Kühnheit dieser Dame, mit der sie wagt, nach einem Aufenthalt von einigen Wochen in Indien abschließend über alles, was mit Indien von einst und jetzt, über Religion, Sanskrit, Litteratur, Sitten und Gebräuche, über alles, sei's im indischen Himmel, sei's auf indischer Erde, irgend etwas zu behaupten.

Mrs. Besant verließ Indien für einige Zeit und reiste in Australien; außerhalb Indien machen natürlich ihre Verherrlichungen von indischem Theosophismus oft einen geradezu komischen Eindruck. Ende 1895 taucht sie wieder in Madras auf. Ihre Angriffe auf den Materialismus kann man sich ja schon gefallen lassen, wenn sie auch damit in Indien fast etwas Ueberflüssiges leistet. Sie kann in Indien das Unheil nicht gut machen, das sie in England angerichtet hat. Ihre positiven Aufstellungen sind aber durchaus unklar: heute Wedantismus, morgen Buddhismus, dann wieder Pantheismus und drunterhinein auch einmal wieder etwas Deismus. Daß Betrug in der theosophistischen Gesellschaft vorgekommen, hat sie auch zugegeben. Sie erscheint manchmal auch nicht mehr so einseitig hinduistisch. In einem Vortrag über Erziehung und Fleischnahrung in Bombay ermahnt sie, daß jeder in dem Glauben bleiben solle, in dem er geboren worden. „Wozu der Streit über den Weg?" „Lasset uns alle Verschiedenheiten vergessen! Lasset uns einander vergeben!" Doch Ende letzten Jahres trug sie in Lahore die Farben wieder so dick auf als je. Sie redete von der Wichtigkeit Indiens für die Welt. Die westliche Civilisation hat es zu thun mit dem Vergänglichen, und die Nationen, die solche Civilisation anstreben, verfallen dem Ruin. Durch Myriaden und Myriaden von Jahren steht Indien da und zwar durch die Betonung des Geistigen in seiner Civilisation. Und dahin solle das gegenwärtige von seiner Höhe gesunkene Indien wieder zurückkehren.

Anfangs dieses Jahres war sie wieder fast gleichzeitig mit Wiwekananda und Dr. Barrows in Madras. Es scheint sich bei der wandelbaren Dame ein neuer Wandel anzubahnen. Sie sympathisiert noch in erster Linie mit dem Hinduismus so sehr, daß es sogar orthodoxen Hindu zu bunt werden will. Der „Arya-Bote" läßt ihr eine Zurechtweisung zu teil werden, weil sie gelehrt habe, daß der

Ganges magnetisiert sei und daß jeder Tropfen dieses Wassers magnetisierende und vergeistigende Eigenschaften besitze. Auch sollen die Götzen magnetisierte Symbole der Gottheit sein, voll von vergeistigenden Einflüssen (!). Aber ihr letztes Auftreten in Madras war doch recht zahm. Ueber den Theosophismus redete sie zuerst und da ist kein Mensch klug daraus geworden. Es erinnerte die Zuhörer an eine bekannte Definition von Metaphysik: „Wenn A mit B redet und B versteht nicht, was A sagen will, und A versteht es selbst nicht ganz recht, und die beiden nicken durch den Nebel einander zu, so heißt man das Metaphysik." So geht es allmählich den Leuten, wenn Mrs. Besant von indischem Theosophismus redet. Das einzige, was jedermann verstand, war, daß Theosophismus dem Materialismus entgegengesetzt sei. Aber warum wütet sie denn immer gegen Materialismus in Indien? Mit ihrem Kampf gegen den Materialismus soll sie dahin gehen, wo sie 15 Jahre lang Materialismus gepredigt hat. Das ist eine überflüssige Kraftanstrengung in Indien. Eine Frechheit erlaubte sich ihr Genosse, ein Mr. Bertram Keightley, der den Nachlaß an Anstand, Höflichkeit und Religiosität unter dem jungen Geschlecht Indiens auf Rechnung der Missionsschulen schrieb. Das glaubten ihm nicht einmal die anwesenden Hindu. Aber es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß zur selben Stunde die alten und neuen Studenten des Christian College von Madras, die Blüte der Hindugesellschaft, festlich versammelt war, um ihren feurigen Dank dem kranken Dr. Miller, der so recht ein Repräsentant des indischen Missionsschulwesens genannt werden kann, auszusprechen.

Mrs. Besant redete auch in Madras über die vier Hauptreligionen der Welt: Hinduismus, Buddhismus, die Religion Zoroasters und Christentum. Als sie vom Christentum redete, fand sich nichts mehr von dem einstigen Haß; man hätte fast glauben können, der Glaube einer glücklichen Kindheit und Jugend sei mit seinem alten Zauber für Augenblicke über sie gekommen. Ihre Rede gewann höheren Schwung, als sie auf die Person unseres Heilandes zu reden kam, sie versuchte ein esoterisches Element im Christentum mit den Hauptlehren des Hinduismus in Einklang zu bringen. Bezeichnend ist, daß sie nun mit dem römischen Katholizismus mehr Sympathie zu fühlen scheint als mit dem Protestantismus, denn, sagt sie, der erstere habe mit seinem Reliquienglauben, seinen Rosenkränzen, seinen vielen Wundern, den Occultismus besser bewahrt als der Protestantismus. Es sei ein Hindu anwesend gewesen, der schon oft mit dem Gedanken umgegangen sei, Christ zu werden. Er sei heimgegangen aus dem Vortrag mit dem Eindruck, daß die Frage,

ob er sich den Christen anschließen solle, ihn nie mehr belästigen werde. Doch ist anzuerkennen, daß sie ihre Zuhörer aufgefordert hat, die Bibel zu lesen, auch die Schriften der ersten Kirchenväter und besonders das Büchlein von der Nachfolge Christi.

Was soll aus all dem werden? Ist es Mrs. Besant auch ernst mit all den wilden Ideen? Der alte Dr. Murdoch hat einen englischen Vers auf sie angewandt: „Stiff in opinions, always in the wrong, — Everything by starts, and nothing long" — (Zäh in ihren Ansichten, immer falsch dran — Alles in Sprüngen und nichts für lang). Das ist teilweise richtig, doch hat sie fast 20 Jahre beim Materialismus ausgehalten. Der Umschwung vollzieht sich allerdings ungemein rasch: im Nu ist sie Theosophistin, in $2^1/_2$ Wochen weiß sie alles von Indien. So lang sie von einem Gedanken beherrscht ist, reitet sie ihn nahezu tot. Auf jeder Stufe war sie ihrer Sache absolut gewiß und duldet keinen Widerspruch. Ein rätselhaftes Menschenkind! Nicht in mühsamem Kampf, leicht wie ein Vogel schwingt sie sich von einer Weltanschauung zur andern, findet sich rasch zurecht, richtet sich da ein und kann's nicht begreifen, daß nun die ganze Welt doch nicht mitthut. Man sollte glauben, bei so viel Wechsel des Fühlens und Denkens hätte sie allmählich Vorsicht und Demut gelernt. Keine Rede davon! Von Demut ist sie chemisch rein. Mit stolzer Verachtung stößt sie immer den alten bisher eingenommenen Standpunkt von sich. Und die Autorität, auf der alles ruht, ist einzig sie selbst. Sie versteht die Massen zu fesseln; das hat sie in Arbeiterversammlungen, im Kampf für Materialismus und Atheismus gelernt. Sie ist mit hinreißender Beredtsamkeit ausgerüstet und verfügt über einen großartigen rhetorischen Apparat. Sie kann schmeicheln, kann losdonnern, kann das Mitleid hervorlocken und die Leidenschaften aufregen, — alles, wie es die Taktik verlangt. Gerne stellt sie sich als Märtyrerin dar, redet mit Pathos von ihren Feinden und versichert diese Unbekannten ihrer Vergebung. Was mag aus der Pfarrfrau wohl noch werden? Denken wir an ihre letzte Rede in Madras und die Sympathie, die sie dort mit dem Katholizismus gezeigt hat, so könnte am Ende ihr Freund Stead noch Recht behalten. Er meint: „Man hat schon lang vorhergesagt, daß Mrs. Besant sterben werde im Geruch der Heiligkeit innerhalb der Umzäunung der römisch-katho-

lischen Kirche." Den größten Schaden hat sie wohl gestiftet in den 15 Jahren, in denen sie Materialismus gepredigt hat.

Die Bewegung, die Mrs. Besant in Indien angeregt, ist nicht allzu tragisch zu nehmen, besonders so lang sie ihren Zusammenhang mit den Theosophisten festhält. Wiwekananda hat von seinem Standpunkt aus nicht so Unrecht, wenn er sie aufgefordert hat, mit den Theosophisten zu brechen. Der Theosophismus hat bei denkenden Leuten unwiderruflich an Kredit verloren. Der London Spectator hat recht, wenn er schreibt: „Für unser Gefühl läßt uns der leiseste Hauch eines Lehrers wie Jesaja oder St. Paulus, gar nicht zu reden von einem, der größer ist als diese beiden, dieses ganze theosophische Zeug wie flackernde Talglichter vor der aufgehenden Sonne erscheinen." Die großen Versammlungen in Madras wollen nicht so viel sagen. Beim Hindu ist meist mit dem Reden alles gethan und nach all den Komplimenten hinüber und herüber bleibt's wohl beim alten. Für die Mission ist Mrs. Besant, wie auch Wiwekananda, ein neues Hindernis. Die Verwirrung für einfältige Leute wächst mehr und mehr. Die Gegner des Evangeliums beuten derartige Erscheinungen auch sofort gegen die Mission aus. Schon jede freundliche Wendung dem Hinduismus gegenüber, die sich ein europäischer oder christlicher Redner etwa erlaubt, wird gebucht und dem Missionar vorgehalten. In letzter Zeit hat man uns nicht nur mit Mrs. Besant und Wiwekananda zu imponieren gesucht, es gab dumme Leute, die in gleichem Atemzug auch Dr. Miller nannten, einfach, weil er in einem Vortrag dem Hinduismus inmitten der Religionen der Welt einen gewissen Offenbarungsgehalt und damit eine relative Berechtigung eingeräumt hatte.

Von Leuten wie Mrs. Besant und Wiwekananda wird kein Heil für Indien kommen. Nichts ist verderblicher, als den ohnehin schon schwachen Wahrheitssinn des Hindu noch mehr abzuschwächen und ihn durch Schmeicheleien noch mehr zu ermuntern, alles beim alten zu lassen, sodaß das geringe Maß von sittlicher Kraft und Energie, das dem armen Volk noch geblieben ist, vollends in hergebrachter Weise vergeudet werden wird.

Eine Missionsreise in Japan.

In dem Inselreich Japan sind es bis jetzt hauptsächlich die Küsten- und Hafenstädte, die zu bedeutenden Missionscentren geworden sind. Der rasche Eingang, den das Christentum und die fremdländische Civilisation während der ersten Jahrzehnte hier fand, stellte so große Aufgaben an die verschiedenen Missionsgesellschaften, daß die inneren Teile des Landes vorerst wenig in Betracht kommen konnten. Dazu erschwerten die Gesetze Japans längere Zeit den freien Verkehr mit dem Inland. Das ist indessen mit der Zeit anders geworden, und die einzelnen Missionen erkennen es immer mehr als ihre Aufgabe, die Arbeit auch auf das Inland auszudehnen. So arbeiten seit kurzem Sendboten der kanadischen Kirche im Verein mit der englischen Ausbreitungsgesellschaft in zwei großen Städten der Inland-Provinz Schinshu auf der Hauptinsel Hondo. Ein amtlicher Besuch, den der englische Missionar Shaw Ende vorigen Jahres diesem Missionsposten abstattete, läßt uns einen Blick in die dortigen Verhältnisse und Aussichten der Mission thun, und wir lassen uns deshalb von ihm gern seine Erlebnisse auf dieser Missionsreise schildern.

In Japan, schreibt er, ist es heutzutage weit leichter und angenehmer zu reisen, als noch vor wenigen Jahren. Man verdankt dies dem ausgedehnten Eisenbahnnetz, das die verschiedenen Inseln Japans heute miteinander verbindet. So konnte ich auch meine Reise ins Innere zum größten Teil auf diesem Wege zurücklegen. Die Eisenbahnlinie, die ich benützte, durchschneidet die ganze Hauptinsel und verbindet die eine Küste mit der andern. Zugleich führt sie an einem der größten Buddhatempel Japans vorbei und wird deshalb von einer Anzahl von Pilgern benützt, die zu dem berühmten Heiligtum wallfahren. Diese bequeme Art des Reisens will allerdings nicht recht zum Charakter einer Pilgerfahrt stimmen, doch die Zeit wandelt alles.

Unter den Reisenden, die mit mir im gleichen Coupé saßen, befanden sich ein Kaufmann und ein kranker Japaner, der teilweise gelähmt war und nun in Begleitung seiner Frau und seines Sohnes eines der zahlreichen Mineralbäder in den Bergen der Insel besuchen wollte. Wie die meisten Kranken konnte er gar nicht ausführlich genug über sein körperliches Befinden und über die Ursachen seiner Erkrankung erzählen. Und es war bezeichnend, wie er das that. „Ja, sehen Sie", meinte er, „ich bin eben ein sehr heißblütiger

Mensch. Der geringste Anlaß regt mich auf und bringt mich außer Fassung. Das ist auch im Grunde die Ursache gewesen, daß ich einen Schlaganfall bekam und gelähmt wurde. Hätte ich ein kühleres Temperament, so wäre mir das wohl nie passiert." Er schilderte dabei seine Gemütsverfassung, als ob das nur so eine fehlerhafte Veranlagung sei.

Der andere Mitreisende, der Kaufmann, war äußerst zuvorkommend; er ließ es sich nicht nehmen, seine wollene Reisedecke für mich zu einem bequemen Sitz auszubreiten und mir Früchte zur Erfrischung anzubieten. Dagegen fiel mir an den verschiedenen Haltestellen sein sonderbares Benehmen auf. Ueberall verließ er das Abteil unseres Wagens, stürzte sich auf den Stationsbeamten und übergab ihm einen Brief zur Beförderung. Erst nach und nach machte er uns die vertrauliche Mitteilung, daß er für 500 Dollars (2000 Mark) neue Postmarken, die man eben zur Erinnerung an den Krieg mit China ausgegeben hatte, gekauft habe und nun während seiner Reise überall Briefe an seine eigene Adresse aufgebe, wodurch sie als gestempelte Postzeichen für ihn einen höheren Wert erhielten. Der intelligente Japaner spekulierte also auf die Sucht der europäischen Markensammler und wußte damit ein gutes Geschäft zu machen.

Mit mir reiste auch die Oberin unseres St. Andreas-Waisen-Hauses in Tokio mit zwei Mädchen. Diese hatten bei dem schrecklichen Erdbeben vor sechs Jahren ihre Eltern verloren und wurden daraufhin in unser Waisenhaus aufgenommen und hier erzogen. Die eine von ihnen sollte nun zur Krankenwärterin ausgebildet werden und begab sich zu dem Zweck nach Nagano zu einem Fräulein der kanadischen Mission, die sich dort der Krankenpflege widmet. Das andere Mädchen hingegen befand sich — ich weiß nicht recht, ob ichs verraten darf — auf der Brautschau. Sie sollte, ohne daß sie etwas von der Sache wußte, wie zufällig einem jungen Manne vorgestellt werden, dessen Vater die Mission gebeten hatte, seinem Sohn für eine christliche Frau zu sorgen. Eine gegenseitige Verbindlichkeit war jedoch damit nicht ausgesprochen. Wir trennten uns in Uyedu, wo ich die Nacht über zu bleiben gedachte, während sie weiter nach Nagano reisten. Es waren beide recht nette, ernstgesinnte Mädchen, die uns keine Schande bereiten werden.

Eine Nacht in einem japanischen Wirtshaus gehört nicht zu den angenehmsten Dingen. Die Zwischenwände der einzelnen Zimmer bestehen bekanntlich nur aus dünnem Papier. Man darf deshalb in so einer Behausung, wo man das geringste Geräusch hört, nicht besonders auf Ruhe rechnen, auch keine Geheimnisse mit jemand aus-

tauschen. Der Fußboden dagegen ist mit dicken Strohmatten bedeckt, die den Tummelplatz für unzähliges Geschmeiß bilden, gegen dessen beständigen Angriff man vollständig wehrlos ist. Doch lebt man billig da, und man darf bei dem geringen Preise von 50 bis 100 Pfennigen für Nachtquartier und zwei Mahlzeiten keine zu hohen Ansprüche machen.

Am nächsten Morgen setzte ich meine Reise in der Jinrikscha, einem zweiräderigen Karren, fort. Sie führte mich während einer ermüdenden Tagereise über das Gebirge bis nach Matsumoto, der zweitgrößten Stadt der Provinz, wo die kanadische Mission eine Station hat. Schon bald hinter Uyedu zeigten sich die Spuren der letztjährigen großen Ueberschwemmung. Ueberall waren die Brücken weggerissen und mancherorten war auch jede Spur der vormaligen Straße verschwunden, an deren Stelle das Wasser darüber hingeflutet war und sich Bahn gebrochen hatte. Wir waren deshalb genötigt, uns streckenweise in diesem Strombett vorwärts zu arbeiten, wobei meine beiden Wagentreiber das leichte Gefährt teils zogen, teils trugen. Der Weg führte dabei über einen Bergpaß von 4000 bis 5000 Fuß Höhe mit wundervoller Umgebung. Auf der andern Seite hatte dann ein anderes Gewässer ebenfalls die Straße überflutet und verwüstet, sodaß man nur höchst langsam und mit größter Anstrengung vorwärts kam. Wir waren deshalb froh, als wir gegen ein Uhr einen kleinen Weiler erreichten, wo wir ruhen und etwas genießen konnten. Die Leute waren sehr freundlich, aber von Eßbarem konnten sie uns nur etwas gekochten Reis und eine Art Pilzsuppe vorsetzen. Als wir unsere Reise fortsetzten, fand sich's, daß Missionar Kennedy mit seinem japanischen Lehrer uns von Matsumoto aus entgegengekommen war und seit einer Stunde am anderen Ende des Dörfchens in einem etwas respektableren Wirtshause vergeblich auf uns gewartet hatte.

Es ist ein sehr einsames Leben, das der Missionar mit seiner jungen Frau hier zwischen den fast unzugänglichen Bergen führt; denn von einer eigentlichen Straße, auf der man hingelangen könnte, ist keine Rede. Aber sie fühlen sich beide glücklich in ihrem Beruf und recht wohl unter der Bevölkerung von Matsumoto. Letzteres ist eine aufblühende betriebsame Stadt, die inmitten einer fruchtbaren, starkbevölkerten Thalebene liegt. Sie war früher der Sitz eines Daimio oder Landedelmanns, dessen Schloß noch jetzt gut erhalten ist und das mit seinen Ringmauern und Türmen die ganze Gegend beherrscht und ihr zur Zierde gereicht. Die Stadt ist wie viele andere Orte durch die letzten Ueberschwemmungen sehr verwüstet worden, da der Fluß, der die Ebene durchströmt, oberhalb der

Stadt die schützenden Dämme durchbrach. Die Fluten wälzten sich infolgedessen durch die Straßen, rissen diese stellenweise mehrere Fuß tief auf und bedeckten die unteren Gelasse der Häuser mit Schlamm und Sandmassen. Eine Anzahl von Leuten ertrank bei dieser Katastrophe und noch jetzt nach Monaten sind die Spuren der damaligen Verwüstungen sichtbar.

Das Missionswerk ist hier noch ganz in seinen Anfängen. Doch hat Missionar Kennedy bereits eine Schar von Japanern um sich gesammelt, die ihm in der Arbeit hilfreich an die Hand gehen. Ein Japaner, Namens Kakuzen, der in Kanada ordiniert worden ist, eröffnete an dem Ort die Missionsthätigkeit, bis dann Kennedy eintraf und sich hier niederließ. Seitdem ist das Werk von Matsumoto aus auf vier bis fünf andere Städte des Inlands nach verschiedenen Richtungen hin ausgedehnt worden. Das Missionshaus liegt an einer der Hauptstraßen, und es scheint, daß die Missionsleute mit ihren Nachbarn auf dem besten Fuße leben. Sie haben sich auch bald nach ihrer Ankunft in den sogenannten „fünf Häuserbund" aufnehmen lassen. Es ist das ein interessantes Ueberbleibsel der alten gesellschaftlichen Gebräuche des Landes, die jetzt aber in Tokio und in den anderen großen Städten großenteils in Abgang gekommen sind. Der Brauch besteht darin, daß sich die beiden Nachbarn zur Rechten und zur Linken mit den Bewohnern der drei gegenüberliegenden Häuser zu einem Bund zusammenschließen. Einer der Hausbewohner wird dabei zum Familienhaupt erwählt, das dann die übrigen den Behörden gegenüber vertritt, Zucht und Ordnung innerhalb der Familien aufrecht erhält, Streitigkeiten schlichtet und über das Wohl und Wehe der Mitglieder wacht. Der Aufnahme geht voraus, daß der Bewerber einige kleine Geschenke in die betreffenden Häuser schickt und um Aufnahme in den Bund bittet. Der Wert einer solchen Vereinigung wurde mir schon am folgenden Tage durch ein recht drastisches Beispiel klar gemacht.

Es war am Morgen, etwas nach sieben Uhr, als sich plötzlich aus einem der drei gegenüberliegenden Häuser ein schrecklicher Tumult hören ließ: Klirren von zerschmettertem Geschirr, das Gepraſſel von herumfliegenden Papierwänden und zankende Stimmen — alles Anzeichen einer erregten Familienscene. Und das war es auch. Gleich darauf sahen wir den Obmann des „Fünferbundes" über die Straße eilen, um der Sache nachzuforschen. Seine Dazwischenkunft schien auch gefruchtet zu haben; denn alsbald war die gestörte Ruhe wieder hergestellt. Hinterher vernahmen wir auch die Ursache des Gepolters. Während des Frühstücks hatte der betreffende Hausherr im Lauf des Gesprächs seiner Frau gegenüber die scheinbar harm-

lose Bemerkung fallen lassen: er hege nicht eben die beste Meinung von ihrem Vater. Die Frau wollte ihm diese kränkende Aeußerung mit gleicher Münze heimzahlen und entgegnete schlagfertig: es sei merkwürdig, sie müsse dasselbe auch von seinem Vater sagen. Dieser Ausspruch war zu viel für den Eheherrn und dessen Familienehre. Er versetzte der Frau, die sich zu Bekräftigung ihres Spruches am Tisch erhoben hatte, einen so kräftigen Stoß, daß sie durch die nächste Papierwand flog. Die umfallende Wand aber warf einen großen Topf mit Seidenraupencocons um, der eben fürs Spinnen zurechtgestellt worden war. Dieser Umstand rief natürlich eine neue Auflage des Zwists hervor und führte dazu, daß auch noch das auf dem Tisch stehende Geschirr in Scherben zerschlagen wurde. Selbstverständlich geschah dies alles unter lautem Schelten und Toben. Aber wie gesagt, die Dazwischenkunft des Bundeshauptes beschwor den Sturm zwischen den beiden Ehegatten und es trat wieder Windstille ein. Doch dies nur nebenbei.

Am Abend hatten wir dann eine kleine Versammlung, in der ich bewillkommt wurde und die von allen Mitgliedern unserer kleinen Christengemeinde und ihrer Freunde besucht war. Es waren ihrer ungefähr dreißig, von denen einige zwar noch nicht regelrechte Katechumenen sind, die aber dem Christentum günstig gegenüberstehen und christlichen Unterricht empfangen. Es war ein gesegneter und angenehmer Abend, der mit Ansprachen und kurzen Entgegnungen ausgefüllt wurde. Hinterher wurden zur Erfrischung einige Täßchen Thee und Bohnenküchelchen herumgereicht, worauf das junge Volk allerhand Gesellschaftsspiele veranstaltete, während wir Aelteren uns miteinander unterhielten. Ich saß eine Zeitlang neben einem ehrwürdigen Alten, der in seiner Jugend im Hause eines angesehenen Hofkavaliers in Kioto gelebt hatte, als der Mikado noch seine Tage in der Abgeschlossenheit seines Palastes zubrachte. Der Alte wußte manches interessante Geschichtchen aus jener längst vergangenen Zeit zu erzählen, wie von dem großen Umschwung, der seitdem im Lande vor sich gegangen ist.

Am folgenden Morgen, einem Sonntag, feierten wir in einem Zimmer des Missionshauses, das zur Kapelle hergerichtet war, miteinander das heilige Mahl. Die Zahl der Kommunikanten war allerdings sehr klein, aber der Umstand, daß wir uns im Herzen von Japan, umgeben auf allen Seiten von einer heidnischen Welt, hier in der Gemeinschaft des Herrn zusammengefunden hatten, war recht erhebend. Zu einer späteren Tagesstunde fand dann noch ein regelrechter Gottesdienst auf dem Predigtplatz statt, wo die Ansprachen hauptsächlich den Heiden galten.

Nach zwei Tagen nahm ich Abschied von Matsumoto und reiste in Begleitung der Missionare Kennedy und Kakuzen quer durch die Ebene bis zur Stadt Omachi, die am Fuß der schönen Hida-Berge liegt. Die Mission hofft hier demnächst mit der Arbeit zu beginnen, da es noch unbesetztes Feld ist. Aber die dortigen Bewohner scheinen dem Christentum nicht sehr günstig gesinnt zu sein, kümmern sich überhaupt im ganzen Bezirk wenig um Religion. Der Buddhismus hat hier keinen rechten Einfluß auf das Volk gewinnen können und man sieht kaum irgendwo einen Tempel. Das ist umso auffallender, als sich in derselben Provinz, nur eine Tagereise davon entfernt, ein sehr berühmter Tempel befindet, der dem Shaka geweiht ist.

Am nächsten Morgen nahm ich Abschied von meinen Begleitern und trat den letzten Teil meiner Rundreise an. Er führte mich über das Gebirge nach der Provinzial-Hauptstadt Nagano, wo Missionar Waller in der Arbeit steht. Dieser Teil des Landes nimmt unstreitig den ersten Platz in Japan ein, was landschaftliche Schönheit anlangt. Nirgends ist mir ein lieblicheres Landschaftsbild als hier vorgekommen. Die Berghalden prangten im buntfarbigen Gewande des Herbstes, während im Hintergrund, nur wenige Meilen entfernt, in wundervollem Kontrast die hohen Schneegipfel der Hida-Berge emporragten, deren weiße Häupter im Sonnenlichte erglänzten. Die Straße war recht gut, solange sie über das Gebirge führte. Aber als ich mich am späten Nachmittag weiter unten dem Fluß näherte, zeigten sich auch hier allenthalben die Spuren der Ueberschwemmung. Der Fluß — einer der bedeutendsten in Japan — stieg damals mehr als 30 Fuß über seinen gewöhnlichen Wasserspiegel und riß die ganze Straße weg. An einer Krümmung derselben passierte ich dann die Stelle, wo vor einigen Jahren eine Bergseite infolge eines Erdbebens in den Strom gerutscht war und ihn zu einer ungeheuren Höhe angestaut hatte. Als dann durch die Stauung die Wassermassen den Damm durchbrachen, ergossen sich diese mit furchtbarer Gewalt über die fruchtbare Ebene von Nagano und richteten eine schreckliche Verwüstung an. Tausende von Menschen kamen in den Fluten um. Auch das Jahr 1896 weiß etwas davon zu erzählen. Ja, seit Menschengedenken ist das Land kaum je von so vielen Kalamitäten, wie Springfluten, Erdbeben und Ueberschwemmungen heimgesucht worden, wie im letzten Jahre.

Glücklich erreichte ich Nagano und wurde hier von Missionar Waller und seinen japanischen Mitarbeitern herzlich willkommen geheißen. Ersterer wirkt nun seit einigen Jahren in dieser Stadt und hat seitdem eine schöne Anzahl von Bekehrten um sich gesammelt,

wiewohl die Missionsarbeit hier auf besondere Schwierigkeiten stößt. Nagano ist der Sitz der Verehrung des Shaka, der in dem großen, berühmten Zenkoji-Tempel dem Buddhismus eine Heimstätte geschaffen hat. Die Stadt verdankt deshalb einen großen Teil ihres Wohlstandes den Pilgerscharen, die jahraus jahrein zu diesem Heiligtum wallfahren, und es hat dasselbe für Nagano dieselbe Bedeutung, wie seiner Zeit der Tempel der Diana für Ephesus. Die meisten Christen, die bis jetzt von der Mission gewonnen worden sind, gehören daher auch nicht der einheimischen Bevölkerung an, sondern stammen aus anderen Teilen des Landes. Nichtsdestoweniger nimmt der Widerstand gegen das Christentum immer mehr ab, und die Missionsleute sind nicht mehr wie früher Beschimpfungen und Thätlichkeiten ausgesetzt. Auch der Präfekt ist ihnen wohlgesinnt.

Ein sehr wichtiger Missionszweig in Nagano ist die Ausbildung von Krankenpflegerinnen, der sich ein Fräulein Smith mit Erfolg widmet. Ihr Name ist deshalb im ganzen Bezirk bekannt und ihre Zöglinge sind in den Spitälern sehr begehrt. Bei ihr traf ich auch wieder mit den beiden Mädchen aus dem Tokio-Waisenhaus zusammen. Mit der Verheiratung der einen war es nichts, da das Mädchen in diesem Fall zu jung war. Der Schwiegervater, der eine Seidenspinnerei besitzt, wünschte für seinen Sohn eine Frau, die zugleich die in seiner Fabrik beschäftigten weiblichen Arbeiter beaufsichtigen und anleiten könnte. Für diese Aufgabe schien ihm aber die vom Waisenhaus zugeschickte Tochter nicht ganz geeignet zu sein. Da dem Mädchen wohlweislich der eigentliche Zweck ihrer Vorstellung verheimlicht worden war, so war keinerlei Enttäuschung bei ihr wahrzunehmen. Sie blieb nun mit der andern im Heim von Fräulein Smith, um sich zur Krankenpflegerin auszubilden.

Ich verbrachte einige recht angenehme Tage in Nagano, indem ich Versammlungen hielt und predigte. Das Missionswerk schreitet zwar nur langsam voran und es fehlt nicht an mancherlei Enttäuschungen; aber der Umstand, daß im Schatten des großen Heiligtums Zenkoji, wo noch vor wenigen Jahren das Wort „Christ“ der gehaßteste und geschmähteste Name war, nun ein Missionar unbelästigt leben und wirken darf, ja daß derselbe Schritt für Schritt Boden gewinnt, Vorurteile zerstreut und die allgemeine Meinung versöhnlicher stimmt — das ist etwas Großes und es läßt uns dies hoffen, daß auch in diesem Teile Japans die Sache Christi den Sieg davontragen wird.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Westafrika: Senegambien, Sierra Leone und Liberia.

In der französischen Kolonie am Senegal, wo die Pariser Missionsgesellschaft in der Hauptstadt St. Louis ihr Werk innerhalb sehr bescheidener Grenzen treibt, liegen die Verhältnisse für den Betrieb einer Mission überaus ungünstig. Denn nicht nur erschwert das höchst ungesunde Klima jedes längere, dauernde Verbleiben der europäischen Missionsarbeiter, es gesellen sich noch manche andere Schwierigkeiten dazu, wie z. B. die sehr gemischten Volksverhältnisse, die sich an dieser Ecke Afrikas vorfinden, und im Zusammenhang damit das bunte Sprachengewirr; ferner die jedem afrikanischen Küstenplatz eigene Sittenlosigkeit und nicht zum wenigsten der hier ziemlich stark vertretene Islam. Das alles sind Hemmnisse und Uebelstände, unter denen die Missionsarbeit einen schweren Stand hat und wenig Frucht erhoffen darf. Dazu kommt noch, daß die Pariser Mission in diesem Gebiet nie stark vertreten gewesen ist, nnd daß viel Krankheit und Todesfälle, häufiger Arbeitsmangel und zeitweilige Unterbrechung es nie zu einer größeren Entfaltung der Missionsthätigkeit haben kommen lassen. Daß aber nie eine größere Anzahl von Arbeitern ins Feld gestellt, und die Arbeit nicht mit dem nötigen Nachdruck betrieben wurde, kann man der Missionsleitung nicht wohl zum Vorwurf machen, wenn man bedenkt, daß seit Jahren ihre ohnehin nicht bedeutenden Kräfte auf verschiedenen Punkten zugleich in Anspruch genommen sind. So mußte die Pariser Mission um der französischen Besitzergreifung der Gesellschaftsinseln willen in die dortige Arbeit eintreten und die Londoner Mission ablösen (1863). Später (1888) hatte sie wegen der Schulgesetze, die die französische Kolonialregierung am Ogowe (im Gabungebiet) einführte, ein Arbeitsgebiet von den amerikanischen Presbyterianern zu übernehmen, und neuerdings ist sie, wie bekannt, den bedrängten Londonern und Norwegern in Madagaskar zu Hilfe geeilt. Diese mehrfachen Aufgaben, die ihr außer den eigenen Missionen am Senegal und in Südafrika (in Basuto und am Zambese) ohne ihr Zuthun zugefallen sind, lassen es erklärlich erscheinen, daß sie sich in einer Lage befindet, in der sie notgedrungen dem unfruchtbaren Arbeitsfeld am Senegal keine größere Aufmerksamkeit schenken kann.

Immerhin schien es, wie der jüngst veröffentlichte Jahresbericht

darlegt, als ob das Werk im letzten Jahr mit genügend Leuten besetzt sei. Zwar vertauschte Missionar Escande seinen bisherigen Arbeitsposten mit Madagaskar, wo er kurz vor seiner beabsichtigten Rückkehr ermordet wurde, aber dafür übernahm Missionar Bolle die Pflege der kleinen Gemeinde in St. Louis, während Missionar Pétrequin und seine Frau an die Knabenanstalt traten. Die bestehende Mädchenschule wurde von Fräulein Büttner geleitet. Aber schon im September mußte letztere wegen schwerer Erkrankung ihren Posten wieder verlassen und Erholung in der Heimat suchen. Sie kehrte zwar schon im Dezember wieder an den Senegal zurück, fand aber bei ihrer Ankunft Pétrequins hier nicht mehr vor, da sie ebenfalls um ihrer Gesundheit willen die Heimreise hatten antreten müssen. Dann erkrankte auch der vereinsamte Missionar Bolle sehr schwer und wurde von den Aerzten schleunigst nach Europa zurückgeschickt. Er erreichte aber nur Bordeaux, wo er starb, noch ehe er das Schiff verlassen konnte. Hierauf wurde der bisherige Zögling O. Moreau auf sein Anerbieten hin nach dem Senegal geschickt. Zugleich ist das Komitee bemüht, ihm einen Mitarbeiter nachzusenden, da für Missionar Pétrequin noch kein Ersatz gefunden worden ist. Doch konnte inzwischen ein Fräulein Leuzinger von Genf für die Schularbeit gewonnen und nach St. Louis ausgesandt werden.

In der englischen Kolonie Sierra Leone ist zwar die von der englisch-kirchlichen Mission gesammelte einheimische Kirche selbstständig und der Leitung eines Bischofs unterstellt, aber die Mission steht doch noch insofern in der Arbeit, als sie das theologische Seminar in Fourah Bay, die Mittelschule (Grammar school) und die Annie Walsh Mädchenanstalt fortführt und in Port Lokko eine Mission unter den Timne im Osten der Halbinsel unterhält. Die Leitung der eingebornen Kirche ist durch den kürzlich erfolgten Rücktritt von Bischof Ingham, der diesen Posten 14 Jahre lang mit großer Treue und sichtlichem Erfolg bekleidet hat, an den Kanonikus Taylor Smith übergegangen. Dieser hat schon vorher mehrere Jahre lang im Auftrag der Missionsgesellschaft an der Hebung des geistlichen Lebens unter der christlichen Bevölkerung der Kolonie gearbeitet und ist nun zum Bischof der Diözese geweiht worden. Ehe Bischof Ingham jedoch von seinem Amt zurücktrat, unternahm er 1895 im Interesse seiner Diözese noch eine Reise nach der Insel Jamaika, der dann auch das Jahr darauf eine Deputation der Mission dahin folgte, um sich daselbst nach geeigneten jungen Leuten afrikanischer Herkunft umzusehen, die etwa für die afrikanische Mission zu verwenden seien. Zugleich sandte die heimatliche Missionsleitung einen Deputierten, den Rev. Baylis, nach Sierra

Leone, um die dortigen Verhältnisse zu inspizieren, besonders in Bezug auf ein energischeres Vorgehen der Mission im Hinterland der Kolonie. Hiezu sind zwar schon mehrmals Anläufe genommen worden, aber zu einer nachhaltigen und ausgedehnten Arbeit ist es bis jetzt nicht gekommen. Die Vernachlässigung dieses großen heidnischen Gebietes ist um so mehr zu bedauern, als man damit dem Islam Zeit gelassen hat, sich dem Küstengebiet zu nähern und sich sogar in der Hauptstadt Freetown breit zu machen. Was den amtlichen Besuch von Rev. Baylis betrifft, so ist noch zu bemerken, daß die letzte Visitation dieses Missionsfeldes im Jahre 1816 — also vor achtzig Jahren — stattfand.

Nach dem in diesem Jahre ausgegebenen Bericht wies die eingeborne Kirche von Sierra Leone, soweit sie aus den ehemaligen Gemeinden der englisch-kirchlichen Mission hervorgegangen ist, 12 Geistliche, 86 Lehrer (darunter 35 Lehrerinnen), 10 420 Gemeindeglieder, 6 340 Kommunikanten und 3 271 Schüler in 34 Schulen auf. Die gesamte Bevölkerung der Kolonie beläuft sich nach der Volkszählung von 1894 auf ungefähr 75 000 Schwarze und über 200 Weiße. Davon werden über 41 000 als Christen angegeben. Unter den 63 Schulen befinden sich 6 höhere. Die Hauptstadt Freetown zählt über 30 000 Einwohner.

Während die Mission in der Hauptstadt und deren nächster Umgebung zu einem gewissen Abschluß gelangt ist, bleibt ihr noch eine große Aufgabe im Hinterland der Kolonie gestellt. Denn hier ist die Bevölkerung fast noch ganz unberührt vom Christentum und schon seit Jahren in Gefahr, vom Islam angesteckt zu werden. Die Kolonie, für deren Hinterländer die englische Regierung bis vor kurzem leider wenig gethan hat und die deshalb wiederholt den Einfällen des Sklavenjägers Samory ausgesetzt waren, umfaßt ein ziemlich großes Gebiet und erstreckt sich 250 englische Meilen von der Küste landeinwärts und 180 Meilen von Osten nach Westen. Der gesamte Flächenraum beträgt 30 000 englische Geviertmeilen und grenzt im Norden und Westen ans französische, im Süden ans liberianische Gebiet. In diesen Ländereien ist erst neuerdings nach jahrelangen Unruhen einigermaßen Ruhe und Sicherheit eingekehrt, und es soll dieser friedliche Zustand nicht nur dem Handel der Kolonie zu gute kommen, sondern auch die englisch-kirchliche Mission will, wie schon gesagt, nun allen Ernstes daran gehen, dieses so lange vernachlässigte Gebiet energischer zu bearbeiten. Es soll dies zunächst von ihrem bisherigen Stützpunkt Port Lokko aus geschehen, das bis jetzt die einzige Station unter den Timne bildete. Sie hatte hier jahrelang nur einen einzigen Missionar, den Rev. Alley, stehen.

Sein Mitarbeiter Frank Allen, der erst im Januar 1896 in die Arbeit im Inland eintrat und in Ro-Gbera, ungefähr 33 englische Meilen von Port Lokko entfernt, seinen Wirkungskreis gefunden hatte, erlag leider schon am 30. Juni d. J. dem Fieber. Ueberhaupt scheint die letzte Regenzeit wieder viele Opfer unter den Europäern gefordert zu haben; denn der „Missionary Intelligencer" berichtet bei dieser Gelegenheit auch vom Tod von vier Arbeitern der amerikanischen Sudan-Mission (im oberen Nigergebiet). Außer Allen starb auch Missionar Fox am 12. Juni an Bord des Dampfers, wohin man ihn krank verbracht hatte. Angesichts dieser Verluste ist es um so erfreulicher, daß fünf freiwillige Evangelisten, die aus den Landgemeinden von Sierra Leone hervorgegangen sind und die noch eine kurze Ausbildung im Fourah-Bay-Kolleg erhalten haben, in die Arbeit gestellt werden konnten, sodaß jetzt außer Port Lokko noch vier Plätze im Hinterland besetzt sind. Die Gemeinden sind hier noch sehr klein — die von Makori besteht größtenteils aus ehemaligen Sklaven — aber die heidnische Bevölkerung scheint nach den langjährigen Wirren und Unruhen dem Evangelium geneigt zu sein. Von Bedeutung ist ein Vorstoß bis in das Gebiet von Kuranko, den im Juni d. J. Missionar Alvarez mit einigen eingebornen Evangelisten unternommen hat und wo sich derselbe mit ihnen niederlassen will. Ihren Standort soll die Stadt Sinkunia bilden, die etwa 210 englische Meilen von Freetown landeinwärts auf einer Insel des Mongo-Flusses liegt. Dieses Gebiet wurde vor einigen Jahren von den Sofa (den Banden des Samory) verwüstet, wobei viele Yalunka, die eine Mundart des Susu reden, umkamen oder als Sklaven weggeschleppt wurden. Jetzt hat die englische Regierung eine Schutztruppe in dem nahen Grenzort Falaba stationiert und dadurch dem Lande Sicherheit verschafft. Soweit der Islam hier schon um sich gegriffen hat, ist derselbe doch nur äußerlich angenommen worden. Für die Missionsarbeiter wird die Arbeit zunächst dadurch sehr erschwert, daß sie sich erst die Landessprache aneignen müssen. Diese muß auch erst schriftlich fixiert werden.

Diese neuen Unternehmungen im Hinterland der Kolonie scheinen unter der christlichen Bevölkerung von Sierra Leone sehr viel Sympathie und Eifer für die Sache geweckt zu haben, und es wird mit besonderer Freude hervorgehoben, daß seit dem Abgang der fünf Evangelisten weitere dreizehn junge Leute ins Kolleg eingetreten sind, um sich für den Missionsdienst vorzubereiten. Darunter befindet sich auch ein Hausa-Jüngling vom Niger, also ursprünglich ein Mohammedaner.

Unter den kräftigen und kriegerischen Mende-Stämmen auf der Insel Scherbro und auf dem gegenüberliegenden Festland wirken außer den Anglikanern von Sierra Leone noch die Methodisten-Freikirche (auf drei Hauptstationen), die Wesleyaner und zwei amerikanische Gesellschaften. Es wird aber auch hier fast durchgängig nur mit Eingebornen gearbeitet und — soviel wir aus einem Journal einer geographischen Gesellschaft ersehen — scheinen nur die Methodisten einen europäischen Missionar zur Leitung an Ort und Stelle zu haben.

Die Mission der englischen Ausbreitungsgesellschaft am Rio Pongo, im sogenannten französischen Guinea, steht unter der Aufsicht des Bischofs von Sierra Leone. Leider hat die Station Fatoba das Unglück gehabt, daß das Missionshaus durch einen Blitzstrahl eingeäschert worden ist, wobei außer aller Habe des Missionars Mac Ewen auch wertvolle Manuskripte durch die Flammen vernichtet wurden, die derselbe im Lauf von 30 Jahren gesammelt hatte. Im ganzen ist bis jetzt verhältnismäßig wenig in diesem Gebiet geschehen, obschon gerade dieser Küstenstrich am Ende des vorigen Jahrhunderts das Ziel der ersten neueren Missionsversuche in Westafrika war.

Liberia. Im östlichsten Teil der Republik, am Cavalla-Fluß, hat ein Bürgerkrieg, der mit einigen Unterbrechungen ungefähr zehn Jahre gewährt hat, endlich seinen Abschluß gefunden. Die Unruhen waren dadurch hervorgerufen, daß sich die eine Hälfte des dort ansässigen Grebo- (oder Gedebo-) Stammes gegen die ohnmächtige Regierung auflehnte und ihr den Gehorsam versagte. Die andere Hälfte des Stammes, die in den Berichten als civilisiert bezeichnet wird, stellte sich dagegen auf die Seite der Liberianer und so entbrannten die Feindseligkeiten zwischen den eigenen Volksgenossen diesseits und jenseits des Cavalla-Flusses, die bei den ungeordneten liberianischen Zuständen auch nicht sobald ihr Ende fanden. Erst nachdem man sich jahrelang gegenseitig bekämpft und möglichst geschadet hatte, kam es endlich vor vier Jahren zu einem Vergleich zwischen den streitenden Parteien. Die Waffen ruhten eine Zeitlang und die Aufständischen versprachen, der Regierung Gehorsam zu leisten. Aber der Friede war von keinem Bestand. Denn als die Franzosen längs der Elfenbeinküste immer weiter nach Westen vordrangen, riefen die rebellischen Grebo diese herbei und hätten es gerne gesehen, wenn die Franzosen den ganzen Maryland-Distrikt bis über den Cavalla-Fluß hinüber ihren Besitzungen angegliedert hätten. Diese rückten auch bis an den Fluß heran und machten dazu Miene, aber infolge eines Uebereinkommens, das zwischen den Regierungen zustande kam, ver-

blieben die Grebo westlich von Cavalla dem Gebiet von Liberia zugeteilt. Da sie sich aber nicht unterwarfen, so brachen die alten Feindseligkeiten wieder aus. Man beschloß nun, ihnen durch eine Blockade den Lebensnerv zu unterbinden. Ein Kanonenboot der Regierung blockierte sie von der See aus, während die Verbündeten derselben sie zu Lande einschlossen. Diese Maßregel fruchtete schließlich und führte die Unterwerfung der Aufständischen herbei. Am 19. September v. J. wurde Friede geschlossen und ein kirchliches Dankfest gefeiert.

Infolge dieser langjährigen Unruhen ist auch die amerikanisch-bischöfliche Missionsarbeit am Cavalla-Fluß die ganze Zeit über beinahe stille gestellt worden. Der rührige Bischof Ferguson, ein Liberianer, der seit 1884 diesen Posten bekleidet, sucht nun das Zersprengte wieder zu sammeln, das Zerstörte aufzubauen und das abgebrochene Werk längs dem Flusse aufs neue in Gang zu setzen. Sein erster Schritt war, daß er die seit zehn Jahren verlassene Station Cavalla besuchte und wieder besetzte. Doch muß hier erst wieder alles aufgebaut werden. Von der Kirche standen nur noch die Mauern mit dem eisernen Dach darüber. Alles Holzwerk war daraus entfernt. Das Missionshaus, einst das Heim der Missionsbischöfe Payne und Auer, lag in Ruinen. Die Ansiedlung der Christen war von Gestrüpp überwuchert und die meisten Männer hatten sich während des Krieges verzogen, um sich anderswo Verdienst zu suchen.

Einen recht empfindlichen Verlust erlitt die Mission noch kurz vor Friedensschluß durch den Tod eines ihrer tüchtigsten eingebornen Pastoren, des Rev. Keda Valentine, der sich leider am Kampf gegen die Aufständischen beteiligte und dabei von einer Kugel tödlich getroffen wurde. Er stand seit cirka 25 Jahren im Dienst und leitete das Seminar. Auch sonst hat die Mission noch einige Verluste in ihrem Arbeiterpersonal erlitten, die um so schmerzlicher empfunden werden, als es jetzt ohnedies an geeigneten Arbeitern gebricht, um die verschiedenen aufgegebenen Plätze im Kap Palmas-Distrikt wieder zu besetzen. Dazu gehören auch einige Posten am oberen Cavalla-Fluß, mit denen während der Kriegsunruhen die Verbindung nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte. Vor allem lag es Bischof Ferguson daran, nach dem Friedensschluß die Arbeit auf der alten Station Webo (oder Bohlen), wo schon der bekannte Auer und einige farbige Missionare vorübergehend arbeiteten, wieder aufzunehmen. Die Besetzung dieses Platzes ist insofern von Wichtigkeit, als man von hier aus weiter ins Innere vorzudringen hofft und die Station somit einen Stützpunkt für die Arbeit am oberen Cavalla abgiebt. Die bisherigen Missionsversuche unter diesem

Volke selbst sind zwar nicht sehr ermutigend gewesen, da man es mit einer sehr feindseligen und verräterischen Bevölkerung zu thun hat. Aber sie bildet den zahlreichsten Volksstamm auf der liberianischen Seite des Cavalla-Flusses. Außerdem wurde noch eine weitere Station im Innern unter dem Gidetabo-Stamm eröffnet, die auch schon einmal früher besetzt war. Im übrigen konnte die Arbeit im Kap Palmas-Distrikt auf acht Missionsplätzen und auf sieben im Küstengebiet ungehindert betrieben werden. Dagegen scheinen die Stationen östlich vom Cavalla-Fluß sämtlich aufgegeben worden zu sein, da die Franzosen das betreffende Gebiet annektiert haben.

Erfreuliche Aussichten bietet das Werk im Bassa-Distrikt, wo sowohl die Gottesdienste als auch die Schulen gut besucht sind. Nur ist aus den Berichten nicht zu erkennen, wieweit sich die Arbeit auf das einheimische Element erstreckt. Die Mehrzahl der Gemeindeglieder scheint aus Liberianern zu bestehen. — Im Bezirk von Monrovia, wo die Missionsarbeit wohl fast ausschließlich in der kirchlichen Pflege der christlichen Liberianer besteht, wird neuerdings mit allem Nachdruck darauf hingearbeitet, daß die Gemeinden sich ihrer Missionspflicht mehr bewußt werden und zu dem Zwecke größere Beiträge als bisher aufbringen. So soll zunächst von ihnen das nötige Geld aufgebracht werden, um eine größere Industrie-Schule ins Leben zu rufen. Monrovia selbst, die Hauptstadt der Republik, deren jetziger Präsident W. D. Coleman ein Mitglied der bischöflichen Kirche ist, darf im allgemeinen als eine christliche Stadt betrachtet werden, in der verschiedene kirchliche Denominationen vertreten sind. Außer ihren 12000 bis 14000 Einwohnern, die sich als freie Liberianer mit mehr oder weniger Recht zu der civilisierten Welt rechnen, kommen aber noch die heidnischen Kru-Leute in Betracht, die in der Nähe von Monrovia ihre eigene Niederlassung haben und jedenfalls nicht geringer an Zahl sind. Es ist dies sozusagen eine Arbeiterkolonie, in der eine nachhaltige Missionsarbeit kaum möglich ist, da die Kru ab- und zugehen, sich auf die Schiffe verdingen, oder aber als geschätzte Arbeiter an die verschiedenen Handelsplätze der westafrikanischen Küste bis hinunter nach dem Kongo und nach Benguela sich für bestimmte Zeiträume verdingen. Ihnen wendet besonders die Taylor'sche Mission, und zwar nicht bloß in den einzelnen Kru-Kolonien, sondern auch in ihrer eigentlichen Heimat im Sinu-Distrikt, ihre Aufmerksamkeit zu. Es wird auch von einigen Erfolgen berichtet, aber eine klare Uebersicht über den Stand der Arbeitsposten und die Ergebnisse des Werkes pflegt das Taylor'sche Organ nicht zu geben. Wie es scheint, werden bald hier, bald dort Plätze besetzt und ebenso leicht

wieder aufgegeben. Ueberhaupt hat die Visitation des Bischofs Hartzell, der nach dem Rücktritt von Bischof Taylor an die Spitze dieses afrikanischen Unternehmens getreten ist, ergeben, daß der Erfolg sehr fraglich ist und bei weitem nicht den gehegten Erwartungen entspricht. (Vergl. Vermischtes: Die Taylor'sche Mission in Westafrika.)

Für die von den lutherischen Amerikanern unterhaltene Mission am St. Paulsfluß (12 Stunden aufwärts von Monrovia) bildet die Station Mühlenberg das Centrum, von wo aus neuerdings noch eine weitere Niederlassung auf dem jenseitigen Ufer angelegt und mit einem Missionar besetzt worden ist. Ueberhaupt ist das Arbeiterpersonal in letzter Zeit durch einen Missionsarzt (Dr. Pohlmann), zwei verheiratete Missionare und eine Krankenpflegerin von Amerika aus verstärkt worden. Es war dies um so dringender geboten, als die Mission meist so schwach besetzt war, daß sie kaum an eine größere Ausdehnung denken konnte. Ja ihr Leiter, der unermüdliche Missionar Day, dem das in schöner Entwicklung stehende Werk im wesentlichen seine Blüte verdankt, war sogar im letzten Jahre, nachdem er seine wackere Lebensgefährtin durch den Tod verloren hatte, der einzige Weiße auf dem Platz. Leider ist die kleine Arbeiterschar schon wieder vermindert worden, indem die Gattin des kürzlich eingetroffenen Missionars Goll schon am achtzehnten Tag nach ihrer Ankunft dem Fieber erlag. Seitdem ist auch Goll krankheitshalber wieder nach Amerika zurückgekehrt.

Neben der eigentlichen Missionsarbeit sind die Missionare auf Mühlenberg in hervorragendem Maße mit Kaffeebau beschäftigt, der auch so rationell betrieben wird, daß der Erlös der letztjährigen Ernte 12 860 Mark ergab. Die Mission besitzt ein Areal von 480 Morgen Land mit nicht weniger als 60 000 Kaffeebäumen. Außerdem sind von den Missionaren gute Wege angelegt worden, und in der Nähe der Station sind kleine Ansiedelungen und Kaffeegärten entstanden, die ehemaligen Pfleglingen der Mission gehören. So hat eine Anzahl von jungen Leuten, die von der Mission erzogen worden sind, jenseits des Flusses ein großes Areal vom Wald geklärt und 150 000 Kaffeebäume, Ingwer und andere einheimische Gewächse angepflanzt. Als Christen haben sie sich auch aus eigenen Mitteln eine kleine, nette Kapelle erbaut und das Eisendach dazu aus Europa bezogen. Da einige Schreiner unter ihnen sind, die seinerzeit in der Werkstätte der Mission ausgebildet worden sind, so wurde die Zimmerarbeit von diesen umsonst gethan. Die Unkosten für das Eisendach wurden aus dem Erlös von Kaffee gemeinsam bestritten. Augenblicklich sammelt die Mühlenberg-Gemeinde das

Geld zur Gründung einer Industrieschule für Mädchen. Zugleich trägt sich die Mission mit dem Gedanken, auf der Station ein Hospital zu errichten, wofür eine junge Amerikanerin 8000 Mark gestiftet hat. Bereits ist auch, wie schon erwähnt, Ende vorigen Jahres ein Missionsarzt in die Arbeit eingetreten.

Nach dem letzten Jahresbericht (Juli 1897) zählte die Mühlenberg-Mission 4 Missionare, 1 eingebornen Pastor, 1 Krankenpflegerin, 4 eingeborne Helfer, 223 Kummunikanten, 2 Lehrer und 192 Schüler. Mit Bezug auf diese Zahlenangaben bemerkt Miss. Day: Die Statistik, sofern sie das hiesige Missionswerk betrifft, will im Grunde nicht viel besagen; denn ich könnte, wenn mir daran gelegen wäre, recht wohl die halbe Bevölkerung hier herum taufen. Aber ich betrachte es als meine Hauptaufgabe, vor allem die Leute zu erziehen und ein neues Leben in ihnen zur Entfaltung zu bringen. In der ganzen Gegend ringsum finden sich Männer und Frauen, die schon einmal Mitglieder unserer Kirche waren oder es noch sind, die sich aber in entfernte Gegenden verzogen haben, wo sie vom Missionar weder erreicht noch genau kontrolliert werden können. Da wir unserer zu wenige sind, so kann man ihnen nicht mehr nachgehen und sie werden deshalb auch nicht mehr als Kommunikanten aufgeführt. Jedenfalls aber sind es etwa 3000 Eingeborne, die mehr oder weniger direkt unter dem Einfluß der Mission und des Christentums stehen.

---

b) Neuestes und Vermischtes.

Die Taylor'sche Mission in Westafrika. Unter den sogenannten „Glaubensmissionen" hat das vom amerikanischen Methodistenbischof W. Taylor ins Leben gerufene und bis vor kurzem von ihm geleitete Unternehmen in Westafrika von Anfang an eine sehr verschiedene Beurteilung gefunden. Nüchterne Missionskenner schüttelten bedenklich den Kopf, als der greise Bischof im Jahre 1884 trotz des Protestes seiner Freunde mit dreiundfünfzig Missionsleuten und Kindern nach Westafrika auszog und sie am Kongo und in Angola ans Land setzte, um von hier aus eine Kette von Stationen quer durch Afrika hin anzulegen und den dunkeln Erdteil im Sturm für Christum zu erobern. Dabei leitete ihn der Grundsatz, daß sich seine Missionsarbeiter durch ihre Arbeit selbst unterhalten sollten. Dieser konnte zwar in der Folgezeit nicht aufrecht erhalten werden, aber im allgemeinen waren die Leute doch auf den Erwerb angewiesen, den sie teils durch Handel, teils durch Ackerbau dem Lande abzugewinnen suchten. Nebenher wurde von alt und jung missioniert. Aber viel Plan und System war in der Sache nicht, wiewohl Taylor trotz seines hohen Alters in bewundernswürdiger Rüstigkeit von Zeit zu Zeit seine afrikanischen Stationen besuchte.

Er wußte auch größere Kreise in Amerika für sein abenteuerliches Unternehmen zu interessieren, sodaß ihm Leute und Geld von allen Seiten zuflossen. Ja, nicht wenige amerikanische Christen entzogen — wie der „Miss. Herald" des Boston Board schreibt — älteren Missionsgesellschaften ihre Unterstützung und Sympathie, weil sie den Taylor'schen Missionsbetrieb für billiger und wirksamer, für heroischer und glaubensvoller hielten, als den der übrigen Missionen. Allein von den Leuten, die sich hinaussenden ließen, kehrten manche enttäuscht und ernüchtert in die Heimat zurück. Andere wurden vom Klima dahingerafft, wieder andere gingen ihren eigenen Weg oder traten in andere Lebensstellungen über. Immerhin hielt sich das Unternehmen über Wasser und der optimistische Bischof Taylor mochte sich wohl kaum den Mißerfolg seiner Mission eingestehen. Nun ist er aber altershalber von dieser zurückgetreten und sein Nachfolger, Bischof Hartzell, hat sich durch eine Visitation einen genauen Einblick in den Stand der Dinge verschafft. Nach seinem Bericht ist dieser ein sehr unbefriedigender, und es hat sich hier wieder bestätigt, daß Afrika nicht das Gebiet ist, wo sich ungestraft Missionsexperimente anstellen lassen. Nach dem Befund von Bischof Hartzell sind die Resultate des ganzen Unternehmens, das jetzt das erste Jahrzehnt hinter sich hat, derart, daß sie den Erwartungen durchaus nicht entsprechen. Die Unkosten der Stationen und ihr Unterhalt sind weit größer als man anfangs annahm. Viele der Missionsarbeiter, die ohne jegliche Vorbereitung und Prüfung ausgesandt wurden, haben sich als unbrauchbar erwiesen. Von den 88 Personen, die vor zehn Jahren das Missionsfeld betraten, stehen nur noch 13 in Arbeit: vier Prediger, ein Laie und acht Frauen. Einige haben sich anderen Gesellschaften angeschlossen, die meisten aber sind zurückgekehrt. Von den 50 Stationen, die im Laufe der Jahre eröffnet worden sind, sollen nur 29 besetzt sein; aber auch diese erfüllen kaum ihren Zweck. Auch die industriellen Unternehmungen, wie z. B. der Kaffeebau, der die Hauptquelle des Selbstunterhaltes sein sollte, haben keinen Erfolg erzielt; denn von den 45 bis 50000 Kaffeebäumen haben sich kaum 15000 des überwuchernden Grases und Gestrüpps erwehren können. Demzufolge ist auch der jährliche Ertrag so gering, daß die Gesamtsumme des verkauften Kaffees auf den 29 Stationen kaum 200 Dollars (800 Mark) beträgt.

Indem wir diesen Befund eines gewiß unparteiischen Berichterstatters hier wiedergeben, wollen wir keinen Stein auf Bischof Taylor und seine Arbeiter werfen. Aber es ist lehrreich, daraus zu ersehen, wie wenig bei einer Missionsarbeit herauskommt, die ohne Plan und Methode, und ohne sich die geschichtliche Erfahrung älterer Missionsgesellschaften zunutze zu machen, in einem besonderen Geleise einherfahren will. Das Schlagwort „Glaubensmission" allein thut es nicht.

Uganda. König Muanga hat, wie der „Christian" meldet, neuerdings wieder einmal seine wahre Gesinnung an den Tag gelegt und gezeigt, daß ihm der englische Einfluß im Lande, durch den er sich in seiner Macht beschränkt sieht, auf die Länge nicht gefallen will. Er hat deshalb in aller Stille einen Aufstand gegen die englische Schutzherrschaft vorbereitet und in

der Provinz Buddu (am Nordweſtende des Viktoria Nyanza) die Fahne der Empörung erhoben. Er hatte zu dieſem Zweck am 6. Juli d. J. Uganda heimlich verlaſſen und ſich in jene Provinz begeben. Aber ſeine Leute wurden geſchlagen; er iſt nun ins deutſche Gebiet geflüchtet, wo er von den Deutſchen feſtgehalten wird. Die aufſtändiſche Bewegung iſt zum Glück auf Buddu beſchränkt geblieben; das übrige Uganda blieb der engliſchen Regierung treu. Letztere gedenkt nun Muangas unmündigen Sohn zum König auszurufen. — Der „Mancheſter Guardian“ bemerkt dazu: Die Nachrichten von der Empörung Muangas werden niemand in Erſtaunen ſetzen, der die Geſchichte dieſes afrikaniſchen Monarchen kennt. Schon während des letzten Bürgerkriegs war ſein Benehmen überaus wankelmütig; denn bald hielt er ſich zur engliſchen, proteſtantiſchen Partei, bald zur franzöſiſchen, katholiſchen, je nachdem er die eine oder andere Partei für die ſtärkere hielt. Wenn er ſich in den letzten Jahren ſcheinbar ruhig verhielt und Sympathien für die Engländer heuchelte, ſo hatte das ſeinen guten Grund in der Anweſenheit eines britiſchen Reſidenten und deſſen Schutztruppe. Der Bubdudiſtrikt, wo Muanga neuerdings den Aufſtand angezettelt hat, war bis jetzt immer noch nicht recht zufrieden mit der politiſchen Lage der Dinge. Er gehörte bekanntlich zu den Provinzen, die ſeinerzeit nach dem Vertrag von Sir G. Portal den römiſchen Katholiken als ihr Gebiet zuerkannt wurden, weswegen auch die Stimmung mehr oder weniger eine antienglíſche geblieben iſt. Der Sohn und Thronerbe Muangas, der zum König ausgerufen werden ſoll, iſt erſt zwölf Monate alt und ſoll deshalb eine Regentſchaft erhalten. Seine Mutter war eine Katechumenin der proteſtantiſchen Miſſionare und iſt ſeither ſamt ihrem Kinde von dieſen getauft worden. Auch ſollte der Prinz, der nach einem früheren König von Uganda den Namen Cua, in der Taufe aber den Namen David erhielt, mit Zuſtimmung Muangas eine evangeliſche Erziehung erhalten. Nach der herkömmlichen Landesſitte iſt er dem Katikiro, d. h. dem erſten Miniſter, zur Erziehung übergeben worden. Was Muanga und ſein angebliches chriſtliches Verhalten betrifft, das er in den letzten Jahren an den Tag zu legen ſchien, ſo war es damit nicht weit her. An ſeine Bekehrung hat niemand recht geglaubt.

Abeſſinien. Nach einer Mitteilung des „Missionary Intelligencer“ ſind die im abeſſiniſchen Gebiet arbeitenden ſchwediſchen Miſſionare durch einen Erlaß des Negus ſämtlich des Landes verwieſen worden.

Indien. Zu den beiden großen Heimſuchungen der Peſt und Hungersnot, von denen Indien in letzter Zeit ſo ſchwer betroffen worden iſt, kommt nun noch ein ſtarkes Erdbeben, das am 12. Juni das nördliche Indien heimgeſucht und eine gewaltige Verheerung angerichtet hat. Natürlich haben auch die Miſſionen durch den Einſturz oder die Beſchädigung von Kirchen, Schulen und Miſſionshäuſern großen Schaden erlitten.

Bücheranzeige.

Kingsley, Mary. Travels in West Africa: Congo Français, Corisco and Cameroons. With Illustrations. 736 P. London: Mac Millan & Co. 1897. 21 shill.

An afrikanischen Reisebeschreibungen ist heutzutage kein Mangel. Das vorliegende Werk verdient aber ein besonderes Interesse, insofern die darin erzählten Reisen im französischen Kongogebiet und in Kamerun von einer englischen Dame, der Tochter des bekannten Charles Kingsley, ausgeführt wurden. Ihre Erlebnisse fallen in das Jahr 1895. Der Besuch jener ungesunden Gebiete hatte zunächst den Zweck, Fische zu fangen und Käfer zu sammeln; aber diese naturwissenschaftliche Beschäftigung tritt bei ihren Schilderungen ziemlich zurück. Dagegen erzählt sie ihre Reiseerlebnisse und Abenteuer mit so viel Geist und Humor, daß man davon nicht loskommt. Ihre Kanoefahrten auf dem Ogowe und über dessen Stromschnellen, ihre strapaziösen Märsche durch Sümpfe und Urwald, sowie die Besteigung des Kamerunberges während Gewitterstürmen und Regengüssen — und das alles nur in Begleitung von einigen Schwarzen — lassen es kaum glaublich erscheinen, wie eine einzelne Dame sich all diesen Wagnissen ohne Schädigung von Gesundheit und Leben unterziehen konnte. Ueber die Mission, soweit sie mit derselben in Berührung kommt, urteilt sie freundlich, obschon sie kein weiteres Interesse für sie an den Tag legt. In einem Anhang widmet sie auch dem Handel und Gewerbe, sowie den klimatischen Verhältnissen einige Kapitel.

Rankine, H. A Heroe of the Dark Continent. Memoir of Dr. W. A. Scott. London: W. Blackwood & Sons. 5 shill.

Das vorliegende Buch schildert den Lebensgang des schottischen Missionsarztes Dr. Scott, der nach Abschluß seiner medizinischen und theologischen Studien 1889 nach Afrika hinauszieht und in Blantyre und im Agoniland (im Süden des Nyasa) rastlos wirkt, bis er nach sechsjähriger Missionsarbeit 1895 dem Fieber erliegt. Ist auch der Titel des Buches in diesem Fall etwas zu pathetisch gehalten, so ist doch der Eindruck, den die kurze Wirksamkeit des begabten und hingebungsvollen Mannes auf den Leser macht, so ergreifend, daß wir das Buch auch unsern deutschen Lesern, die englisch verstehen, aufs wärmste empfehlen möchten.

Missionaries in the Witness Box. Personal Testimonies from the foreign field. London: Church Miss. Soc. Salisbury Square, E. C. 1897. 1 shill. 6 d. and 2 sh.

Die Anlage des Büchleins ist originell. Es treten darin 12 Zeugen aus der Missionswelt auf und schildern auf gestellte Fragen ihre betreffenden Missionsgebiete. Die Fragen sind zwar in ihrer teilweisen Wiederholung etwas einförmig, aber der Aufschluß, der darin über die Religionen, Sitten, Gebräuche, Missionsarbeit u. a. erteilt wird, ist umso mannigfaltiger und erstreckt sich auf Sierra Leone, Uganda, Persien, Indien, Ceylon, China, Japan und Kanada. Das Buch ist reich illustriert und gut ausgestattet.

Christol, Frédéric. Au Sud de l'Afrique. Avec 150 Dessins et Croquis de l'Auteur. Berger-Levrault & Cie., éditeurs. Paris, 1897. Fr. 3.50.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist seit 15 Jahren im Basutoland thätig und leitet jetzt die große Station Hermon mit fast 2000 Christen und 870 Schulkindern. Er schildert daher vorzugsweise das seit 1868 unter englischem Schutz stehende Land und Volk der Basuto, welches die Pariser Missionare Arbousset und Casalis 1833 gleichsam erst entdeckten, und welches durch die Pariser Missionsgesellschaft zum Teil für das Christentum gewonnen ist, denn von den 220 000 Einwohnern des ganzen Gebirgslandes sind jetzt gegen 15 000 Christen und werden in 15 Haupt- und 150 Nebenstationen von vielen europäischen und eingebornen Missionaren, Predigern und Lehrern geleitet und unterrichtet.

Der Verfasser macht uns aber auch mit den Nachbargebieten bekannt, mit der Kapkolonie, dem Oranje-Freistaat, der Transvaal-Republik und sogar mit der Pariser Mission unter den Barotse, nördlich vom Zambesi. Mit Recht hat er daher seinem Buch den Titel „In Süd-Afrika" gegeben, denn wir lernen durch dasselbe in der That Land und Leute und besonders die Missionsverhältnisse des ganzen großen südafrikanischen Gebietes kennen. Am eingehendsten aber unterrichtet er uns natürlich über das Land und Volk der Basuto, die er am besten kennt und unter denen er arbeitet, und die nach Wort und Bild gleich ausgezeichnete Schilderung dieses Volksstammes und der unter demselben mit so großem Erfolg getriebenen Missionsarbeit ist eine der ansprechendsten und besten uns bekannten Missionsschriften. Selbst ein mit Süd-Afrika durch mehrjährigen Aufenthalt Wohlbekannter erklärte, das Christol'sche Buch „mit Entzücken" gelesen zu haben, und minder erfahrene Leser werden nicht ungünstiger urteilen.

Eine besondere Anziehungskraft haben, neben dem beredten Wort und der gewandten, ansprechenden Schreibweise auch die zahlreichen, vom Verfasser selbst gezeichneten Bilder und Skizzen, die uns Landschaften und Personen, Scenen und Gegenstände aller Art zwar nicht mit photographischer Genauigkeit vorführen, aber dafür das Charakteristische trefflich hervorheben.

Höchst interessant werden für die meisten Leser auch die Beschreibung und die Wiedergabe der merkwürdigen farbigen Höhlenbilder der Buschmänner sein, ferner die Beschreibung des Ausflugs zu dem neu entdeckten, 190 Meter hohen Wasserfall Maletsunyane, am Südabhang des 1838 von den Missionaren Arbousset und Daunnas aufgefundenen 3400 Meter hohen Mont aux Sources, und auch die Mitteilungen und Bilder, betreffend die Ruinen von Zimbabié, die vielleicht das biblische Ophir sind.

Endlich kann als eine Eigentümlichkeit und wohl auch als ein Vorzug des Christol'schen Buches hervorgehoben werden, daß es zum großen Teil durchaus für die Jugend geschrieben und sehr geeignet ist, bei ihr die Liebe zur Mission zu wecken und zu stärken. Die Abfassung in französischer Sprache wird dabei kaum ein Hindernis sein und wird manchmal noch dem Nebenzweck dienen, die Lesenden in dieser Sprache zu fördern. Rt.

Guinneß, L. Welches Haus? Eine Missionsstudie. Aus dem Englischen. C. Bertelsmann, Gütersloh. broch. Mk. 1.

Anknüpfend an die Geschichte des zweiten Tempelbaues (nach Haggai 1), richtet die Verfasserin einen feurigen Appell an die Christenheit und fordert diese auf, an dem Bau des unsichtbaren Gottestempels, am Werk der Mission mitzuhelfen. Sie läßt dabei Thatsachen und Zahlen reden, sodaß man das Schriftchen nicht ohne Eindruck lesen kann.

Bericht über die erste allgemeine Studentenkonferenz des Studentenbundes für Mission. Halle a. S. Verlag des Studentenbundes für Mission. Mittelstraße 10. broch. Mk. 1.

Eine wertvolle und reichhaltige Sammlung von Referaten und Ansprachen, die auch außerhalb der akademischen Kreise Beachtung verdienen.

Burkhardt, G. **Die Brüdergemeine.** Zweiter Teil. Die Brüdergemeine in ihrer gegenwärtigen Gestalt. Gnadau, Unitätsbuchhandlung. kart. 80 Pf. | geb. Mk. 1.20.

Nachdem der vor vier Jahren erschienene erste Teil des Werkes die Entstehung und geschichtliche Entwicklung der Brüdergemeine behandelt hat, folgt nun der zweite, abschließende Teil, der die Brüderkirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt, ihre Verfassung und kirchliche Thätigkeit vorführt, wobei auch die von ihr betriebene Heidenmission als ihr „Lebenswerk" zu ihrem Rechte kommt. Das Ganze ist überaus klar und übersichtlich gehalten, und wer von der Art und dem Wesen dieser kleinen Kirchengemeinschaft ein treues Bild gewinnen will, dem seien die beiden Bändchen aufs angelegentlichste empfohlen.

Schott, O. **Aus der Stille.** Gedichte. J. Rösler, Schorndorf. geb. Mk. 2.

Ein prächtig ausgestattetes Büchlein, dessen tiefempfundene Gedichte nach Inhalt und Form zum Herzen reden. Inhaltlich zerfallen dieselben in vier Serien: Geistliche Lieder; aus der Mission; Totenkränze und Vermischtes. In allen kommt der lebendige Glaube eines in Christo wurzelnden Herzens zum Ausdruck. Zu Geschenkszwecken sehr geeignet.

Munzinger, C. Aus dem Lande der aufgehenden Sonne. Mit einer Abbildung. Zweite verbesserte Aufl. Berlin, A. Haack. 50 Pf.

Schmiedel, O. Kultur- u. Missionsbilder aus Japan. Zweite Aufl. Ebend. 50 Pf.

Beides sind Flugschriften des Allgem. ev. prot. Missionsvereins, die packend und frisch geschrieben sind und ein anschauliches Bild von der japanischen Gedankenwelt und den Aufgaben der deutschen Mission in jenem Inselreich geben.

Brose, M. **Die deutsche Kolonialliteratur von 1884—1895.** Mit einem Anhang: Verzeichnis von Werken, die sich auf fremdländische Kolonien beziehen und in der Bibliothek der deutschen Kolonialgesellschaft vorhanden sind. Herausgegeben von der deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin 1897.

Ein sehr wertvolles, mit großem Fleiß hergestelltes Nachschlagewerk, das sich selbst auf die einzelnen, in Missions- und Zeitschriften zerstreuten Artikel erstreckt und kaum irgendetwas aus der reichhaltigen kolonialen Litteratur vermissen läßt. Das Nachschlagen ist durch die übersichtliche Anordnung sehr erleichtert.

Papstein, A. **Führer für den Auswanderer nach Brasilien.** Mit Karte. Berlin, deutscher Kolonialverlag. Mk. 1.

Dieses Büchlein gehört ebenfalls der Kolonialliteratur an, will aber nicht den Deutschen zur Auswanderung nach Brasilien verleiten, sondern nur dem Auswanderer ein klares Bild über die Verhältnisse in jenem Land geben und ihn in Stand setzen, erst zu prüfen, ehe er sein Heim dort gründet. Die vom Verfasser gegebenen Ratschläge beruhen auf eigener Erfahrung.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Missionsgehöft Kumase mit Kapelle

Die Oſt-Himalaya-Miſſion der ſchottiſchen Kirche.

Von G. Th. Reichelt.

Die von der ſchottiſchen Kirche vor 27 Jahren begonnene Miſſion im Sikkim- und Kalimpong-Gebiet iſt wohl außerhalb Englands kaum recht bekannt, und doch iſt es gewiß auch für deutſche Miſſionskreiſe von Wert, daß ſie dieſe Arbeit einer lebensvollen, nicht bureaukratiſch eingeſchnürten Staatskirche kennen lernen. Da nun vor kurzem eine zwar nicht vollſtändige Geſchichte — die wird erſt in einigen Monaten erſcheinen — aber doch eine ſehr anſprechende Schilderung der wichtigſten Leiſtungen dieſer Miſſionsunternehmung herausgekommen iſt, ſo wollen wir aus dem intereſſanten, mit vielen ſchönen Bildern geſchmückten Buche des Miſſionars Graham hier einige Mitteilungen machen.*)

Das zwiſchen Nepal und Bhutan, 500 Kilometer nördlich von Kalkutta und am Südabhang der höchſten Erhebungen der Haupt-Himalayakette gelegene Gebirgsland Sikkim zerfällt in einen unabhängigen nördlichen und einen 1835 an England abgetretenen ſüdlichen Teil, mit der bekannten Geſundheitsſtation Dardſchiling. An dieſen ſüdlichen Teil des engliſchen Sikkim grenzt im Oſten das Kalimpong-Gebiet, das 1865 nach einem Kriege den räuberiſchen Bhutaneſen, oder Bhutias, entriſſen wurde und dadurch aus einem Zuſtand trauriger Verwüſtung und Barbarei zu geordneten, glücklichen Verhältniſſen kam und ſeitdem in jeder Hinſicht vorwärts gekommen und aufgeblüht iſt.

In allen dieſen drei Gebieten, die man häufig unter den Namen „Sikkim“ zuſammenfaßt, hat die ſchottiſche Kirche ein recht erfolgreiches Miſſionswerk begonnen, und zwar hauptſächlich im engliſchen

*) *On the threshold of three closed lands.* By the Rev. J. A. Graham. One hundred and twenty illustrations. Edinburgh, R. & R. Cark. 1897.

Sikkim mit dem Hauptort Dardschiling, und im Kalimpong-Gebiet. Die Arbeit im unabhängigen, nördlichen Sikkim wird von der schottischen Universitäten-Mission betrieben, die aber nur ein Zweig der schottischen kirchlichen Mission ist.

Dieses dreiteilige Sikkim nun, der Schauplatz der schottischen-kirchlichen Mission, ist auch rein äußerlich betrachtet ein in vieler Hinsicht sehr bevorzugtes Gebirgsland. Dem durch die unerträgliche Hitze der indischen Ebene ermatteten Europäern bieten die luftigen Höhen von Dardschiling, trotz der sehr starken Niederschläge und den sehr oft Thäler und Berge bedeckenden Wolken-, Nebel- und Dunstmassen, eine gar erwünschte Zufluchts- und Genesungsstätte. Der Industrielle und der Geschäftsmann findet in den vor 40 Jahren begonnenen, im höheren Bergland sich immer mehr ausbreitenden Theepflanzungen und Cinchona-Plantagen ein einträgliches Feld seiner Thätigkeit. Gegen 150 000 beständig wechselnde indische und nepalesische Kulis haben dadurch ihr Brot. Dem Vergnügungs- und Weltreisenden endlich treten im Tista- und Rungschitthale, in Dardschiling und auf vielen Höhen des nördlichen Sikkim Naturschönheiten entgegen, wie er sie so herrlich und großartig sonst nirgends finden kann. „Was sagst du zum Tistathal?" fragte man einen eben angekommenen Schotten. „Hundert Killiecrankies!" war seine Antwort, d. h. der berühmte schottische Killiecrankie-Paß und Schlucht wird dadurch hundertmal übertroffen. Und was die Gebirgsaussicht in Dardschiling betrifft, so hören wir darüber einen deutschen Reisenden.

„Um 5 Uhr, schreibt er, stürzt mein Hotelwirt in mein Zimmer und bittet mich, schnell auf die Veranda zu kommen. Ich thue es, und habe es nicht zu bereuen. Es ist Nacht, aber im Norden glänzt eine himmlische Vision. Man stelle sich das sturmgepeitschte Meer vor, mit einer sich bäumenden, alle andern überragenden ungeheuern Woge; und man stelle sich vor, dieser aufgewühlte Ocean, diese Riesenwoge sei plötzlich zu Stein, oder besser, zu einem schneebedeckten, mit rosigen Lichtern und violetten Schatten umflossenen Eismeer geworden; und dieses Zauberbild nimmt den ganzen nördlichen Himmel, nimmt fast ein Viertel des Horizonts ein; es ist der Kintschindschunga*)

*) „Kintschindschunga" ist europäisiert aus dem tibetischen „Gangtschendschönga", geschrieben: gangs-tschen-mdzod-lnga, die fünf Behältnisse des großen Gletschers.

mit seinen Nachbarbergen, dessen Gipfel sich 21 000 Fuß über meinen Standpunkt erhebt."

Und dieses Dardschiling und die ganze Sikkim-Herrlichkeit ist heutzutage ganz bequem zu erreichen, denn bis zu der 7500 Fuß hoch gelegenen Gesundheitsstation führt ja eine kühngebaute Gebirgsbahn. Nachdem man in Siliguri, am Südrande des ungesunden Terai (Fruchtlandes), die geräumigen bengalischen Wagen verlassen, besteigt man einen Diminutiv-Eisenbahnzug, mit nur 61 Centimeter Schienenweite, der in kleinen Kurven und Schlingen, durch viele Tunnel, dicht an schwindelnden Abgründen hin, und manchmal im Zickzack die steilen Bergseiten hinaufklettert, wobei die Maschine abwechselnd zieht und schiebt. Will man aber nach dem 3000 Fuß niedriger gelegenen Kalimpong und ist man im Reiten geübt, so kann man auch von Siliguri aus das schöne Tistathal hinaufreiten und hat dann von der über den Tistafluß führenden Hängebrücke nur noch 4500 Fuß nach Osten emporzusteigen.

Wichtiger aber als die Thee-Pflanzungen und die großen Naturschönheiten von Sikkim sind für die Mission die Bewohner dieses Gebirgslandes, und auf sie wollen wir daher jetzt einen Blick werfen.

Die Einwohner von Sikkim gehören einer ganzen Anzahl von Volksstämmen an, da aus ganz Nord-Indien Arbeits- oder Handelsleute für eine Zeit oder bleibend nach dem Dardschiling- oder Kalimpong-Gebiet gehen. Die drei am zahlreichsten vertretenen Volksstämme sind aber die Leptscha, die Gurkha und die Bhutia.

Die Leptscha sind die Ureinwohner von Sikkim. Sie gehören, wie die Tibeter, der mongolischen Rasse an und gleichen auch der Mehrzahl nach ihren nördlichen Nachbarn, wenn auch durch Vermischung mit den Hindus der arische Typus hier und da Verbreitung gefunden hat. Ihre eigentümliche Sprache erklärt der englische Forscher Mainwairing wegen ihres sehr einfachen Baues für ebenso alt als den Garten Eden. Sie gelten für Buddhisten, lassen von Lamas böse Geister vertreiben, und diese Lamas halten sich in Klöstern auf. Aber der Buddhismus hat sich in Sikkim noch mehr als anderwärts der ursprünglichen Natur-Religion des Landes anbequemt, geht fast ganz in dem vorgefundenen Dienst der bösen Geister auf und bringt zur Abwendung von Krankheit, Unglück und Geisterschaden auch blutige Tieropfer, während der Buddhismus sonst nur unblutige Speiseopfer kennt. Ihrem Charakter und Benehmen nach werden die Leptscha als sehr zuvorkommend, gutmütig, liebenswürdig und dankbar geschildert, und als ihre Fehler werden nur nachlässiges Wesen, Gleichgültigkeit, Schlaffheit und Abgeneigtheit gegen jeden Fortschritt angeführt.

Ganz verschieden von diesen gutartigen Urbewohnern von Sikkim sind die aus dem westlichen Nachbarland, aus Nepal eingedrungenen, beweglichen und unternehmenden Gurkha. Sie sind Hindus und die Nachkommen eines durch die mohammedanischen Eroberungen aus seinen Wohnsitzen verdrängten Volksstammes Nord-Indiens, der in Nepal eindrang, die buddhistischen Einwohner des Landes unterwarf und die Herrschaft an sich riß. Aber nicht nur diese Hindu-Eroberer von Nepal lassen sich zahlreich auf Sikkimer Gebiet nieder, sondern auch die echten, meistens den Tibetern gleichenden Nepalesen, und auch auf den Thee-Plantagen sind sie stark vertreten. Man pflegt aber in Sikkim alle Nepalesen Gurkha zu nennen, sie mögen Hindu-Abstammung haben oder nicht, und mit diesen strebsamen, oft wohl auch etwas anmaßenden Leuten hat also die Mission im südlichen Sikkim viel zu thun.

Bhutia nennt man alle aus Bhutan und aus Tibet, dem Lande der Bod stammenden oder kommenden Eingeborenen; sie sind teils ansässige Landbebauer, teils Lastträger und Arbeiter, teils reisende Händler, die auf der von Dardschiling über Kalimpong und Padong nach Tibet führenden Handelsstraße beständig Wolle, Moschus und andere Artikel nach Dardschiling bringen und indische und englische Waren nach Tibet zurücknehmen. In Kalimpong, dem Haupthandelsplatz an der tibetischen Handelsstraße, wird von der schottischen Mission auf verschiedene Weise für die zahlreich ankommenden Tibeter gesorgt, und ebenso in Gnatong und im Tschumbithal von Miß Taylor und Miß Ferguson.

Außer den Leptscha, Gurkha und Bhutia sind aber in Sikkim noch viele andere Volksstämme vertreten. Die aus Bombay kommenden Marwari, die Wucher-Juden Nord-Indiens, treiben vielfach in Kalimpong ihr schändliches Gewerbe, von welchem als Beispiel angeführt werden mag, daß ein Kleinbauer in der Not für $10^1/_2$ Rupien Reis entlehnte, dafür in fünf Jahren 76 Rupien Zinsen zahlte und dann noch 140 R. schuldete. Dabei sind aber diese Wucherer sehr eifrige Hindus und beobachten gewissenhaft alle Ceremonien ihrer Religion und Kaste. Mohammedaner fehlen auch nicht in Kalimpong, wo sie sich als Metzger, Schneider und Maurer nützlich machen. Fünfmal am Tage hören die Missionare den Muezzin die Gebetsstunden ausrufen.

In den Theegärten arbeiten auch viele Kols aus Tschota Nagpur, unter denen ja die Goßner'sche Mission ein reich gesegnetes Werk hat, und die schottischen Missionare haben einen Nagpuri-Katechisten für diese Theearbeiter angestellt. Santals sind auch im Theedistrikt thätig, und sogar aus dem Pandschab und aus Kabul kommen Kulis

und Arbeitsgehilfen. — Zum Schluß möchten wir auch noch die im Kalimponger Bergland Ackerbau treibenden Landbebauer oder Kleinbauern namhaft machen, welche hier Crofter, sonst in Indien Reiot heißen, und welche fast allen der oben genannten Volksstämme angehören. Für sie ist das anbaufähige Land in kleine Parzellen eingeteilt, welche nur einzeln an diese Kleinbauern, direkt von der Regierung und nicht durch gewinnsüchtige Zwischenhändler, auf 10 Jahre in Pacht gegeben werden. Nach Ablauf der Pacht kann der bisherige Pächter oder ein anderer bona fide Landbebauer das Regierungsland wieder in Pacht bekommen, aber immer nur eine Parzelle, und käuflich bleibende Erwerbung findet nicht statt. Land-Spekulanten sind also von diesem für immer dem Kleinbauer reservierten Regierungsland völlig ausgeschlossen, und man muß sagen, daß eine Kolonial-Regierung nicht besser und wohlwollender für den kleinen Mann sorgen kann, als es hier im Kalimpong-Gebiet geschieht. Diese von der Regierung so wohl bedachten Crofters bei Kalimpong sind auch eine Haupthoffnung der schottischen Mission und werden gewiß später ihre Hauptstütze sein. Schon jetzt haben viele die „Jesus-Religion" angenommen, und auch im Aeußeren sind bei diesen schon mancherlei Fortschritte bemerkbar.

Wie kam nun aber die schottische Kirche dazu, unter den buntgemischten und vielsprachigen Bewohnern des Gebirgslandes Sikkim Mission zu treiben?

Sie hatte zuerst nicht Sikkim ins Auge gefaßt, sondern das weite, dicht bevölkerte Gangesthal, und hatte 1865 den Missionar William Macfarlane nach Gaya gesandt. Derselbe fand aber daselbst so harten Boden vor und arbeitete fünf Jahre lang so vollständig ohne jeden Erfolg, daß das Missions-Komitee diese Mission aufzuheben beschloß und es Macfarlane überließ, sich selbst ein günstigeres Feld für seine Thätigkeit auszusuchen. Durch einen missionsfreundlichen Thee-Pflanzer wurde er nun auf Dardschiling gelenkt und fing 1870 an, daselbst unter den Europäern und Eingebornen eifrig zu wirken. Im Anfang sah er zwar auch hier nur wenig Früchte von seiner Arbeit, und 1871 hatte er auch den Schmerz, einen werten nachgesandten Kollegen, Duncan Campbell, fünf Monate nach seiner Ankunft am Malaria-Fieber zu verlieren; aber allmählich ging es doch vorwärts in der Gründung von Schulen und der Taufe von Eingebornen. Sogleich der erste für das Christentum gewonnene Eingeborne, Bhim Dal mit Namen,

war ein so vorzüglicher Mann, daß er später zum Polizei-Inspektor von Dardschiling ernannt werden konnte, und daß ihm der Gouverneur Elliot das Zeugnis giebt, er habe in dieser schwierigen und versuchungsreichen Stellung nie seine Macht gemißbraucht oder gegen seine christliche Ueberzeugung gehandelt. Einen anderen, später als Katechist und Evangelist sich auszeichnenden Eingebornen, den Nepalesen Sukhman, konnte Macfarlane 1875 in die christliche Gemeinschaft aufnehmen, und ihm 1876 in Kalimpong unter seinen Landsleuten eine schöne Thätigkeit anweisen. Auch Macfarlane verlegte seine Hauptthätigkeit nach Kalimpong, wo ihn außer Sukhman und anderen eingeborenen Evangelisten und Lehrern, auch Missionar Sutherland kräftig unterstützte, der sich besonders des Schulwesens annahm und später auch die nach Kalimpong verlegte Normalschule nebst Lehrerseminar leitete.

In Dardschiling führte, nach Macfarlane's Uebersiedlung nach Kalimpong, Missionar Turnbull das sich immer mehr ausdehnende Werk weiter. Macfarlane aber sah sich genötigt, 1879 wegen angegriffener Gesundheit einen längeren Urlaub zu nehmen, und hielt sich bis 1882 in Schottland auf, wo er unermüdlich für das Missionswerk in Sikkim wirksam war und demselben viele neue Freunde gewann.

Nach Kalimpong zurückgekehrt, setzte Macfarlane alsbald die Uebersiedlung der Normalschule von Dardschiling nach Kalimpong, und auch die Gründung der schottischen Universitäten-Mission im unabhängigen Sikkim ins Werk. Der in dem klosterreichen Tumlong residierende Radscha wollte zwar zuerst dieser neuen Mission in seinem Gebiet einige Hindernisse in den Weg legen, aber er gab schließlich nach und erlaubte den Schotten, sich bei ihm niederzulassen. Jetzt hat diese Mission vier Predigtplätze, von welchen Tschidam, ganz nahe bei Kalimpong, aber westlich von der Tista, der bedeutendste ist.

Macfarlane wirkte nun noch einige Jahre eifrig weiter, besonders in Kalimpong und seinen vielen Außenplätzen, wurde aber schon am 16. Februar 1887, erst 47 Jahr alt, aus dem Leben abgerufen. Am Morgen dieses Tages fand man ihn tot im Bett, ohne daß eine Krankheit vorangegangen wäre. Er war nicht nur der Gründer, sondern bis zu seinem Tod die Seele der schottischen Mission gewesen, die aber dank der vielen schon gewonnenen und

herangezogenen eingebornen Lehrer und Predigtgehilfen, auch nach dem Tode des begabten Führers sich weiter entwickelte und beständig zunahm.

In Kalimpong war bei dem Anwachsen der Christenschar ein Ersatz des einstweiligen Predigtlokals durch ein geräumiges kirchliches Gebäude notwendig geworden, und man entschloß sich daher 1890 zur Errichtung einer größeren aus Steinen aufgeführten Kirche, die man zum Andenken an den verewigten Gründer der Mission die Macfarlane-Gedächtnis-Kirche nannte. Anfang 1892, 15 Jahre nach der ersten Taufe in Kalimpong, wurde das schöne gotische, mit einem massiven Glockenturm versehene Gebäude eingeweiht und es fand dabei die Taufe von 134 Eingebornen statt. Die hochgelegene, weithin sichtbare Gedächtniskirche verkündet den auf den nahen Bergen wohnenden Vertretern der verschiedenen Volksstämme Sikkims, daß das Christentum im Kalimpong-Gebiet schon eine Macht geworden ist; und auch der innere Wandschmuck der Kirche hält den vielen Völkerschaften dieser Gegend eine eindringliche Predigt, denn da ist der Spruch: „Also hat Gott die Welt geliebet ꝛc." in den zehn Sprachen groß angeschrieben, in welchen die Sikkimer Missionare zu den Eingebornen reden müssen. Die in Kalimpong am meisten gebräuchliche Sprache ist aber wegen der großen nnd immer zunehmenden Zahl der hier wohnenden und zuziehenden Nepalesen und Gurkha die nepalesische Sprache.

Wenn die Anfang 1892 geschehene Einweihung der Macfarlane Memorial Church gleichsam den Höhepunkt des Missionslebens und der kirchlichen Entwicklung in Kalimpong bezeichnet, so hat mit der Ende 1892 ebendaselbst stattgefundenen Grundsteinlegung zu einem Hospital und einer Armen-Apotheke, ein die Missionsthätigkeit kräftig unterstützendes Werk seinen Anfang genommen:

Die ärztliche Mission.

Aerztliche Hilfsleistungen waren ja, wie wohl auf den meisten Missionsgebieten, auch bisher schon von Macfarlane und den anderen Missionaren den leidenden Eingebornen zu teil geworden, und wir lesen in den Berichten, daß besonders bei den dort häufigen Cholera-Epidemien Medizinen verabreicht wurden und daß, als Macfarlane 1879 mit Sukhman nach Kalimpong eilte und die Tista auf der damaligen elenden Zweigbrücke überschritt, Sukhman einen

Fall that und der Medizinkasten in den Fluß fiel. Aber diese gelegentlichen Hilfsleistungen in Notfällen, so sehr sie auch dazu dienen, dem Missionar das Zutrauen der Leute zu erwerben, können doch nicht den segensreichen Einfluß ausüben, wie eine vollständig eingerichtete ärztliche Bedienung und Krankenpflege, wie sie von 1893 an in Kalimpong stattfand. Dahin wurde nämlich der Missionsarzt C. F. Ponder vom Missions-Komitee nach Kalimpong gesandt, welcher früher Thee-Pflanzer in Sikkim war und der in Edinburgh Medizin studiert und sich für den Dienst der schottischen Mission angeboten hatte. Er konnte sogleich das soeben fertig hergestellte Hospital übernehmen und seine Thätigkeit beginnen.

Die Regierung unterstützte diese ärztliche Mission auf alle Weise, übernahm einen Teil der Kosten des Hospitalbaues, übertrug der Mission die ärztliche Besorgung des ganzen Distriktes Daling, in welchem Kalimpong liegt, und stellte einen eingebornen studierten Arzt als Gehilfen von Doktor Ponder an. Das Hospital, nach seinem schottischen Gründer Charteris-Hospital genannt, enthielt bald 26 Betten, welche immer besetzt waren, und in der Poliklinik wurden sehr viele Eingeborne behandelt und mit Medizinen versehen. Nach zwei Jahren kam auch Miß Ponder als Krankenwärterin ihrem Bruder zu Hilfe, und eine bengalische Pflegerin unterstützte sie in ihrem Dienst.

In Kalimpong richtete der Missionsarzt Ponder bald eine Medizinschule ein, deren Zöglinge er so weit brachte, daß einige schon die Regierungs-Prüfung bestehen konnten. Auch die vielen in den Gebirgsdörfern stationierten Katechisten erhielten Unterricht in der Heilkunde und einen Vorrat der nötigsten Medizinen. Ferner wurde in dem 20 Kilometer nordöstlich von Kalimpong, an der nach Tibet führenden Handelsstraße gelegenen Padong, eine Zweig-Apotheke und Ausgabestelle von Medizinen eingerichtet, die unter einem als Arzt- und Apothekergehilfen angelernten Katechisten steht. Jetzt, nach nur vierjährigem Bestand, hat diese schottische ärztliche Mission schon einen bedeutenden Umfang erreicht, und ist noch immer im Wachsen begriffen.

Aber hat dieses Charteris-Hospital und hat diese ganze ärztliche Mission auch wirklich viel Nutzen für das Missionswerk? und werden dadurch manche Eingeborne dem Christentum näher gebracht und zu dessen Annahme bewogen?

Dieſe Fragen ſind für Sikkim und Kalimpong ebenſo unbedingt zu bejahen, wie für China und andere Miſſionsgebiete. Die uneigennützige, ſich aufopfernde Liebe des Miſſionars oder Miſſionsarztes, welche ihn antreibt, ſich aller zu ihm kommenden Kranken von jedem Stand und jeder Kaſte anzunehmen, die macht eben doch auf viele Eingeborne einen tiefen Eindruck und erweckt Zutrauen zu dem zuerſt ſcheel angeſehenen Fremden. Als Macfarlane bei einer Cholera-Epidemie nach Kalimpong geeilt war und ſo viel er konnte geholfen hatte, berichtete er: Die Stimmung der Leute gegen die zuerſt mit Mißtrauen angeſehene Miſſion hat ſich ſehr gebeſſert. Sie kommen jetzt täglich zu Zwanzigen und Dreißigen nach Medizin. Wir dürfen jetzt ihre Häuſer betreten und da leſen und beten, wo uns früher niemand hinein gelaſſen hätte.

Für die Bewohner von Sikkim und den Nachbargebieten hat die Heilung durch den Miſſionar oder den Miſſionsarzt auch noch darum eine beſondere Wichtigkeit, weil ſie dadurch am beſten von ihrem alten, vom Buddhismus angenommenen und noch verſtärkten Glauben abkommen, daß jede Krankheit, wie auch jedes Uebel, von böſen Geiſtern herkomme, und daß alſo dieſe böſen Geiſter im Falle einer Krankheit durch einen Lama, und zwar beſonders durch den Bongting, den Opfer-Prieſter, vertrieben bezw. verſöhnt werden müſſen. Der gerufene Bongting erklärt in einem ſolchen Fall eine Kuh oder Ziege oder ein Huhn erforderlich, je nachdem es die Leute beſitzen und er Appetit hat; und dies Tier wird dann geſchlachtet und dem böſen Geiſt geopfert, wiewohl der urſprüngliche Buddhismus durchaus keine blutigen Opfer, ſondern nur unblutige Früchte-Opfer kennt. Solche unblutige Opfer werden von den Leptſcha auch häufig dargebracht, aber von jedem Haushalt privatim, und ohne Beihilfe der Bongting. In ein beiſeite geſtelltes Opferkörbchen werden, im Falle von Krankheit und Not, Reis oder Silberſtücke oder ſonſt etwas gelegt; und außerdem werden ja faſt in jedem buddhiſtiſchen Hauſe die auf dem Hausaltar ſtehenden Schälchen täglich mit Butter, Milch, Reis, Gerſtenmehl und dergl. gefüllt.

Dieſen Böſen-Geiſter-Dienſt und Aberglauben zu brechen oder zu zerſtören iſt alſo die ärztliche Miſſion das beſte Mittel, und auch gegen den Wahn der indiſchen Kaſte erweiſt ſie ſich als ſehr wirkſam. Wenn ſo ein ſtolzer Brahmane, dem es ſchlimmer als der Tod ſcheint, aus der Hand eines Chriſten ein Getränk anzu-

nehmen, sich allmählich daran gewöhnt, die ihm von der Wärterin gereichten Mixturen hinunter zu schlingen, und er auch Heilung erlangt, so erhält sein Glaube an die unverbrüchliche Heiligkeit und Festigkeit der Kaste ein Loch; und wenn im Hospital ein Kranker seinen Nachbar im Bett nebenan sterben sieht, vielleicht sogar christlich getröstet und freudig sterben sieht, so wird seine Angst vor den bösen Geistern der Verstorbenen, und vor der Befleckung durch einen Leichnam sehr vermindert werden.

Nachdem wir nun die Gründung der schottischen Mission im Sikkim-Gebiet, den erfreulichen Fortgang derselben und auch ihre Kräftigung und Förderung durch die ärztliche Mission betrachtet haben, wollen wir noch das Schulwesen derselben ganz kurz ins Auge fassen.

Es ist schon ziemlich ausgedehnt, denn in und bei Dardschiling und Kalimpong und im nördlichen Sikkim giebt es bereits über 80, durchgängig von eingebornen Lehrern geleitete Dorfschulen, welche, wie die höheren Schulen in den zwei Hauptorten, von der Regierung eine jährliche nicht unbedeutende Unterstützung erhalten. Von den höheren Schulen scheint sich in Dardschiling nur noch ein Pensionat vorzufinden, während die übrigen nach Kalimpong übertragen oder daselbst gegründet worden sind. Daselbst befinden sich nämlich außer dem Lehrer-Seminar und Dr. Ponders Medizinschule, auch noch eine Anglo-Hindi-Schule unter einem nepalesischen und einem bengalischen christlichen Lehrer, in welcher junge, nach Regierungsstellen aussehende Eingeborne im Englischen und den höheren Schulfächern unterrichtet werden.

Endlich verdient auch noch eine blühende, von einer sehr tüchtigen eurasischen*) Lehrerin geleitete Mädchenschule Erwähnung. Diese Lehrerin besucht auch die wenigen, in und bei Kalimpong in Senanas abgeschlossenen mohammedanischen Frauen. In und bei Dardschiling aber hat die schottische Senana eine größere Ausdehnung, weil da viele Frauen in der mohammedanischen Abgeschlossenheit schmachten.

Nun haben wir nur noch einige wenige Worte über die Selbstverwaltung und Selbsterhaltung der durch die

*) Eurasier heißen in Indien alle die, welche von englisch-indischer Abstammung sind.

Schotten gesammelten Heidenchristen-Gemeinden zu sagen. Für die kurze Zeit, seit der die Mission besteht, ist nämlich die Selbstverwaltung dieser jungen Gemeinden schon merkwürdig weit vorgeschritten. Ueberall wo sich ein Christenhäuflein gesammelt hat, werden nach schottisch-presbyterialem Muster Aelteste (Kyunis) ernannt oder gewählt und ein engerer und weiterer Aeltestenrat (Pantschayat, eigentlich Rat der Fünf) gebildet, der alle möglichen kleinen und großen kirchlichen und Schulangelegenheiten berät und entscheidet, und der mit den Pantschayats und Katechisten des Distrikts zu einer Generalversammlung vereinigt auch über wichtige Aufgaben und Gegenstände Entscheidungen trifft. So wurde in Dardschiling eine von den Eingebornen selbst ins Werk zu setzende Mission in Nepal, und in Kalimpong eine in Bhutan beschlossen, und letztere ist auch in der Ausführung begriffen und würde längst im Gange sein, wenn nicht jener 1875 von Macfarlane getaufte, wackere Katechist Sukhman, gerade als er im Begriff war, als erster von seinen Landsleuten ausgesandter Missionar nach Bhutan aufzubrechen, von der Cholera befallen und der Krankheit erlegen wäre.

Der Selbsterhaltung sind einige Sikkim-Gemeinden auch schon nahe gekommen. In den meisten Gebirgsdörflein und Weilern stellen die Christen das Versammlungs- und Schulhaus selbst her und sorgen auch für das Durchkommen ihres Predigers und Schullehrers, welche allerdings häufig durch ein und dieselbe Person vertreten werden. Die jährliche Regierungs-Unterstützung für alle Schulen und die Beihilfe mancher missionsfreundlicher Thee-Pflanzer erleichtern allerdings den jungen Christengemeinden die Erreichung des Zieles der Selbsterhaltung, und wo durchaus keine Möglichkeit ist, daß eine Gemeinde sich selbst durchbringt, so wird natürlich das Nötige von der Missionskasse verabreicht. Wenn man aber diese erst vor einem Vierteljahrhundert begonnene schottische Sikkim-Mission mit andern Missionen vergleicht, so wird man doch zugeben müssen, daß hier besonders schnelle Fortschritte in der Selbstverwaltung und Selbsterhaltung gemacht worden sind, und man wird sich auch freuen, daß hier mit verhältnismäßig so wenig europäischen Kräften überhaupt in jeder Hinsicht schon so viel erreicht ist.

Ueberblicken wir nur einmal das ganze Missions-

werk! In der von zwei europäischen Missionaren und 15 Katechisten bedienten Dardschiling-Mission treffen wir 13 Predigtplätze an mit 851 Christen; ferner 38 Schulen mit 30 Lehrern, 5 Unterlehrern und 1340 Schülern; sodann 14 Sonntagsschulen, 12 an vier Wochenabenden versammelte Bibelklassen; an vier Orten einen Jünglingsverein, an zwei Orten Jungfrauen-Vereine oder Gilden, an sieben Orten Bücher-Niederlagen und in Dardschiling eine Lesehalle; eine Armen-Apotheke (Dispensary) und zwei eingeborne Aerzte; und endlich in Dardschiling und in Kurseong eine Senana-Mission.

In der Kalimpong-Mission sind zwei Missionare, ein ärztlicher Missionar und 12 Katechisten thätig. Die Zahl der Predigtplätze beträgt 12, die der Christen 1386, die der Primarschulen 32 mit 32 Lehrern, 10 Unterlehrern und 909 Schülern. Die höheren Schulen haben zusammen über 100 Schüler. Sonntagsschulen giebt es 26. Bibelklassen, ein Jünglingsverein oder Gilde und eine Bücher-Niederlage sind auch vorhanden. Im Hospital und in der Dispensary unterstützen vier Medizinstudenten den Missionsarzt.

In der schottischen Universitäten-Mission in Sikkim ist ein europäischer Missionar mit vier Katechisten thätig. In 12 Schulen giebt es 11 Lehrer, 2 Unterlehrer und 305 Schüler.

Die drei Missionen weisen also zusammen 2542 Christen, und die Primarschulen 2554 Schüler auf; Katechisten, d. h. eingeborne Prediger giebt es 31.

Eins fehlt aber bei dieser Missionsstatistik, nämlich die Angabe der Einnahmen und Ausgaben, und über die Ausgaben können wir auch nichts mitteilen, weil wir keine Nachrichten darüber haben, wiewohl es gewiß interessant sein würde, in Bezug darauf etwas zu hören, da wahrscheinlich diese schottische Mission eine der billigsten ist, die es giebt.

Ueber die Einnahmen aber, wenigstens über einen großen Teil derselben, giebt uns die Graham'sche Schrift Auskunft, indem sie über die schottischen Männer- und Frauenvereine oder Gilden berichtet, die den größten Teil ihrer Einnahmen der Sikkimer Mission zuwenden und die man daher Missions-Gilden nennen könnte, wiewohl sie ursprünglich wohl nur Männer- und Frauen-, oder Jünglings- und Jungfrauen-Vereine waren.

Der Gründer dieser Gilden ist der Rev. Prof. Charteris in Edinburgh, nach welchem das meistens aus Gilden-Beiträgen erbaute Charteris-Hospital in Kalimpong benannt ist. Die Männer-Gilden, die den Wahlspruch haben: „Wir suchen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit", wurden 1881 begründet, haben 681 Vereine, 25 871 Mitglieder, und gaben 1896 Fr. 28 650 an die Sikkim-Mission ab. Die Frauen-Gilden nahmen 1888 ihren Anfang, bestehen jetzt aus 380 Vereinen mit 26 401 Mitgliedern und haben sich besonders die Einrichtung und Erhaltung der ärztlichen Mission zur Aufgabe gestellt. Sie veranlaßten und bezahlten auch größtenteils den Bau des Charteris-Hospitals; sie sandten 1893 den Doktor Ponder nach Kalimpong und 1895 seine Schwester ebendahin als Pflegerin und Gehilfin, und sie werden gewiß auch künftig für alle Bedürfnisse der ärztlichen Mission aufkommen. Weil die schottisch-kirchliche Mission in Sikkim zum großen Teil durch diese Gilden ihr Bestehen hat, so wird sie häufig die Gilden-Mission genannt.

Wir haben nun die Entstehung und Entwicklung der schottischen Mission einigermaßen kennen gelernt, werden gewiß mit Teilnahme für dieses erfreulich gedeihende Werk erfüllt worden sein und wollen demselben guten Fortgang und auch Erweiterung wünschen, besonders auch nach den „drei verschlossenen Ländern" hin: nach Tibet, Nepal und Bhutan.

Missionar Mackenzie mit seiner Frau, der von der früheren Taylor'schen Pionier-Mission her in Kalimpong geblieben ist und sich der schottischen Mission angeschlossen hat, wartet wie so viele andere sehnlichst auf die Eröffnung von Tibet, um in dieser Urheimat des Lamaismus eine neue, aber wahrscheinlich nicht leichte Missionsarbeit zu beginnen.

Im Lande der Hausa.

(Schluß)

5. Kano als Handelsplatz.

Von der Bedeutung Kanos für den Sudan kann man sich in Europa, wo selbst solchen, die in der Geographie einigermaßen bewandert sind, der Name dieser Stadt kaum bekannt ist, schwerlich eine Vorstellung machen. Und doch darf sich Kano rühmen, für Mittelafrika und darüber hinaus das zu sein, was London für die britische und Hamburg für die deutsche Welt ist. Weithin ist ihr Name bekannt und nicht selten trifft man an den Küstenplätzen Nord- und Westafrikas mit eingebornen Reisenden oder Kaufleuten zusammen, die von dorther stammen, oder doch schon in ihren Mauern geweilt haben. Diesen Ruf verdankt Kano seinem bedeutenden Handel, durch den es zum Stapelplatz für ganz Mittelafrika geworden ist. Hier treffen die Vertreter der verschiedensten Stämme Inner-Afrikas von nah und fern zusammen. Hier berühren sich die Tuaregs der Wüste mit den Eingebornen von Adamaua und dem Süden, der arabische Kaufmann mit den Händlern vom Tsad-See, die Bewohner von diesseits des Niger mit denen der jenseitigen Gebiete, ja selbst die Küstenbewohner des Golfs von Guinea mit denen des nordafrikanischen Küstensaumes. In Kano kreuzen sich auch die Wege der unzähligen Mekkapilger. Es ist ein beständiges Ab- und Zugehen der Karawanen, und man nimmt an, daß jährlich nicht weniger als zwei Millionen Menschen die Stadt passieren, während die ständige Bevölkerung etwas mehr als 100 000 Einwohner betragen mag. Von diesen sind wohl über die Hälfte Sklaven.

Was aber Kano zu diesem wichtigen Handelscentrum gemacht hat, ist vor allem seine blühende Industrie. Diese besteht hauptsächlich in allerlei Kleiderstoffen, die aus einheimischer Baumwolle gewoben und gefärbt werden. Der Umsatz dieser Baumwollstoffe ist so bedeutend, daß man schon behauptet hat, Kano versehe über die Hälfte der sudanischen Bevölkerung mit Kleiderstoffen. Diese werden auf sehr einfachen Webstühlen hergestellt. Die schmalen farbigen Zeugstreifen werden dann sorgfältig aneinander genäht.

Meistens sind die Stoffe mit Indigo, der allenthalben wild wächst, blau gefärbt; doch kommt auch eine Art Scharlachfarbe häufig zur Verwendung. Diese Gewebe werden weit und breit in Verkauf gebracht und selbst in den Küstenstädten von Nord- und Westafrika von Hausa-Händlern feilgeboten.

Ein weiterer wichtiger Industriezweig besteht im Gerben von Leder, besonders von Ziegenhäuten. Diese werden, nachdem sie sorgfältig gegerbt worden sind, rot gefärbt und zu allerlei Zwecken im ganzen Sudan in Umsatz gesetzt. Sehr viel Leder wird aber auch in Kano selbst zu Schuhen, Sandalen, Taschen, Sätteln, Riemen u. a. verarbeitet.

Eingeführt dagegen werden hauptsächlich Kolanüsse und Salz. Erstere spielen im Sudan eine bedeutende Rolle und es giebt wohl kein Dorf, keinen Weiler, wo nicht jedermann solche kaut. Die Kolanuß, die die Größe und Farbe einer Kastanie hat und sehr bitter schmeckt, findet sich in den Hausaländern nicht heimisch und kommt hauptsächlich in den großen Urwäldern des Hinterlandes der Goldküste vor. Die Eigenschaft dieser Nuß ist, wenn sie gekaut wird, derart, daß sie die Schleimhäute anregt und Hunger und Durst vertreiben soll. Neuerdings wird ein gutes Kaffee-Surrogat aus ihr gewonnen.

Außer den genannten Artikeln kommen in Kano allerlei einheimische Eisenwaren und Waffen in den Handel. Aber auch europäische Waren gelangen dahin auf Kamelen von Nordafrika aus und vom Niger her. Dagegen ist seit einiger Zeit der Karawanenweg nach dem Tsad-See infolge von Bürgerkrieg, der in Bornu wütet, gesperrt. Dieser steht in einem gewissen Zusammenhang mit der mahdistischen Bewegung. Nicht lange nach dem Falle Chartums durch den Mahdi wurde ein gewisser Rabba, ein ehemaliger Sklave, vom Mahdi oder dessen Nachfolger als Gouverneur nach der Provinz Darfur geschickt. Als er aber hier allmählich zu mächtig geworden war, wurde er nach Omderman zurückberufen. Rabba fürchtete nicht mit Unrecht für seinen Kopf, weigerte sich der Abberufung Folge zu leisten und marschierte statt dessen mit einer ansehnlichen Armee, die sich ihm angeschlossen hatte, nach Westen. Hier fiel er in die beiden Provinzen Wadai und Baghirmi ein und griff den Sultan von Bornu an. Er schlug ihn in mehreren Schlachten, bemächtigte sich der Hauptstadt

Kuka und zerstörte sie vollständig. Später drang er noch weiter gegen Westen vor und setzte sich in Khadaiya fest, einer Stadt nordöstlich von Kano.

Ist dadurch auch der Handel nach dieser Richtung hin lahm gelegt, so steht doch Kano immer noch ein so großes Gebiet für den Handels- und Völkerverkehr offen, daß es nach wie vor den bedeutendsten Mittelpunkt für denselben im Sudan bildet. Außer den vorhin angeführten Artikeln sind es noch besonders Straußenfedern, Elfenbein, Natron, Kamele, Pferde, Esel, Rindvieh und — Sklaven, die auf seinem Markte feilgeboten werden.

---

6. Sklaverei und Menschenhandel.

Es ist eine traurige Wahrheit, daß mindestens der dritte Teil der gesamten Sudan-Bevölkerung sich im Sklavenverhältnis befindet. Dieser unnatürliche Zustand hat seinen hauptsächlichsten Grund in den fortwährenden Menschenjagden und im Handel mit der Menschenware. Daß er zugleich das Hauptübel ist, an dem Inner-Afrika krankt, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Kaum giebt es irgend einen Teil des dunklen Erdteils, wo der Sklavenhandel so sehr im Schwange ist, wie gerade im mittleren Sudan. Man hat schon viel über die Greuel des Sklavenhandels in Ostafrika geschrieben und ihn auch bis zu einem gewissen Grad unterdrückt; aber in dem Umfang wie er im Westen besteht, ist er dort nie betrieben worden. Das Charakteristische des Sklavenhandels in den Hausa-Ländern ist, daß die weitaus größte Mehrzahl der Sklaven nicht von auswärts her eingeführt wird, sondern daß es Einheimische sind, die denselben Volksstämmen, Städten und Dörfern angehören wie die, von denen sie zu Sklaven gemacht werden. Die Menschenjagden gehen also nicht bloß auf fremdem Gebiet vor sich, sondern im eigenen Land und unter der einheimischen Bevölkerung. Die natürliche Folge davon ist, daß das Land sich in fortwährender Unruhe befindet und jede Sicherheit für das Leben und Eigentum der Bewohner fehlt. An irgend einem Tag erhält der Häuptling oder König eines Landstriches von seinem Oberherrn, dem er tributpflichtig ist, den gemessenen Befehl, ihm eine bestimmte Anzahl von Sklaven zu liefern. Es

geschieht dies zugleich mit der Drohung, daß er im Falle der Weigerung seine Stadt plündern und niederbrennen werde. Es bleibt ihm also keine Wahl. Er sammelt seine Leute, überfällt unversehens irgend einen Ort in seinem Gebiet und schleppt die nichtsahnenden Bewohner als Sklaven hinweg. An Widerstand ist gewöhnlich nicht zu denken. Jeder, der sich für seine Freiheit wehrt, wird ohne Erbarmen niedergemacht. Die übrigen werden gefesselt und von den Menschenjägern nach ihrer Stadt geschleppt, von wo sie an ihren Bestimmungsort eingeliefert werden. Nicht selten befinden sich im Gefolge der Sklavenjäger auch schon die Hausa-Spekulanten, die jene mit der nötigen Munition ausgerüstet haben, um sich als Gläubiger mit einem Teil der Sklavenbeute bezahlt zu machen. Die Häuptlinge sind fast beständig auf der Menschenjagd, und Reisende treffen sie selten in ihrer Stadt an. Wie umfangreich aber diese betrieben wird, davon führt Robinson ein Beispiel an. Während seines Aufenthaltes in Kano kehrte das eine Mal eine solche Expedition mit ca. 1000 Sklaven zurück. Auf seinem späteren Marsche von Kano nach Bida kam er durch unzählige zerstörte Städte und Dörfer, die erst kurz vorher in Asche gelegt und deren Bewohner alle als Sklaven hinweggeschleppt worden waren. Und dies war nicht etwa infolge eines feindlichen Einfalles geschehen, sondern vom eigenen Beherrscher jenes Gebietes.

Die Sklaven sind aber nicht bloß Arbeitskapital und Ware, sondern dienen auch überall im Sudan als landesübliches Zahlungsmittel. Jede größere Summe, die nicht durch Kaurimuscheln oder mit Maria Theresia Thalern entrichtet werden kann, wird durch Sklaven an Zahlungsstatt beglichen. Ein Trupp Sklaven, die der afrikanische Händler mit sich auf die Reise nimmt und die er je nach Bedarf unterwegs verkauft, setzt ihn in den Stand, daß er stets mit dem nötigen Reisegeld versehen ist und seine Handelsgeschäfte abschließen kann. Die Preise der Sklaven sind natürlich verschieden je nach Alter und Körperbeschaffenheit. Auch steigen und fallen sie im Kurs, je nachdem Nachfrage darnach ist. In Kano stellt sich der höchste Preis für ein 14jähriges Mädchen auf etwa 140 bis 200 Mark. Ein Jüngling von ungefähr 18 Jahren gilt dagegen nur etwa 120 Mark und ein Mann von 30 Jahren ca. 80 Mark. Mit dem zunehmenden Alter nimmt auch dementsprechend der Wert ab.

Ueber die Behandlung der Sklaven läßt sich schwer ein allgemeines Urteil abgeben. In vielen Fällen ist sie ganz erträglich und wird von den Sklaven nicht eigentlich als Druck empfunden. Dieses ist wohl aber der allgemeinen Degradation zuzuschreiben, in der sich die Sklavenbevölkerung befindet. Daß sie aber auf diese Stufe herabgesunken ist, auf der ihr der Mangel an Menschenwürde und persönlicher Freiheit gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt, das ist eben die Wirkung und der Einfluß der Sklaverei, die seit Menschengedenken in Afrika im Schwange ist. Die Knechtung einzelner und ganzer Volksstämme hat eine derartige Gewöhnung der bestehenden Verhältnisse hervorgerufen, daß auch eine Auflehnung der unterdrückten Bevölkerung gar nicht denkbar ist, obschon die Sklaven weitaus in der Mehrzahl sind. Erst wenn einmal jene Völker zu dem erwachen sollten, was Menschenwürde und persönliches Recht bedeutet, ist anzunehmen, daß sie ihr unwürdiges Dasein fühlen und das bisherige Joch abzuschütteln versuchen werden. Dies wird aber nicht geschehen, so lange jene Länder unter dem Einfluß des Islam stehen.

---

7. Der Islam im Sudan.

Von der gesamten Bevölkerung der Hausa-Länder bekennt sich etwa ein Drittel zum Islam, wobei auch die hier lebenden Fulbe mit eingerechnet sind. Was von diesen noch heidnisch ist, befindet sich westlich vom Niger, wo sie ziemlich zahlreich sind. Wie schon gesagt, ist der Islam den Hausa im Anfang dieses Jahrhunderts durch die Fulbe mit Gewalt aufgedrängt worden. Aber eben deshalb haben sie auch bis heute den mohammedanischen Glauben mehr oder weniger nur äußerlich angenommen. Es finden sich darum auch nur wenige Moscheen im Lande. Nur in Sokoto, wo die Fulbe besonders zahlreich sind, erhebt sich eine solche von einigem Ansehen. Alle übrigen, wie die in Kano und Saria, sind nur elende Bauten. Auch sind die Hausa nichts weniger als fanatisch und sie unterscheiden sich hierin wesentlich von den mohammedanischen Völkerschaften des östlichen Sudan. Selten trifft man sie im Besitz eines Koran, wiewohl viele von ihnen lesen können. Höchstens findet man bei dem einen oder andern einzelne

Stücke desselben. Dagegen sind alle Spuren ihrer heidnischen Religion bei ihnen verwischt. Die einzigen Hausa redenden Bewohner des Landes, die noch Heiden sind, leben in den Bergen und haben sich eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber den Fulbe zu wahren gewußt.

Ein Haupthindernis, das einer größeren und rascheren Verbreitung des Islam in Mittelafrika entgegensteht, ist die Beobachtung des Ramadanfestes; denn dieses legt den Bekennern Mohammeds die Verpflichtung auf, während eines ganzen Monats den Tag über sich der Speise und des Trankes zu enthalten. Diese Fastenvorschrift ist bei dem heißen Klima für viele eine so unerträgliche Zumutung, daß ihr nur sehr wenige gewissenhaft nachkommen. Da sie aber doch nach außen hin als orthodoxe Muselmänner gelten wollen, so geschieht die Uebertretung des Fastengebotes nur heimlich. Diese ausgesprochene Heuchelei und Unaufrichtigkeit ist ein Charakterzug, den man fast unter allen Mohammedanern Afrikas antrifft.

Wie oberflächlich aber der Islam nach seinen sittlichen und civilisatorischen Wirkungen oft beurteilt wird, zeigt die verwunderliche Thatsache, daß er von Vertretern der christlichen Religion nicht nur schon über Gebühr verherrlicht worden, sondern sogar über das Christentum erhoben und als die Religionsform dargestellt worden ist, die sich vor allen für die afrikanischen Völker eigne. Solcher Lobredner des Islam sind in den letzten Jahren verschiedene in England aufgetreten und selbst in deutschen Kreisen hat man derartige Aeußerungen hören können. Sie stellen dabei die Behauptung auf, der Islam habe die von ihm unterworfenen Negerstämme erstlich auf eine höhere Kulturstufe erhoben, und zweitens bewahre er seine Anhänger vor dem Genuß geistiger Getränke, durch die die heidnischen Völkerschaften demoralisiert werden.

Beide Behauptungen stehen aber auf schwachen Füßen und führen zu Trugschlüssen; denn wenn man z. B. die Verhältnisse des Sudan ins Auge faßt, wie sie thatsächlich bestehen, so kann man dem nicht unbedingt zustimmen. Was zunächst den letzteren Punkt betrifft, so ist damit dem Islam ein Einfluß zugesprochen, der mit den wirklichen Thatsachen keineswegs übereinstimmt. Denn die Enthaltung von geistigen Getränken findet sich nach dem übereinstimmenden Zeugnis verschiedener Reisender durchaus nicht als

allgemeine Tugend der afrikanischen Mohammedaner, wenn sie auch der Islam fordert. So sagt z. B. der französische Reisende Binger von den Fulbe, den eifrigsten Anhängern Mohammeds: „Sie sind zwar alle Mohammedaner, aber sie sind trotzdem insgesamt Trinker im vollsten Sinne des Wortes. Von 5 Uhr abends ab ist eine vernünftige Unterhaltung mit ihnen nicht mehr möglich, denn jung und alt ist berauscht.“ Das sagt ein Mann, der sonst dem Islam alles Lob spendet und diese Religion als die geeignetste für die Negerstämme hält. Und ein anderer, Joseph Thomson, bezeugt dasselbe von diesen Gegenden: „Ueberall“, so schreibt er, „läßt sich derselbe Stand der Dinge konstatieren, und in vielen Landstrichen wird der Wohlstand und die Bedeutung der verschiedenen Ortschaften nur nach dem Umfang und der Höhe der Pyramiden von leeren Rumflaschen, die hier aufgestapelt sind, geschätzt.“ Es ist zwar wahr, daß in den eigentlichen Hausa-Gebieten der Branntweinhandel heutzutage nicht mehr besteht; aber dies darf nicht dem Einfluß des Islam zugeschrieben werden, sondern den Bemühungen der Niger-Kompagnie, die der früher bestehenden Branntwein-Einfuhr ein Ende gemacht hat.

Was nun aber den andern Punkt betrifft, daß der Islam durch sein Vordringen im Sudan eine bisher nicht gekannte höhere Kultur und Civilisation eingeführt und verbreitet habe, so entspricht diese Behauptung nicht ohne weiteres den Thatsachen. Denn was sich heute von Kultur in den Hausa-Staaten vorfindet, kommt nicht ausschließlich auf Rechnung des Islam. Es ist vielmehr als sicher anzunehmen, daß vieles von der heutigen Kultur der Hausa viel älter ist als der Mohammedanismus im Sudan. So ist z. B. das Färben der Kleiderstoffe, wodurch Kano heute eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, geschichtlich nachweisbar wenigstens 900 Jahre alt, und man darf demnach als sicher annehmen, daß auch die Herstellung der Gewebe ebensoweit zurückreicht, ja wohl noch älteren Datums ist. Und gesetzt auch, der Islam hätte wirklich bis auf einen gewissen Grad einen civilisatorischen Einfluß auf die Hausa ausgeübt, so ist derselbe doch immerhin ein sehr beschränkter. Denn der durch ihn bewirkte vermeintliche Fortschritt führt nur in eine Sackgasse. Er gewährt seinen Anhängern nur ein Fortschreiten auf dem Weg der Kultur bis zu einer gewissen Stufe, die aber dann durch einen unübersteiglichen Wall von blin-

dem Vorurteil und Unwissenheit abgeschlossen ist. Es fehlt ihm der Lebensodem und das rechte Licht. Davon legt der Islam überall, wo er zur Herrschaft gelangt ist, ein unwidersprechliches Zeugnis ab und nicht am wenigsten gerade in seiner Heimstätte Arabien, wo er doch Zeit genug gehabt hätte, seine Kulturfähigkeit, die man ihm irrigerweise zuschreibt, an den Tag zu legen. Darum sagt auch der Engländer Palgrave, der den größten Teil seines Lebens unter Mohammedanern zugebracht hat und diesen so sehr seine Sympathie bezeugte, daß er mehr als einmal sogar Gottesdienst in ihren Moscheen hielt, in Bezug auf Arabien: „Erst dann, wenn einmal der Koran und Mekka aus Arabien verschwunden sein werden — und nur dann allein — läßt sich erwarten, daß der Araber einen Platz in den Reihen der civilisierten Völker einnehmen werde, wovon ihn bis jetzt Mohammed und sein Buch mehr als alles andere abgehalten hat."

Welche Stellung aber der Mohammedanismus zur Sklaverei einnimmt, ist genugsam bekannt. Er ist es hauptsächlich, der die Geißel der Menschenjagd in Afrika schwingt, Blutvergießen und unsichere Zustände herbeiführt und dadurch jede Wohlfahrt und Gesittung unmöglich macht.

Auch mit seinen geistigen Gütern, auf die je und je hingewiesen wird, ist es nicht weit her, so wenig als der sittliche Gehalt seiner Lehren irgendwelchen Einfluß auf die Bevölkerung des Sudan ausübt. Denn man kann sich keinen größern Unterschied denken als den, der zwischen den Lehren des Korans und der Moralität seiner Anhänger besteht.

Ein ernstlicher Missionsversuch in den Hausa-Ländern ist bis jetzt noch von keiner Seite unternommen worden.* Nur am Niger, besonders in Lokodja, sind einzelne Hausa mit dem Christentum in Berührung gekommen. Man kann deshalb von einer eigentlichen Sudan-Mission nicht reden, und es ist auch fraglich, ob es überhaupt schon an der Zeit ist, eine solche unter allen Umständen ins Werk zu setzen. In England und Amerika allerdings betont man mit Vorliebe solche in der Ferne liegende Probleme und wartet nicht gerne ab, bis sich die Thüren eines so verschlossenen Gebietes durch Gottes Hand von selber aufthun. Möglicherweise bedeutet der jüngst stattgehabte Feldzug der Nigerkompagnie gegen den Fulbe-Fürsten von Nupe ein Anklopfen an die eherne Pforte

des Sudan, wodurch vor allem dem Sklavenhandel in jenem Gebiet ein Ende gemacht und dem europäischen Einfluß Eingang verschafft wird. Und daß dann auch die Mission zur gegebenen Stunde nicht dahinten bleiben wird, in die offenen Thüren einzutreten, davon sind seit der Unterwerfung des Emirs von Nupe schon Anzeichen vorhanden.

---

8. Aufbruch von Kano. Rückmarsch nach dem Niger.

Etwas über drei Monate brachte Robinson mit seinen Begleitern in Kano zu. Er arbeitete währenddem emsig an der Hausa-Sprache, sammelte und übersetzte einige Hausa-Manuskripte, stellte die Revision des Wörterbuches her und vervollständigte dasselbe um mehr als 3000 Hausaworte. Auch gelang es ihm, Uebersetzungen der Evangelien St. Johannes und Lukas aus dem Arabischen ins Hausa zu erhalten.

Aber es stellte sich bald heraus, daß Kano kein gesunder Ort ist. Robinsons Gefährten erkrankten an Fieber und Dysenterie, und so beschloß er Anfang März 1895 den Heimweg anzutreten. Aber seine Abreise wurde durch die gewöhnlichen Schikanen der Eingebornen bis Anfang April verzögert. Erst jetzt gelang es, mit frischen Trägern und einem Bornu-Mann als Führer von Kano aufzubrechen. Doch wurde diesmal die Route nicht über Saria und Keffi, sondern nach dem Niger, also in südwestlicher Richtung über Birnin-Gbari, Bida und Egga eingeschlagen.

Nach mehrwöchentlichem Marsche wurde die Stadt Birnin-Gbari am 30. April erreicht. Die Reisenden waren aber sehr enttäuscht, statt eines großen blühenden Anwesens nichts als eine Masse verbrannter und verlassener Ruinen zu finden. Auch hier hatte allem Anschein nach der König des Landes, der gewöhnlich in Kontakora residiert, die Stadt überfallen und ihre Bewohner als Sklaven hinweggeführt. Da derselbe gerade in Sansani sein Lager aufgeschlagen hatte, sah sich die Reisekarawane genötigt, sich dort die Erlaubnis zur Weiterreise durch ein Geschenk zu erkaufen. Das Lager bestand aus einer Unmasse von Strohhütten. Auf dem Wege dahin lag etwas seitwärts im Gras der Leichnam eines Mannes, dem beide Füße abgehauen waren. Augenscheinlich hatte

er sich bis dahin geschleppt, wo ihn die Kräfte verließen und er eine Beute der Aasgeier wurde. Sein Anblick war eine laute Anklage gegen die Bosheit und Grausamkeit seiner rohen, barbarischen Landsleute. Des Königs Anwesenheit an diesem Ort hatte keinen andern Zweck, als Tribut von den durchreisenden Karawanen zu erheben, die zwischen Bida und Kano, bezw. Saria verkehren. Daß es dabei nach Umständen auf nichts anderes als auf Beraubung derselben abgesehen ist, läßt sich denken. Er ist deshalb auch allgemein gefürchteter als alle andern Könige der Hausa-Länder. Auch Robinson machte die Erfahrung, daß es nicht gut ist, diesem habgierigen Wegelagerer in die Hände zu fallen. Nur durch ansehnliche Geschenke entging er der Ausplünderung und er war froh, seinen Weg ungehindert fortsetzen zu können. Sie fanden das Land infolge der beständigen Menschenjagden so entvölkert und verwüstet, daß sie ihren Lebensunterhalt zum größten Teil nur durch die Jagd auf Vögel notdürftig beschaffen konnten. Erst als sie sich dem Gebiet von Bida näherten, zeigten die unbefestigten Ortschaften und ein gewisser Wohlstand, daß sich hier die Bevölkerung einer größeren Sicherheit erfreut, als die des Innern. Auch befanden sich hier große Strecken des Landes unter Anbau und Pflege.

Am 23. Mai näherten sich die Reisenden den Thoren von Bida, dessen Emir damals mit der Nigerkompagnie noch auf gutem Fuße stand. Trotzdem wäre der Karawane hier durch ein Mißverständnis beinahe ein schmähliches Ende bereitet worden. In der Meinung, es sei eine französische Truppe, die kurz vorher von Borgu aus den Niger überschritten und ein Dorf im Bida-Gebiet zerstört hatte, wurde Robinson mit seinen Leuten ganz unvermutet angegriffen, und es hätte wenig gefehlt, so hätte die Sache einen schlimmen Ausgang genommen. Das Mißverständnis klärte sich aber glücklicherweise noch zu rechter Zeit auf und sie erfuhren vom Emir und seinem ersten Minister, der vier Sprachen fließend sprach, alle Freundlichkeit. Das Haus des Emirs, in dessen Hofraum 6—8 stattliche Strauße umherstolzierten, ist ein ungeheures Gebäude, in welchem nicht weniger als 600 Frauen hausen sollen. Die Stadt hat ein weit freundlicheres Aussehen als Kano und zwar hauptsächlich infolge einer Unzahl von Bäumen, die ihr das Ansehen eines großen Gartens geben. Dazu ist Bida von einem

Fluß bewässert, der die Stadt durchfließt. Auch hier liegen die einzelnen Häuser wie in Kano in Gehöften, deren Erdmauern mit Schutzdächern von Gras versehen sind. Der Markt, obschon vom Niger her mit weit mehr europäischen Artikeln versehen als der in Kano, ist doch bedeutend kleiner als dieser. Die Bevölkerung von Bida wird auf 30 000 bis 60 000 Einwohner geschätzt.

Die Nupe-Sprache, die in diesem Gebiet gesprochen wird, weicht vom Hausa wesentlich ab und fällt besonders durch ihre zahlreichen Nasallaute auf. Da Bida nur etwa 70 englische Meilen nördlich vom Niger entfernt liegt, so ist die Stadt schon häufig von Reisenden und Missionaren vorübergehend besucht worden.

Für unsere Karawane hatte hier in Bida die beschwerliche Landreise ihr Ende erreicht. Zwei Stunden hinter der Stadt lag der Wasserweg vor ihnen, zunächst allerdings nur ein kleiner Fluß, der einige Meilen oberhalb von Egga sich in den Niger ergießt. Bei hohem Wasserstand ist derselbe für kleine Dampfer schiffbar; in der trockenen Jahreszeit muß man sich eines Kanoes bedienen. Robinson schiffte sich denn auch in zwei großen Baumbooten ein und erreichte folgenden Tages den Niger und das auf einer Flußinsel gelegene Egga. Diese Stadt ist für den obern Niger nicht ohne Bedeutung, da sie den Hafenplatz für das Nupe-Gebiet bildet. Bis hierher macht sich auch noch der englische Einfluß geltend, da die Nigerkompagnie einen Agenten an Ort und Stelle hat. Hier war auch endlich wieder Gelegenheit gegeben, sich mit der übrigen civilisierten Welt in Verkehr zu setzen und mit dem bisherigen Verlauf der Dinge bekannt zu machen.

---

9. Heimwärts.

In einem großen Kanoe ging's den Nigerstrom hinab nach Lokodja, das nach zweieinhalb Tagen erreicht wurde. Sie fanden hier im Missionshaus die freundlichste Aufnahme und konnten von da trotz des ungewöhnlich niederen Wasserstandes einen Flußdampfer benützen, der sie stromabwärts nach Akassa bringen sollte. Unterwegs in Iluschi, wo geankert wurde, lernten sie den Entdecker der Nigerquellen, den Schweizer J. Zweifel kennen, der im Dienst der Nigerkompagnie jene Gegenden bereist. Sie fanden ihn

in bestem Wohlsein, obschon sich der Mann der größten Strapazen und Gefahren unterzieht. Bei einer Gelegenheit hatte er sich im Urwald verirrt und wanderte acht Tage lang planlos in der Irre umher, wobei nur Beeren und Wurzeln seine einzige Speise waren. Endlich erreichte er die Niederlassung eines Kannibalenstammes, von dessen Sprache er kein Wort verstand. Als sie nun neugierig um ihn herumstanden und augenscheinlich über sein Los berieten, wußte er nichts anderes zu thun, als sie freundlich anzulächeln, sodaß die gefürchteten Wilden Mitleid mit ihm hatten, ihn mit Speise und Trank versahen und schließlich zur nächsten englischen Niederlassung geleiteten.

In Obutschi, einem wichtigen Handelsplatz am Niger, wo der Dampfer für einen Tag vor Anker ging, hatte Robinson Gelegenheit, die englisch-kirchliche Missionsstation Onitscha zu besuchen. Nachdem diese lange nur von Eingebornen besetzt war, stehen nun Europäer auf dem Platz und es bildet Onitscha gegenwärtig ein wichtiges Centrum der Missionsarbeit im Nigerdelta. Robinson fand sogar vier englische Damen daselbst stationiert, die sich trotz des ungesunden Klimas im besten Wohlsein befanden und besonders im Schulfach thätig waren.

Eine weitere zweitägige Fahrt brachte Robinson und seine Gefährten endlich nach Akassa, wo der Ocean und der Weg nach der englischen Heimat offen vor ihm lag. Wir begleiten ihn nun nicht weiter an der afrikanischen Küste entlang, sondern erwähnen nur, daß er am 24. Juli morgens nach einer glücklichen Fahrt in den Hafen von Liverpool einlief.

* * *

Es war eine friedliche Mission, die Robinson glücklich ausgeführt hat. Seine Expedition ins Herz des Sudan, bis hinein in den Mittelpunkt der Hausa-Staaten, hat auch keinem seiner Begleiter trotz der strapaziösen Märsche das Leben gekostet. Kein Ueberfall, keine Notwehr nötigte sie von den Waffen Gebrauch zu machen. Friedlichen Zwecken, d. h. der späteren Missionsarbeit in diesen Gebieten, sollte sein dortiger Aufenthalt dienen. Wie schon eingangs gesagt, bestand die ihm aufgetragene Aufgabe darin, die für ganz Mittelafrika wichtige Hausa-Sprache zu studieren,

sie grammatisch und lexikalisch zu bearbeiten und soweit als möglich Teile der hl. Schrift in dieselbe zu übertragen. Seine Aufgabe war demnach zunächst nur die eines Pioniers der wills Gott in einiger Zeit im Sudan einrückenden Mission.

Wann dies geschehen wird, ist bei den unberechenbaren Verhältnissen im Sudan noch nicht vorauszusagen. Doch halten englische Missionskreise schon jetzt den Zeitpunkt dafür gekommen, seit die Nigerkompagnie durch einen siegreichen Feldzug gegen Nupe ihre Macht jenseits und diesseits des Niger mit dem Schwert geltend gemacht hat. Bekanntlich stand der Emir von Bida schon seit längerer Zeit durch Verträge unter dem direkten Einfluß der Nigerkompagnie. Die Nichtbeachtung dieser Verträge — angeblich wegen des Sklavenhandels, in Wahrheit wohl aber wegen der Handelssperre zwischen dem Niger und der englischen Kolonie Lagos — veranlaßte die Nigerkompagnie unter dem Drucke der englischen Regierung im Januar dieses Jahres gegen den Emir von Bida zu Felde zu ziehen. Die Folge davon war, daß die Stadt Bida erobert und der Emir verjagt wurde. In dem Friedensvertrag, der dann abgeschlossen wurde, ist Nupe in zwei Teile geteilt worden. Der nördliche verblieb mit Rücksicht auf den Sultan von Sokoto in den Händen eines Fulbe-Fürsten, ist aber unter direkten Einfluß der Kompagnie gestellt; der südliche dagegen ging vollständig in die Herrschaft der Engländer über. Der kurze Feldzug ist demnach für die politische Machtstellung der Niger-Kompagnie von großer Bedeutung gewesen. Ob sie aber dem Verbot des Sklavenhandels und der bisherigen Menschenjagden in jenen Gebieten den gehörigen Nachdruck wird verleihen können, ist fraglich. Immerhin ist durch das siegreiche Vorgehen der Engländer der Herrschaft der Fulbe ein heilsamer Schrecken eingejagt worden und es ist zu hoffen, daß der englische Einfluß künftighin einige Wirkung auf die Zustände im Sudan ausüben werde.

Demzufolge glaubt man nun in England Zeit und Stunde für gekommen, um die längst geplante Sudan-Mission ins Werk zu setzen. Der englisch-kirchliche Bischof Tugwell, dem die Nigerdiözese unterstellt ist und der im Frühjahr 1896 vom Benue aus bis Keffi vordrang, hat deshalb einen Aufruf an die englischen Missionskreise erlassen, worin er sie auffordert, in die jetzt geöffneten Thüren des Sudan unverzüglich einzutreten und ihm dafür die

nötigen Leute und Geldmittel zur Verfügung zu stellen. Er möchte zunächst Bida und das centralgelegene Gebiet von Yakoba besetzen und von da aus nach der Handelsstadt Kano, sowie nach den beiden politischen Centren der Hausa-Staaten Sokoto und Gando vorgehen. Zur Ausführung dieses weitgehenden Planes bedarf er ungefähr 20 bis 30 ordinierte Missionare, Handwerker und Aerzte und ca. 10 000 bis 15 000 Pfund Sterling. Von welchem Erfolg dieser Aufruf bis jetzt gewesen ist, darüber geben die englischen Berichte noch keinen Aufschluß; aber das Komitee der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft scheint der Sache sympathisch gegenüber zu stehen und es ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß sich dafür in England die gewünschten Leute und Gelder finden werden. Eine andere Frage ist die, ob sich auch wirklich schon jetzt eine Sudan-Mission in dem gewünschten Umfange wird ins Werk setzen lassen, und ob der Erfolg den Erwartungen entsprechen wird. Indes, die Mission darf auch etwas wagen, wenn es gilt, dem dort immer mächtiger auftretenden und gegen die Westküste Afrikas vordringenden Islam das Panier des Kreuzes Christi entgegen zu stellen. Möglicherweise sind auch die jüngsten Vorgänge am Niger ein deutlicher Fingerzeig dafür, daß nun Gott selbst der Mission die Wege in den Sudan gebahnt hat, auf denen sie jenen Völkerschaften die Botschaft des Heils bringen darf.

Im Bergland von Barma.

Etwa vier Tagereisen östlich von der Stadt Taungu in Barma türmt sich eine Gebirgskette auf, die die Wasserscheide zwischen dem Sittang- und dem gewaltigen Salwen-Fluß bildet und eine Höhe von über 6000 Fuß erreicht.*) Dieser Bergzug bildet zugleich die Grenze zwischen den älteren englischen Besitzungen und den Ländereien Barmas, die bis vor kurzem noch unabhängiges Gebiet waren. Das ganze Gebirgsland aber, das sich mit seinen steilen Bergkämmen und Längenthälern von Süden nach Norden hinzieht und sich bis an die unerforschten Grenzgebiete des südlichen Tibet und China erstreckt,

*) Auf dem Missionsatlas von D. Grundemann als Pung-lung-Gebirge eingezeichnet.

ist von einer großen Anzahl von Volksstämmen bewohnt, zu denen u. a. auch die heute im unteren Barma lebenden Karenen gehören. Ebenso zählt zu ihnen der sogenannte Brek-Stamm, dessen Wohnsitze noch weiter östlich von der vorhin genannten Wasserscheide — gegen Siam hin — liegen. Das Land ist von äußerst wildem Charakter, voll felsiger Klüfte und Waldesdickicht, und sehr schwer zugänglich. Hier haben auch die Bewohner ihre Schlupfwinkel, wohin sie sich gelegentlich flüchten und von wo aus sie seit undenklichen Zeiten ihre Raubzüge auf die umwohnenden Stämme unternehmen. Ihren Sitten und Gebräuchen, sowie ihrer Sprache nach sind sie ohne Zweifel ein Zweig der großen Bghai-Karenen-Familie, von der die Roten Karenen oder die östlichen Bghai sehr wahrscheinlich den Hauptbestandteil bilden; denn sie sind von allen diesen Volksstämmen der weitaus zahlreichste.

Unter den letzteren hat die amerikanische Baptisten-Mission eine reichgesegnete und erfolgreiche Wirksamkeit. Von Taungu aus wird allein unter vierzehn verschiedenen Bghai-Stämmen gearbeitet, unter denen auch bereits christliche Gemeinden gegründet sind. Der letzte dieser Volksstämme, der in den Bereich der Missionsthätigkeit gezogen wurde, waren die vorhin erwähnten Breks, die bei der Art ihrer Lebensgewohnheiten eine beständige Gefahr für die umwohnenden Christengemeinden waren, obschon der ganze Stamm nicht mehr als ca. 5000 Seelen zählt. Erst wenn die Mission und mit ihr das Christentum unter diesem wilden Bergvolk Eingang und Einfluß gewann, durfte man hoffen, daß man vor den Ueberfällen der Breks einigermaßen sicher sein würde. Ihre Beschäftigung bestand nämlich vor allem in Raub und Plünderung, während der Ackerbau nur in ganz beschränktem Maße betrieben wird. Dieser lohnt sich auch kaum, da der Boden sehr uneben und äußerst mager ist. Zu einer sorgfältigen Bebauung desselben aber lassen es die beständigen Stammesfehden und infolgedessen die unsicheren Verhältnisse gar nicht kommen. Im übrigen gehen die Breks der Jagd und dem Fischfang nach, da die großen Wälder und Flüsse reiche Ausbeute bieten.

Eine derartige Lebensweise läßt schon darauf schließen, daß der ganze Volksstamm auf einer ziemlich tiefen Kulturstufe steht. Ja, sie sind so weit gesunken, daß sie mit Vorliebe rohes Fleisch und frisches Blut genießen, und auch sonst alles verschlingen, was ihnen an eßbaren Stoffen in den Weg kommt. Wie bei den meisten jener hinterasiatischen Bergvölker ist es auch bei ihnen mit der Sittlichkeit sehr schlecht bestellt. Die Frau genießt weder Ansehen noch Achtung, und ihre Stellung ist die einer Haussklavin. Ihre Religion ist die jenen Bergvölkern gemeinsame und besteht in einem Dämonendienst,

der die bösen Geister zu versöhnen trachtet. Zu diesem Zweck bringen sie den Dämonen, als deren Behausung sie sich die Felder und Häuser, große Felsen, Wasserfälle und Baumriesen denken, allerlei Opfer dar. Wie alle Karenenstämme wahrsagen sie aus den Gebeinen des Huhns, indem sie das Blut eines solchen am Fuß eines geheiligten Pfostens vergießen und dann aus dem Hühnergerippe das Schicksal befragen. Natürlich spielt auch die Zauberei bei ihnen eine große Rolle. Ihrem Auftreten nach sind sie äußerst scheu und erregbar, was hauptsächlich ihrer unstäten Lebensart zuzuschreiben ist. Doch zeichnen sie sich auch vor vielen heidnischen Völkerschaften dadurch vorteilhaft aus, daß sie jede einmal getroffene Abmachung, jedes gegebene Versprechen treulich und gewissenhaft halten.

Die Mission begann ihre Arbeit unter diesem Bergstamm schon vor etwas mehr als 20 Jahren. Es geschah dies zunächst durch eingeborne Gehilfen, die aber keinen Eingang unter dem Volk fanden. Zwar wurden da und dort an den Grenzen seiner Wohnsitze einige kleine Gemeinden gegründet, aber die Versuche, unter den Breks selbst Fuß zu fassen, schlugen fehl. Erst ums Jahr 1881 gelang es einem tapfern jungen Lehrer, bis zu einem der verrufensten Dörfer derselben vorzudringen und mit der Arbeit zu beginnen. Sie war nicht umsonst. Schon ein Jahr später beschloß die ganze Dorfbewohnerschaft, die einige hundert Seelen zählte, wenigstens äußerlich dem Dämonendienst zu entsagen. Auf diese Nachricht hin wagte es auch ein Missionar mit seiner Frau, sich dahin zu begeben. Aber erst acht Jahre später kam es dazu, daß sich eine christliche Gemeinde von ca. 40 Seelen an dem Ort bildete.

Nun war der Bann gebrochen und es konnten noch in fünf weiteren Dörfern Lehrer stationiert und in drei der Ortschaften kleine Christengemeinden gegründet werden. Die Sache machte Eindruck auf die Heiden und sie beschlossen, das Christentum, das nun über ihre Grenzen in ihre dunkle Waldregion einzudringen anfing, einem Gottesurteil zu unterwerfen. Sie wollten es auf eine Probe ankommen lassen, ob der Gott der Christen ein lebendiger oder toter Gott sei. Der Ausgang der Sache war der, daß die Furcht Gottes auf das ganze Bergvölklein fiel, und es baten daraufhin fünfzehn Dörfer des Stammes um christliche Lehrer. Diese Bewegung zu Gunsten des Christentums griff so um sich, daß über 30 Ortschaften sich der Bitte anschlossen, von denen fünfundzwanzig mit Lehrern versehen wurden.

Diese hoffnungsvolle Arbeit unter den Breks hatte aber von Anfang an mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die größte Not bereitete den Lehrern das äußere Fortkommen, da das Land

wenig Nahrungsquellen bietet und ſeine Bewohner von jeher gewohnt ſind, aus der Hand in den Mund zu leben. Eine Hungersnot iſt deshalb nichts Seltenes in jenen Bergen. In dem einen Jahr ſahen ſich ſogar alle Karenen-Lehrer, von denen ſich die meiſten freiwillig für den Miſſionsdienſt unter den Breks geſtellt hatten, genötigt, aus Mangel an Lebensmitteln das Land zu verlaſſen. Erſt als man die Miſſionsplätze von auswärts her mit dem nötigſten Proviant verſah, konnten einige von ihnen wieder dahin zurückkehren.

Der gegenwärtige Stand des Werkes wird als ſehr erfreulich geſchildert. Es iſt alle Ausſicht vorhanden, daß in kurzem der ganze Volksſtamm chriſtianiſiert ſein wird. Iſt dieſes geſchehen, ſo iſt damit eine weitere Brücke zu den nördlicher wohnenden Grenzſtämmen von Ober-Barma geſchlagen, auf der das Evangelium ſich dem chineſiſchen Reich von Süden her nähert.

Der Mandarin als Oberprieſter.

Wenn man das chineſiſche Volk hinſichtlich ſeiner religiöſen Geſinnung nur nach den erſten Eindrücken beurteilen wollte, ſo könnte man leicht geneigt ſein, die Chineſen für das religiöſeſte Volk der Welt zu halten. Dieſer Eindruck wird noch weſentlich verſtärkt durch die auf eine ſtrenge Religioſität hinweiſende Umgebung, wie ſie ſich auf Schritt und Tritt darſtellt, ſodaß auch hier des Apoſtels Wort zutrifft: „Ich ſehe, daß ihr in allen Stücken gar ſehr die Götter fürchtet“ (Apoſtg. 17, 22). Denn an allen Wegen und Zugängen, auf den Bergen und in den Thälern, unter jedem Baum, den die allgemeine Waldverwüſtung übrig gelaſſen, unter jedem Felſen, an jedem Feldrand erblickt man Götzentempelchen und Urnen mit Weihrauchſtäbchen; ja jede menſchliche Wohnſtätte — von der Hausthüre an, die mit Thorgötzen verſehen iſt, bis zum Herd, da der Küchengott wohnt — iſt durchweg mit Götzenbildern und abgöttiſchen Gegenſtänden ausgeſtattet. Und ſieht man vollends, wie an den unzähligen umfangreichen Gräbern, die das chineſiſche Landſchaftsbild ſo ſehr entſtellen und überaus troſtlos erſcheinen laſſen, an jedem Frühjahr und Herbſt ganze Scharen von Menſchen ihren Ahnen opfern und zu ihnen beten, ſo ſcheint alles darauf hinzudeuten, daß man's mit einem außerordentlich religiöſen Volk zu thun habe.

Doch dieſer Eindruck hält nicht lange vor; denn ſobald man

etwas länger im Lande weilt und mit der Denkweise und dem Charakter des Volkes einigermaßen vertraut ist, lernt man die Chinesen von einer ganz andern Seite kennen und man ist vielmehr geneigt, ihnen jeden Sinn für Religiosität abzusprechen. Zwar bezeugen sie für alles das regste Interesse, wenn man mit ihnen über Ackerbau und Industrie, Handel und Erfindungen redet; aber sobald man religiöse Dinge berührt, hört jegliches Verständnis auf. Ja, sie sind in dieser Hinsicht ausgesprochene Zweifler, die nichts von einem Jenseits, nichts von einer übernatürlichen Welt wissen wollen. Wohl lassen sich vielleicht hie und da einige Litteraten oder Jünger der chinesischen Wissenschaft herbei und hören dem Missionar eine Weile zu, wie er ihnen die christliche Lehre vorträgt, schließlich aber fragen sie höhnisch: wer denn je schon einmal im Himmel oder in der Hölle gewesen sei, oder wer überhaupt das Dasein eines unsichtbaren Gottes und das sichere Eintreffen eines künftigen Gerichts beweisen könne? Mit den Worten: „Nur Essen und Trinken, Geld und Rang sind Wirklichkeiten" entfernen sie sich. Oder aber führen sie das vielgebrauchte Wort ihres Meisters Konfucius an: „Wir wissen nichts vom Leben, was können wir vom Tode wissen!" Diese Gegensätze: einerseits der große götzendienerische Aufwand, der allenthalben zu Tage tritt, und anderseits die skeptische, materialistische und irreligiöse Denkweise der Chinesen, lassen sich schwer zusammenreimen.

Vor allem aber sind es die Mandarine, die Würdenträger des chinesischen Staats, in denen die Irreligiosität des Volkes verkörpert zu sein scheint. Und doch sind gerade sie von Amts wegen dazu verpflichtet, es allen Unterthanen in religiösen Ceremonien und Anbetungen zuvorzuthun. Ihr Amt im Staatsdienst bringt es mit sich, daß sie in gewissem Sinn mehr Priester als Mandarin und Richter des Volkes sind; denn wohl nirgends ist die Religion mit dem Staatsdienst so eng verknüpft, wie im Reich der Mitte. Es ist geradezu erstaunlich, wie viele Religionsübungen der Kaiser von China seinen Beamten zumutet. Ist doch jedem Mandarin genau vorgeschrieben, wann, wo und wie oftmals er im Monat dem und jenem Götzen seine Verehrung darzubringen hat. Unter diesen Umständen ist es für einen chinesischen Christen ein Ding der Unmöglichkeit, den Rang eines Mandarinen zu bekleiden und den Posten eines solchen einzunehmen.*)

*) Um so befremdlicher ist es, daß ein katholischer Bischof diese Würde, zu der ihn der Kaiser von China erhoben hat, bekleidet, und daß man neuerdings an den Kaiser das Ansinnen stellt, allen katholischen Bischöfen in China den Mandarinenrang zu verleihen.

Um sich einen Begriff von den religiösen Verrichtungen machen zu können, denen sich der Mandarin als Staatsbeamter zu unterziehen hat, führen wir im Nachstehenden die wesentlichsten auf:

1. Jeden Morgen ist es Pflicht des Mandarins, vor der Tafel, auf der des Kaisers Name in goldenen Buchstaben steht, sich zu verbeugen und Weihrauch abzubrennen. Zweimal des Monats hat er dann diese kaiserliche Namenstafel öffentlich anzubeten. An des Kaisers Geburtstag aber hat er sie aus der Gerichtshalle in den Tempel des Konfucius zu tragen, wo alle Anwesende vor ihr niederfallen und die Schriftzeichen des Namens anbeten und zugleich ausrufen: „Ewig lebe der Kaiser!"

2. Zweimal des Monats — am 1. und 5. desselben — begiebt sich der Mandarin mit allen seinen Beamten und mancherlei Opfergaben und Weihrauch in den Schang-song Tempel, d. i. in „die Halle aller Schutzgötter des Staats", um die dort aufgestellten Götzen unter vielen Ceremonien um ihren Schutz und Beistand anzuflehen. Da jeder hervorragende Staatsmann und Feldherr, der dem Reiche wichtige Dienste geleistet hat, nach seinem Tode unter die Schutzgötter des Staats aufgenommen wird, so ist die Zahl der Götzen jenes Tempels in fortwährendem Wachsen begriffen. Diese „Halle aller Schutzgötter des Staats" wurde von Lyn-pang, dem ersten Kaiser der Han-Dynastie (206 v. Chr.) gestiftet, indem er einen seiner Freunde, der das Leben für ihn ließ, zum Schutzgott des Reiches erhob. Seitdem kommen alle bedeutenden Männer Chinas zu der Ehre, daß ihr Bild in diesem Tempel aufgestellt und göttlich verehrt wird. Auch Opfergaben werden den Bildnissen dargeboten, aber die ruhmreichen Helden der Vergangenheit überlassen diese großmütig dem Gefolge der Mandarinen. Dem äußeren Ansehen nach erscheinen diese vergötterten Heroengestalten insgesamt als eine Galerie von Ungeheuern und Folterknechten; denn alle zeigen die grimmigsten Gesichter und halten allerlei Messer und Folterwerkzeuge in ihren Händen. Die Chinesen selbst bezeichnen sie als eine Gesellschaft von Teufeln. Eine solche Halle findet sich in jeder Provinzial-, Bezirks- und Kreisstadt. Das Volk ersieht in diesen Heroen die Mandarinen der Unterwelt, deren Einfluß sich aber auch noch auf den Gang der Dinge im Diesseits erstreckt. Aus diesem Grund werden diese Hallen der Schutzgötter von den abergläubischen Chinesen beiderlei Geschlechts sehr viel besucht. In der Präfekturstadt Kayintschu befinden sich sogar zwei weibliche Götzenfiguren im Tempel, von denen jede ihr besonderes Zimmer mit Bett, Toilettentisch und andern Gegenständen hat.

Aber nicht nur die dahingeschiedenen Helden des chinesischen Reichs werden zweimal des Monats officiell von den Mandarinen

verehrt, sondern auch die Heroen des Geistes, ihre hervorragendsten Gelehrten, die berühmten Litteraten. Es geschieht dies im Tempel des Konfucius, wo ihre unsterblichen Namen neben dem des größten Weisen Chinas mit goldenen Buchstaben auf Holztafeln angeschrieben stehen. Ihr Meister Konfucius aber erhält von den Mandarinen noch extra zweimal des Jahres ein Schwein als Opferspende. Auf diese Weise fördert man, wie die Chinesen glauben, am wirksamsten die hochgeachtete Wissenschaft.

Doch damit sind die religiösen Vorschriften für den Mandarin noch nicht erschöpft. Es liegen ihm noch eine ganze Reihe weiterer Verrichtungen der Anbetung ob, die wir nur kurz aufzählen wollen.

3. Monatlich hat er zweimal den Tempel des Feuergottes zu besuchen und letztern mit Opfern zu versöhnen, damit nicht Feuer in seiner Stadt ausbreche.

4. Ebenso hat er zweimal des Monats im Tempel des Drachenkönigs um Regen und Tau, oder um Abwendung allzugroßer Regengüsse zu bitten.

5. Ferner begiebt er sich zweimal im Monat zum Zweck der Anbetung und des Opferns in den Tempel des Kriegsgottes, des Gottes der Litteratur und des Gottes der Medicin.

6. Jeden Monat hat er einmal im Tempel der Theu-heu die „heilige Mutter" um Schutz und Hilfe für alle Reisenden zu Wasser und zu Lande zu bitten.

7. Daß der Mandarin auch allmonatlich zum Gott des Reichtums betet, versteht sich bei ihm als Chinesen von selbst. Er würde dies auch ohne besondere Verordnung thun.

8. Einmal im Jahr, an der Feier des Frühlingsfestes, hat er dem Altar der Erde und des Himmels seine Verehrung darzubringen.

9. Endlich hat er auch alle Jahre einmal die Sonne, den Mond und das ganze Heer des Himmels anzubeten.

Zu alledem giebt es aber noch mancherlei unvorhergesehene Anlässe, die den Mandarinen bald in den, bald in jenen Tempel führen. So hat er sich in Zeiten anhaltender Dürre zum Tempel der „fünf Drachen", oder zu dem eines andern Gottes, der als Regenmacher einen Ruf hat, zu begeben und dahin zu wirken, daß dem Lande geholfen werde. Die Erfüllung dieser religiösen Pflichten stehen ihm aber von Amts wegen als höchstem Beamten der Staatsgewalt zu, wie denn auch die Verwaltung jener Tempel in seiner Hand liegt. Mit dem Mandarin muß auch immer sein Gefolge zur Verrichtung der Religionsceremonien ausrücken, und so kann man denn sehr oft sehen, wie diese Würdenträger mit ihren Beamten und Trabanten in langer Prozession und mit großem Pomp durch die Straßen ziehen, um sich nach den Tempeln zu begeben.

Ein beſonderes Verdienſt aber erwerben ſie ſich um die Bewohner unſeres Planeten bei eintretenden Sonnen- und Mondfinſterniſſen. Letztere entſtehen bekanntlich nach dem Glauben der Chineſen dadurch, daß der Himmelshund oder irgend ein Drache jene Himmelskörper verſchlingen will. Um nun dieſe Ungeheuer zu verſcheuchen, wird im ganzen chineſiſchen Reiche von allen Mandarinen ein ſolcher Spektakel veranſtaltet, wie er nur in einem Lande möglich iſt, wo man ſo vielerlei Arten von Feuerwerk, Gongs, Tamtams und anderen Lärm erzeugenden Gegenſtänden beſitzt. Da kann man oft ſtundenlang das Raſſeln und Dröhnen der Metallinſtrumente, das Krachen der Böller und Raketen hören. Währenddem verrichtet der Mandarin ſeine vorgeſchriebenen Gebete zu Sonne und Mond und bittet ſie, daß ſie den Erdenbewohnern wieder leuchten mögen.

Man erſieht daraus, wie außerordentlich viel Götzendienſt mit dem Amt eines Mandarinen verbunden iſt, und wie viel Zeit darauf verwendet wird. Iſt dann ein ſolcher auch noch ein eifriger Buddhiſt, ſo betet derſelbe außerdem jeden Morgen eine Stunde lang ſeinen Roſenkranz. Wie ſehr es aber im eigenen Intereſſe eines ſolchen Staatsdieners liegt, all dieſen religiöſen Pflichten aufs ſtrengſte nachzukommen, liegt auf der Hand; denn Wohl und Wehe des Landes hängt nach der Volksmeinung davon ab. Bricht eine allgemeine Heimſuchung, wie Dürre oder Ueberſchwemmung, eine Teurung oder Seuche über ſeinen Bezirk herein, wider wen murrt dann das Volk? In erſter Linie wider den Mandarin, der den Göttern nicht genug gethan oder ſich bei ihnen nicht beliebt gemacht hat.

Doch auch für das weite China mit ſeinen Millionen wird, ſo Gott will, einmal die Zeit herbeikommen, da ſich nicht mehr Scharen von Mandarinen vor den ſtummen Götzen beugen, ſondern vielmehr ihre Hände aufheben zu dem lebendigen Gott. Bis jetzt aber ſind es gerade dieſe Großen des Landes und die Vertreter der chineſiſchen Wiſſenſchaft, die ſich der Verkündigung ſeines Namens und dem Heile in Chriſto widerſetzen; aber Gott der Herr wird auch dieſe Starken ſich zur Beute nehmen.

Missionswissenschaftlicher Kursus im Heinrichsbad.

Sogenannte „Missionslehrkurse", die dazu dienen sollen, die Kenntnis der Missionssache und ihres Betriebs unter der evangelischen Geistlichkeit zu fördern, bestehen schon seit 1888 in Norddeutschland und werden je und je in Berlin abgehalten. Sie sind zugleich ein wirkungskräftiges Mittel, um das Missionsinteresse zu beleben und die Geistlichen und durch sie die Gemeinden für die Missionssache zu gewinnen. Und daß dieselben bis jetzt einen so großen Anklang gefunden haben und so zahlreich besucht werden, diese Thatsache läßt erkennen, daß viele Vertreter der heimatlichen Kirchen heutzutage der Missionssache ein warmes Interesse entgegenbringen.

In Süddeutschland und der Schweiz bestand leider bis vor kurzem diese segensreiche Einrichtung nicht, wiewohl sie längst als ein Bedürfnis empfunden wurde. Erst im letzten Jahr wurde damit in dem württembergischen Schwarzwaldstädtchen Freudenstadt ein Anfang gemacht. Da die Sache von vielen Seiten mit lebhaftem Interesse begrüßt wurde und der Kursus zahlreiche Teilnehmer fand — es waren ihrer über 100 — so wagte man es vom Basler Missionshaus aus auch für dieses Jahr einen solchen anzuberaumen, und zwar wurde der Termin auf den 5.—7. Oktober angesetzt. Als Ort der Zusammenkunft wurde mit Rücksicht auf die schweizerische Geistlichkeit das bekannte Heinrichsbad bei Herisau im lieblichen Appenzeller Ländchen gewählt, wo im Kurhaus nicht nur die nötigen Räumlichkeiten gegeben sind, sondern wo auch den Gästen christliche Luft entgegenweht und die herzlichste Gastfreundschaft geübt wird. Zwar war in diesen frühen Oktobertagen das ganze Bergland bereits in das weiße Gewand des Winters gekleidet, der nahe Säntis hatte sein Haupt verhüllt und über dem Bodensee lagerten kalte Nebelmassen, aber die durchwärmten Räume des Heinrichsbads bannten alle Erstarrung.

Pünktlich am Abend des 4. Oktobers stellte sich die Mehrzahl der Teilnehmer und Gäste ein, bis sich ihre Zahl in den folgenden Tagen auf 80 belief. Die meisten gehörten der schweizerischen Geistlichkeit verschiedener Kantone an. Doch fand sich auch je ein Vertreter von Württemberg, Bayern und Baden ein. Außerdem nahm eine Reihe von Missionaren daran teil.

Mit einer herzlichen Ansprache wurden die Ankömmlinge am Vorabend des Kursus von Pfr. Kauffmann, dem Leiter des Heinrichsbader christlichen Kurhauses, in der Hauskapelle begrüßt, und ein

Damenchor begann und schloß die kleine Feier mit dem Vortrag eines Kirchengesangstücks. Am folgenden Morgen, den 5. Oktober, wurde dann der Kursus von Dekan Wurm (von Württemberg), einem ehemaligen Lehrer des Basler Missionshauses, mit einer Andacht über Ap. Gesch. 16, 1—10 eingeleitet und damit dem darauffolgenden Tagewerk die rechte Weihe verliehen. Hierauf eröffnete der Basler Missionspräsident, Pfr. Mieścher, als Leiter des Kursus, diesen mit dem gehaltvollen Vortrag: „Christus und die Mission."*) Der ziemlich belebten Diskussion folgte dann ein Referat von Miss. Hesse (Calw), der leider nicht persönlich anwesend sein konnte und dafür sein Manuskript eingesandt hatte. Es behandelte in großen Zügen die weitschichtige Frage: „Warum und wie soll ein Pfarrer Missionswissenschaft treiben? Die Fingerzeige, die darin gegeben wurden, sind gewiß vielen Anwesenden zu einem Antrieb geworden, sich eingehender als bisher mit der Missionskunde zu befassen.

Am Nachmittag kamen zwei weitere Referate zum Vortrag: das von Missionar Bader über „die Individualisierung der Missionsmethode nach den Bevölkerungsschichten Indiens", und eins von Pfr. Eppler (Heiden) über die praktische Frage: „Wie wecken und pflegen wir den Missionssinn in den Gemeinden? An sie schloß sich wie gewöhnlich eine längere oder kürzere Diskussion, die noch manches Licht auf die behandelten Gegenstände warf. Damit war das erste Tageswerk gethan und der Abend diente dem gemütlichen, brüderlichen Zusammensein. Vor und nach den Abendmahlzeiten aber versahen zwei Damen des Hauses den Liebesdienst am Büchertisch als freiwillige Verkäuferinnen der zahlreich aufgelegten Missionsschriften.

Der zweite Tageslauf wurde mit einer Andacht von Pfr. Graf (Schwellbrunn) über Römer 14, 1—12 begonnen, worauf Pfarrer Mieścher über „die Arbeit der kirchlichen Synoden auf dem Missionsgebiet" referierte. Seine interessanten und konkreten Ausführungen boten mancherlei Anlaß zu Vergleichungen mit den kirchlichen Verhältnissen der Heimat. Das darauffolgende zweite Referat von Dekan Wurm zeigte „die heimatlichen Kirchen, Gesellschaften und Richtungen im Spiegel ihrer Missionsmethoden; eine eingehende und lehrreiche Studie, die gewiß

*) Wir gedenken den Vortrag, sowie zwei der Referate im nächsten Jahrgang des Missions-Magazins zum Abdruck zu bringen. Leider gestattet uns der knappe Raum dieser Nummer nicht, näher auf den Inhalt der einzelnen Referate einzugehen.

jedem von Wert gewesen ist. — Die beiden Referate des Nachmittags behandelten zwei spezielle Basler Missionsgebiete, und zwar: 1) „die Aufgaben der Basler Mission in Westafrika“ (Goldküste und Kamerun), und 2) „die theologische Erziehung der chinesischen Missionsgehilfen.“ Ueber ersteres referierte Miss. Steiner, über letzteres der kürzlich von China zurückgekehrte Miss. Schaub. Seine Ausführungen ließen erkennen, in wie gediegener Weise die chinesischen Nationalgehilfen in dem Lilonger Predigerseminar geschult und für ihren Dienst am Wort ausgerüstet werden. — Am Abend des arbeitsreichen Tages versammelte sich dann die Hausgemeinde mit den Kursisten in der Kapelle zu einer Missionsstunde, in der Missionssekretär Würz in packender Darstellung einige Bilder aus der Basler Mission auf den „Blauen Bergen“ in Indien vorführte.

Auch der dritte Tag, der mit einer Morgenandacht von Pfr. Schuster (Männedorf) eingeleitet wurde, wies ein reiches Pensum auf. Das erste Referat von Missionssekretär Würz über die Frage: „Wer ist zum Missionar berufen?“ zeigte u. a. welch physische, moralische und geistige Anforderungen an den Missionar gestellt werden müssen. Der folgende Referent, Pfr. Eppler, stellte hierauf einen „Gang durch die deutsche Missionslitteratur“ an und charakterisierte in trefflicher Weise die wichtigsten Erscheinungen derselben. Den Schluß machte am Nachmittag der ehrwürdige Pfarrer Wetli von Oberrieden mit der Beantwortung der wichtigen Frage: „Welchen Gewinn bringt die Beschäftigung mit der Mission dem Pfarrer für Person und Amt? Als alter, treuer Missionsfreund konnte er aus seiner eigenen Amtserfahrung manches konkrete Beispiel hiefür beibringen.

Mit dem Gesang: Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc. und mit Gebet wurden die gesegneten und lehrreichen Kursstunden geschlossen. Doch nein — am Abend führte eine Missionskinderlehre noch einmal alle in der Kapelle zusammen, wo Pfr. Burckhardt (Reute) dieselbe über Joh. 10, 14—16 in ansprechender und instruktiver Weise mit einer Schar Kinder aus dem nahen Herisau hielt und dabei im Anschluß an den biblischen Text Land, Leute und Mission auf den Neuhebriden behandelte. Es war dies ein lieblicher und herzerwärmender Abschluß der drei Missionstage, woran alt und jung, die Gäste des Hauses, wie die Bewohner von Herisau mit den Kursisten ihre innige Freude hatten. Daß der letzte Abend noch in traulichem Verkehr mit einander verbracht wurde und Abschiedsreden das brüderliche Einssein zum Ausdruck brachten, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Reichgesegnet und gewiß auch innerlich

erwärmt für die Sache der Mission, die so viele ihrer Freunde auf die Appenzeller Höhen zusammengeführt hatte, eilte ein jeder am folgenden Morgen wieder hinunter ins Tiefland oder zurück in die Berge seiner Heimat. Gott gebe, daß auch dieser Missionskursus seine reiche Frucht trage zur Förderung seines Reiches hier in den Gemeinden und draußen auf den Arbeitsfeldern der Mission!

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Westafrika: Gold- und Sklavenküste.

Für die Basler Mission auf der Goldküste war das letzte Jahr mit sehr schweren Verlusten verknüpft. Eine bis dahin unbekannte Krankheitserscheinung, die wie eine Flutwelle von Westen herkommend den ganzen Küstenstrich heimsuchte und als perniziöses Fieber mit schwarzem Erbrechen auftrat, raffte innerhalb eines kurzen Zeitraums eine Reihe ihrer Arbeiter dahin, von denen einige erst kurz vorher das Land betreten hatten. In ähnlicher Weise wurden auch andere europäische Niederlassungen mehr oder weniger betroffen, und die Totenliste der englischen Beamten erreichte eine erschreckliche Höhe. Bei den Baslern war es vornehmlich die Missionshandlung, deren Arbeiterpersonal so dezimiert wurde, daß das Geschäft in Akra für eine Zeitlang geschlossen werden mußte und die Ueberlebenden auf das gesündere Gebirge flüchteten. Umso erfreulicher war die reiche Ernte, die die Mission in den verschiedenen Inland-Gebieten während des verflossenen Jahres einheimsen durfte. Betrug doch die Zahl der Heidentaufen nicht weniger als 1178, sodaß die Gemeinden am 1. Januar d. J. 14905 Christen zählten. Allerdings ist der Fortschritt des Werkes in den verschiedenen Distrikten nicht überall gleich. Im Küstengebiet — in den Stationssprengeln von Christiansborg und Abokobi — ist sogar eine merkliche Stockung eingetreten, die sich sowohl im Gemeindeleben, als auch in der Gleichgültigkeit und Unempfänglichkeit der umwohnenden Heiden bemerklich macht. Es ist das aber eine alte Klage an der Küste, und wenn man die Verhältnisse der Küstenplätze und ihre moralische Versumpfung kennt, so kann man kaum etwas anderes auf solchem Boden erwarten. Besser für die Missionsarbeit liegen die Verhältnisse im Innern des

Landes. Zwar wird auch hier in den alten Gemeinden Akuapems viel über die Gleichgültigkeit der Christen und die Herzenshärtigkeit der mit dem Evangelium längst bekannten Heiden geklagt, aber es ist doch auch reges kirchliches Leben und Wachstum durch Neubekehrte vorhanden. So wurden in dem ziemlich dünn bevölkerten Akem allein 200 Personen aus den Heiden getauft. Daß die an der westlichen Goldküste arbeitenden englischen Wesleyaner sich seit Jahren überall auf den alten Arbeitsposten der Basler in Akuapem eindrängen und durch das Lockmittel des ausschließlich englischen Unterrichts Heiden und Christen an sich zu ziehen bemüht sind, dient auch nicht dazu, den Missionaren die Arbeit zu erleichtern und das Werk zu fördern.

Die hoffnungsvollsten Aussichten bietet das Werk auf den neueren Arbeitsfeldern: in Fante-Agona im Westen, in Okwawu und im Grenzgebiet von Asante und drüben über dem Volta im Stationsgebiete von Anum. Am auffallendsten sind die Fortschritte im Fanteland, wo sich's allenthalben regt und das Volk des Heidentums müde zu sein scheint. Trotzdem hier im letzten Jahre 270 Heiden getauft wurden, befanden sich doch noch 180 Personen im Taufunterricht. Ebenso hoffnungsvoll steht's in der ehemaligen Asante-Provinz Okwawu und in Asante-Akem. Denn nachdem in diesen Gebieten durch die Demütigung Asantes Ruhe und Sicherheit eingekehrt ist, mehrt sich die Zahl der Christen in erfreulicher Weise, während es mit dem Fetischdienst zusehends abwärts geht.

Durch die Besetzung der ehemaligen Asante-Hauptstadt Kumase ist die Basler Mission bedeutend weiter nach Nordwesten vorgerückt. Zugleich ist ihr damit ein langjähriger Wunsch erfüllt worden. Denn auf dieses Gebiet hatte sie schon seit Jahrzehnten ihr Augenmerk gerichtet. Aber die unsicheren politischen Verhältnisse, sowie die abwehrende Stellung des Königs und seiner Großen ließen es zu keiner Niederlassung im eigentlichen Asante-Reich kommen. Man mußte sich begnügen, einstweilen im Okwawu-Ländchen mit der Arbeit zu beginnen und von der Station Abetifi aus gegen das Grenzgebiet von Asante langsam vorzugehen. Diese Wartezeit währte aber noch zwei volle Jahrzehnte, während welcher sich in Okwawu ein blühendes Missionswerk entwickelte. Da auf einmal mußte eine englische Expedition, die im Januar 1896 Kumase besetzte und der Asanteherrschaft ein jähes Ende bereitete, dazu dienen, der Mission die Thore des bisher verschlossenen Gebietes zu öffnen. Im Februar vorigen Jahres zog Missionar Ramseyer von Abetifi aus in Kumase ein und bereitete die Besetzung dieser Stadt als Missionsstation vor. Schon im Juni siedelte er dann mit seiner Frau dahin über und ging an die Errichtung der nötigen Gebäulichkeiten. Inzwischen

sind auch die beiden Asante-Städte Agoná und Mampong mit eingebornen Arbeitern besetzt worden; einige weitere Orte sind dafür in Aussicht genommen. Missionar Ramseyer aber, dem seither zwei junge Mitarbeiter an die Seite gestellt worden sind, ist emsig damit beschäftigt, der Mission in Kumase, wo er vormals mit seiner Frau vier Jahre lang ein wehrloser Gefangener der Asanteer war, eine Heimstätte zu bereiten. Auch ist sogleich mit der eigentlichen Missionsarbeit auf den Straßen der Stadt und in der kleinen provisorischen Bambuskapelle begonnen worden. Eine weitere Aufgabe erwuchs ihnen durch eine Schar von befreiten Sklavenweibern und Kindern, die ein englischer Offizier im Innern des Landes den Sklavenjägern abgenommen hatte und ihnen zur Pflege überwies. Eine Reise, die Missionar Ramseyer in diesem Jahr in den Südosten des Landes machte, führte ihn an den Bosonotsche-See, dessen Ufer bis jetzt von keinem Fremden betreten werden durften, da der See dem Fetisch geheiligt ist. Jetzt wünscht die Bevölkerung jener Fischerdörfer dringend einen Lehrer.

Eine immer größere Ausdehnung nimmt die Arbeit jenseits des Volta. Sie hat hier ihren Ausgangspunkt von der noch im englischen Gebiet liegenden Station Anum, deren Gründung zwar schon im Jahr 1865 stattfand, die aber 1869 zerstört und erst 1881 wieder als Arbeitsposten für das Voltagebiet aufgenommen wurde. Die lokalen und sprachlichen Verhältnisse haben es dann mit sich gebracht, daß das Werk seine Ausdehnung in nördlicher und nordöstlicher Richtung genommen hat, während im Osten das Sprachgebiet der Norddeutschen Mission liegt. Durch die Vorschiebung von Außenposten längs der Voltalinie überschritt man die englische Grenze und war damit ins deutsche Togo-Gebiet eingetreten, wo die Landschaften Nkonya und Boëm besetzt wurden. Man blieb indes hier, wo die Bevölkerung ziemlich dünn ist und in verschiedene kleine Sprachstämme zerfällt, nicht stehen, sondern drang noch weiter bis nach Adele vor, wo sich Missionar Mischlich im vorigen Jahr in der Nähe von Bismarckburg niederließ, um teils in der Landschaft Adele und den angrenzenden Gebieten zu arbeiten, teils um durch Reisen nach dem Innern ein weiteres Vordringen vorzubereiten. Eine Untersuchungsreise, die er von da aus im Sommer 1896 in nördlicher und nordöstlicher Richtung nach Fasogu, Tschautscho und Tschamba (vergl. Miss.-Mag. S. 185 ff.) unternahm, und die ihn in Gegenden führte mit einer kompakteren Bevölkerungsmasse und mit mehr einheitlichen Sprachverhältnissen, als dies auf der südlichen Voltalinie der Fall ist, läßt die Basler Mission hoffen, in den nächsten Jahren in diese Hinterländer vorzudringen. Doch soll vorerst noch

eine Hauptstation für Deutsch-Togo in Boëm gegründet werden, die als Operationsbasis für die Gebiete von Boëm, Adele und Kratschi, und zugleich als Stützpunkt für das Vorgehen ins Innere dienen soll. Zugleich soll auf dieser Station eine mehrklassige Volksschule und eine Anstalt zur Heranbildung von eingebornen Gehilfen für die Togo-Gebiete ins Leben gerufen werden. Damit wären die einleitenden Schritte zu einer gründlichen Arbeit am oberen Volta geschehen und das Vordringen in den deutschen Sudan angebahnt. Diese neuen Aufgaben am Volta und in Asante stellen aber auch neue Anforderungen an die Basler Mission, deren Werk auf den alten Arbeitsfeldern sich ebenfalls von Jahr zu Jahr immer mehr ausdehnt und ihre Kräfte in steigendem Maße in Anspruch nimmt. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß sie im letzten Jahr ihre Rechnung mit einem Defizit von 78 510 Franken abgeschlossen hat.

Die Norddeutsche (Bremer) Mission auf der Sklavenküste blickt in diesem Jahr auf eine fünfzigjährige Wirksamkeit in diesem Lande des Todes zurück. Sie hat in dieser Zeit manche schwere Opfer bringen müssen, und ihre Arbeit ist mehr als einmal durch Kriegsstürme empfindlich gestört worden. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten ist ihr ein ungestörtes Wachstum beschieden gewesen. Ihre vier ersten Sendboten, die im März 1847 die Stadt Hamburg, den damaligen Sitz der Missionsgesellschaft, verließen, wollten sich eigentlich im Gabun-Gebiet niederlassen, fanden es aber durch die französische Regierung verschlossen. Man wandte sich deshalb schließlich dem Volk der Evheer auf der Sklavenküste zu, wo Missionar Wolf, der inzwischen seine drei Gefährten an der westafrikanischen Küste verloren hatte, sich am 14. November 1847 unter dem Peki-Stamm, mehrere Tagereisen landeinwärts, niederließ. Aber schon 1851 mußte er mit seinen beiden Mitarbeitern, die im Jahre 1849 in die Arbeit eingetreten waren, wegen Kriegsunruhen das Land verlassen und nach Europa zurückkehren. Wolf erreichte aber nur den Hafen von Hamburg und starb hier noch an Bord des Schiffes. Zwar wurde im Jahre 1852 ein neuer Missionsversuch in Peki gemacht, aber durch neue Kriegsunruhen vertrieben, siedelten sich jetzt die Missionare (1853) auf dem Küstenplatz Keta an und tauften am Palmsonntag des folgenden Jahres die vier Erstlinge der Mission. Von Keta aus suchte man nun ins Innere des Landes vorzudringen und gründete kurz hinter einander die Stationen Waya (1856), Anyako (1857) auf einer Laguneninsel, und Ho (1859). Die hoffnungsvollen Anfänge der Missionsarbeit unter dem Ho-Stamm, wo sich auch ein kleines Seminar befand, wurden aber 1869 durch den Einfall der Asanteer vollständig vernichtet und die Station mit ihren

zahlreichen Gebäulichkeiten in Asche gelegt. Später (1874) wurde auch die Station Anyako durch die mit den Engländern verbündeten Akraer und Adangmeer verwüstet. Mit der politischen Ruhe, die hierauf eintrat, kehrte auch eine neue Zeit ungestörten Wirkens ein. Die Station Ho wurde 1876 wieder aufgebaut, um die ein Kranz von Außenstationen nach und nach entstand. Nun wurde auch die Arbeit im Pekithal wieder aufgenommen, wo das Evangelium nach den schweren Kriegszeiten rasch Eingang fand und ein eingeborner Pastor später die Pflege der entstehenden Gemeinde übernahm. Von Ho aus wurde auch 1889 die anderthalb Tagereisen entfernt liegende Station Amedschovhe im Avatimeland gegründet, die mit ihrem gesünderen Gebirgsklima zugleich als Erholungsstätte dient und das kleine Gehilfenseminar beherbergt. Dagegen sind die beiden ehemaligen Hauptstationen Anyako und Waya zu Nebenstationen geworden, die von eingebornen Lehrern bedient werden. Dafür ist aber im letzten Jahre als vierte Station das an der deutschen Togoküste gelegene Lome hinzugekommen, von wo aus man ebenfalls das Inland zu bearbeiten gedenkt. Das ganze Werk aber, das so schwere Zeiten hinter sich hat und in der Heimat auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von Missionsfreunden angewiesen ist, steht jetzt in hoffnungsvoller Entwicklung. Aber die fünfzigjährige Arbeit hat auch schwere Opfer gekostet. Von den 157 Männern und Frauen, die seit 1847 hinausgesandt worden sind, haben 64 dort ihr frühes Grab gefunden; 56 mußten das Land verlassen. Gegenwärtig stehen 15 zum Teil verheiratete Missionare und 6 Diakonissen und Lehrerinnen in der Arbeit. Vier Missionare weilen zur Erholung in der Heimat. Den europäischen Missionsarbeitern stehen 48 Nationalgehilfen, von denen sieben ihre Ausbildung in Deutschland erhalten haben, zur Seite. Auf den 4 Hauptstationen und 25 Außenstationen, von denen die Mehrzahl zum Stationssprengel Ho gehört, sind jetzt 1844 Christen aus dem Evhevolk gesammelt; 174 Personen stehen im Taufunterricht. In 34 Schulen werden 873 Schüler (353 christliche und 520 heidnische) unterrichtet. Zu diesem Ergebnis kommt noch, daß die Mission im Lauf der Jahre das Evhe zur Schriftsprache erhoben und dem Volk die Bibel, ein Gesangbuch und verschiedene Schulbücher in dieser Sprache gegeben hat. — Die drückende Schuld von 73 947 Mk., mit der die Mission das Jubeljahr antrat, ist ihr in dankenswerter Weise durch die Anstrengungen ihrer Freunde abgenommen worden.

Wie an der Goldküste, so war auch im Küstengebiet von Yoruba, wo die englisch-kirchliche Mission, die Wesleyaner und amerikanische (südliche) Baptisten die Hauptplätze des Landes besetzt halten,

die Sterblichkeit während des letzten Jahres ungewöhnlich groß. So wurden z. B. in Lagos während der ersten Hälfte des Jahres über 20 Europäer vom Klima dahingerafft. Natürlich blieb auch die Mission davon nicht verschont. Auch mußten mehrere ihrer Arbeiter wegen Krankheit oder gebrochener Gesundheit in die Heimat zurückkehren. Doch hat die englisch-kirchliche Mission, von der allein uns Berichte vorliegen, seitdem ihr Arbeiterpersonal wieder verstärkt.*)

Einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der Yoruba-Mission bildete die Feier ihres fünfzigjährigen Jubiläums, das vom 8. bis 19. Dezember 1895 in Lagos und den übrigen Stationen kirchlich begangen wurde. Gottesdienste und sonstige Versammlungen lösten einander in jenen festlichen Tagen ab, und man gedachte in dankbarer Erinnerung jener Männer, wie des Bischofs Crowther und der Missionare Gollmer und Townsend, die als die Gründer dieser Mission vor 50 Jahren von Badagry aus in Abeokuta das erste Reis des Christentums pflanzten. Bekanntlich gaben Auswanderer von Sierra Leone, die als ehemalige Sklaven hier eine Freistätte gefunden hatten und von da in ihre alte Heimat zurückkehrten, den ersten Anstoß dazu. Die weitere Entwicklung, die die Mission dann in den Städten Abeokuta, Ibadan und Idjaje nahm inmitten von Verfolgung und Kriegsunruhen und bestürmt von den wilden Horden der Dahomeer, bietet ein Stück Missionsromantik, wie sie die Geschichte weniger Missionsfelder aufweist. In der Küstenstadt Lagos konnte sich die Mission erst im Jahre 1852 niederlassen, nachdem der Platz den Sklavenhändlern entrissen und dadurch für die Missionare zugänglich geworden war.

Im Anschluß an jene Jubelfeier wurde auch eine Art von Synode gehalten, an der außer den Missionsarbeitern die Bischöfe Ingham (von Sierra Leone), Tugwell, Phillips und Oluwole teilnahmen. Zugleich wurde eine Protestversammlung gegen den Branntwein und dessen Einfuhr im britischen Gebiet abgehalten. Wie in Sierra Leone, so besteht auch in Lagos und Abeokuta eine selbständige eingeborene Kirche, welche jetzt über 6600 Glieder (mit 2 322 Kommunikanten) zählt. Daß es unter diesen auch viele Namenchristen giebt, die nur äußerlich der Kirche angehören, darf bei den Verhältnissen von Lagos, das eine der bedeutendsten Handelsstädte der Westküste ist, nicht wundernehmen. Doch ist auch viel kirchlicher Sinn zu finden. So schenkte ein eingeborner Kaufmann an seinem

*) Die Oktober-Nummer des Ch. Miss. Intelligencer enthält eine interessante Darstellung der Yoruba-Mission, die wir leider nicht mehr benützen konnten.

50. Geburtstag dem Kirchenfonds die ansehnliche Summe von 1000 Pfd. Sterling (20 000 Mark) und erbot sich, den gleichen Betrag an die Missionsgesellschaft zu zahlen, wenn sie einige technische Fächer in den Unterrichtsplan der Mittelschule aufnehme. Die Hauptarbeit der englisch-kirchlichen Mission in Lagos besteht außer der Oberaufsicht und der Bedienung einer der Hauptkirchen vornehmlich in der Leitung des höheren Schulwesens, das noch ganz in ihren Händen liegt und sich auf ein Seminar, eine Mittelschule und ein Mädchenseminar erstreckt. Doch wird auch noch fleißig Missionsarbeit unter der heidnischen Bevölkerung getrieben.

Auf den beiden Stationen Badagry und Leckie (dem Hafenplatz für das Idjebu-Gebiet) will die Arbeit nicht recht gedeihen, da die Heiden eine große Gleichgültigkeit an den Tag legen und die Mohammedaner von Fanatismus beseelt sind. Aber auch im Gemeindeleben der Christen ist eine Zeit der Ebbe eingetreten. Bezeichnend für die Küstenverhältnisse ist, daß in Leckie beim Bau einer neuen Kirche der sandige Untergrund mit einer Unmasse leerer Schnapsflaschen gedichtet werden sollte. Bischof Tugwell protestierte aber gegen ein solches Fundament für eine christliche Kirche.*)

Die Verbindung zwischen Lagos und der Inland-Station Abeokuta, die bisher gewöhnlich auf dem Kanoe den Ogun hinauf bewerkstelligt wurde, soll in nächster Zeit durch eine Eisenbahn, die bereits im Bau begriffen ist, bedeutend erleichtert werden. Auch sonst haben sich die Verhältnisse im Land wesentlich gebessert, seit es der Kolonialregierung gelungen ist, Ruhe und Frieden unter den Stämmen des Inlandes herzustellen und dem Handel die Wege zur Küste offen zu halten. Während man früher stundenlang marschieren konnte, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen, trifft man jetzt nicht nur ganze Trupps, die friedlich ihres Weges dahinziehen, sondern auch wehrlose Frauen zu zweien und dreien. Wie in Lagos, so wurde auch in Abeokuta das Jubiläum der Mission festlich begangen und es wurde bei dieser Gelegenheit reichlich von den Christen gesteuert. Kurz vorher konnte eine neue Kirche in einem Stadtteil Abeokutas in Anwesenheit von 11000 Menschen eingeweiht werden, die von der Gemeinde schuldenfrei erbaut worden ist. Sie erhebt sich an derselben Stelle, auf der im Jahr 1867 die frühere Kirche samt dem Missionshaus von den Häuptlingen zerstört und ausgeraubt

*) Nach dem Missonary Record werden von England jährlich 3000, von Deutschland 1 600 000 Gallonen Spirituosen in Lagos eingeführt. Wir haben allen Grund, diese Angaben für richtig zu halten, da sie dem Blaubuch entnommen sind.

wurde. Die Missionare wurden damals vertrieben und die heidnischen Häuptlinge konfiscierten das Missionsland. Da aber infolge von Todesfällen ein Fluch auf dem geraubten Lande zu ruhen schien, so wurde schließlich die Mission gebeten, ihr früheres Eigentum wieder an sich zu nehmen. So kam es zum Bau der neuen Kirche, und der eingeborne Bischof Oluwole, der seiner Zeit als Seminarist Zeuge der Zerstörung gewesen war, durfte sie nun an dieser Stätte einweihen. — Obwohl seit einiger Zeit der Handel im Innern ziemlich darniederliegt, brachten die Gemeinden des Abeokuta-Sprengels im letzten Jahr doch die ansehnliche Summe von 1040 Pfund Sterling (20800 Mark) für kirchliche Zwecke auf. Einen großen Verlust hat die gesamte Yoruba-Mission neuerdings durch den Tod des verdienten Missionars Wood erlitten. Er gehörte noch zu den Veteranen dieser Mission, der er seit dem Jahr 1857 mit großer Treue und Ausdauer diente.

In Ibadan, wo noch immer der greise D. Olubi im Segen wirkt, hat man in dem Stadtteil, wo seiner Zeit Missionar Hinderer die Mission eröffnete, zu dessen Ehren eine Gedächtniskirche errichtet, während auf der nördlich davon gelegenen Station Oyo ein kleines Gehilfenseminar mit 10 Zöglingen eröffnet worden ist, das an Stelle des bisherigen Seminars in Lagos treten soll.

Ein gutes Zeugnis kann der eingeborene Bischof Phillips der Gemeinde in Ode Ondo (im östlichen Yoruba-Gebiet) ausstellen. Die dortigen Christen legen viel Eifer für die Christianisierung ihrer heidnischen Volksgenossen an den Tag, üben unter sich Kirchenzucht, bethätigen sich an Liebeswerken und unterhalten auf einer Außenstation einen eigenen Lehrer. Von ihrer Freigebigkeit zeugt die Thatsache, daß sie im letzten Jahr über 90 Pfd. Sterling (1800 Mark) zu religiösen Zwecken steuerten.

Ein ganz neues Arbeitsfeld hat sich jüngst der kirchlichen Mission östlich von Ode Ondo, in der Richtung nach dem Niger zu, in den Landschaften von Ekiti aufgethan. Dieses Gebiet war wegen fortdauernder Unruhen bis vor wenigen Jahren jedem Verkehr von außen verschlossen. Doch war man mit Eingebornen aus jenen Gegenden, die sich nach Lagos und anderen Yoruba-Städten geflüchtet hatten, oder als Sklaven hierher gekommen waren, bekannt geworden. Diese Flüchtlinge kehrten nun in der letzten Zeit wieder in ihre alte Heimat zurück, da wieder sichere Zustände im Lande herrschten. Viele derselben sind Mohammedaner, einige wenige auch Christen, freilich meist nur dem Namen nach. Dies veranlaßte Bischof Phillips vor einiger Zeit, von Ode Ondo aus jenes Gebiet und seine volkreichen Städte zu besuchen, und auch Bischof Tugwell durchquerte das Land

auf seiner Rückreise vom Niger nach Lagos. Seitdem hat Bischof Phillips vorderhand die zwei bedeutenden Plätze Ijero (östlich von der Station Ilesa), und Ado, östlich von Ode Ondo mit Lehrern besetzt und hofft, durch weitere Anlegung von Arbeitsposten in Ekiti eine Verbindung zwischen dem Yoruba-Gebiet und dem Niger herzustellen. In der Stadt Ado stößt jedoch bis jetzt die Missionsarbeit wegen der feindseligen Haltung der Häuptlinge auf ziemlich großen Widerstand, wogegen in Ijero sich bereits eine kleine Schar von Christen und Taufbewerbern befindet. Möglicherweise thut sich jetzt auch das südlich von Ekiti gelegene Benin der Mission auf, seit die Engländer dessen blutgetränkte Hauptstadt besetzt und den König von Benin in ihre Gewalt bekommen haben.

---

b) Neuestes und Vermischtes.

Amerika. Eine bedeutende Verminderung ihrer großen Missionsschuld hat vor kurzem die amerikanische Baptisten-Missionsgesellschaft durch die reiche Gabe eines ihrer Mitglieder erfahren. Das Defizit war bis zu der enormen Höhe von 486 000 Dollars (1 944 000 Mark) angewachsen und nötigte die Gesellschaft, auf ihren verschiedenen Arbeitsfeldern Reduktionen eintreten zu lassen. Nun hat der Baptist Rockefeller in NewYork durch eine einmalige Gabe von 250 000 Dollars (1 Mill. Mark) diese Schuld um mehr als die Hälfte vermindert und es ist zu hoffen, daß sich noch weitere mildthätige Hände aufthun werden, um vollends den Rest der Schuld zu decken.

China. Im April d. J. hat der Londoner Missionar Dr. Griffith John es wieder einmal versucht, von Hankau aus die bisher verschlossene chinesische Provinz Hunan zu bereisen und sich in ihr niederzulassen. Der Versuch ist jedoch wie schon früher mißglückt. Die große, reiche Provinz zählt eine Bevölkerung von ca. 20 Millionen und ist die Heimat des berüchtigten TschuHan, des Urhebers der schmutzigen chinesischen Schmähschriften, die seiner Zeit gegen die Mission und die Fremden in ganz China in Umlauf gesetzt wurden und wodurch der Fremdenhaß so geschürt wurde, daß sich die Vertreter der auswärtigen Mächte genötigt sahen, dem Hofe von Peking ernstliche Vorstellungen zu machen (vgl. Miss. Mag. 1893 S. 129 ff.) Infolge dessen ist auch heute noch die gesamte Bevölkerung von Hunan den Fremden so feindselig, daß sie sich bis jetzt jedem Versuch einer Niederlassung von Missionaren beharrlich widersetzt hat. Dr. John hat es nun zum dritten Mal versucht, diese Provinz zu besuchen, aber der Widerstand, auf den er da und dort stieß, war derselbe

wie schon im Jahre 1880 und 1883, und versetzte ihn mehrmals in die bedenklichsten Lagen. Doch war es ihm möglich, den Verleger von Tschu Han's Schmähschriften zu sprechen. Uebrigens ist das Gerücht, daß sich Tschu Han bekehrt habe, nicht richtig. Er hat nur seine Agitation gegen das Christentum und die Fremden aufgegeben und liest jetzt christliche Bücher, um, wie es scheint, deren Inhalt und Charakter zu prüfen. Briefe, die ihm Miss. John wiederholt schrieb, ließ er unbeantwortet. Den größten Widerstand des feindseligen Pöbels erfuhr Dr. John bei der Stadt Hengtschau, als er diese betreten und einige Katechumenen besuchen wollte. Der Pöbel bedrohte ihn mit Steinen und war so erbittert, daß ihn selbst die Offiziere der nahen Kanonenboote nicht zu schützen wagten. Er mußte deshalb seine Fahrt auf dem Fluß unverrichteter Sache fortsetzen. Erst einige Meilen unterhalb der Stadt wurde Halt gemacht, wo dann einige Taufbewerber von Hengtschau an Bord kamen und dringend um die Taufe baten. Nach sorgfältiger Prüfung wurden dann von diesen Katechumenen, die durch einen chinesischen Christen gewonnen und genügend vorbereitet worden waren, dreizehn getauft — die ersten, die in Hunan selbst die Taufe erhalten haben; denn was sich zur Zeit an Christen in dieser verschlossenen Provinz vorfindet, sind Leute, die anderswo getauft worden sind. — Uebrigens teilt Missionar Th. Richard in Shanghai die erfreuliche Kunde mit, daß sich in Hunan außergewöhnliche Veränderungen vorbereiten. Ein chinesischer Edelmann von dort trat während eines Besuchs in Shanghai auch eines Tages in die Buchhandlung der „Christlichen Litteraturgesellschaft" und bestellte je 200 Exemplare von allen Verlagsartikeln der Gesellschaft, die er unter seine Standesgenossen in der Heimat verteilen wollte. Nicht lange darauf ließen sich diese Hunan-Adeligen alle andern christlichen und wissenschaftlichen Bücher, deren sie nur habhaft werden konnten, kommen, und jetzt haben sie dem chinesischen litterarischen Beirat der genannten Gesellschaft das Anerbieten gemacht, eine Professur an der chinesischen Hochschule ihrer Provinz zu übernehmen. Es scheint demnach, daß sich nun doch diese Provinz der Mission in nächster Zeit erschließen wird.

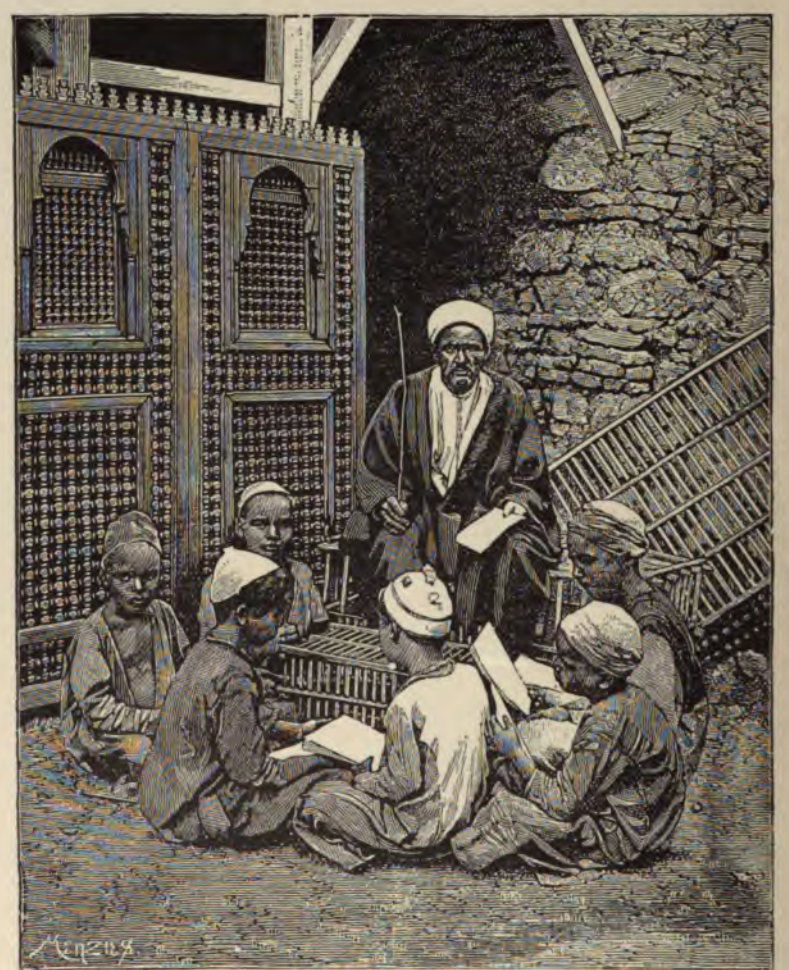
Indien. Angesichts der mancherlei Klagen, die bisweilen über den Charakter der indischen Christen geführt werden, ist es erfreulich, daß sich auch manches Zeugnis von ihrer Treue und Standhaftigkeit beibringen läßt. So berichtet ein Miss. Abbot, daß ein eingeborner Pastor in Bombay während der Pestzeit sich standhaft weigerte, seinen Posten und die ihm anvertraute Gemeinde zu verlassen, obwohl Tausende zu seiner Rechten und Linken von der Seuche dahingerafft wurden. Während jener schrecklichen Heimsuchung, die

alles mit Todesſchrecken erfüllte, verloren faſt alle Druckereien der Stadt Bombay ihre Arbeiter, indem ſich dieſe nach auswärts flüchteten und die Geſchäfte ihrem Schickſal überließen. Nur in der Druckerei des Bombay Guardian, die von Chriſten bedient wird, verließ nicht ein einziger ſeinen Arbeitspoſten. Wunderbarer Weiſe ſind auch nur ſehr wenige Chriſten der Plage erlegen.

Afrika. Die Grauſamkeiten, womit im Kongo-Staat nach den Berichten des ſchwediſchen Reiſenden Weſtmark und des Miſſionars Sjöblom vielfach die Eintreibung der Steuern und der Kautſchuk-Ernten begleitet ſind, haben neuerdings durch den Brief eines deutſchen Unteroffiziers, der im Dienſt des Kongo-Staats ſteht, ihre Beſtätigung gefunden. Dagegen berichtet Dr. Sims von der Baptiſten-Miſſion am Kongo, daß die höheren Beamten infolge des Bekanntwerdens jener Greuel nun mit aller Strenge gegen jede Ueberſchreitung ihrer Untergebenen vorgehen und den Eingebornen eine menſchliche Behandlung angedeihen zu laſſen bemüht ſind. Jeden Augenblick werden Offiziere und Händler zur Strafe gezogen. Aber nicht nur die Eingebornen, ſondern auch die Miſſionare erfahren ſeitdem eine freundlichere Behandlung. —

Unter dem Namen Phil-African League hat der franzöſiſche Schweizer und Sprachforſcher Heli Chatelain, der ſeiner Zeit im Gefolge von Biſchof W. Taylor nach Weſtafrika auszog, ſich aber ſpäter wieder von ihm trennte, in Amerika eine Geſellſchaft gegründet, die den Zweck verfolgt, auf dem geſunden Tafelland zwiſchen Benguela und dem Nyaſa-See anbaufähiges Land zu erwerben. Auf dieſem will man dann chriſtliche Muſterdörfer anlegen, von denen Sklaverei, berauſchende Getränke und alle ſozialen Uebel, an denen Afrika krankt, ausgeſchloſſen ſein ſollen. Dagegen ſollen die Niederlaſſungen Bildungsſtätten für Ackerbau und Induſtrie, ſowie Zufluchtsſtätten für Sklaven ſein.

Heimat. Ein Anſchauungsmittel eigener Art, um die Miſſion den heimatlichen Miſſionskreiſen vor die Augen zu führen, wendet der wesleyaniſche Miſſionar Haigh an. Derſelbe befindet ſich zur Zeit in England, um im Dienſt ſeiner Geſellſchaft Miſſionsvorträge zu halten und das Intereſſe für ſeine Arbeit in Indien zu wecken. Dabei iſt er auf die Idee verfallen, in Gemeinſchaft mit einem ſeiner Kollegen einen Brahmanen darzuſtellen, der mit ihm als Miſſionar über die Seelenwanderung diſputiert. Dieſe demonstratio ad oculos mag ganz intereſſant ſein, ſtreift aber unſeres Erachtens ſchon ſtark ans Komödienhafte.



Arabiſche Schule in Aegypten.

Zwei mohammedanische Hochschulen.

Der Islam ist und bleibt für Indien eine Gefahr. Seine Anhänger, die auf ca. 57 Millionen geschätzt werden, haben nicht vergessen, daß es eine Zeit gab, da er einen großen Teil der Halbinsel beherrschte und einen gewissen Glanz entfaltete. Und wenn auch heutzutage seine politische Macht in Indien zertrümmert ist, so ist doch sein Einfluß, zumal in einzelnen Teilen des Landes, so groß, daß man billig mit ihm rechnen muß. Ja, es ist wohl keine Frage, daß, sollte je einmal die englische Herrschaft in Indien ihr Ende finden, der Mohammedanismus seine alten Anrechte wieder geltend machen und sich den Hinduismus unterwerfen würde. Welche erbitterte Stellung aber beide einander gegenüber einnehmen, das lassen die blutigen Zusammenstöße erkennen, die je und je zwischen diesen beiden Religionsparteien vorkommen. Zwar hält die Faust der englischen Regierung solche Erhebungen immer wieder darnieder, aber besorgniserregend ist der unter der Oberfläche glimmende Fanatismus der Mohammedaner Indiens doch. Und wie selbst die britischen Hoheitsrechte von ihm nicht respektiert werden, davon ist der gegenwärtige Aufstand der mohammedanischen Stämme an der afghanischen Grenze ein Beweis. Dabei ist nicht außer acht zu lassen, daß jede anderweitige Stärkung des Islam in Asien und Afrika, oder wie er sie in letzter Zeit durch die Vorgänge in der Türkei erfahren hat, auch zugleich das Kraftgefühl und den Fanatismus der Mohammedaner Indiens ganz bedeutend stärkt und letzteren zum Ausbruch bringt.

Was aber den Mohammedanern Indiens heutzutage an politischer Macht und Selbständigkeit abgeht, das suchen sie durch ihren geistigen Einfluß, durch islamische und arabische Bildung zu erreichen. Schon zur Zeit, als sie vor 900 Jahren erobernd in die Indus- und Gangesebene eindrangen, war es ihr Bestreben, durch Errichtung zahlreicher Moscheen und Schulen dem Islam nicht nur einen geistigen Stützpunkt zu geben, sondern ihm auch

nach außen hin die Herrschaft über den Hinduismus zu sichern. So entstanden an den dem Hinduismus heiligsten Orten, wie in Benares und Muttra, auf Kosten des Staates große Prachtbauten, die den Fall des Götzendienstes beschleunigen und die Ausbreitung des Islam mächtig fördern sollten. Ja in allen größern Städten Indiens, soweit sich die mohammedanische Herrschaft erstreckte, entstanden arabische Schulen, in denen das Studium des Koran und die mohammedanischen Ueberlieferungen gepflegt wurden. Die an ihnen stehenden Lehrer wurden gut bezahlt, und Tausenden von Schülern wurde freies Studium, Wohnung und Beköstigung gewährt.

Aber der Islam war schon damals morsch, weil ihm die innere geistige Kraft fehlte. Er gedieh in Indien nur so lange, als seine Anhänger im Kampf mit den Hindus lagen und von Raub und Plünderung lebten. Sobald dagegen die mohammedanischen Herrscher das Land und seine Bewohner auf friedlichem Wege zu gewinnen suchten, begann auch der Zerbröckelungsprozeß ihrer politischen Machtstellung. Der letzte Schatten ihrer Herrschaft in Delhi verschwand im Jahre 1857. Inzwischen hatte aber die ostindische Kompagnie, die den Hinduismus begünstigte, einen großen Teil Indiens unter ihre Botmäßigkeit zu bringen gewußt, und als vollends die letzten Reste der mohammedanischen Herrschaft an die britische Krone übergingen, da fielen auch die staatlichen Unterstützungen für die Moscheen, Priester und islamischen Schulen von selbst dahin. So kam es, daß heute nur noch einige wenige dieser Hochschulen bestehen. Wie es aber um diese bestellt ist, läßt uns die Schilderung eines Missionars erkennen, die er von einer solchen entwirft. Er hat dabei die in Kanhpur am mittleren Ganges im Auge. Er schreibt:

Die mohammedanische Hochschule in dieser Stadt existiert erst seit fünfzig Jahren und bestand ursprünglich nur in einer gewöhnlichen Elementarschule. Durch die unermüdlichen Bestrebungen und Opfer aber eines reichen Mohammedaners, Namens Hafiz Ilahi Bakhsh, erhielt sie mit der Zeit den Charakter einer höheren Akademie zum Behuf des Studiums des Islam. Der Mann ist selbst kein Gelehrter, sondern ein Großhändler in Eisenwaren, Steingut, Oel und Haushaltungsgegenständen, die er meist von Europa bezieht. Er genießt als Kaufmann einen sehr guten Ruf, da er durchaus rechtlich und in seinem Umgang von großer Liebenswürdigkeit ist. Ilahi Bakhsh ist es auch, der bis jetzt diese Hoch-

schule zum größten Teil unterhalten und keinerlei Kosten gescheut hat. Es läßt sich denken, daß dieselbe alljährlich große Anforderungen an seine Freigebigkeit stellt. Zwar steuern die beiden mohammedanischen Staaten von Haiderabad und Rampur monatlich etwas zu ihrem Unterhalt bei, und auch manche reiche Mohammedaner zeichnen bisweilen größere oder kleinere Summen dafür, aber solche Beiträge sind ungewiß.

Die achtzig Studenten, die der Akademie als Freischüler angehören, erhalten eine sehr einfache Kost. Sie besteht gewöhnlich nur in einer Erbsensuppe. Die Ausgaben dafür betragen durchschnittlich im Monat nicht ganz $2^1/_2$ Mark für den Mann. Dies ist nur möglich, indem die jungen Leute weder Fleisch noch Gebäck, noch Früchte, noch Milch, weder Kaffee noch Thee erhalten. Dagegen werden sie häufig zu Hochzeiten eingeladen, an denen sie sich dann möglichst schadlos halten für die Tage der schmalen Kost. Auch werden sie an Festtagen von ihren reichen Genossen zu je zwei und zwei an deren reichbesetzte Tafel gezogen. Im übrigen ist aber ihre Lebensweise so einfach, daß sie sogar auf bloßem Boden schlafen müssen; denn für Bettstellen oder Pritschen ist nicht einmal genügender Raum vorhanden.

Manche der geförderten Studenten erhalten übrigens nicht selten Stellungen als Hauslehrer, wobei sie ihr Studium nebenher fortsetzen. Ihre Zahl setzt sich aus Leuten zusammen, die oft von weither und aus den entlegensten Teilen Indiens und darüber hinaus herstammen: aus Bokhara, Tibet, Assam, Pandschab, Bengalen, Madras, Bombay und andern Städten Vorderindiens. Doch gehören gewöhnlich die besten Schüler denjenigen Plätzen Indiens an, wo sich überhaupt eine höhere Bildung vorfindet. Die Lehrbücher, alle in Arabisch abgefaßt, sind ziemlich zahlreich und erstrecken sich auf Etymologie, Syntax, Arithmetik, Geometrie, Rhetorik, Apologetik, Logik, Philosophie und schöne Litteratur, physikalische Geographie, Theologie, islamische Ceremonienlehre, Traditionen des Islam, Kommentare des Koran.

Der arabische Inhalt dieser Bücher wird zum großen Teil auswendig gelernt und in Hindustani erklärt. Geschichte und Musik ist vollständig ausgeschlossen, als ob sie vom Teufel oder aus der Hölle stammte. Ebenso wird keinerlei Notiz von den übrigen Religionen der Welt und ihrer Länder und Völker genommen. Das Hauptgewicht wird auf das Studium der arabischen Sprache gelegt. Aber das Arabisch, das sie sich aneignen, ist höchst geschraubt, und sie thun sich damit so wichtig, daß sie ihre Umgangssprache mit einer Unmasse von arabischen Worten durchsetzen. Der gewöhnliche Mann kann dann nicht genug staunen über die hohe Gelehrsamkeit seiner Religionslehrer. Oeffentliches Reden wird übrigens nicht gelehrt, wogegen das eintönige Herleiern der Koransprüche mit allem Nachdruck betrieben wird.

Jedes Schuljahr wird mit einer öffentlichen Feier geschlossen, wobei der Direktor über die Finanzen und den Stand der Akademie Bericht erstattet. Zugleich erscheinen die Graduierten und werden der Versammlung als die vorgestellt, die nun ihr Studium beendet und ihr Abgangsexamen bestanden haben. Hierauf erhält jeder sein Diplom eingehändigt; zugleich wird ihm ein gelber baumwollener Turban auf das Haupt gesetzt, auf dem die Worte: „Tazilat ka dastra", d. h. „Turban der Vollkommenheit" wohl zwanzigmal mit einem Stempel vervielfältigt sind. Im letzten Jahr gingen vierzehn junge Männer als Graduierte ab, die sämtlich recht gute Stellungen erhalten haben. Einige davon stehen an Regierungsschulen, wo sie das Arabische lehren; andere haben sich der Medizin zugewandt und praktizieren als eingeborene Aerzte. Alle aber, ohne Ausnahme, genießen wegen ihrer arabischen Bildung das höchste Ansehen unter ihren mohammedanischen Glaubensgenossen.

Von Kanhpur in Indien begeben wir uns nach Afrika und zwar nach Aegypten, das trotz seiner gemischten Bevölkerung, die sich besonders im Nil-Delta in den Städten Alexandrien und Kairo zusammendrängt, eine Hauptburg des Islam ist. Von hier aus treibt derselbe auch eine rührige Propaganda, nachdem er die alten Pflanzstätten des Christentums in Nordafrika zu Boden getreten und den Halbmond an die Stelle des Kreuzes aufgepflanzt hat. Gehören doch von den sieben Millionen Einwohnern, die Aegypten zur Zeit zählt, nicht weniger als $6^1/_2$ Millionen dem Islam an. Hier befindet sich die große Mohammedaner-Universität Al Azhar, zu der Studenten aus aller Welt kommen, und von der Jahr für Jahr viele Hunderte von Moslem-Missionaren ausgehen, um ihren Heimatländern die Lehren des Islam zu bringen. Al Azhar ist eine Moschee, die von Korridoren und Zimmern umgeben ist, in welchen die Studenten studieren, essen und schlafen. Die Zimmer sind nach den verschiedenen Ländern, aus denen die Studenten kommen, in Abteilungen geteilt. Eine Anzahl Studenten logiert auswärts und besucht die Moschee nur, um zu beten und zu lesen. Die Studenten gehören jedem Lebensalter an, vom Knaben bis zum graubärtigen Manne. Viele der ärmern werden aus Mitteln der Universität unterhalten. Da Register nicht geführt werden, so ist es schwer zu sagen, wie viele Studenten wirklich da sind. Die Zahl schwankt, da sie nach Belieben kommen und gehen und die Vorlesungen besuchen, wie es ihnen beliebt.

Einen seltsamen Anblick gewährt es, die Universität an der Arbeit zu sehen. Der Hofraum ist mit Studenten jeden Alters, die in alle Farben des Regenbogens gekleidet sind, angefüllt. Die einen schlafen, andere sagen einem Freunde ihre Aufgabe her oder

überhören einen Kameraden, wieder andere stehen in kleinen Haufen beisammen und erörtern eine Frage der Grammatik oder der Lehre. An einer Seite des Hofes ist eine offene Halle, worin eine Knabenschule gehalten wird, indem jede Klasse um ihren Lehrer kauert.

Im Innern der Moschee ist der Fußboden ganz mit Matten bedeckt; da sitzen nach türkischer Art (mit unterschlagenen Beinen) Hunderte von Studenten, aus deren Mitte ein beständiges Gesumme sich erhebt. Viele wiederholen halblaut ihre Lektionen. Andere sind wie ein Bienenschwarm um einen Lehrer versammelt, der ihnen schwierige Stellen in dem Buche, das sie lesen, erklärt. Noch andere haben sich um einen gelehrten Scheich gruppiert, der ihnen von einem gegen eine Säule gestellten erhabenen Sitz eine Vorlesung hält.

Die Schlafeinrichtungen für die Studenten sind sehr einfach. Einige der ältern und reichern Männer haben kleine Zimmer mit je zwei oder drei Betten; aber die Mehrzahl rollt nachts ihre Matratzen oder Wolldecken auf dem Fußboden des langen Zimmers auf, worin sie am Tage essen und studieren.

Was das Studium betrifft, so sind fremde Sprachen ausgeschlossen, und von den Fortschritten der Wissenschaft wird keine Notiz genommen. Auch hier wird die arabische Sprache vor allen andern getrieben, denn sie ist die Sprache des Koran, der „herrlichsten Offenbarung Gottes an die Menschen". Die Wissenschaft ist das Studium des Koran, der zugleich Religionsbuch und Grammatik ist; und es ist eine ebenso große Sünde, eine der grammatischen Regeln zu übertreten, als eine Lüge zu sagen. So wird dem Studenten von Al Azhar die arabische Sprache zu einem Teil seiner Religion, und der gewöhnlichste Vorwurf, den man einem Christen in diesem Lande macht, ist der, daß er nicht arabisch versteht, weil er nicht in Al Azhar studiert hat. Das Studium von Al Azhar wird von dem Satze beherrscht: Der Koran ist unfehlbar. Was mit ihm nicht übereinstimmt, wird verworfen. So wird der arabische Student zum engherzigsten Menschen und hält das Christentum für das größte Hindernis der einen wahren Religion, des Islam.

Der Einfluß, der von einer solchen Universität, wo der Geist nichts, der Buchstabe alles ist, auf die mohammedanische Welt ausgeht, hindert die Fortschritte des Christentums und der Civilisation. Will man die Studenten von Al Azhar und durch sie die Welt des Islam beeinflussen, so müßte eine Schar tüchtiger akademisch gebildeter Männer das Arabische und den Islam an seiner Urquelle in Al Azhar studieren.

Bilder aus Elim.*)

Von Miss. Poland.

Erstes Bild.

Wir leben bekanntlich im Unterschied von den Bewohnern der Stadt im „Busch", im freien Jagdrevier der Schwarzen. Freilich, wollten wir heute z. B. einen Streifzug durch ihr Gebiet unternehmen, wir würden ihrer herzlich wenige finden; der größte Teil hält sich meist da auf, wohin er nicht gehört, in der Stadt — auf den Gütern der Weißen.

Von Cooktown trennt die Eingebornen des Nachts nur ein breiter Fluß. Morgens wird's lebendig an seinem nördlichen Ufer. Die Schwarzen, groß und klein, haben das Lager verlassen und treffen Anstalten zur Ueberfahrt. Gruppenweise suchen sie, meist Angehörige einer Familie, ihre Kanoes auf, die bald vollbesetzt den jenseitigen Hafen erreichen. Da kommt's die Straße herauf, lärmend und schwatzend, schmutzig, nur dürftig gekleidet: Männer, Weiber und Kinder. Man scheint sie erwartet zu haben da und dort. „Komm, Anny, ruft die Frau Stadtschreiberin, mach schnell, s'ist Samstag heute, habe viel Arbeit für dich, mußt mein ganzes Haus fegen!" „Tabak, Missi, nur ein klein wenig." „Nachher so viel du willst, mach nur voran!" Und „Billy, Junge, kehr mir mal meinen Store (Warenraum), winkt Song a Kong, der behäbige Chinese, indem er vorsichtshalber den langen Zopf aufrollt. Bekommst auch eine schöne Wassermelone." Ein dritter, Tomy, kennt seine Arbeit schon von

*) Elim ist eine Missionsstation in der Nähe der Stadt Cooktown im nordöstlichen Queensland (Australien), wo sich die Sendboten der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft um die Bekehrung der Australneger oder Papua mühen. Aber die Missionsarbeit unter diesen Urbewohnern Australiens ist im eigentlichen Sinn des Worts ein Geduldswerk, dem bis jetzt auch nur bescheidene Erfolge beschert worden sind. Denn ein unwiderstehlicher Wandertrieb läßt die Eingebornen nirgends seßhaft werden. Ruhelos streifen sie umher und stellen sich auf den Missionsstationen nur ein, um zu betteln und wenn der Hunger sie dazu treibt. Ebenso schwer ist es, sie auf diesen festzuhalten und ihnen mit Gottes Wort nahe zu kommen. Ein ungebundenes Leben ohne Zwang der Arbeit ist ihr Ideal, und der Bauch ihr Gott. Doch ist es der geduldigen Liebesthätigkeit der Mission gelungen, auf ihren Arbeitsstätten eine kleine Anzahl dieser Schwarzen durch das Evangelium zu gewinnen. Ueber ihre Lebensweise und die Stellung des Missionars zu ihnen geben uns die nachfolgenden ansprechenden Bilder aus Elim, die wir den „Kirchlichen Mitteilungen (aus und über Nordamerika, Australien und Neu-Guinea) von Inspektor M. Deinzer in Neuendettelsau entnehmen, den besten Aufschluß.

selbst. Er muß jeden Morgen Holz spalten droben beim Hotelwirt C. und er thut's nicht einmal ungern, ist doch der Lohn ein gar verlockender. Was mag ihm denn besonderes werden? Tabak? O nein, er kennt seit einiger Zeit noch etwas Besseres. — Bier! — Wer das einmal gekostet! — Laß es, Tom, du gehst elend zu Grunde daran. Er lacht nur. Aber eines Tages wankt der sonst so hübsche junge Mensch hinunter in's Kanoe, krank, gebrochen. „Wie ihm die Augen fliegen*) von dem bösen Wasser," sagen sie, während sie ihn übersetzen. Er war zum letzten Mal in der Stadt. Er kommt nimmer zurück.

„Laßt die Weißen in Ruhe, ihr freien Söhne eures Landes! Bleibt ihnen fern! Sie thun euch nur Schaden." Doch unbeachtet verhallt der mahnende Ruf ihrer wenigen Freunde, die die Civilisation ihnen gab.

Zweites Bild.

Droben an der jenseitigen Grenze der Reservation hält eines Abends spät ein reicher Squatter (Viehzüchter) vor seinem Blockhause.**) Seine junge Frau hat ihn unter der Thüre erwartet. Das finstere Gesicht des Angekommenen läßt sie nichts Gutes ahnen, und nachdem derselbe seinem ihn tagsüber begleitenden Jungen, einem Schwarzen, die Pferde zum Abschirren überlassen, macht er denn auch seinem Herzen in bitteren Worten Luft: „Wie oft noch werde ich diesen Schuften einen vergeblichen Ritt verdanken. Unser Vieh ist versprengt, ich weiß nicht wohin. Ich vermisse mindestens ein Dutzend der zum Verkauf bestimmten Ochsen. Und daran sind wieder diese blacks (Schwarzen) schuld. Sie waren auf meinem Grund und Boden. Harry hat ihre Spuren gesehen. Wozu ist denn die Buschpolizei im Lande, wenn ich doch nichts wie Aerger habe? Sie müssen einmal ein Exempel sehen, diese schwarzen Hunde. — Harry! ruft er dem eben wieder draußen erscheinenden Jungen zu, ich kann dir nicht helfen. Du mußt morgen nach C. reiten und dem Polizeiinspektor einen Brief von mir überbringen." „All right!" (ganz wohl) sagt dieser kurz, von der Frau des Hauses sein Abendbrot entgegennehmend.

---

*) „Mil warelil" Bezeichnung der Schwarzen für den irren Blick eines Betrunkenen.

**) Das Folgende ist, wie sich der Leser leicht selbst sagen wird, nicht in allen seinen Teilen eine einzige, sich in dem angegebenen Zusammenhang abspielende Geschichte, sondern, wie hauptsächlich die dem Lagerleben der Schwarzen entnommenen Scenen, eine Reihe von Erlebnissen und Vorkommnissen im australischen Busch, im Laufe der Jahre gesammelt und hier als ein Ganzes wiedergegeben.

Drittes Bild.

Wenige Tage nach diesem Vorfall, an einem schönen Sommermorgen ziemlich frühzeitig, verläßt ein einsamer Reiter Cooktown, die Richtung nach dem Busch einschlagend. Er nimmt sich Zeit. Schritt für Schritt trabt sein Brauner die staubige Straße entlang. Doch plötzlich hebt er wiehernd den Kopf, was gleichzeitig seinen Herrn veranlaßt, sich umzusehen. Eine Minute später ist er nicht mehr allein. In gestrecktem Galopp hat ihn eine Abteilung Polizisten eingeholt, voran drei Schwarze in Uniform, unmittelbar hinter ihnen ihr Vorgesetzter. „Guten Morgen, Herr Missionar," grüßt dieser, galant sein Pferd parierend, den Einsamen. „Guten Morgen, Herr X., Sie haben's eilig heute." „Nicht gerade. Wir können ganz wohl, wenn's ihnen angenehm ist, ein wenig zusammenreiten. Unsre Wege trennen sich ohnedies bald. Auch erreiche ich mein Ziel heute doch nicht mehr." „Wollen wohl wieder einmal die Runde machen in Ihrem Bezirk? Haben sich lange nicht mehr bei uns sehen lassen." „Thut mir leid. Erhielt nur Weisung für die Nordstationen. Die Eingebornen treiben dort nichts wie Unsinn. Ich muß ihnen einmal ordentlich Mores lehren. An bloßen Worten und Drohungen ist ihnen gar nichts gelegen." „Das heißt, Sie wollten . . . ?" „Den Hauptschurken, denen ich schon lange auf der Spur bin, ein für alle Mal das Handwerk legen." „Da Sie ja wohl auf Befehl handeln, so trifft Sie selbst in diesem Fall kaum eine Verantwortung." „Befehl,*) nein. Meine Aufgabe ist, den Ansiedlern vor den Schwarzen Ruhe zu verschaffen. Nun, seh'n Sie, da droben war ich innerhalb eines halben Jahres nicht weniger als viermal, nebenbei gesagt ein Weg von ca. 90 Meilen. Ins Gesicht versprechen mir die Kerle alles mögliche, um hinter meinem Rücken die Frechheit nur um so ärger zu treiben. Denken Sie sich in meinen Fall. Hier die Weisung, Ruhe zu stiften, dort Unzufriedenheit, Vorwürfe, wenn der Zweck nicht erreicht wird. Obendrein nutzlose Reiterei. Da behalte ein andrer die Geduld." „Ich kann Ihnen nach dem, was Sie mir sagen, durchaus nicht verdenken, wenn Sie endlich ungeduldig werden, ja bin sogar dafür, daß man die Schuldigen bestraft, nur fürchte ich, daß eben diese in den allermeisten Fällen leer ausgehen, während Unschuldige büßen." „Das gebe ich zu, doch haben sie vielleicht noch ein Guthaben von früher her. Ich glaube wenig an die Un-

*) Man kennt höhererseits sehr wohl die Art und Weise, in der die Busch-Polizei sich nicht selten ihrer Plagegeister entledigt, ohne doch, da man selbst keinen andern Ausweg weiß, dagegen einzuschreiten.

schuld eines Blackfellows (Schwarzen), halte vielmehr die ganze Gesellschaft mit sehr geringen Ausnahmen für ein nichtsnutziges Geschmeiß, das im Interesse der übrigen Menschheit und der vorwärts schreitenden Kultur besser nicht vorhanden wäre." „Vermutlich haben Sie triftige Gründe für Ihre Behauptung." „Meine eigenen Erfahrungen bestätigen sie dutzendfach. Ich könnte Ihnen viel erzählen aus meinen Erlebnissen im Busch, und wundere mich selbst, daß ich überhaupt noch da bin. Es ist so lange nicht her, daß ich eines Morgens, mich im Zelt aufrichtend, an einen Speer stieß, der mir quer über das Gesicht lief. Er redete, bei Gott, eine deutliche Sprache." „Im Grunde ist's sehr erklärlich, daß Ihnen die Schwarzen übel wollen." „Zugestanden. Natürlich sehen sie einen Polizisten lieber tot als lebendig. Da ist aber z. B. der alte Jack . . ., der Goldgräber, von dessen traurigem Schicksal Sie ja wohl gehört haben." „Nicht daß ich wüßte." „Nun, er war ein Freund der Schwarzen wie selten jemand, hat ihnen nichts als Gutes erwiesen, sie überall verteidigt und würde seine letzte Stange Tabak mit ihnen geteilt haben. Zum Lohn dafür gehen sie her und morden ihn auf die scheußlichste Weise, vielleicht nur, weil sie noch mehr Tabak bei ihm vermuteten, als er zu haben vorgab. Ich sage Ihnen, es sind Schurken, einer wie der andere, unverbesserliche Schurken." „So traurig der Fall ist, den Sie mir mitteilten, so glaube ich doch, daß Sie mit Ihrem letzten Satz zu weit gehen." „Ein mir bekannter Farmer," fuhr der Polizist fort, „nahm einen kleinen etwa sechsjährigen Schwarzen in sein Haus auf und behandelte ihn 10 bis 12 Jahre lang ganz wie sein eigenes Kind. Jetzt lebt derselbe wieder unter seinesgleichen und ist wohl der schlimmsten einer. Und dergleichen Beispiele hat man hier viele. Selbst die Civilisation übt auf diese Menschen keinen Einfluß, was mir meine eigenen Jungen oft genug beweisen." „Ich wundere mich darüber gerade nicht. Gebessert d. h. zu einem ganz andern Menschen gemacht, der nur thut oder thun will, was recht ist, wurde doch wohl durch die Civilisation überhaupt noch niemand." „Ich weiß, worauf Sie hinaus wollen. Ihren Beruf und Ihre Arbeit in allen Ehren; aber ärgern Sie sich zuletzt nicht über verlorene Mühe. Uebrigens für einen, dem's Vergnügen macht, auf die Menschenjagd zu gehen, brauchen Sie mich gerade nicht zu halten. Wie gesagt, ich mache von meiner Waffe nur dann Gebrauch, wenn ich mir nicht mehr anders zu helfen weiß. — Sie gehen wahrscheinlich jetzt rechts. Glückliche Reise!" „Leben Sie wohl! Schonen Sie, wenn immer möglich." Der Polizist nickte und sprengte davon, seinen Untergebenen nach, die ihm jetzt ein gutes Stück voraus waren. Schweigend und nachdenklich, nicht ohne ein Gefühl tiefen Schmerzes,

ritt auch der Missionar seines Weges weiter, heimwärts seiner Station entgegen.

„Meidet die Weißen, ihr verblendeten Thoren! Sie thun euch nur Unrecht. Kommt zu uns, bleibt bei uns, die euer Bestes wollen!“ Doch achtlos verhallt auch die einzelne Stimme der Wüste, achtlos der Missionare bittendes Rufen.

Viertes Bild.

Am Ufer eines der zahlreichen kleineren Flüsse der Nordostküste von Queensland, halb versteckt im dunkelgrünen Laub üppigen australischen Urwalds, bemerken wir das Lager von Eingebornen, kenntlich zunächst an den zahlreichen willkürlich aufgebauten Rindenhütten. Es ist allem Anschein nach augenblicklich leer, doch nicht verlassen, wie uns das Vorhandensein von Speeren, Decken, abgelegten Kleidern ꝛc. beweist. Und — da regt sich ja auch was in einer der Hütten. Wir entdecken jetzt eine ganze Brut junger, noch blinder Hunde, und neben ihnen — ist's möglich? — ein Mensch, ja wohl ein schlafender Mensch, im Alter bereits ergraut, soeben jedoch einem gemästeten Schwein überraschend ähnlich. Man sieht, wie er so daliegt, fast nichts als einen großen glänzenden Schmerbauch. Und heute bringen sie ja wohl wieder einen fetten Braten mit: eine, zwei, wohl gar mehr große Schildkröten. Wie er sich wieder gütlich thun wird! Wir können ihm seinen Traum vom Gesicht ablesen.

Von draußen lassen sich Stimmen vernehmen. Zwei Frauen nähern sich dem Lager. Die Jüngere von ihnen, kaum sechzehnjährig, leitet an der Linken ein altes runzliges Mütterlein mit glanzlosen thränenden Augen, während sie unter dem rechten Arm in einer Baumrinde ihren Säugling trägt. Der Alten hat sie die Ameiseneier übergeben, welche sie heute für sich und sie gesammelt.*) „Wie mich mein Kopf schmerzt, Mutter,“ sagt sie, während sie sich ihrer kleinen Bürde entledigt. Gerade über der Stirn wird, da sie sich bückt, zwischen den kurzen krausen Haaren eine breite klaffende Wunde sichtbar, von der Scheide der Womera (dem Wurfholz) herrührend. „Das letztemal ist's nicht, daß er dich gehauen, Dódika,“ erwidert die Alte, „gieb mir nur von dem mitgebrachten Lehm; ich will dir wieder was draufschmieren.“ Indem sie mit zitternden Händen das altbewährte Mittel auf die Wunde bringt, reckt und streckt sich die

*) Von grünen Ameisen, die in den Wipfeln der Bäume ihre Nester haben. Der ihnen und den Eiern ausgepreßte Saft soll ein auch für Weiße nicht zu verachtendes Magenmittel sein.

Ursache derselben, ihr Ehetyrann gähnend drüben in der Hütte und schielt nach einer Weile, da er die Gegenwart der beiden wahrnimmt, blöden Auges zu ihnen herüber. „Gieb mir von deinen Ameisen; mir thut der Bauch weh," läßt er sich brummend vernehmen. „Ich bin hungrig, Titegal," sagt die junge Frau nicht ohne einen Anflug von Trotz. „Gieb mir von deinen Ameisen," wiederholt er. „Gieb sie ihm," mahnt die Alte. Und Dódika widersetzt sich nicht länger.

Nach und nach füllt sich das Lager. Dutzende von Weibern, Kindern, Hunden kommen an, erstere alle mehr oder weniger bepackt mit Früchten aus dem Busch, Wurzeln oder Ameiseneiern. Der eine oder andere von den halbwüchsigen Jungen hat auch wohl mit Hilfe der Hunde eine große Eidechse, ein Opossum, ein Stachelschweinchen und dergl. erlegt. Bald brennt so ziemlich vor jedem Zelt ein kleines Feuer, auf dem das Mitgebrachte, soweit als nötig, in kürzester Frist mundgerecht gemacht wird. Ohne Krawall geht's natürlich bei der Teilung nicht ab. Zwei fünf- bis siebenjährige Bengel streiten sich um einen fetten Eidechsenschenkel, während er noch am Feuer schmort. „Das gehört mir," erklärt Yital. „Nein, mir," behauptet Wayi. „Wem gehört er? Sag's Bándana," wendet er sich zu seiner Mutter, diese bei ihrem Namen nennend. „Macht's selbst aus." „Sagst du's, wem gehört er?" Und er boxt sie mit der Faust auf die knochige Schulter. „Dir gehört er." „Nein, mir," schreit der andere wieder, sag: dir, „du Sonnenhaariger." „Mir, du Schieler." „Kurzbein." „Bauch." „Mit deinem schiefmäuligen Vater." „Mit deiner aussätzigen Mutter."*) „Ich hau dich." „Ich beiß dir dein Ohr ab." Schwipp — schwapp. Einer liegt heulend und zornig schreiend am Boden. Die Hunde bellen. Weiber kreischen. Es entsteht ein ohrenbetäubender Tumult, der sich erst wieder legt, als die Mutter den Schwerbeleidigten klagend aufnimmt und ihm auch noch ihren Teil von dem Eidechsenbraten abläßt.

Die Sonne steht schon tief im Westen, als geräuschlos drei Kanoes den Fluß hinauffahren und an einer schützenden Bucht unterhalb des Lagers anlegen. Je zwei stämmige Schwarze haben gerudert, während die übrigen, mit Speeren bewaffnet, gleichzeitig zu Fuß anlangen. Jetzt hat man sie bemerkt. Von den hoffnungsvollen Sprößlingen jubelnd umringt, entladen sie den Booten zwei mächtige ngauya

*) Ein Ende hat damit die Schimpferei noch nicht, doch gehört alles weitere ins Bereich des Unaussprechlichen, weshalb ich's damit gut sein lasse. Uebrigens handelt es sich bei derartigen Streitigkeiten zwischen den jungen Herrn (3, 4 und 5jährigen) auch oft schon um die Zukünftige, die vielleicht gerade nebenan im Sande gröhlt in Gestalt eines Baby (kleinen Kindes).

(Schildkröten). Das Glück war ihnen ausnehmend günstig letzte Nacht; denn Nummer drei haben sie schon diesen Morgen drunten am Strand verzehrt. Jetzt, Dódika, kannst auch du deinen Hunger noch stillen. Schon braten die beiden Kolosse in lodernden Flammen, schon springt das Schildkrot. „Der da ist fertig." Wie selbst des alten Schmerbauchs Augen leuchten! „Mir diese Seite, Garamu." Der schneidet sie ihm aus. Der Anblick des halb rohen, fetttriefenden Fleisches reizt auch den Appetit der andern und nicht zum mindesten den der mageren räudigen Hunde. Sie kommen heute nicht zu kurz; sie „essen" mit ihren Gebietern. Auch die Kinder haben heute ihren Festtag und lassen's sich schmecken. Und dort eure Weiber, die vorhin die Beute des Tages mit euch geteilt, habt ihr etwa für sie noch eine besondere Ueberraschung? „Wie dumm du redest" — man hört's aus dem spöttischen Lachen. — „Wenn wir den Weibern geben, gehen die Tiere hinaus in die tiefe See, und wir haben das Nachsehen." Ob sie es glauben, die Bedauernswerten, ob sie den wahren Grund durchschauen? Genug, sie haben zu schweigen. Keine bittet, keine verlangt. Es versteht sich das für sie von selbst. Die andern aber schwelgen, schwelgen, bis sie voll sind, und noch ist's kein Ende. Was Wunder, wenn heute niemand Lust verspürt zu Korobberi (Tanz).

Fünftes Bild.

In majestätischer Pracht hat die Sonne ihren Lauf vollendet, noch im Scheiden die australische Erde mit ihrem goldenen Licht überflutend. Langsam entschwindet auch dieses. Heimchen zirpen und summen im weiten stillen Busch ihr Abendlied. Die Nacht bricht herein, eine jener wunderbar schönen tropischen Nächte, da dem sehnenden Geiste die Kluft zwischen Himmel und Erde weniger weit, da Gottes Friede hier unten Wohnung zu nehmen scheint. Du milder Mond dort oben, der du so still deine Bahn gehst, sprich: „Ist's auch Friede, was du siehst, oder wolltest du lieber vor dem Treiben der Menschen dein reines Licht verbergen?

Bist du auch sicher, Jim, daß es dein Stamm ist, den wir vor uns haben?" „Jawohl, Herr." „Und du erkennst die Schuldigen?" „Einen von ihnen, ja; es ist derselbe, dessen Spuren Herrn N.'s Junge erkannt und den er mir in der Stadt angegeben hat." „Gut, ich hoffe, du belügst mich nicht. Zurück jetzt. Wir werden morgen vor Tagesgrauen über den Fluß setzen und sie überraschen." Diese kurze Unterredung wird in gebrochenem Englisch und kaum vernehmbarem Flüstern am jenseitigen Ufer des Flusses geführt, gerade dem Lager

der Schwarzen gegenüber, die wir soeben verließen, und die sich jetzt träger Ruhe hingegeben zu haben scheinen. Wir wissen, wer die Sprechenden sind, doch indem sie sich ebenso leise wie sie gekommen waren, wieder zurückziehen wollen, fliegen krächzend einige aus dem Schlafe gescheuchte Vögel über ihren Köpfen davon.

Drüben ein kurzer unterdrückter Schrei. Im Nu verlöschen die Feuer. Schwarze Gestalten tauchen geräuschlos in den Fluß. Schießt oder sie sind wieder alle zum Kuckuck!" Ein dreifacher Knall. Das Wasser des Flusses färbt sich rot. Langsam treibt ein dunkler Körper stromabwärts. — „Fatal, ich konnte nicht helfen." — Doch horch, kommt's von drüben nicht wie das Wimmern eines Kindes? „Holt die Pferde!" Sie durchschwimmen den Fluß. — Hier am Abhang liegt der Leichnam — einer Frau, ihr zur Seite ein weinendes Kind. Der Schuß, der dem Weibe das Leben nahm, hat seine Wange gestreift. Sie ist bös zugerichtet. Kennst du die Alte, Jim?" „Es ist meine Mutter Herr." Deine Mutter? — Mensch, und da stehst du wie vor einem toten Känguruh? Wahrhaftig, du wärest wert, daneben zu liegen. — Hast du sie erschossen?" „Ich weiß es nicht." „Und das Kind?" *) — „Gehört meiner Schwester." „Armes Ding. Sie werden's ja holen. Ich kann's nicht brauchen. — Zurück über den Fluß." Hier ein offener Platz am Rande des Scrubs (niederes Gebüsch). Die drei Schwarzen satteln ab, schlagen das Zelt auf für ihren Herrn und bereiten ihm seinen Abendthee. „Das wäre gethan; 's wird ja nun Ruhe sein für eine Weile."

Sechstes Bild.

Wieder senken sich die Schatten der Nacht auf die heiße Erde, die freier atmend nach der Schwüle des Tages sie dankbar aufnimmt. Ihr labt die Erde, warum nicht auch ihre armen Bewohner, die dort unten im Sand sich heulend und klagend wälzen? Sind's denn Furien, tollgewordene Weiber, die wir sehen? Jetzt rasen sie empor, springen und tanzen, raufen sich die Haare, zerschlagen sich Gesicht und Brust, und schrecklich tönt's ans Ohr im ewigen Refrain: „Warum habt ihr ihn getötet, meinen Mann, meinen Sohn, meinen Bruder, warum ihn schuldlos gemordet? Wer wird nun bei uns sein?" Ja, Weiber sind's, doch nicht von Sinnen. Sprich sie nur an. Sie reden

*) Dasselbe, ein Mädchen, ist noch am Leben. Ueber seine Wange läuft eine breite Narbe. Ob es wohl auch schon ein Guthaben hatte?

ganz vernünftig, selbst ohne viel Erregung. Doch laß sie jetzt. Sie müssen heulen. Es ist die Totenklage.*)

Wer wird euch lösen, ihr Gebundenen, daß ihr frei werdet, wer euch die Augen öffnen, daß ihr erkennet, was zu euerem Frieden dient? — „Ja, alle Heiden will ich bewegen; da soll dann kommen aller Heiden Trost." — Kommt her und höret! Gott, euer Schöpfer, euer Heiland ist es, der euch ruft. Und keiner, keiner sollte hören?

Siebentes Bild.

Es ist Sonntag Morgen. — Ja, auch im stillen Busch ist's heute Sonntag. Zwar hörst du nicht den Klang der Glocken, weithin die Feiernden zum Hause Gottes ladend. Kein Kirchlein weit und breit. Kein Laut, kein fröhlicher Gesang. „Hier ist's nicht Sonntag", sagst du endlich traurig. Bist du des Wanderns müde? Jetzt liegt sie hinter uns, die tote Wüste. Komm — dort das blaue Meer. Das stimmt dich froher. Es predigt dir vom Sonntag, vom unergründlichen Erbarmen Gottes. Wir sind am Strand, und sieh, nicht mehr allein. Im Sande frische Spuren. Schwarze? — Gehen wir schneller. Noch um die nächste Biegung. Da vor uns, sechs Gestalten. Man sollte meinen: Schwarze, und doch mit welchem Anstand sie dort schreiten. In Festtagskleidern, schön gekämmten Haaren, gar nicht wie ihresgleichen. — Hörst du, nun singen sie, erst leise, immer lauter:

„Gott ist die Liebe, läßt mich erlösen,
Gott ist die Liebe, er liebt auch mich."

Es sind Papua-Mädchen, Schwarze, die singen. Wie lieblich es sich anhört. — Jetzt frohes Rufen: „Die andern kommen." — Ja wohl, die andern, von droben entgegen, wie's scheint in gleicher Zahl. — Nun die Begrüßung und trautes Händereichen. „Grüß Gott, Maria. Auch dir: Grüß Gott, Delego." Dann wandern sie zusammen wie Freundinnen, wie Geschwister Hand in Hand. Wo mag ihr Ziel denn sein? Sieh dort den weißen First, der endlich zwischen Palmen auftaucht. Ist es ein Kirchlein? — Nein. Und dennoch, die da wohnen feiern Sonntag. Man hat nur noch der Kommenden gewartet, der kleinen Schar, die die Gemeinde bildet. Jetzt sind sie da. Der kleine Raum wird voll. — Fernab der Welt dem HErrn ein Gottesdienst. Ja, nun ist's Sonntag auch im weiten Busch.

*) Man klagt nicht über die Tote, sondern nur über den Toten.

Still lauschen wir den wohlbekannten Lauten, obgleich die Worte fremd; wir beten leise, brünstig mit den Betenden und hören's staunend, wie auch Schwarze glauben.

Siege bald! Siege bald!
Komm, das kalte Reich der Nacht
Aller Enden zu zerstören!
Sieh, es sammelt seine Macht;
Doch wer kann den Sieg dir wehren?
Denn die Sonne der Gerechtigkeit
Führt den Streit.

Ein Tag im Leben der Schwarzen.

Der Umzug.

Es ist im Monat April, dem australischen Herbst, und die Buschernte vorüber. Der Ostwind trübt den Spiegel des Meeres und erschwert den Fischfang. Die letzten kalten Regenschauer des scheidenden Sommers bannen den Eingebornen in die enge Hütte, oft Tage lang. Fröstelnd stößt er sein: Nam, nam! (Husch, husch!) hervor. Sein und seiner Hunde Fett beginnt zu schwinden. Der Tabak geht auf die Neige, und damit ist sein letzter Trost dahin. O, der bösen, teuren Zeit! Jetzt heißt's, einen Entschluß fassen — der Freiheit auf kurze Zeit Lebewohl sagen — arbeiten. Gestern früh wollten sie ganz gewiß aufbrechen nach der Missionsstation, und der erste sagte: Ma! (wohlan denn!) und der zweite wieder: Ma! und der dritte: Ma! Und dann meinte der erste: ein-, zwei-, dreimal könnten sie sich ihre Pfeifen wohl noch stopfen, und der zweite hatte plötzlich kranke Beine bekommen, und der dritte wollte sich erst noch einige Rohre der Graspalme zu Fischspeeren holen. Und so blieb man noch einmal sitzen. Doch der Magen kuurrt stärker und das letzte Stückchen Tabak ist verpafft. Man fügt sich endlich ins Unvermeidliche und geht. Der Himmel scheint sich heute morgen nach einer ziemlich regnerischen Nacht etwas aufhellen zu wollen. Die Männer nehmen ihren Bündel Speere über die Schulter und das Bambusrohr*) zur Hand und marschieren ab. Die Weiber müssen sehen, wie sie mit ihren Siebensachen nachkommen. Der Herr Gemahl

---

*) Ist ca. 60 Zoll lang und dient zu Rauchzwecken.

findet's nicht einmal der Mühe wert, sich hie und da nach seiner oder seinen schwerbeladen ihm folgenden Lebensgefährtinnen umzusehen. Ueber dem Kopf auf dem Rücken herab hängt diesen der aus Rindenfasern geflochtene Sack. Darinnen befinden sich sämtliche Hausgeräte und sonstige Kleinodien: einige Klöße roter und weißer Lehmerde, scharfe Glasscherben zum Haarschneiden und Tättowieren, etwas schwarzes Harz, das die Männer für ihre Speere gebrauchen, ein kleines Beil, gestohlen oder auch verdient; ferner ein dabut, die von dem Säugling abgefallene Nabelschnur (wird während des ersten Jahres dem Kinde auch um den Hals gehängt), etliche mit alten schmutzigen Fetzen gut umwickelte Knochen eines verstorbenen Kindes; das Quirlholz, mit dem im Notfall oder zur Privatunterhaltung dann und wann auch jetzt noch Feuer angemacht wird, und endlich noch ein paar übrig gebliebene Beeren und Früchte für die Töchter auf der Missionsstation.

Unter dem Arm trägt die Mutter ihr Jüngstes in einer Baumrinde, womöglich auch noch ein zweijähriges auf der Schulter. Die ältern und kinderlosen transportierten frei auf dem Kopfe die zu großen Ballen zusammengerollten Decken, außerdem von den Weißen erbettelte eiserne Stäbe, womit sie den Wurzeln nachgraben. Unterwegs kommen dazu noch etliche schöne Stücke der biegsamen und wasserdichten Eukalyptenrinde, welche das Dach der neu zu erbauenden Hütte bilden. Auch die Kanoes sollen mitgenommen werden. Acht Männer, die Eigentümer derselben, sind zurückgeblieben, schieben die Boote über den Uferrand ins Wasser, je zwei von ihnen pflanzen sich, mit langen Ruderstangen versehen, an deren beiden Enden auf und „stechen" in See. Was wäre es großes gewesen, wenn sie ihren weiblichen Lastträgern eine Kleinigkeit abgenommen hätten!

Ankunft auf der Station.

Still und friedlich liegt die Missionsstation da. Kinder und Erwachsene sind ein jedes bei seiner Arbeit und Beschäftigung.

..... „Naumbar gvalmun warkaigo, wangadir galmba" (Viele Gestalten von Westen zu Wasser und zu Land) tönt es plötzlich von drunten herauf. — Alles was Beine hat, läuft an die Küste. Endlich wieder eine kleine Abwechslung. Sogar der Monatsbericht bleibt einstweilen liegen. Der Missionar nimmt sein Fernrohr zur Hand und geht ebenfalls. Ein ungewöhnlich großer Haufe scheint's allerdings zu sein, der sich dort oben aufgemacht. Auf dem weißen Küstenrand wimmelt's von schwarzen Punkten. Und übers Wasser her in gerader Richtung kommen vier Kanoes, den weiten Bogen

abschneidend, den die andern zu Fuß zurückzulegen haben. Noch sind sie etwa eine Stunde entfernt, aber sie nähern sich rasch. Schon unterscheidet man verschiedene Trupps; jetzt lösen sich auch diese. Einzelne Personen werden deutlich sichtbar. Es sind gute Läufer, die jetzt alle andern, vornehmlich das schwere Geschütz dort hinten, weit zurücklassen. „Der erste da vorn muß wohl Ngamubarkalmul sein", meinen die Kinder. „Das ist sein Gang. Leicht möglich, ist er doch der Postbote des Stammes, der von Camp zu Camp an einem Tag 50 Meilen weit läuft, und sei es nur, um zu melden, daß Warma's oder Dura's Weiber sich wieder einmal in den Haaren gelegen seien, und die eine oder andere dafür von dem Gemahl mit einem blutigen Hieb über den Schädel abgestraft wurde. „Und der nächste ist der dünne Petun mit seinen langen Schritten." „Und unter denen, die nun folgen, geht, glaub' ich, mein Vater", ruft Yirbil. Der Missionar ist wenig erbaut von der Entdeckung. Dieser Mensch scheint es mit all seinem Thun nur darauf abgesehen zu haben, ihn zu ärgern, und vermag trotz seines halben Mundes*) zu schimpfen, wie irgend ein Schwarzer. — Der Zug kommt näher und näher. Die ersten sind kaum mehr eine halbe Meile entfernt. Sie haben selbst die Kanoes überholt. Die Mädchen finden ihre Mutmaßungen bestätigt. Aber jetzt ziehen sie sich, wenn auch ungern, wieder zurück. Nur der Missionar bleibt unten, um seine Landstreicher zu erwarten.

Die Vorläufer sind da. — Wie? Ist denn das auch ein Empfang?! Sie scheinen den ihrer Harrenden ja gar nicht zu bemerken. Etwa 20 Schritte vor ihm machen sie Halt, lehnen die Speere an den nächsten Baum und fallen um wie taube Mücken. Der Schwarze hat keinen Gruß. „Ach, bin ich so müde!" seufzt einer. „Giebt er uns denn kein Zündholz?" ein anderer. „Ihr habt noch Tabak?" „Wir rauchen Mist. — Hol uns Tabak!" „Weil ihr's so eilig hattet, euch nach uns umzusehen?" „Glaubst du denn, ich hätte mich nicht nach dir gesehnt?" verteidigt sich Manira. „Tag und Nacht habe ich um euch geheult, weil ihr so allein sein mußtet. Die Ohren sind mir vor Heimweh krank geworden; aber immer habe ich umsonst aufgefordert zu gehen." „Wir wären auch gegangen", meinen Dedi und Petun und Bobo. „Ihr wohl, aber die andern." Die waren leider noch nicht in Hörweite. „Das sind ja alles Flausen, den Tabak verdient ihr euch damit noch nicht. Seid wohl auf dem Weg nach

*) Sein Mund ist bis über die Hälfte zugewachsen und die ihm gebliebene Oeffnung gerade noch groß genug, um den Pfeifenstummel durchzulassen.

Cooktown?" „Wie du nur so was denken kannst! Hier bei euch wollen wir bleiben" (Yurangan yetjil misggal = euch beschützen). „Auf wie lange denn? Bis es nicht mehr regnet?" „Immer, immer!"

Die Kanoes legen an. Sie sind leer bis auf eines. Daraus heben sie ein todkrankes Weib, abgemagert bis auf die Knochen. Das eine Auge ist vertrocknet. Die Nase fehlt gänzlich, desgleichen die Oberlippe. Sie hat den Krebs. Der Anblick ist kaum zu ertragen. Man legt sie auf den Küstensand nieder. Neue Abteilungen rücken nach: naseweise, frühreife Jungens, die auch schon unter die Alten gehören wollen, kräftige Jünglinge, die viel Gutes stiften könnten durch Arbeiten und Schaffen mit den Händen, aber auch längst ergraute runzlige Männchen, wie Vater Darba, der schon vor acht Jahren dem Grab so nahe zu sein schien wie heute. Er will sich aber viel lieber mit seinen beiden eifersüchtigen Weibern, der alten, bissigen Belfuguroin und der jugendlichen Ngamudala herumärgern als sterben. An der Hand führt er das jüngste Söhnchen, den dreijährigen zutraulichen Butchan. Seinen ältesten, Ngamboibogo (etwa dreißigjährig) findet er samt seiner Frau, der Mulgal, an der Missionsstation wieder.

Ngamboibogo ist der einzige erwachsene Schwarze, der auf der Station lebt. Der ist klüger wie alle andern oder vielleicht nicht ganz so klug, denn er hat das Wanderleben fahren lassen und widmet schon seit Jahren den Missionaren seine Dienste als Briefbote. Weder er, noch seine Frau Mulgal ist getauft, wohl aber eine Schwester der letzteren, die den Namen Magdalena führt. Beiden Schwestern hat der ankommende alte Vater unseres Briefboten eine traurige Nachricht zu bringen. „Dodogoi bieni" (D. ist gestorben), meldet der Alte. Dodogoi, Mulgals Mutter und — Magdalenas. Schade um das gutmütige, freundliche Frauchen! Bald hallt der Platz wieder von der Klage der Heidin. Arme Magdalena! Sie hat die Stimme der Schwester erkannt, geht in ihr Zimmer und weint lange — lange, doch sie heult nicht mit jener.

Der letzte Troß kommt angezogen: die Weiber mit ihren Kindern. „Lieblich dem Herzen, dem Auge lieblich erscheinen sie stets" und nicht zum wenigsten der Nase. Wie sie sich wieder gesalbt haben! Freilich ist es der Toten wegen. Man sieht es nicht bloß, man riecht es auch, sie tragen die Ueberreste der Toten mit sich herum. Und dieser Lärm, dieses Geschrei, dieses Gezeter an dem Ort, da es noch vorhin so still war! Wie ist die Scene seit einer Stunde so verändert! Einer der Hunde rennt hungrig, wie er ist, direkt zum Hühnerhaus, um sich einen Braten zu holen. „Dekar, dekar! lauft, haltet ihn, sonst nimmt er die Flinte. Dekar komm her, mein Tierchen!" Bilmbil, die glückliche Besitzerin, erwischt das Vieh glücklicherweise

am Schwanz, bevor es größeres Unheil angerichtet, und nimmt es liebkosend auf den Arm. Hund und Weib belecken sich.

Aber was ist denn schon wieder los? Die Schweine! Jagt die Schweine fort; sie fressen mein ganggal (Kind)", schreit Yalogor. Warum legst du es aber auch so offen hin auf den Boden? Beruhige dich nur, es ist ihm nichts geschehen." Wurde übrigens erst gestern geboren. Die Mutter ist wohlauf, der weite Weg hat ihr nichts geschadet.

„Warum weint denn die kleine Yepi so bitterlich?" „Sie möchte die Kokosnuß haben, die dort heruntergefallen ist." „Da, laß sie dir schmecken." „Darf ich meiner Mutter mein Brot geben (ihr Frühstück)?" bittet Frieda. Ihre Mutter! Dort steht sie schmutzstrotzend, die Pfeife im Mund, mit beiden Händen in den struppigen Haaren wühlend, die von Ungeziefer wimmeln. „Ja, Frieda, gieb es ihr nur!" Andere kommen und bitten: Martha, Dakargo, Delego; sie haben ihr Brot zurückgelegt für Vater, für Bruder, für Schwester — ein schöner Zug im Leben der Papua. Die „Ma(e)ry" (die Missionarsfrau, überhaupt jede weiße Frau) erhält von den Angekommenen, gegen entsprechende Vergütung von Tabak natürlich, eine Kleinigkeit für die Küche, etwas wilden Honig und ein Fischlein. Auf den Honig verzichtet sie aber, er sieht gar zu unappetitlich aus.

„Macht endlich, daß wir unsere Hütten bekommen!" Der gestrenge Befehl der Eheherren duldet keinen Widerspruch. Die Weiber gehen ab, der Lärm verstummt wieder oder entfernt sich mehr. Langsam und allmählich zieht sich der Haufe zum alten Camp (Lager) zurück. Nur Kalkadu hat noch etwas auf dem Herzen. „Läßt du uns arbeiten?" fragt er den Missionar. „Gewiß, wenn auch nicht euch alle zusammen. Dazu habe ich nicht Mehl und Tabak genug. Morgen werde ich euch rufen, wenn es nicht wieder regnet." „Ein klein wenig Tabak könntest du mir wohl jetzt schon geben, nur eine Pfeife voll." „Nein, nicht vor heute abend. Gebe ich dir, so hat jeder das Recht, welchen zu verlangen, und sie werden davon Gebrauch machen. Ich will diesen Nachmittag noch ein wenig zu euch kommen. Meine Belohnung wird sich nach euerem Betragen während meiner Anwesenheit im Camp richten."

Im Camp.

Die Sonne neigt sich gegen Westen. Eine erfrischende Luft kommt von Osten her über die See, an deren Gestade die Schwarzen ihr Lager aufgeschlagen haben. Der Missionar geht, um sie zu besuchen, nicht mit einer wohlvorbereiteten Rede im Kopf — er könnte

dieſelbe ebenſo gut den Kokospalmen halten, die in Reih und Glied vor ſeinem Hauſe ſtehen. Unter Gottes freiem Himmel will er ihnen erzählen von ihrem Schöpfer, den ſie nicht kennen. Vielſtimmiges Hundegekläff empfängt ihn. Man freut ſich wenig über des Miſſionars Beſuch, erſcheint er doch mit leeren Händen. „Du kommſt wohl der Rede wegen?“ fragt Ungga, der zunächſt ſitzt. Er ſchärft die Spitze ſeines Speeres an einem runden platten Stein, ohne ſich in ſeiner Beſchäftigung unterbrechen zu laſſen. „Er kommt der Rede wegen“, meldet er gleichgültig weiter. Die meiſten Männer liegen auf dem Bauch und ſchlafen oder ſtellen ſich ſchlafend. Von den Weibern ſind etliche noch mit dem Bau der Hütten beſchäftigt. Andere klopfen und kauen weißen Lehm, wieder andere ſind in den Buſch gegangen und ſuchen dort Wurzeln. „Wenn ich mich mit euch unterhalten ſoll, müßt ihr wenigſtens aufwachen und etwas näher kommen, ſonſt kann ich auch wieder gehen.“ Die Furcht, den Tabak zu verlieren, bewirkt wenigſtens ſo viel, daß ſich endlich einer nach dem andern gähnend erhebt, um ein paar Schritte vor dem Miſſionar wieder zuſammenzubrechen und genau in der Lage zu verharren, in der ſein träger Körper den Boden erreichte. „Was iſt denn mit dem alten Barbi dahinten? Schläft der wirklich ſo feſt, daß er mich gar nicht kommen hörte, oder iſt er krank? „Krank nicht, aber müde. Wir waren auf den Inſeln (Koralleninſeln) draußen nach Tauben, und damit wir wieder zurückkehren konnten, hat er den Wind anbinden müſſen.“ „Den Wind anbinden müſſen? Wie machte er denn das?“ „Er hat ihn eben angebunden. Eine tüchtige Arbeit war es natürlich. Du mußt es doch auch gemerkt haben, daß der Wind nicht mehr ſo ſtark bläſt wie vorher.“ „Ich merkte es wohl, aber dafür kann doch der Barbi ebenſowenig wie ich und ihr.“ „Wer hat's denn ſonſt gethan?“ „Das wißt ihr immer noch nicht? Gott im Himmel, der die Erde und das Meer und die Menſchen geſchaffen, der Sonne und Mond ſcheinen läßt, der . . .“ „Ngamungakuburla kann auch den Regen rufen.“ „Bevor er mir es gezeigt, glaube ich ihm nicht. Daß er es oft genug verſucht hat, weiß ich, aber daß er ſich immer umſonſt geplagt hat, weiß ich auch.“ „Er hatte wohl damals nicht Schweiß genug vorrätig.“*) „Schwätzt doch nicht ſo einfältiges Zeug. Es iſt wie ich ſagte: Gott allein läßt regnen.“ „Freilich er hat Recht,“ ſagt der Regenmacher und macht dazu eine ſpöttiſche Bemerkung.

*) Ngala warka — viel Schweiß muß der haben, der Regen rufen ſoll. Dieſes geſchieht durch eine ſchwingende Bewegung der rechten Hand gegen die linke Seite, wobei die Achſelhöhle leicht geſtreift wird. Auch große Holzſtöße werden errichtet, die dann Regen anziehen ſollen.

„Schweig, du Spötter!“ „Werde nur nicht böse“, sucht jener den Missionar zu beschwichtigen. „Macht ihn nicht zornig“, warnt ein anderer, „sonst giebt er uns keinen Tabak.“ „Hört jetzt seine Rede“, ruft jetzt ein dritter, „ich hab es immer gesagt: er redet gut und wir sollten bei ihm bleiben.“ Schon der Ausdruck seines gelangweilten Gesichtes straft ihn Lügen. Seine schönen Worte vermögen darum den Missionar auch nicht zu rühren.

„Wenn ihr nur einmal die Wahrheit sprechen und der Botschaft, die ich euch bringe, Glauben schenken wolltet. Um euch mit Tabak zu versehen, bin ich doch nicht hergekommen, sondern um euch zu versichern, daß Gott im Himmel euer Freund ist, trotzdem ihr sein Wort so ungern hört.“ „Sein Wort so ungern hört“, murmelt gedankenlos Darba, der schon halb erblindete Greis. „Und möchte, daß ihr gut würdet“. „Und möchte, daß ihr gut würdet“, wiederholt jener. Die meisten nicken schon wieder. „Du sollst mir nicht jedes Wort nachpappeln, Darba, sondern nur aufmerken. Sag' einmal, möchtest du denn nicht gut werden?“ „Bin ich etwa böse? Habe ich dir nicht heute morgen Honig gebracht?“ „Das war gewiß schön von dir, obwohl du es nicht umsonst gethan hast. Dennoch bist du böse schon durch deinen Vater; denn von ihm hast du das Lügen und Stehlen gelernt“; — er lächelt blöde. „Aber du hast die längste Zeit auf der Erde zugebracht und weißt nicht, wie bald du vielleicht schon sterben mußt und . . .“ „Ich sterbe nicht.“ „So, warum sind denn dann alle deine Vorfahren gestorben?“ „Die wurden von Schwarzen umgebracht, welche uns feindselig sind,*) oder die Mami (Polizisten) und Weißen haben sie erschossen, oder der Wutji**) hat sie geholt.“ „Der Wutji?“ „Ja freilich“, fällt nun Wauole ein, der mit dem Unhold schon besonders häufig zusammengeraten sein will — „beim letzten Vollmond erst war er wieder in unserem Camp.“ „Wenn ich den doch auch einmal sehen könnte!“ „Der kommt nie, wenn Weiße dabei sind.“ „Aber

*) Es ist ein bekannter Aberglaube der Papua, daß keiner von ihnen eines natürlichen Todes sterbe, sondern nur durch Zauberei eines ihrer Stammesgenossen oder der Wakurga (Inländer) beseitigt werde. Daher die fortwährenden Feindseligkeiten, die allerdings infolge der grenzenlosen Feigheit der Eingebornen im ganzen nur selten zu Blutvergießen führen.

**) Ein meist in Bäumen wohnendes den Schwarzen feindseliges Gespenst. Die Furcht vor ihm ist besonders bei Weibern und Kindern grenzenlos. Natürlich wird sie von den Alten zu allem möglichen Schabernack ausgenützt. Der Geist wird sehr verschieden beschrieben, nimmt die Züge eines Struwelpeter an. Auch wir Weiße gehören übrigens zu den Wutjis unter dem Namen wangar oder malul.

wie sah er denn diesmal aus?" „Wir haben ihn bloß gehört. Er kratzte und scharrte auf einer der Hütten. Die Gurm war drinnen. Sie schrie: „Wutjiga dute!" (fort, der W. ist da) und wir schrieen alle mit, und durch den Lärm haben wir ihn verscheucht. Aber die Kalkodan nahm er eine große Strecke weit mit die Küste hinunter, und wie sie nach einer Weile zurückgekommen, da hat ihr Wanole zwei Hölzer aus dem Rücken herausgezogen." „Wie? Hölzer herausgezogen? du, Wanole? Hast du sie noch?" „Nein." „Aber die Narben sind doch wohl noch zu sehen am Rücken der Kalkodan? Zeig mal her, K.!" „Man sieht nichts", wehrt Barbi, welcher sich während des interessanten Gespräches auch etwas erholt hat, mit dumm-ernstem Gesicht ab. „Er hat's gleich wieder zugemacht."

Ziemlich die ganze Gesellschaft nimmt an dieser Unterhaltung teil. Manche lachen über des Missionars ungläubiges Gesicht. „Ihr habt mir nun viel weis zu machen gesucht, aber gar nichts bewiesen; denn gekratzt kann an der Hütte doch ebensogut eine Eidechse oder ein Käfer haben. Und die Frau würde sicherlich nicht fortgelaufen sein, wenn es nicht gerade Vollmond, sondern finster gewesen wäre."

Als Antwort erfolgt wieder allgemeines Gelächter. „Laßt ihn, der versteht's eben nicht, wir wissen es besser." „Ich will euch etwas sagen", fährt der Missionar, den aufgeregten Zustand der Geister benützend, fort: „Ich glaube selbst an einen Wutji, und zwar an einen, der in euch drinnen sitzt und ein noch größerer Lügner ist als ihr alle mit einander. Ohne den würdet ihr auf solch' dumme Einfälle gar nicht kommen. Nun aber freut er sich, daß ihr alle die Lügen glaubt, die er euch in die Ohren bläst, und dazu die größte, zu meinen, ihr wäret bei alledem noch gut. Der aber heißt mit seinem eigentlichen Namen nicht Wutji, sondern Satan." „Hast du den gesehen?" „Nein, aber daß er da ist, beweist mir eben eure Dummheit und Schlechtigkeit."

Wanudere winkt mit der Hand. „Nun, was giebt es?" „Hast du deinen Fisch schon gegessen, den ich dir gebracht habe?" „Wie kommst du auf die Frage?" „Ich wollte dich nur daran erinnern, damit du ihn nicht stinkend werden läßt. Iß ihn ja gleich, wenn du mit der Rede fertig bist." „Habt ihr mich schon satt?" „Nein, nein, wir hören gerne zu, komme nur morgen wieder. Heute abend kommst du doch auch zum Korobberi (Tanz)? Die Sonne geht schon beinahe unter (es ist aber erst 4 Uhr). Wir werden uns nachher noch bemalen, wenn du fertig bist." „Ihr werdet es euch schon gefallen lassen müssen, daß ich noch ein wenig bleibe."

Man hört keine Erwiderung mehr. In der hintern Reihe strecken sich einige der Länge nach auf den Boden. Manche spielen mit ihren

Zehen, andere spießen mittels spitzer Gräser die Fliegen an, ein anderer summt in dem allen Schwarzen eigenen widerlichen Leierton ein Schlummerlied auf den Missionar gemünzt. Die Weiber aber können um ihrer Kinder willen nicht länger zuhören, weil dieselben nicht mehr still halten wollen. „Wozu glaubt ihr denn eigentlich auf der Welt zu sein?", fragt der Missionar nach einer Pause, „rein nur zum Essen und Schlafen? „Sollen wir etwa Häuser bauen wie ihr?"*) „Das nicht, aber hierbleiben und arbeiten sollt ihr und hören auf das, was wir euch sagen." „Dazu sind wir ja eben gekommen." „Ich merke nichts davon. Aufmerksam seid ihr wenigstens nicht." „Wann bekomme ich eigentlich meine Frau, die Muru?" ruft Waundukon**) dazwischen, ein wüster Mensch mit unheimlichen kleinen Augen. Die Poesie ist in Prosa übergegangen. „Niemals. Du hast bereits vier Weiber und kannst zufrieden sein." „Aber Muru gehört mir auch noch." „Wie so?" „Ich habe doch ihre Schwester." „Es ist aber Gott, der . . ." Ein paar Hunde beginnen zu knurren. Wie elektrisiert fährt alles herum. Eine große fette Guana (Eidechse) raschelt pfeilgeschwind an den Hütten vorbei ins Gras und — fort ist die ganze Gesellschaft.

Eine Bewegung unter den Urao-Kols.

Im vorigen Jahrgang des Missions-Magazins (S. 251 ff.) haben wir von einer Bewegung unter den Mundari-Kols erzählt, die ihre Entstehung einem abgefallenen Christen verdankte, der sich als Messias seines Volkes ausgab und durch seine angeblichen Offenbarungen Christen und Heiden zu verführen suchte, bis die Polizei seinem schwärmerischen Treiben ein Ende machte. Nun darf die unter den Kols arbeitende Goßner'sche Mission von einer Bewegung erfreulicher Art berichten, die sich darin äußert, daß

*) Die Schwarzen haben durchaus nicht vor den Weißen wegen deren Geschicklichkeit Respekt, sie bemitleiden uns nur als die zum Arbeiten Verurteilten, zumal sie ja einst doch unser ganzes Besitztum zu erben gedenken.

**) W. ist der einzige, der sich noch nicht zufrieden giebt, und so oft wir ihm begegnen, das genannte Mädchen (Muru-Martha) von uns verlangt. Er hat sich jedoch jetzt dem Trunk ergeben und wird es nicht mehr lange treiben. Er ist einer von den Unverbesserlichen, denen es auf einen Mord mehr oder weniger nicht ankommt.

ganze Scharen von Heiden herbeikommen und sich bei den Missionaren zum Taufunterricht einstellen. Der Herd dieser Bewegung ist das Biru-Gebiet, südwestlich von Ranstschi, wo die Mission durch die Besetzung des Platzes Khutitoli neuerdings einen Mittelpunkt für die Arbeit in jenem Gebiet geschaffen hat. Letzterem Umstand ist es wohl auch zuzuschreiben, daß es zu jener Bewegung, die sich hauptsächlich auf die Urao-Kols jenseits des Sankhflusses erstreckt, gekommen ist. Doch haben auch die sozialen Verhältnisse, wie sie dort bestehen, mitgewirkt.

Wie nämlich überall in Tschhota Nagpur ist auch in Biru die Frage nach dem Besitzrecht von Grund und Boden gesetzlich noch so wenig geregelt, daß sie geradezu zu einer Quelle unzähliger Streitigkeiten zwischen den Großgrundbesitzern und den kleinen Bauern geworden ist. Dieser Streit wird noch durch einen gewissen nationalen Gegensatz verschärft. Die Grundherren gehören den Hindus, die Bauern den verachteten Kols an, die einst die Herren des Landes waren, das ihnen von jenen abgenommen worden ist, und noch jetzt sind die Hindus bestrebt, mit List oder Gewalt dem armen Kol seinen mühsam urbar gemachten, fruchtbaren Waldboden zu rauben. In Biru scheint das besonders der Fall gewesen zu sein, und eine ganze Reihe einzelner Beispiele bezeugen die Schandthaten der Hindus. Da haben es denn die Bewohner einer Anzahl heidnischer Kols-Dörfer eingesehen, daß es nur das Christentum sei, das ihnen in ihrer bedrängten Lage Hilfe bringen könne. Sie wandten sich deshalb an die Goßnerschen Missionare mit der Bitte um Katechisten und Lehrer. Diese entsprachen denn auch dieser Bitte, und so konnte Missionar Lokies in Khutitoli im März dieses Jahres schon 600 neue Taufbewerber in seine Gemeinde aufnehmen. Doch damit war die Bewegung noch nicht zum Stillstand gekommen, und es erschien durchaus notwendig, daß ein europäischer Missionar sie zu überwachen an Ort und Stelle weile. Aus diesem Grund erhielt Missionar John den Auftrag, in jene Gegend zu ziehen und in den Bergen von Biru dem Herrn eine neue Gemeinde aus den Kols sammeln zu helfen. Er verließ zu dem Zweck am 1. April d. J. seine Station Ranstschi und begab sich nach Khutitoli, von wo er in Begleitung von Missionar Lokies nach seinem neuen Arbeitsfeld weiterreiste. Hören wir nun, was er von dort berichtet.

Des Mondes Silberscheibe stand schon längst leuchtend am Himmel, als wir das erste Dorf jenseits des Sankhflusses erreichten. Aber trotz der späten Abendstunden fanden wir jung und alt versammelt, um den neuen Missionar zu begrüßen. Mit Gesang und freundlichem Händedruck wurden wir empfangen. Je lauter es dabei hergeht, desto feierlicher ist es. In langem Zuge kamen die Frauen und Mädchen des Dorfes herbei. Die ältesten von ihnen trugen Wasser und Oel in Messinggefäßen. Sie wuschen und salbten meine Hände, wobei die andern sangen: „O Herr, wenn du uns verläßt in Freud' und Leid, dann o weh! Wenn du uns nicht immer Liebe und Güte erzeigst, dann o weh!" Lange saßen wir noch unter dem blauen Himmelszelt bei einander, durch Rede und Gesang Gott lobend, daß er auch hierher sein Wort gesandt habe.

Unvergeßlich wird uns auch der folgende Palmsonntag bleiben, den wir in einem Dorfe feierten, wo bisher noch nie Gottesdienst gehalten worden war. Etwa 200 Personen waren in einem Hause und auf dem Hofe desselben versammelt. Da viele erst vor einigen Tagen zum Christentum übergetreten waren, trugen sie noch alle heidnische Abzeichen und Schmucksachen an sich. Wegen der schon älteren Christen hielten wir die gewöhnliche Gottesdienstordnung inne, aber den jüngeren mußte erst alles erklärt werden, z. B. was das Gebet sei, weshalb man dabei die Kniee beugt und die Hände faltet, warum die Christen singen u. a. m. Was uns aber besonders das Herz bewegte, das auszusprechen fanden wir nachher reichlich Gelegenheit, der eine im Anschluß an die Epistel des Palmsonntags, und der andere auf Grund des für die neuen Christen so passenden Wortes: „Siehe, dein König kommt zu dir!" Es ist überhaupt wunderbar, wie die Worte des Herrn und seiner Apostel so ganz unmittelbar auf die Verhältnisse anwendbar sind, in denen unsere jungen Heidenchristen stehen. Wenn so eine große Schar Heiden, innerlich und, wie im vorliegenden Falle, auch äußerlich geknechtet, mit dem Wunsche zu uns kommt, „wir wollen Christen werden!" so tragen sie damit eine ungeahnte Fülle von Arbeit auf die Schultern des Missionars. Es ist fürwahr keine Kleinigkeit, ein heidnisches Gemeinwesen mit all seinen dunkeln Schattenseiten in ein christliches umzuwandeln. Handelt es sich doch in diesem Falle nicht darum, daß dieser oder jener Christ wird, sondern daß gleich ganze Gemeinden in die Kirche eingehen. Für uns evangelische Missionare aber steht es fest, daß wir nach dem Befehl des scheidenden Herrn Jesu zuerst mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln die Taufbewerber über christliche Lehre und christliches Leben auf Grund der heiligen Schrift unterrichten müssen. Ich konnte das freilich nicht alles allein übernehmen, und so haben

wir denn hin und her eingeborne Katechisten eingesetzt, die uns dabei helfen.

Auch mit Schulen ist gleich ein Anfang gemacht worden, durch die wir die heranwachsende christliche Jugend nicht nur über ihre heidnischen Volksgenossen emporheben, sondern auch besonders zu Bürgern im Reiche Gottes erziehen möchten. Es ist gewiß sehr erfreulich, berichten zu können, daß die neuen Christen bisher nicht nur etwas gelernt haben, sondern daß sie auch schon beginnen, ihr Leben nach dem Gelernten einzurichten. Als wir anfingen, kamen die Leute mit allen heidnischen Abzeichen zusammen, auch waren sie anfangs durchaus nicht dazu zu bewegen, die Kaste zu brechen. Sie gestatteten mir nicht einmal, ihre Häuser zu betreten, wollten auch keinen Bissen Brot von mir annehmen. Sie sprachen es ganz offen aus, daß sie nicht verstanden, weshalb das nicht so sein dürfe. Wir ließen sie einstweilen gewähren in der gewissen Hoffnung, daß Gottes Wort über christliche Gemeinschaft sie schon eines andern belehren werde. Und siehe da, schon nach einem Monat sind nicht nur die Lasten heidnischer Schmucksachen abgelegt worden, sondern es haben auch alle bis auf die Bewohner dreier Dörfer endgültig die Kaste gebrochen.

In andern Dingen sind wir dagegen von Anfang an strenger gewesen. Wir forderten ganz entschieden, daß das Branntweintrinken aufgegeben und der heidnische Tanzplatz des Abends nach der Arbeit gemieden werden müsse. Das sind für die Kols zwei schwere Verbote, aber sie sind bis jetzt durchgeführt worden. Nur einmal fand ich alle Männer eines Distrikts betrunken. Zur Entschuldigung führten sie an, daß sie nur den Schnaps hätten austrinken wollen, den sie noch als Heiden gebraut hatten, damit er ihnen in Zukunft nichts mehr anhaben könne. Ohne mein Wissen haben jedoch die Bewohner des andern Dorfteils Zucht an den Trinkern geübt und ihnen eine Strafe auferlegt, die sie auch willig auf sich genommen haben.

Wir verkennen nicht die Gefahr, die darin liegen kann, daß ganze Dörfer zugleich christlich werden, und doch können wir unter den so eigenartigen indischen Verhältnissen nicht dankbar genug sein, daß dem hier so ist. Die großen Gefahren, die für den einzelnen schwachen Christen aus dem strengen Kastenwesen, den Sünden und der nicht zu unterschätzenden Feindschaft des ihn umgebenden Heidentums erwachsen, fallen fast ganz weg. Wo keine Heiden im Dorfe sind, ist auch die Verführung zum Trunk nicht so groß. Wenn jetzt abends die Dorfleute zu christlichem Gesang und Unterricht auf dem ehemaligen Tanzplatz sich versammeln, so wird die Jugend durch nichts mehr an das erinnert, was hier einst war. Keine heidnische Hochzeit wird mehr gefeiert, kein Toter mehr nach heidnischer Weise ver-

brannt. Die Götzenopfer hören auf, der Glaube an die Allmacht des Teufels und der bösen Geister wird nach und nach schwächer. An die Stelle alles dessen können wir ungehindert etwas Neues setzen. Vor allem haben wir uns bemüht, allabendlich die neuen Christen im Worte Gottes zu unterweisen. Dadurch wird sich vieles andere von selbst finden und die heidnische Finsternis nach und nach überwunden werden, die noch in den jungen Gemeinden herrscht. Wahres christliches Leben wird dann auch den heftigen Widerstand überwinden, den die heidnischen Gutsbesitzer unserer Arbeit entgegensetzen; denn sie suchen mit allen Kräften zu verhindern, daß sich das Christentum weiter ausbreite, und lassen es an Drohungen und Gewaltthätigkeiten den Christen gegenüber nicht fehlen, die in ihrem schwachen Zustande gar leicht wieder abfallen können. Doch ist bisher nur ein Dorf aus Furcht wieder ins Heidentum zurückgesunken; die andern haben sich als treu erwiesen. Ja in rührender Weise haben die Bewohner einiger Dörfer dargethan, wie sie dem neuen Glauben anhangen. Als der heidnische Gutsherr merken ließ, daß er den Bau einer Kapelle nie gestatten werde, haben sie doch in aller Stille alles dazu vorbereitet und dann in zwei Tagen und einer Nacht mit vereinten Kräften das Gebäude so weit fertig gestellt, daß es nicht mehr eingerissen werden konnte.

So geht es vorwärts mit Gottes Hilfe, und erst gestern hatte ich die Freude, 164 Bewohner eines neuen Dorfes als Taufbewerber annehmen zu können, so daß sich jetzt die Zahl aller neuen Christen auf etwa 800 beläuft. Dem Herrn sei Dank, daß er uns eine solche Schar zugeführt hat! Er wolle ihnen Hunger nach dem Heile geben, wie es uns im Evangelium angeboten wird, daß ihre Seele satt werde von dem, was wir ihnen bieten können, und daß sie vor Rom und dem Rückfall ins Heidentum bewahrt bleiben! (Nach: Die Biene auf dem Missionsfelde.)

Gebet
für die Bekehrung der Heiden.

Von J. Kaspar Lavater.

1.

Herr, wie viele Schafe sind,
Die noch keinen Hirten haben,
Die verirrt, verdorben, blind,
Fern von deinen höhern Gaben,
Deiner, Vater, sich nicht freu'n,
Dir nicht ihre Tage weih'n,
Sich und ihrer Lust nur leben,
Nie vom Staube sich erheben!

2.

Niemand führt sie zu der Spur
Deiner süßen Tugendlehren;
Man verschmäht, verdammt sie nur,
Statt zu dir sie zu bekehren.
Niemand, Herr, erbarmt sich ihr!
Leite du sie selbst zu dir;
Vater, treuer Vater, wende
Dich zum Werke deiner Hände!

3.

Dir ist ihre Nacht bekannt!
Sind nicht aller Menschen Seelen,
Herr, in deiner Vaterhand?
Können dir wohl Mittel fehlen,
Sie zu deinem Gnadenreich
Einzuführen und, uns gleich,
Aus der Todesnacht zum Leben
Deiner Kindschaft zu erheben?

4.

Vater der Barmherzigkeit,
Vater aller deiner Werke!
Mache du ihr Herz bereit,
Daß es auf die Wahrheit merke!
Dein, Herr, ist allein die Kraft,
Die aus Steinen Kinder schafft!
Sprich: Es werde Licht und Wahrheit!
Fülle ihren Geist mit Klarheit!

5.

Willst du dich denn uns allein,
Vater, uns nur offenbaren?
Sollen wir nur Kinder sein,
Die wir, wie sie, Sünder waren?
Womit haben wir's verdient,
Daß dein Sohn uns dir versühnt?
Deine Gnad' ist allen Frommen,
Vater, erst zuvorgekommen!

6.

Ach, Herr! So verschmäh' sie nicht,
Sende ihnen treue Lehrer,
Und dein unverfälschtes Licht
Leuchte jedem ihrer Hörer!
Mache dein Erbarmen kund,
Weisheit leg' in ihren Mund!
Laß dein'n Eifer sie regieren,
Völker dir zurückzuführen.

7.

Mehre du der Boten Zahl,
Die des Sohnes Reich ausbreiten,
Und zum großen Abendmahl
Heidenscharen vorbereiten!
Ziehe sie mit Segen an,
Daß ihr Wort nicht fehlen kann,
Daß bald auf der ganzen Erde
Eine Herd', ein Hirt nur werde!

8.

Ach, Herr, wann wird dies geschehn?
Wie? wenn aller Christen Herzen
Dich um diesen Tag anflehn?
Wenn sie, voll von Mitleidsschmerzen,
Die die reinste Lieb' erzeugt,
Unablässig, tief gebeugt,
Brüdertränen vor dir weinen —
Wird dann dieser Tag erscheinen?

9.

Laß, o Menschenvater, dir
Diese Thränenströme fließen!
Ach, was soll ich — sag' es mir —
Thun, daß Christen sie vergießen?
Ich vergösse gern mein Blut,
Käm's den Armen nur zu gut;
Würde freudenvoll mein Leben
Jeden Augenblick hingeben.

10.

Noch einmal: erbarm' dich ihr,
Vater, Vater voll Erbarmen!
Locke, Treuster, sie zu dir
Und zu deinen offnen Armen!
Zeige ihnen auf dem Thron
Ihren Heiland, deinen Sohn,
Daß sie bald zu seinen Füßen
Seinen Gnaden-Scepter küssen!

Sonntags, den 4. September 1763.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Persien. Vor einiger Zeit meldeten die Missionare der amerikanischen Presbyterianer, die in Orumia unter den Nestorianern und Mohammedanern arbeiten, von einer sehr erfreulichen Bewegung unter den Nestorianern, sodaß ihre Gottesdienste von mehr als 8000 Menschen besucht wurden. Diese Bewegung scheint nun aber durch russischen Einfluß in andere Bahnen gelenkt worden zu sein, indem sich plötzlich russisch-orthodoxe Priester in Orumia einstellten. Sie wurden von den Nestorianern, die schwer unter dem mohammedanischen Joch seufzen, für ihre Befreier angesehen und als solche mit Freuden begrüßt. Die Folge davon war, daß viele, die sich der Mission genähert hatten, nun den russischen Priestern zufielen.

Mandschurei. Die Arbeit der schottischen Unierten Presbyterianer in der Mandschurei ist in letzter Zeit sehr reich gesegnet gewesen. Hunderte der Bewohner von Tie-ling sind im Begriff, zum Christentum überzutreten. In einem Monat konnten über 150 Personen getauft werden. Aus Mukden berichtet Dr. Roß, daß in dieser Stadt und in den umliegenden Dörfern ca. 800 Taufbewerber auf der Liste stehen. In Yi-lu beläuft sich die Zahl der Getauften und Katechumenen auf mehr als 600 Seelen. Die Gesamtzahl ihrer Gemeindeglieder ist im letzten Jahr von 2413 auf 3069 gestiegen, die der Taufkandidaten von 289 auf 1009. Ebenso berichten die gleichfalls dort arbeitenden irischen Presbyterianer von einer reichen Ernte. Miss. Fulton in Mukden durfte innerhalb weniger Monate 208 Personen taufen, zu denen später noch weitere Taufen hinzukamen. Im ganzen wurden von ihnen im letzten Jahr

613 Personen getauft. Auch die Stimmung der Bevölkerung ist nun der Mission eine weit günstigere und es scheint eine neue Zeit für die Mandschurei angebrochen zu sein. Freilich wirkt auch der Umstand mit, daß das Volk darnach seufzt, vom Druck der bestechlichen und aussaugerischen Beamten befreit zu werden.

Todesfälle. Eine sehr schwere Heimsuchung hat die Hermannsburger Mission im Betschuanenland (Südafrika) betroffen. Sie hat dort innerhalb sechs Monaten nicht weniger als 12 Mitglieder ihres Missionskreises durch den Tod verloren. Es starben nämlich im Februar: Frau Missionar Behrens; im Mai: Miss. Misselhorn, Miss. Lüneburg mit drei Söhnen, Frau Miss. Peters mit einem Kind, Miss. Springborn mit Frau und einem erwachsenen Sohn, und endlich im Juli Miss. Lohann. Diese 12 Gräber auf ein und demselben Missionsgebiet schließen eine reiche Thränensaat in sich, und man kann den Bericht darüber in der Septembernummer des Hermannsburger Missionsblattes nicht ohne tiefe Bewegung und Teilnahme lesen. Nach ihm sind sie alle einer Fieberepidemie erlegen, die das Land schwer heimsuchte und auch unter den Eingebornen viele Opfer forderte. Ueberhaupt haben allerlei Plagen, wie Krieg, Dürre, Heuschrecken, Teurung und Rinderpest das südliche Afrika seit letztem Jahr schwer betroffen. Gott wolle diese Notstände gnädiglich wenden und den Heimgesuchten seinen reichen Trost spenden!

Bücheranzeige.

Warneck, D. Prof. **Missionsstunden.** Zweiter Band: Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. Erste Abteilung: Afrika und die Südsee. Vierte Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1897. 363 S. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Diese bekannten trefflichen Missionsstunden liegen nun schon in vierter Auflage vor. Sie enthalten sowohl gut gezeichnete Bilder aus der Mission, als auch interessante Episoden aus der Geschichte der behandelten afrikanischen und ozeanischen Missionsfelder. Die neueste Auflage hat nicht nur eine teilweise Umarbeitung erfahren, so daß durch Einschiebungen und Nachträge überall der Gang der Ereignisse bis auf die Gegenwart fortgeführt ist, sondern sie ist auch um eine Missionsstunde (über Uganda) vermehrt worden. Auch haben die jüngsten Ereignisse in Madagaskar ihre Darstellung gefunden. Geistliche werden gewiß dankbar sein für diese Handreichung.

Vahl, J. **Lærebog i den evangeliske Missionshistorie.** 1897. 151 S. Kopenhagen. Bethesdas Boghandel.

Es ist dies ein vortrefflicher Leitfaden der evangelischen Missionsgeschichte, knapp, übersichtlich und zuverlässig, wie es von dem bekannten gründlichen Kenner, Schriftsteller und Kartenzeichner der Mission nicht anders zu erwarten ist. Einiges hätte zwar anders sein können, so z. B. hätte die Seite 52 erwähnte Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft auf Seite 54 bei Telegu genannt sein müssen. Doch das sind Kleinigkeiten. Vahl giebt Gediegenes. W.

Fritschel, Prof. **Die Indianermission in Michigan und Nebraska.** Separatabdruck aus „Fritschel, Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika." Mit drei Bildern. Gütersloh, C. Bertelsmann. 50 Pf.

Zwei Monographien, in denen die vorübergehenden Missionsversuche der lutherischen Kirche unter den Rothäuten anschaulich erzählt werden. Nur berührt es wehmütig, daß der ausgestreuten Saat keine Entwicklung gefolgt ist; denn sie wurde durch die List des bösen Feindes zerstört.

Aus Ost und West. Erzählungen aus der Mission für Kinder gesammelt. Mit Vorwort von Missionar em. Baierlein. Mit 6 Bildern und 2 Karten. Dresden, Justus Naumann (L. Ungelenk). broch. Mk. 1.50. | kart. Mk. 1.80.

Eine prächtige Sammlung von einigen zwanzig Missionsgeschichten, die eine Kinderfreundin der Jugend erzählt. Darstellung und Sprache sind durchweg dem jugendlichen Verständnis angepaßt und in warmem Erzählerton gehalten, sodaß wir nicht daran zweifeln, daß der Jugend mit diesen Erzählungen große Freude bereitet wird. Auch ist die Ausstattung sehr hübsch und der Druck groß und deutlich. Nur hätte das Buch vielleicht noch etwas reichlicher mit Bildern versehen werden sollen. Wir hoffen, daß es an recht vielen Orten seinen Platz auf dem Weihnachtstisch finden werde.

Die erste christliche Studentenkonferenz der deutschen Schweiz in Aarau am 23./24. März 1897. Basel, A. Geering. Fr. 1.

Die sehr vornehm ausgestattete Schrift enthält außer einem kurzen Bericht über die Konferenz selbst den Abdruck zweier Referate: 1) Kann ein Christ Darwinist sein? von Dr. H. Christ; 2) Hindernisse des Glaubens, von Prof. F. Barth; und die Festpredigt von Pfr. Ritter (Zürich) über 2 Tim. 2, 5. — Diese trefflichen gedankenreichen Referate samt der gehaltvollen Predigt dürften auch außerhalb der akademischen Kreise Beachtung und Interesse finden.

Bain, A. **Fridtjof Nansen,** der kühne Nordpolfahrer. Sein Leben und seine Forschungen. Autorisierte Uebersetzung von A. Steen. Hamburg, J. G. Oncken's Nachfolger. geb. Mk. 1.80.

Dieses hübsch ausgestattete, aus dem Englischen ins Deutsche übertragene Büchlein hat zwar mit der Mission nichts zu thun; aber wir machen doch unsere Leser gern darauf aufmerksam, da dasselbe eine knappe, gut erzählte Darstellung über den Lebensgang und die kühne Nordpolfahrt des vielgenannten Nansen und seiner Begleiter enthält. Es ersetzt somit einigermaßen das größere Werk von Nansen selbst, das wohl nicht jedermann zugänglich ist. Das Buch ist auch recht hübsch illustriert.

Dennis, D. D. **Christian Missions and Social Progress.** A Sociological Study of Foreign Missions. I. Vol. With 50 full-page reproductions of original photographs. 464 p. — Fleming H. Revell Comp. NewYork. 2½ Doll.

Es ist schwer, ein so einzigartiges Buch, wie das vorliegende, mit kurzen Worten zu besprechen. Seine Entstehung verdankt es einer Reihe von Vorlesungen, die der Verfasser, ein früherer presbyterianischer Missionar in Beirut, an einigen amerikanischen Hochschulen gehalten und die er dann bedeutend erweitert hat. Der erste Band, der uns vorliegt, behandelt in vier Vorlesungen: I. das sociale Endziel der christlichen Missionen; II. die socialen Uebel der nichtchristlichen Welt; III. die unzureichenden Heilmittel und die Ursachen ihres Mißerfolgs; IV. das Christentum als die sociale Hoffnung der Völker. — Von diesen Abhandlungen nimmt die Darstellung der socialen Mißstände (Vielweiberei, Kannibalismus, Menschenopfer, Selbstpeinigungen, Sklavenhandel,

Opium, Branntwein u. v. a. m.) den weitaus breitesten Raum ein. Sie sind dabei nach den verschiedenen Lebensgebieten, auf denen sie sich zeigen, übersichtlich gruppiert. — Der zweite Band soll dann zeigen: die Morgenröte der socialen Aera in den Missionen, sowie den Anteil, den die christlichen Missionen an dem socialen Fortschritt haben. Diesem Band soll auch eine möglichst umfassende Missionsstatistik beigefügt werden. — Das Werk ist mit sehr schönen Bildern aus dem Missionsleben ausgestattet, die durchweg zu den besten gehören, die die heutige Missionslitteratur aufweist. — Die Behandlung fußt überall auf einem sehr umfangreichen Quellenmaterial, auf das in den Fußnoten hingewiesen ist. Außerdem ist noch die gesamte Litteratur angegeben, aus der der Verfasser für jede Vorlesung geschöpft hat. Diese erstreckt sich zwar meist auf Werke in englischer Sprache, doch sind auch namhafte deutsche aufgeführt. Das Buch, das mit großer Sachkenntnis und packend geschrieben ist, scheint uns von nicht zu unterschätzender Bedeutung zu sein und behandelt als sociologische Studie Fragen und Thatsachen im Lichte der Mission, die sonst nur gelegentlich und im Zusammenhang mit geschichtlichen Darstellungen der Mission ihre Besprechung finden.

Thornton, D. M. **Africa waiting,** or the problem of Africa's evangelisation. London, Student Volunteer Miss. Union. London, 1897.

Das kleine, hübsch ausgestattete Büchlein soll dem Studenten-Missionsbund in England in diesem Wintersemester als Leitfaden dienen, mit Hilfe dessen sich seine Mitglieder über Afrika als Arbeitsfeld der Mission orientieren sollen. Im nächsten Jahr soll dann ein ähnliches Handbuch über China folgen, während in Amerika eins über Indien erschienen ist. Man ersieht daraus, wie die derzeitige Missionsbewegung unter der christlichen Studentenwelt Englands und Amerikas nicht bloß in Reden und Vereinigungen besteht, sondern daß sie sich auch mit der Abfassung einer geeigneten Missionslitteratur befaßt, die ihre Mitglieder zum Studium der Mission veranlassen und ihnen Handreichung thun soll. — Das vorliegende Büchlein giebt eine nette Uebersicht über die Geographie, Volksstämme, Sprachen und Religionen Afrikas, sowie eine solche über die verschiedenen Missionen und ihre Arbeitsfelder, bespricht den Sklavenhandel, die Branntweinseuche u. a. m., weist auch eine recht hübsche kolorierte Karte des dunkeln Erdteils auf. Die Behandlung ist zwar hie und da etwas skizzenhaft, aber sie wird gewiß ihren Zweck erfüllen.

Uhlhorn, D. **Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt.** 346 S. Stuttgart, D. Gundert. 1898. broch. Mk. 3. | geb. Mk. 4.

Seinem früheren Werk: „Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum", das schon in fünfter Auflage erschienen ist, hat Abt Uhlhorn nun in dem vorliegenden Buch die längst erwünschte Fortsetzung folgen lassen. Wie jenes ist auch dieses ein Meisterwerk, das uns im Rahmen von elf Jahrhunderten — von der Völkerwanderung bis zu den ersten Anzeichen der Reformation — den Siegesschritt des Christentums unter den germanischen Völkern, aber auch den religiösen und sittlichen Niedergang des römischen Kirchentums in lebhaften Farben schildert. Der Verfasser giebt uns damit zugleich ein eindrucksvolles Gesamtbild der Kultur-, Missions- und Kirchengeschichte jener Jahrhunderte, für das man ihm dankbar sein muß. Das Werk kann jedem gebildeten Leser nicht genug empfohlen werden.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Register.

Abeokuta, Stat. 495.
Abessinien 449.
Adele, Landschaft 186. 492.
Afrikaner Jonker, Häuptling 28 ff.
Agulu, Landschaft 252.
Alaska 312.
Aleuten-Inseln 313.
Amedschovhe, Stat. 494.
Aniwa, Insel 138.
Anum, Stat. 491 f.
Araukaner in Chili 367.
Asaba, Stadt 412.
Asante, Basler Mission 42. 402. 491.

Bara, Volksstamm i. Madagaskar 179.
Barma 479.
Barrows, Dr. 384 f.
Battersby, Dr. Missionsarzt 407.
Bellon, Miss. 72.
Bender, Miss. 10.
Benin, Landschaft 498.
Besant, Frau 407.
Bhutia, Volksstamm 456.
Bida, Hauptstadt von Nupe 232. 475.
Binger, Reisender 472.
Biru-Gebiet 524.
Bluefields, Stat. 360.
Borchgrevinck, Dr. Miss. 280.
Brek, Volksstamm in Barma 480.
Brincker, Miss. 31 f.
Brooke W., Miss. 407.
Britisch-Guyana, Rundschau 364 f.

Chaco-Indianer 366.
Chatelain Heli 500.
China, Basler Mission 1 ff. 41.
— Taufbewerber 272.
Chinesen in Nordamerika 318.
Chinesischer Verein 3 ff.
Crowther, Dr. S. Bischof 406.

Dabaura, Stadt 253.
Damara, Volksstamm 28.
Dardschiling, Stat. 81. 454.
Day, Miss. 446.
Dayspring, Missionsschiff 50. 139.
Demerara, Brüdergemeine 365.
Driggs, Dr. Missionsarzt 315.
Dschabo, König von Tschautscho 198.
Duncan, Miss. 313.

Egga, Stadt 476.
Ekiti, Landschaft 497.
Elim, Stat. 506.
Ellis, Miss. 277.
Emir von Bida in Nupe 231. 475.
Escande, Miss. 229. 271. 320. 327.
Etshe-Sprache 250.
Evans, Miss. 103.
Evheer, Volk 493.

Fante-Agona, Landschaft 491.
Fasogu, Land und Stadt 188. 492.
Ferguson, Fräul. 81. 231.
— Bischof 444.
Feuerland 367.
Fisakana, Stat. 99.
Fulbe, Volk 231. 416 ff. 470.
Futschukpai, Stat. 73.

Gallieni, General 136. 271. 307. 319. 327.
Goldküste, Basler Mission 40 ff. 490.
Grohe, Miss. 345.
Grönland, Rundschau 309.
Gurkha-Stämme 456.
Gußmann, Miss. 2. 72.
Gützlaff, Dr. 3 ff.

Hahn, Miss. 29 ff.
Haigh Henry, Miss. 20. 57. 500.
Hamberg, Miss. 1 ff.
Harmony, Missionsschiff 311.
Hartzell, Bischof 448.

Hausa-Association 408.
— Volk und Sprache 405 ff. 466 ff.
Heldring, Dr. V. G. 343.
Hengtschau, Stadt 499.
Herero, Volksstamm 26.
Herschel-Insel 316.
Hinnen, Stat. 77.
Hokschuha, Stat. 76.
Holmes, Miss. 316.
Hongkong, Stat. 1 ff.
Hoschuwan, Stat. 74.
Howa, Volksstamm i. Madagaskar 273.
Hunan, Provinz in China 498.

Ibadan, Stat. 495.
Idjaje, Stat. 495.
Indianer in Nordamerika 318.
Indien, Basler Mission 11 ff.
— Erdbeben 449.
— Heidenpredigt 53 f.
— Heidenschulen 59.
— Hinduismus 55 f. 369 ff. 419 ff.
— Islam 501 ff.
— Pest u. Hungersnot 182. 272. 499.
— religiöse Disputationen 181.
Ingham, Bischof 442.
Internationale Allianz-Mission 185.
Islam in Aegypten 504 f.
— im Sudan 570 ff.

Japan, religiöse Verhältnisse 48. 432.
John, Dr. Griffith, Miss. 498.
John, Miss. 524.
Jones, Miss. 274 f.
Josenhans, Missionsinspektor 12.

Kakuzen, eingeborner Miss. 435.
Kalimpong, Stat. 453 ff.
Kamerun, Basler Mission 42. 368.
Kanadische Mission in Japan 315 ff.
Kanhpur, islam. Hochschule 502 f.
Kano, Stadt 232. 419 f. 466 ff.
Katschenke, Stat. 186.
Kayintschu, Stat. 78.
Keffi, Stadt 414.
Kelling, Fr. Miss. 287. 345 ff.
Kelling, M. Miss. 394.
Kelling, P. Miss. 396.
Kennedy, Miss. 434.
Khadaiya, Stadt 468.
Khitschung, Stat. 71.
Khutitoli, Stat. 524.
Kleinschmidt, Miss. 29 ff.
Kols 46. 456.
Kong Ayun, eingeb. Miss. 73 f.
Kongo-Staat, Grausamkeiten 500.
Kparatavho, Hauptstadt von Tsautscho 195 f.
Kratzenstein, Dr. 43.
Kri, Indianer-Stamm 102 ff.
Kru-Stämme 445.
Kumase, Stat. 42. 402. 491.

Labrador, Mission der Brüdergemeine 311.
Lagos, Stat. 495.
Lean, W. Fräulein 99.
Lechler, R. Miss. 1 ff. 41.
Lengua, Volksstamm 366.
Leptscha, Volksstamm 455.
Leutwein, Major 34.
Lhasa, Hauptstadt von Tibet 80.
Liberia, Rundschau 448.
Li-Hung-Tschang 100.
Lilong, Stat. 6 ff.
Lobethal, Stat. 368.
Lokies, Miss. 524.
Lokodja, Stat. 232. 407 f. 476.
Lome, Stat. 494.
Longheu, Stat. 72.

Macfarlane William, Miss. 457 ff.
Madagaskar, katholische Mission 306 f. 324 ff.
— Missionshospital 35 ff. 136.
— Norwegische Mission 178.
— Pariser Mission 320. 332 ff.
— religiöse Verhältnisse 98. 136. 182. 229. 271. 273. 319. 324.
Maharero, S. Oberhäuptling 26 ff.
Mandschurei 529.
Marwari, Juden Nordindiens 456.
Matsumoto, Stat. 434.
Mengo, Hauptstadt von Uganda 49.
Miller, Dr. 22. 56 ff. 64 ff.
Minault, Miss. 320. 327.
Missionen:
— Amerikanische: baptistische 100. 313. 494. 498; — lutherische 446; — Methodisten 313; — kanadische Methodisten 318; — Presbyterianische 99. 312. 318; — protestantisch bischöfliche 313; — Sudan-Mission 49.

Missionen:
— dänische 172. 309.
— deutsche: Allgemeiner evangel. protestant. Missionsverein 94; — Basler 1 ff. 11 ff. 40 ff. 186. 271. 490; — Berlin I 43; — Berlin II 46; — Berlin III 95; — Brüdergemeine 38 ff. 183. 309. 313 f. 359. 365; — China Allianz Mission 97; — Hermannsburger 90. 530; — Leipziger 46; — Neuendettelsauer 97; — Neukirchener 94; — Norddeutsche 45 ff. 271. 493; — Rheinische 29. 44 f.; — Schleswig-Holsteinische 92.
— englische: Ausbreitungsgesellschaft 278. 432. 443; — China Inland 49. 93; — kirchliche 49. 232. 272. 315. 364. 405 ff. 440. 494; — Londoner 277. 498; — Quäker 278. 313; — südamerikanische 366 ff. — Wesleyaner 443. 494.
— holländische: Rotterdamer Missionsgesellschaft 343.
— norwegische: 99. 175. 278.
— Pariser: 229. 320. 332. 439.
— schottische: staatskirchliche 453 ff.
— Universitäten 458. — Un. Presbyterianer 529.
— schwedische: 313. 449.
Mohammedanische Hochschulen 501 ff.
Moilim, Stat. 41. 74.
Monrovia, Stadt 445.
Morgenroth, Miss. 76.
Morgenstern, Missionsschiff 50.
Morrison, Miss. 2.
Moskito-Indianer 359 ff.
Muanga, König von Uganda 90. 448.
Mühlenberg, Stat. 446.

Nagano, Stadt 437.
Newnham, Bischof 315.
Nigermission 405 ff.
Nikaragua 359 ff.
Nupe, Landschaft am Niger 231.
Nyenhangli, Stat. 10 ff.

Ode-Ondo, Stat. 497.
Oftebro, Miss. 177.
Okahandja, Stat. 30.
Okwawu, Landschaft 491.
Ona, Volksstamm 367.
Onam, Volksfest in Malabar 167.
Onitscha, Stat. 477.
Ostafrika, Mission der Brüdergemeine 183.
Otjikango, Stat. 30 ff
Otjimbingue, Stat. 30 ff.

Parker, Miss. 315. Papua, Australneger 506 ff.
Paton John, Miss. 50. 137.
Peck, Miss. 315.
Persien 529.
Phil-African-League 500.
Piton, Miss. 10.
Plakker-Gesetz in Transvaal 177.
Pohlmann, Dr. Missionsarzt 446.
Ponape, Insel 50.
Ponder, Dr. C. F. Missionsarzt 460.
Port-Lokko, Stadt 442.
Pukak, Stat. 6 ff.

Ramseyer, F. Miss. 42. 402.
Rehoboth, Stat. 30 ff.
Richard, Th. Miss. 499.
Rio-Pongo, Fluß 443.
Robinson, Charles 409 ff.
Robinson, J. A. Miss. 407.

Sakalava, Stämme an der Westküste Madagaskars 180.
Sangi-Inseln 286.
Santals 456.
Saria, Stadt 415.
Saultaux-Indianer 104.
Saunders, L. Fräulein 319.
Schaible, Miss. 78.
Schön, Dr. Miss. 408 ff.
Schröder, Karl Miss. 345 ff.
Schultze, Dr. A. 314.
Schultze, Miss. 78.
Shaw, Miss. 432.
Shigatse, Stadt in Tibet 85.
Sierra-Leone, englisch-kirchliche Mission 440.
Sikkim, Gebirgsland i. Nordindien 453.
Sinkunia, Stadt 442.
Sirabe, Stat. 99. 179. 324.
Sitka, Stadt 313.
Sklaverei und Sklavenjagden im Sudan 468 f.
Smith, Fräulein 438.
Sokoto, Stadt und Land 417.

Statistisches 39 ff. 49. 79. 91 ff. 98. 130. 136. 172 ff. 232. 271. 277 ff. 392 ff. 441. 464. 494.
Steller, Miss. 345.
Stringer, Miss. 316.
Sudan-Mission, amerikanische 442. — englisch-kirchliche 407. 478.
Surinam, Rundschau 361 ff.
Swami Wiwekananda 371 ff.

Tagyang, Landschaft 256.
Taiping-Revolution 8 ff.
Tananarivo, Hauptstadt von Madagaskar 35. 231. 279.
Tanna, Insel.
Tauffmann, Miss. 387.
Taungu, Stadt in Barma 479.
Taylor Annie, Fräulein 81 ff.
Taylorsche Mission in Westafrika 445. 447.
Thomson, J. Reisender 472.
Tibet, Pionier-Mission 80 ff. 231.
Timu-Sprache 250.
Togo, Deutsches Kolonialgebiet 492.
Transvaal, Plakker-Gesetz 177.
Tschirokesen-Indianer 318.
Tshi-Sprache 187.
Tschhonglok-Bezirk 10 ff.
Tschonghangkang, Stat. 72.
Tschonghin, Evangelist 8 ff.
Tschongtschun, Stat. 10 ff.
Tschu-Han 498.
Tschamba, Stadt 197. 249.
Tschautscho, Land 188. 194 ff. 492.
Tugwell, Bischof 232. 411. 478.

Uganda 49. 88. 232. 448.
Urambo, Stat. 183.
Urao-Kols 523 ff.
Unalaska, Stadt 313.

Wakamba, Volksstamm 46.
Westafrika, Mission unter der Zwergbevölkerung 99. — Rundschau 439. 490. — Taylorsche Mission 447.
Windhoek, Stat. 29.
Winnes, Miss. 6 ff.
Witbooi Henrik, Häuptling 34.
Wittenberg, Dr. Missionsarzt 79.
Wood, Miss. 497.

Yatong, tibetischer Handelsplatz 81.
Young, C. R. Miss. 101.
Yukon, Fluß in Alaska 312.

Zenkoji, Tempel in Japan 438.
Ziegenbalg, Miss. 56.
Zweifel, J. Reisender 476.

Bibelblätter:

Nr. 1. Die Bibel in den verschiedenen Sprachen der Welt. — Ein bewegtes Missionsleben. — Biblische Wahrheiten in chinesischem Gewand. — Das Bibelwort ein Same des Lebens. — Kurze Mitteilungen.

Nr. 2. Das Evangelium auf der Insel Kuba. — Brief einer jungen Jüdin. — Lebensschicksale eines Neuen Testaments. — Einige Gedanken und Aussprüche von A. Vinet.

Nr. 3. Unter den Aussätzigen von Almora. — Uganda und sein Bibelvolk. — Ein Bibelverein in Afrika. — Wie fleißig unsere Alten die Bibel lasen. — Bücheranzeige.

Nr. 4. Im Dienst der Bibel. — Im Sabinergebirge. — Im Heim des Isländers. — Er wuchert recht. — Kurze Mitteilungen. — Bücheranzeige.

Fr. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1897.

Die Bibel in den verschiedenen Sprachen der Welt. — Ein bewegtes Missionsleben. — Biblische Wahrheiten in chinesischem Gewand. — Das Bibelwort ein Same des Lebens. — Kurze Mitteilungen.

Nr. 1.

Die Bibel in den verschiedenen Sprachen der Welt.

Nicht selten wird die Frage aufgeworfen, in wie viele Sprachen und Mundarten der Welt die Bibel bis jetzt übersetzt sei. Die Antwort, die man sich hierauf gewöhnlich giebt, und die dahin lautet, daß die hl. Schrift in nahezu 400 Sprachen übersetzt sei, ist nur mit einer gewissen Einschränkung richtig. Sie ist es nur insofern, als damit einzelne Teile der hl. Schrift gemeint sind, deren Uebersetzungen sich allerdings auf nahezu 400 belaufen. Versteht man aber unter jener Frage die vollständige Bibel Alten und Neuen Testaments in allen ihren Teilen, so beziffert sich die Anzahl ihrer Uebertragungen in die verschiedenen Sprachen der Welt auf 108. Wir ersehen dies aus einer Liste, die der Sekretär der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, J. G. Watt, vor kurzem aufgestellt hat. Nach ihr ist bis jetzt die hl. Schrift in vollständiger Ausgabe in 40 europäischen, 41 asiatischen, 14 afrikanischen, 10 australischen bezw. ozeanischen und 3 amerikanischen Sprachen erschienen. Dabei ist aber zu beachten, daß die Ausgaben von verschiedenen Uebersetzern in einer

und derselben Sprache, sowie solche in verschiedener Schrift als eine Ausgabe gezählt sind. Ebenso sind solche, die nur in Bruchstücken existieren, wie z. B. die gothische Bibelübersetzung, in der Liste nicht mit eingerechnet.

Bemerkenswert ist die große Anzahl von Bibelausgaben in asiatischen Sprachen. Fast alle derselben sind erst im Laufe dieses Jahrhunderts hergestellt worden. Sie sind ein beredtes Zeugnis von dem Fleiß und Eifer der heutigen Missionen, durch deren Arbeiter dieses mühevolle Werk gethan worden ist. Asien hat hierin sogar Europa bereits überholt und noch stehen für dasselbe manche Uebersetzungen in Aussicht, während das bei Europa wohl kaum der Fall sein dürfte.

Die vierzehn afrikanischen Bibelausgaben, sowie die zehn der Südsee gehören ihrer Entstehung nach alle diesem Jahrhundert an. Bei Afrika sind es sozusagen erst die Erstlingsausgaben, und es ist zu erwarten, daß bei der Rührigkeit der Missionare auf diesem Gebiet die Zahl der Uebersetzungen sich von Jahr zu Jahr mehren werde.

Von den 108 Bibelausgaben, die wir in der nachstehenden Liste alle mit Namen aufführen, sind einige wenige schon vor Gründung irgend einer Bibelgesellschaft im Druck erschienen. Dagegen hat die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft, die im Jahre 1804 gegründet wurde, allein über 80 derselben herausgegeben. Die übrigen sind von andern britischen, amerikanischen, deutschen und holländischen Gesellschaften veröffentlicht worden.

I. Europa (40).

1. Englisch. 2. Welsch. 3. Gälisch. 4. Irisch. 5. Man (eine gälische Mundart der Insel Man). 6. Böhmisch. 7. Bretonisch. 8. Bulgarisch. 9. Holländisch. 10. Esthnisch. 11. Finnisch. 12. Flämisch. 13. Französisch. 14. Georgisch. 15. Deutsch. 16. und 17. Alt- und Neugriechisch. 18. Isländisch. 19. Italienisch. 20. Kroatisch oder Serbisch. 21. und 22. Lappisch (im norwegischen und schwedischen Lappen-Dialekt). 23. Lateinisch. 24. Lettisch. 25. Lithauisch. 26. Magyarisch. 27. Norwegisch oder Dänisch. 28. Polnisch. 29. Portugiesisch. 30. und 31. Romanisch (in zwei Mundarten). 32. Rumänisch. 33. Russisch. 34. Slavonisch. 35. Spanisch. 36. Jüdisch-spanisch. 37. und 38. Wendisch (ober- und niederwendisch). 39. Türkisch. 40. Schwedisch.

II. Asien (41).

41. Arabisch. 42. bis 44. Armenisch (in drei Dialekten). 45. Azarbeidschani Turki. 46. Hebräisch. 47. und 48. Syrisch (Alt- und Neusyrisch). 49. Persisch. 50. Assam. 51. Bengali. 52. Barma. 53. Kanaresisch. 54. Gudscherati. 55. Hindi. 56. Hindustani. 57. und 58. Karen (Sgau und Pwo). 59. Khasi. 60. Malayalam. 61. Marathi. 62. Puschtu. 63. Sanskrit. 64. Schan. 65. Sinhali. 66. Tamil. 67. Telugu. 68. Uriya. 69. Siam. 70. Malaiisch. 71. Batta Toba. 72. Dajakisch. 73. Java. 74. Sunda. 75. Amoi. 76. Kanton. 77. Futschau. 78. Mandarin. 79. Wenli. 80. Mongolisch. 81. Japanisch.

III. Afrika. (14).

82. Akra oder Gä. 83. Tschi (Asante). 84. Yoruba. 85. Efik. 86. Duala. 87. Kaffir. 88. Tschuana. 89. Suto. 90. Sulu. 91. Suaheli. 92. Ganda. 93. Amharisch. 94. Madagassisch. 95. Luganda.

IV. Australien und Ozeanien (10).

96. Aneityum. 97. Fidschi. 98. Gilbert. 99. Hawaiisch. 100. Lifu. 101. Maori. 102. Rarotonga. 103. Samoa. 104. Tahiti. 105. Tonga.

V. Amerika. (3).

106. Kri. 107. Dakota. 108. Eskimo.

Ein bewegtes Missionsleben.

Unter den Christen aus Israel, die in der Mission thätig gewesen sind, nimmt in unserem Jahrhundert einen der ersten Plätze Dr. Joseph Wolff ein, der bald hier, bald da in der Welt auftauchte und überall den Namen des Herrn verkündigte. Ueber sein bewegtes Leben bringen die „Blätter für Mission“ nachstehende Mitteilungen.

Joseph Wolff war im Jahre 1795 in Weilersbach bei Forchheim in Bayern geboren als Sohn des dortigen Rabbiners David. Da der Vater öfters den Ort seiner Wirksamkeit wechselte, wurde schon früh der Keim zu dem künftigen Wanderleben in den Knaben

gelegt; ebenso aber auch der Keim zu seiner inneren, religiösen Entwicklung. Als Knabe hörte er die Juden mit seinem Vater über Israels Geschicke und Hoffnungen reden, hörte, daß das Volk zerstreut sei um des Unrechtes willen, das es an den Propheten Gottes verübt, hörte aber auch von Jesu, daß dieser ein hochbegabter Mann gewesen, aber zum Tode verurteilt worden sei, weil er sich für den Messias ausgegeben habe. Es stieg in ihm der Gedanke auf, daß Jesus vielleicht auch ein mit Unrecht verurteilter Prophet gewesen sein könne. Darin wurde er noch bestärkt durch einen Barbier, der ihn auf das 53. Kapitel des Propheten Jesaias verwies. Der Knabe suchte Auskunft bei seinem Vater, doch wies ihn dieser ab, und später hörte er den Vater zur Mutter äußern: „Gott sei uns gnädig, unser Sohn will kein Jude bleiben." Mit sieben Jahren ging er zu einem lutherischen Geistlichen, um Christ zu werden; doch wurde er von diesem abgewiesen. Dennoch beschäftigte er sich weiter mit diesem Gedanken. Mit elf Jahren kam er auf das katholische Gymnasium nach Bamberg, wo besonders sein Lehrer Nepff ihn in seinen Gedanken bestärkte. Seine Verwandten suchten ihm seine überspannten Ideen, wie sie es nannten, auszutreiben, ja schließlich trieb ihn die Frau seines Vetters, bei dem er wohnte, mit einer Feuerzange zum Zimmer hinaus. Nun wanderte er zu Fuß über Würzburg und Frankfurt nach Halle. Etwa 15 Jahre alt kam er dort an. Die rationalistischen Professoren fanden nicht seinen Beifall. Nur ein Wort Prof. Knapps blieb ihm in der Erinnerung. Er sagte zu ihm: „Junger Mann, wenn Sie bloß darum Christ werden wollen, weil Sie Christus für einen großen Philosophen halten, so bleiben Sie, was Sie sind. Aber wenn Sie glauben, daß Jesus Christus der Sohn Gottes sei, Gott über Alles, gelobet in Ewigkeit — dann bitten Sie Gott, daß dieser Glaube Ihr Herz und Ihre Seele durchdringen möge."

Von Halle aus ging Wolff nach Prag, Preßburg und Wien, überall im Verkehr mit katholischen Geistlichen; er war besonders dadurch, daß er ungläubige protestantische Bücher gelesen, in seinem Entschluß bestärkt worden, sich in der katholischen Kirche taufen zu lassen. 1811 trat er in das Gymnasium zu Weimar ein. Er kam in Beziehung zu Herder, Goethe, Schiller und Wieland, deren Christentum ihm als ein Gemisch von Poesie und Philosophie

erschien. Ueber Heidelberg und Solothurn, wo er sich weigerte, das Bild der Jungfrau Maria anzubeten, ging er nach Prag, und hier erlangte er endlich die heilige Taufe am 13. September 1812. In Wien, wo er sich hernach aufhielt, war man bemüht, ihn zu einem treuen Katholiken zu machen. Doch war hier von besonderem Einfluß für sein späteres Leben die Bekanntschaft mit Graf Friedrich Leopold von Stolberg. Dieser war Katholik geworden, weil die protestantische Kirche in ihrem damaligen Zustand dem Herzen nichts bot. Er hielt sich aber frei von mancher katholischen Auffassung und war ein innig frommer, auf die Bibel sich gründender Christ, der auch als Katholik Luther hochschätzte. Von Januar bis April 1815 hielt sich Wolff bei Graf Stolberg auf und lernte wahre christliche Frömmigkeit kennen. Wenn er nach seinem Aufenthalt dort die katholische Kirche Protestanten gegenüber verteidigte, warf man ihm oft vor, was er sage, sei gar nicht die Lehre der Kirche. Er berief sich dann auf Stolberg; doch antwortete man ihm: Stolberg ist ein guter Christ, aber er ist kein römischer Katholik.

Als Wolff dann auf dem Weg nach Rom war, um dort in die Propaganda (katholische Missionsanstalt) einzutreten, wurde ihm unterwegs in Basel prophezeit, daß man ihn mit seinen Ansichten in Rom in den Bann thun würde. Daran hat auch nicht viel gefehlt. Zuerst fand er allerdings sehr gute Aufnahme. Pius VII. nahm sich seiner aufs freundlichste an und ließ ihn in sein eigenes Seminar eintreten und im Kollegium Romanum Vorlesungen hören. Aber Wolff geriet bald in Widerspruch mit Professoren und Studenten, besonders da man überall der Schrift die Unfehlbarkeit des Papstes entgegenstellte, die er nicht anerkennen wollte und konnte. Mehrfach wurde er gewarnt, selbst durch den Privat-Sekretär des Papstes. Sein schriftlicher und persönlicher Verkehr mit Protestanten machte ihn dem päpstlichen Hof verdächtig. Nachdem ihm Kardinal Litta eines Tages erklärt hatte, daß er nicht für die Propaganda, in die er inzwischen eingetreten war, sich eigne, wurde er eines Morgens im April 1818 mit einem militärischen Begleiter aus der heiligen Stadt gebracht. Er wurde über Bologna und Venedig nach Wien geführt und ging von da in das Redemptoristenkloster in Val-Sainte. Doch lange fand er sich hier nicht wohl. Er wurde endlich nach mehrmaligem

vergeblichen Bitten entlassen. Er ging nach Lausanne und traf hier eine Engländerin, die von Heinrich Drummond, den er in Rom kennen gelernt, den Auftrag hatte, für seine Reise nach England zu sorgen. Er gab deshalb seinen Plan, nach Jerusalem zu gehen, auf und reiste nach London. Von der katholischen Kirche innerlich losgerissen, suchte er nun in London, welche Gemeinschaft ihm am meisten zusagen würde, und trat in die englische bischöfliche Kirche ein, ohne deshalb die anderen evangelischen Kirchen gering zu achten.

Endlich näherte er sich nun seinem Ziele, ein Missionar zu werden. Besonders war ihm dabei die Bekanntschaft mit Lewis Way förderlich, dem hauptsächlich das Erwachen der Teilnahme für die Judenmission im Anfang unseres Jahrhunderts zu verdanken ist. Auf Lewis Ways Rat ging Wolff nach Cambridge, um Theologie und morgenländische Sprachen zu studieren. Zwei Jahre etwa arbeitete er dort mit eisernem Fleiß. Da schrieb Drummond an ihn, wenn die Londoner Gesellschaft, zu deren Vorstand Lewis Way gehörte, ihn nun noch nicht aussenden wolle, so wolle er es thun. Und so geschah es auch.

Am 17. April 1821 trat Wolff seine erste Missionsreise an. Zunächst ging er nach Gibraltar, wo er unter den angesehenen Gliedern der jüdischen Gemeinde mehr Entgegenkommen fand, als bei den ärmeren. Den Nachstellungen der Inquisition ausweichend, ging er Mitte Juni nach Malta. Hier zeigten sich ihm die Juden feindlich und ließen nicht zu, daß er in der Synagoge zu ihnen redete, doch fand er Gelegenheit, in der Kapelle eines englischen Geistlichen seine erste Predigt zu halten. Von Malta ging er nach Alexandria, wo er wieder freundlichere Aufnahme bei den Juden fand. Doch beschränkte er sich nicht auf sie; wo sich Gelegenheit bot, verkündigte er des Herrn Wort, wobei ihm seine Sprachkenntnis zu statten kam. Auf dem Wege nach Kairo gelang es ihm in einer vierzehnstündigen Unterredung, einen amerikanischen Kapitän, der aus Ueberzeugung Mohammedaner geworden war, wieder zum Christentum zurückzuführen. Auf einer Reise nach dem Sinai und Horeb nahm er außer arabischen und griechischen auch hebräische Testamente mit, obgleich auf dem Sinai keine Juden waren; er meinte, es könnten doch einmal welche hinkommen. Und als er nach fünfzehn Jahren den Sinai wieder besuchte, erfuhr

er, daß ein Jude aus Bulgarien dort gewesen sei, die Bibel in dem Kloster gelesen und später von dem Abt die Taufe empfangen habe. Unterwegs predigte er auch den Beduinen.

Ende des Jahres 1821 brach Wolff von Kairo auf durch die Wüste nach Jerusalem. Nach längerem Aufenthalte in Jafa (Joppe) kam er am 8. März 1822 vor den Thoren Jerusalems an. Mit allem Eifer bemühte er sich unter den Juden Palästinas das Evangelium zu verbreiten. Auf der Insel Cypern gelang es Wolff, einige griechische Christen den Händen der Türken zu entreißen, die dort ein Blutbad angerichtet hatten. Von Cypern ging Wolff wieder nach Malta, kehrte aber bald mit zwei amerikanischen Missionaren nach Aegypten und Palästina zurück, um sich im Jahre 1824 von Aleppo aus weiter nach dem Osten zu wenden. Er durchzog Mesopotamien, das Heimatland seines Stammvaters Abraham. Auf dieser Reise hatte Wolff um seines Berufes willen zu leiden. Er wurde von Kurden gefangen genommen und bekam 200 Schläge auf die Fußsohlen, weil er ihre Religion umstürzen wolle. Die Reise führte dann weiter über Mosul, das alte Ninive, Bagdad, Schiras bis nach Teheran und zurück über Tabris und Eriwan, am Fuße des Ararat vorüber nach Tiflis. Vor Tiflis hatte er Gelegenheit, dort wohnenden württembergischen Auswanderern deutsch zu predigen. Ueber Odessa, Konstantinopel und Adrianopel, wo er, von Freunden gewarnt, der Verfolgung durch die Janitscharen entging, trat er dann die Heimreise an; im Mai 1826 lief er im Hafen von Dublin ein.

Zunächst hielt er sich jetzt in England auf, im Verkehr mit seinen Freunden. Auch verheiratete er sich im Februar 1827 mit Georgiana Walpole, der Tochter des Grafen von Oxford. Die Verbindung mit dem hohen Adel Englands, in die er dadurch eintrat, war ihm bei seinen weiteren Reisen von großem Vorteil. Von London reiste Wolff mit seiner jungen Gattin nach Deutschland, um die Seinen zu besuchen. Mutter und Schwester hießen ihn, obwohl beide noch Jüdinnen, herzlich willkommen, hörten auch seine Predigt mit an. Allein nach der Predigt äußerte die Mutter ihm ihre Besorgnis darüber, daß notwendig er oder sie verloren gehen müsse. Die Schwester Wolffs wurde später getauft.

Am 26. Juli 1827 begab sich Wolff mit seiner Gattin auf die zweite Missionsreise, die im Dienste der Londoner Juden-

Missionsgesellschaft geschah, und zwar zuerst wieder nach Gibraltar und Malta. Von da reiste er allein weiter nach Griechenland, traf aber dann in Alexandria mit seiner Frau und dem inzwischen geborenen Töchterchen wieder zusammen. Auf Cypern wurde Wolff mit großen Ehren empfangen. Doch wurde hier die ganze Familie schwer krank und das Töchterlein starb. Auch in Kairo war Wolff so krank, daß er sein Ende nahe glaubte. Nach seiner Genesung reiste er wieder nach Jerusalem. Leider fand er diesmal keine freundliche Aufnahme bei den Juden; ja er wäre hier fast einem Vergiftungsversuch erlegen, dessen Folgen ein ganzes Jahr lang zu spüren waren. Er reiste über Cypern nach Alexandria zurück, wo er in einem Aufrufe die Mohammedaner aufforderte, Christen zu werden, und deshalb aus der Stadt verwiesen wurde. Ueber Griechenland ging er wieder nach Malta, wo inzwischen seine Frau mit einem in Alexandria geborenen Söhnchen eingetroffen war.

Hier erhielt er die Weisung, nach England zu kommen, allein er hatte schon vorher den Plan gefaßt, nach Bokhara (Buchara), einer zu Turkestan gehörenden Provinz mit gleichnamiger Hauptstadt, zu gehen und die dort wohnenden Ueberreste der 10 Stämme Israels aufzusuchen. Wolff antwortete, er werde über Bokhara und Kalkutta nach London zurückkehren und unternahm die Reise auf eigene Kosten, unterstützt von einem Freunde, bei dem er in Malta wohnte. Nachdem er sich im Frühjahre 1831 in Konstantinopel mit Empfehlungsbriefen versehen, reiste er zu Lande in Begleitung eines Tataren über Angora in Galatien durch Armenien und Kurdistan nach Teheran. Nun führte ihn sein Weg weiter ostwärts nach Mesched, einem bedeutenden Wallfahrtsort der Mohammedaner. Unterwegs wurde er von Räubern gefangen genommen und war mehrfach in Todesgefahr. In Lumpen gekleidet, kam er in Mesched an, fand aber bei dem Fürsten Abbas Mirza freundliche Aufnahme. Dieser gab ihm sogar Geleit nach Bokhara und ließ die Turkomannen zwei Geiseln stellen, die für die sichere Ankunft Wolffs in Bokhara bürgen mußten. In Bokhara mußte er dem Minister in Gegenwart des Königs über seine Absichten Auskunft geben. Es wurde ihm erlaubt, unter den Juden frei zu verkehren, aber mit den Mohammedanern sollte er sich nicht in Religionsgespräche einlassen. Bei den Juden fand er freundliches Gehör; etwa 20 bekehrten sich zu Christo und Wolff traf sie

14 Jahre später noch treu in ihrem Glauben an. Später forderte der Minister Wolff selbst auf, da er gehorsam gewesen, vor einer Versammlung vornehmer Mohammedaner von seinem Glauben zu reden.

Nach sechzehntägigem Aufenthalt verließ Wolff Bokhara im April 1832. Die Reise ging nun südöstlich nach Indien zu. Wieder brachte sie ihm viel Gefahren. Einmal sollte Wolff bekennen: „Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet", andernfalls sollte er in eine Eselshaut genäht und lebendig gebraten werden. Er antwortete aber: „Es giebt keinen Gott außer Gott, und Jesus ist der Sohn Gottes." Doch entging er dem sicheren Tode durch Berufung auf den Koran, der es verbietet, einen Gast zu morden, auch wenn er ein Ungläubiger ist, und durch Vorzeigen des Geleitsbriefes des Sultans. Mit Zurücklassung aller seiner Habe durfte er weiter ziehen. Später wurden ihm von Kabul aus Pferde und Gewänder entgegengeschickt. Ueberhaupt war nun die Zeit der Entbehrungen vorüber; Rundjid Singh, der „große König" von Lahore, ließ ihn reichlich mit allem Nötigen versorgen und gab auch anderen unter ihm stehenden Fürsten entsprechende Anweisung. Von Lahore reiste Wolff wieder nördlich bis Kaschmir, dann südöstlich durch Nordindien über Delhi, Benares bis Kalkutta, dann meist zu Schiff an der Ostküste Indiens hinunter und an der Westküste wieder herauf bis Bombay. Von hier wurde die Heimreise nach Malta angetreten, wo er am 4. April 1834 nach mehr als vierjähriger Abwesenheit von seiner Gattin und seinen Freunden empfangen wurde.

Nun mußte Wolff nach England und überall von seiner Reise berichten, aber im Januar 1836 ist er wieder unterwegs nach Malta, Alexandrien und Abessynien, wobei er mehrfach Gelegenheit hatte, Früchte seiner früheren Reisen zu sehen. Die Reise führte ihn bis Tigre, wo damals Gobat als Missionar stationiert war. Sein Plan war es, nach einem Besuch der Rechabiten in Sana (Arabien) wieder nach Afrika zu gehen, allein sein Gesundheitszustand nötigte ihn, über Bombay zu Schiff nach Amerika zu reisen, wo er Stärkung finden sollte. Im August 1837 finden wir ihn in New-York. Am 2. Januar 1838 tritt er die Heimreise an, die ihn am 3. Februar glücklich nach England führt.

Nun folgen fünf stille Jahre, in denen Wolff als Landpfarrer

thätig ist. Da erhielt er noch einmal Anlaß zu einer Reise nach Bokhara. Zwei englische Offiziere hatten eine Reise im Auftrag der Regierung unternommen und kehrten nicht zurück. Ihre Spur ließ sich bis nach Turkestan verfolgen. Wolff, der sich auf seinen Reisen vielfach der Unterstützung der englischen Offiziere und Beamten erfreut hatte, hielt es für seine Pflicht, ihnen nachzuforschen. Am 13. Oktober 1843 trat er diese Reise an, für die er sich in Konstantinopel Sendschreiben des Sultans an die Könige Persiens und Turkestans holte. Als er sich Bokhara näherte, wurde er von Mohammedanern und Juden ernstlich gewarnt, dahin zu gehen. Die beiden Offiziere seien getötet und es werde ihm nicht besser ergehen. Allein mit den Regeln über das äußere Verhalten gegen den König vertraut, mehr aber noch im Vertrauen auf den Schutz des Herrn, ging Wolff bis an sein Ziel. Er erfuhr denn auch vom König selbst, daß dieser die beiden Offiziere hatte töten lassen, weil sie ihm nicht die schuldige Ehrerbietung bezeigt hätten. Nach der Unterredung aber wurde er als Gefangener behandelt. Ja sein Tod war gewiß, als er einem Priester auf die Frage, ob er nicht Mohammedaner werden wolle, entschieden antwortete: Nie, nie, nie. Schon hatte er in seine Bibel Abschiedsworte an seine Gattin geschrieben, da brachte der persische Gesandte dem König ein Schreiben des Sultans, und dieses bewirkte seine Freilassung. Der König beschenkte ihn sogar noch und gab ihm einen Gesandten nach England mit. War diese Reise auch ihrem Anlaß nach keine Missionsreise, so hat doch auch auf ihr Wolff nicht versäumt, das Evangelium zu verkündigen und selbst unter Todesgefahr für den Herrn Zeugnis abzulegen. Auf der Rückreise durch Persien wurde er überall mit Freuden empfangen. Im Herbst 1844 kehrte er heim, um nun England nicht wieder zu verlassen. Er wurde Pfarrer von Ile Brewers, einer Gemeinde von 300 Seelen, die er bis an sein Ende treu versorgt hat. Am 3. Mai 1862 ging er heim, wenige Monate nachdem die ausführliche Erzählung seiner Reisen erschienen war.

Wolffs Arbeit gleicht der eines Säemanns, der seinen Samen ausstreut und die weitere Pflege dem Herrn überläßt. Gewöhnlich ging der Same erst auf, wenn er schon weiter geeilt war. Seine Bedeutung liegt darin, daß viele, zu denen noch kein Bote des Evangeliums gekommen war, durch ihn dasselbe hörten und

womöglich gedruckt in die Hände bekamen. Auch Christen, die ohne geistliche Pflege in der Fremde weilten, hörten durch ihn wieder Gottes Wort. Daß aber seine Arbeit nicht vergeblich gewesen, hat er öfters erfahren, wenn er früher besuchte Orte wieder berührte. Sein Wirken galt in erster Linie seinem Volke, doch hielt er sich für einen Schuldner aller, mit denen ihn der Herr zusammenführte, und war auf ihr Heil bedacht.

Biblische Wahrheiten in chinesischem Gewand.

Vom Herrn Jesus heißt es in Matth. 13,34: „Solches alles redete er durch Gleichnisse zu dem Volk, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen." Wenn demnach unser großer Meister es für nötig erachtete, seine Lehren in Gleichnisse einzukleiden, so oft er zum jüdischen Volk redete, wie viel mehr ist dies nötig unter einem heidnischen Volk, dessen religiöse Vorstellungen so verkehrt sind, und das so wenig gewohnt ist, über religiöse Dinge nachzudenken. Aber es ist für einen Missionar nicht leicht, in der Predigt vor Heiden wirklich passende Bilder zu finden. Manche Gleichnisse, die ihm als Ausländer geläufig sind, kann und darf er unter den so gänzlich verschiedenen Verhältnissen nicht anwenden, da sie dem Volk ohne eingehende Erklärung unverständlich wären. Anderseits lebt sich der Ausländer selten so in die Anschauungsweise eines fremden Volkes ein, daß ihm Gleichnisse, wie sie dem Gedankenkreis und der Lebensanschauung der Heiden entsprechen, ungesucht zu Gebote stehen.

In dieser Beziehung sind die eingeborenen Prediger günstiger daran. Als Kinder ihres Volkes verstehen sie es meist ungleich besser als der Missionar, das Evangelium ihren Volksgenossen nahezulegen und in einer ihrer Anschauungsweise entsprechenden Form, vor allem durch Gleichnisse und Bilder, die biblischen Wahrheiten zum Verständnis zu bringen.

Hören wir, in welcher Weise dies der Basler Hilfskatechist, Li A-fat in Hongkong, ein einfacher, ungelehrter Mann, thut.

Eine häufige Einwendung, die dem Prediger von den Heiden gemacht wird, ist die, daß sie keine Zeit hätten, das Wort Gottes

zu hören, den Sonntag zu feiern u. dgl. m. Einem Mann, der diese Einwendung machte, antwortete Li A-fat: „Neulich hörte ich von einem Kapitän, der mit seinem Schiff in einen Taifun (Wirbelwind) kam. Das Schiff wurde schrecklich herumgeworfen und fing an zu sinken. Was thut der Kapitän? Er ruft alle Matrosen und Passagiere und läßt die Waren über Bord werfen. Da wurde gar nicht darnach gefragt, was in den Kisten und Ballen war. Stück um Stück ging über Bord und versank in der Tiefe. Warum das? Nun, weil er sein Leben und das seiner Leute retten wollte. Das Leben war ihm lieber als die Waren. Bei dir ists aber, wie es scheint, umgekehrt: dir ist die Ware und dein Geschäft lieber, als das Leben. Da wird am Ende beides zusammen untergehen: das Leben und die Ware. Nimm dich in acht, ich habe dich gewarnt!" —

Eine andere Einwendung, die häufig gemacht wird, ist die: das Christentum sei die Lehre der Fremden und gehe die Chinesen nichts an. Darauf antwortete Li A-fat: „Wenn du siehst, daß dein Nachbar, der an der anderen Seite des Berges wohnt, sein Holz in die Sonne legt, um es zu trocknen, so denkst du doch nicht, die Sonne gehöre nur deinem Nachbar, sondern wenn du selbst auch Holz zu trocknen hast, so legst du es ebenfalls in die Sonne und denkst: es ist auch meine Sonne, nicht nur die seine. So ists auch mit dem Evangelium. Die Fremden haben in dieser Gnadensonne schon lange ihr Holz getrocknet, nun wollen wir das unsre auch trocknen. Es ist auch unsere Sonne, nicht nur die ihre." —

Einmal sagte ein Heide, es sei nicht nötig, sich so anzustrengen und ein Christ zu werden, seine Religion habe auch ihr Gutes, und schließlich gehe es dem einen wie dem andern: die Christen müßten auch sterben, wie die andern. Dem erwiderte Li A-fat: „Das ist gerade, wie wenn zwei miteinander Süßkartoffeln pflanzen. Der eine nimmt die Hacke und hackt damit im Schweiß seines Angesichts den Boden um, um dann die Ranken sorgfältig in den lockern Boden zu legen. Der andere aber denkt, er sei gescheiter, und stellt die Süßkartoffelranken einfach ins Wasser. In beiden Fällen bleiben die Ranken grün, und der Faule denkt, er habe sehr schlau gehandelt, daß er sich den Schweiß erspart habe. Aber siehe da! Als es Zeit war zur Kartoffelernte, da hatten die Ranken, die im Boden gewachsen waren, eßbare Knollen angesetzt, während die Ranken, die im Wasser steckten, keine Knollen hatten, sondern

verfault waren, so daß der Faule seine Unklugheit einsah und hungern mußte. So wird es dir mit deiner Religion gehen; die bringt nichts ein, und wenn wir einst das ewige Leben genießen, dann müsset ihr hungern." —

Einem, der die Ahnenverehrung vertrat, entgegnete Li A-fat: Wenn du Melonen pflanzst, so mußt du sie natürlich auch begießen, damit sie nicht in der Sonnenhitze verdorren. Aber wo schüttest du dann das Wasser hin: auf die äußersten Spitzen der langen Ranken, oder an das andere Ende, das im Boden steckt? Natürlich muß man den Stamm begießen, der im Boden steckt, denn dort sind die Wurzeln! Gerade so beten wir Gott an. Er ist der Wurzelstamm, die Quelle des Lebens, während ihr bei der Ahnenverehrung (die sich nur auf die drei vorhergehenden Geschlechter bezieht) nur die äußersten Rankenspitzen benetzt. Das hat keinen Wert!" —

In demselben Zusammenhang brauchte er folgendes Beispiel: „Wenn dein Nachbar Hochzeit macht und dazu nur deinen Enkel einladen würde, nicht aber den Vater und Großvater, was würdest du von diesem Mann denken? Würdest du nicht sagen: der muß von Sinnen sein, sonst wüßte er doch, daß der Großvater ehrwürdiger ist, als der Enkel? Aber so macht ihrs alle. Den Großvater droben im Himmel vergesset ihr!" —

Als einmal Li A-fat von der Auferstehung redete, meinte ein Heide, das sei etwas Ungeheuerliches, wie man denn auch so etwas glauben könne? Da fragte ihn Li A-fat: „Hast du vielleicht einmal eine Libellenlarve gesehen? Du weißt, daß das ein unansehnliches Ding ist, das im Schlamm herumkrabbelt. Aber siehe da! wenn ihre Zeit gekommen ist, so klettert sie an einem Halm empor und aus der schmutzigen Larve schlüpft eine reine Libelle hervor, die nun mit schimmernden Flügeln sich in die Höhe schwingt, so daß niemand erraten würde, daß sie vorher eine so plumpe und schmutzige Form hatte. Warum soll es denn etwas so Ungeheuerliches sein, zu glauben, daß eine solche Veränderung auch mit unserem Leib vorgehen wird?" —

Einem Mann gegenüber, der da meinte, man könne ja auch die Götzen und Ahnen anbeten und doch an Gott glauben, gebrauchte Li A-fat das Wort des Herrn: „Niemand kann zwei Herren dienen," führte es dann aber so aus: „Gesetzten Fall, du würdest

zwei Kaufleuten dienen, den einen halben Tag dem einen und den andern halben dem andern. Der eine Kaufmann würde gute Geschäfte machen und der andere nicht. Würde dich dann nicht der verarmte beschuldigen, du habest ihm sein Geschäft verdorben und dem andern zugewendet? Würde er dich nicht mit Schimpf und Schande fortschicken, und der andere könnte dich nicht einmal dafür entschädigen, weil es sonst den Anschein haben könnte, er habe seinen Reichtum auf unrechte Weise erworben? So geht es dir auch, wenn du Gott und den Götzen zusammen dienen willst. Mit den Götzen geht es nun überhaupt stark abwärts, während das Reich Gottes mit Macht kommt. Da sollst du dir bei Zeiten klar werden, auf welche Seite du treten willst!" —

Eine Frau, der er das Evangelium predigte, meinte: „Wenn das Christentum die wahre Religion ist, wie kommt es denn, daß so wenige daran glauben?" Darauf entgegnete Li A-fat: „Ja, bei den Menschen geht es eben auch wie bei den Steinen. Da giebt es edle und gemeine. Die edlen Steine aber sind selten. Sieh einmal, wie viele Granitblöcke dort am Berg liegen; aber den grünen Strephrit, aus dem man Armspangen und Ohrringe macht, den findet man selten. Oder meinst du etwa, die Granitblöcke seien Edelsteine, weil es so viele giebt? So mußt du auch nicht meinen, der große Haufen müsse die wahre Religion haben. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." —

Möchte manches so ausgestreute Samenkorn auch Frucht bringen fürs ewige Leben.

Das Bibelwort ein Same des Lebens.

Miss. Haigh aus Maisur erzählte auf dem Jahresfest der Britischen und Auswärtigen Bibelgesellschaft, daß die Bibel in der alten „heiligen" Sanskritsprache von vielen gelehrten Hindus gelesen wird. Besonders sei ein Büßer im Maisurlande von dem Bibelworte so ergriffen worden, daß er die Bibel verschiedenen Pandits (gelehrten Hindus), ja selbst dem Oberhaupt der Hindus in jenem Königreiche empfahl. Einer von diesen bibellesenden Hindus, der bisher jeder Berührung mit einem Missionar fern geblieben war, wurde durch das Bibellesen veranlaßt, einen Missionar zu sich zu rufen. Der Missionar ging zu ihm und ent-

nahm seinen Mitteilungen folgendes: Dieser Mann hatte nie einen Missionar gesehen, oder einen christlichen Prediger gehört, sondern nur die vier Evangelien aufmerksam durchgelesen. Bei dem wiederholten Durchlesen der Evangelien machte die Person Christi solchen Eindruck auf ihn, daß er zu dem Entschluß kam, diesen guten Mann als seinen „Guru" (geistlichen Lehrmeister) zu erwählen. „Ist er mein Guru", so sagte er sich selbst, „so muß ich ihm auch gehorchen. Was befiehlt er mir aber zu thun?" Er las noch einmal das Evangelium Matthäi durch und fand da am Schluß desselben, daß dieser Guru befohlen habe, daß jedermann sich taufen lasse im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — Wie sollte er das verstehen? Er hatte nie eine christliche Kirche oder Taufe gesehen, aber er sann nun darüber nach, wie er selbst diesen Befehl nach seiner Weise ausführen könne. Endlich glaubte er's gefunden zu haben. So ging er täglich zum Teiche und tauchte dreimal unter mit zum Himmel gerichteten Antlitz und sagte dabei die Worte: „Ich taufe mich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes", und dann kam er wieder heraus.

Ja mehr als das; er fand noch einen andern Befehl, der ihm gebot, zum Gedächtnis an Christi Leiden und Sterben zu essen und zu trinken. Und obgleich er niemals in einer christlichen Kirche gewesen, so fing er nun an, täglich eine Handvoll Reis in den Mund zu nehmen und indem er sie aß, sagte er die Worte: „Dies thue ich zum Gedächtnis Christi" und indem er ein wenig Wasser trank, sagte er: „Dies trinke ich, weil Christus für mich gestorben ist."

Was kann aus solchen Leuten werden, die mit so kindlichem Glaubensgehorsam das Wort Gottes zu befolgen suchen. Wenn das indische Volk ein christliches würde, so würden gewiß hier manche Früchte des Wortes Gottes reifen, die wir im Abendland jetzt nur selten und nur vereinzelt antreffen. (Leipz. Missionsblatt.)

Kurze Mitteilungen.

Nachdem die Christen von Uganda schon vor einiger Zeit zu ihrer großen Freude das Neue Testament in ihrer Sprache erhalten haben, ist nun auch neuerdings das Alte Testament ins Luganda übersetzt und von der Britischen Bibelgesellschaft gedruckt worden.

Zunächst sind tausend Exemplare davon nach Afrika abgesandt worden. Diese Bibeln sehen wunderlich aus. Sie sind nur drei Zoll breit und drei Zoll dick. Dieses Format ist gewählt worden, damit das Buch in eine alte Blechbüchse (englische Biscuitbüchse) hineinpasse. In solchen Blechbüchsen nämlich, deren es jetzt bei der zunehmenden Zahl von Europäern viele im Land giebt, und in denen auch die Postboten die anvertrauten Briefe tragen, pflegen die Leute von Uganda ihre Bücher aufzubewahren, um sie vor Ungeziefer und Feuchtigkeit zu schützen. Außer dem Neuen Testament besaßen sie bis jetzt noch ein Gebetbuch und einen „Begleiter für den Bibelforscher" — ein Büchlein, das an und für sich schon Zeugnis dafür ablegt, mit welchem Nachdenken und daher auch mit wie vielen Fragen die Uganda-Christen in der Bibel lesen. Dazu kommt neuerdings noch ein nettes Gesangbuch, das im August vorigen Jahres in ihre Hände gelangte, und wovon der Vorrat in kürzester Zeit ausverkauft war, und zwar zu solchen Preisen, daß nicht nur die Herstellungskosten, sondern auch die sehr hohen Transportkosten gedeckt werden konnten. —

Wie die Heidenchristen Zeugnis ablegen und ihre Brüder nach dem Fleisch für das Reich Gottes zu gewinnen suchen — darüber ließe sich manches sagen. Da sitzt der alte Herero-Schulmeister von Franzfontein vor einigen armseligen, schmutzigen Bergdamra, die er beim Besuch seiner Viehposten aufgetrieben hat, liest ihnen aus dem Neuen Testament vor und unterhält sich mit ihnen. „Ihr könnt doch sehen", sagt er, „daß das Evangelium von Jesu ganz andere Leute schafft. Früher haben wir euch gar nichts geachtet und euch keines Blickes gewürdigt, sondern nur mit Verachtung zu euch gesprochen: ‚du Bergpavian'! Aber jetzt kommen wir in ganz anderer Weise zu euch; jetzt laden wir euch freundlich ein, mit uns zu Jesu zu kommen, damit auch ihr teil habet am Himmelreich. Denn hier giebts keinen Unterschied; da ist niemand ausgeschlossen. Da wird niemand gefragt: Bist du ein Roter, bist du ein Weißer oder Schwarzer?" — Und wirklich, es scheint, als ob es bei ihnen zu dämmern anfange; denn die verachteten Bergdamra zeigen sich aufmerksam und fangen an, etwas von dem zu verstehen, was ihnen not thut. (Nach den Rhein. Miss.Ber.)

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1897.

Das Evangelium auf der Insel Kuba. — Brief einer jungen Jüdin. Lebensschicksale eines Neuen Testaments. — Einige Gedanken und Aussprüche von A. Vinet.

Nr. 2.

Das Evangelium auf der Insel Kuba.

In dem Kranze der westindischen Inseln, die sich von der Halbinsel Florida bis zu den Mündungen des Orinoko-Stromes hinziehen und wie ein Blumengewinde Nordamerika mit dem Festland von Südamerika verbinden, ist die Insel Kuba von allen die größte und herrlichste. Aber sie erfreut sich schon seit längerer Zeit nicht mehr des Gedeihens. Wiederholt hat sich die Bevölkerung Kubas gegen die spanische Herrschaft aufgelehnt und in erbitterten Aufständen das alte Joch abzuschütteln gesucht. Bekanntlich ist das auch jetzt wieder der Fall und dieser gegenseitige Vernichtungskrieg durchtobt nun schon seit zwei Jahren die fruchtbaren Gefilde der Insel, ohne daß sich der Ausgang desselben voraussagen ließe.

Die aus Weißen, Farbigen und Negern bestehende Bevölkerung Kubas gehört der römischen Kirche an, die durch die Spanier hierher verpflanzt worden ist. Doch hat auch die evangelische Mission in neuerer Zeit einigen Eingang gefunden, und zwar sind

es mehrere amerikanische Gesellschaften — Bischöfliche Baptisten und Presbyterianer — die in aller Stille in Habana und an mehreren andern Plätzen der Insel im Segen arbeiten und der katholischen Bevölkerung das lautere Evangelium zu bringen suchen. Den meisten Erfolg aber hat bis jetzt, trotz aller Verfolgung, der kubanische Prediger Diaz erzielt. Derselbe war ursprünglich Arzt und floh seiner Zeit als Insurgentenführer von Kuba nach New-York, wurde hier bekehrt und begab sich 1886 nach seiner Heimatinsel als Bibelkolporteur zurück. Er wurde dann zum Prediger ordiniert und hat seitdem mit Unterstützung seiner eingeborenen Gehilfen eine ansehnliche evangelische Gemeinde gesammelt, die mit der Baptistenkirche der Südstaaten in losem Verbande steht. Leider ist er während des gegenwärtigen Aufstandes abermals von den Spaniern aus Kuba vertrieben worden, nachdem ihm schon das Todesurteil gesprochen war. Wie schon früher hat er sich auch diesmal wieder nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas geflüchtet und sucht hier als Verbannter durch Vorträge das Mitgefühl der Christen für seine unterdrückten und verfolgten Glaubensgenossen zu wecken. Einer solchen Ansprache sind auch die nachfolgenden Mitteilungen entnommen.

Die römisch-katholische Kirche ist bekanntlich eine weltliche, eine staatspolitische Macht, und so beherrscht sie denn auch in Kuba alle Verhältnisse des bürgerlichen und staatlichen Lebens. Als ich seiner Zeit von Nordamerika nach Kuba zurückkehrte, hatte ich mir im Blick auf die hiesigen Verhältnisse vorher das amerikanische Bürgerrecht und somit den Schutz der Vereinigten Staaten erworben. Dann begann ich meine evangelisierende Thätigkeit und sammelte in Habana nach und nach eine evangelische freie Gemeinde. Der Name „freie Gemeinde" lockte viele Kubaner an, die sich uns anzuschließen wünschten. Aber sie dürsteten nur nach politischer Freiheit und hofften, durch ihren Anschluß an unsere Gemeinde freie amerikanische Bürger zu werden. Ich klärte sie natürlich über ihren Irrtum auf und so gingen infolgedessen manche wieder zurück; andere aber schlossen sich uns trotzdem an. Jetzt zählt unsere Gemeinde 2700 Mitglieder, die ihren Einfluß auf der ganzen Insel geltend machen. Viele von ihnen besuchen jede Woche eine größere Anzahl von Familien und treiben so viel als möglich Mission in der Hauptstadt. Unser Versammlungslokal

war ursprünglich zu einem Theater bestimmt, wurde aber von uns zu einer Kirche umgewandelt, die für 3000 Personen Sitze aufweist. Sie darf aber nach außen hin keinerlei kirchliches Abzeichen tragen, denn das wäre wider das Gesetz. Ja, wir dürfen nicht einmal etwas darüber laut werden lassen, daß wir überhaupt ein Gotteshaus besitzen. Auch das wäre gesetzwidrig. So muß auch jede Missionsthätigkeit ganz in der Stille geschehen. Wollte ich den Leuten nur die einfache Mitteilung machen, wo wir unsere Kirche haben, so würde das schon genügen, mich ins Gefängnis zu bringen.

Sechsmal hat man mich in den Kerker geworfen, weil ich es wagte, meinen Landsleuten das Wort Gottes zu bringen; aber ich bin bereit, um deswillen noch zwanzigmal dasselbe zu erleiden. Denn ich kann es ja nicht lassen, von unserem Heiland Jesu Christo zu zeugen, wie er in der Bibel zu finden ist.

So habe ich's seit Jahren gehalten und dabei will ich auch bleiben. Das eine Mal war die katholische Kirche drauf und dran, dem Entdecker Christoph Kolumbus die Ehre anzuthun, ihn zu einem Heiligen zu erklären. Da predigte ich in unserer Kirche frei und offen: „Ich weiß auch etwas von Geschichte, weiß auch, daß Kolombus Kuba und andere westindische Inseln entdeckt hat; aber soll das ein Grund sein, ihn deswegen zu einem Heiligen zu machen?" Die Folge davon war, daß ich ins Gefängnis abgeführt und vor Gericht gestellt wurde, weil ich gegen einen Heiligen gepredigt hätte. Man gab mich aber wieder frei, da die Heiligsprechung des Mannes noch nicht erfolgt war.

Bei Leuten, die im Katholizismus aufgewachsen sind, hält es natürlich schwer, sich ohne Rückhalt für Christum zu entscheiden und ihn so anzunehmen, wie er uns in der hl. Schrift dargestellt ist. Oft ist es auch nur das Vorurteil, das sie gegen uns Evangelische und die Bibel haben. Ein Beispiel davon ist mein eigner Vater. Ich bat ihn wiederholt, er möchte doch die hl. Schrift lesen. Aber er lehnte es jedesmal ab, weil er die Bibel für ein veraltetes Buch hielt. Er las lieber ein neueres, unterhaltendes oder wissenschaftliches Werk. Da wußte ich nichts Besseres zu thun, als die Angelegenheit mit meiner kleinen zehnjährigen Schwester dem Herrn im Gebet vorzulegen. Schließlich beruhigte mich mein Schwesterchen mit den Worten: „Was sorgst du dich

denn so um den Vater? Ich will ihn schon dazu bringen, daß er die Bibel liest." Es kam der Sonntag. Da ging meine Schwester zum Vater und sagte: „Ach, willst du mir nicht geschwind diese zwei oder drei Verse vorlesen? Ich bin nicht recht gesammelt und möchte sie doch gern auswendig wissen." Er that ihr den Gefallen und las sie ihr vor. Sie bat ihn dann um mehrmalige Wiederholung derselben, bis sie die Verse im Kopf hatte. Als sie am nächsten Tag aus der Schule kam, teilte sie mir voller Freude mit, daß er wirklich in der Bibel gelesen habe und bat mich, ihr weitere geeignete Bibelverse zu bezeichnen, die ihr Vater vorlesen sollte. Ich gab ihr einige an, und am Abend wußte sie wieder durch Bitten den Vater dazu zu bestimmen, daß er ihr nachgab und die gewünschten Bibelstellen vorlas. So machte sich's schließlich von selbst, daß er jeden Abend meiner Schwester aus der Bibel vorlas. Das Wort Gottes ließ sich auch an ihm nicht unbezeugt. Eines Nachts — es war etwa 4 Uhr morgens — sah ich Licht im Zimmer meiner Schwester. Ich glaubte, sie sei vielleicht erkrankt und ging zu ihr. Und was sah ich? Das Kind schlief ganz sanft; am Tisch aber saß mein Vater vor der aufgeschlagenen Bibel und las darin. Ich eilte auf ihn zu und küßte ihn zärtlich. Dann knieten wir miteinander nieder und er übergab sein Herz dem Herrn Jesu. Von da an ging er mit uns in die Kirche und schloß sich unserer evangelischen Gemeinde an.

Unsere Gemeindeglieder haben bei den Verhältnissen, wie sie in Kuba bestehen, mancherlei Druck und Verfolgung zu erleiden. Aber wir schlagen das nicht sonderlich hoch an; denn wir wissen nur zu gut, daß unsere evangelische Gemeinde im Feuer der Trübsal äußerlich und innerlich gewinnt. Nicht nur wächst sie nach außen hin an Zahl, sie wird auch dadurch geläutert und bewährt und ihre Mitglieder halten sich umsomehr an den Herrn. Darum hören wir auch nicht auf zu beten: Herr, sende uns Verfolgung und Schmach, wie es dir gefällt, damit wir immer treuer werden in deiner Nachfolge!

Der Aufstand, von dem die Insel seit zwei Jahren erschüttert ist, kam nicht unerwartet. Als derselbe ausbrach, bestürmten mich nahezu tausend meiner Gemeindeglieder, um deswillen eine besondere Versammlung zu halten. Ist uns bis jetzt, sagten sie, die Freiheit in Christo Jesu gepredigt worden, so wollen wir jetzt

auch nicht zurückstehen, da unsere Brüder für ihre bürgerliche Freiheit kämpfen. Wir wollen nun, die wir so lange verfolgt und unterdrückt worden sind, für unseren Glauben, für die Freiheit unserer Religion fechten. Sie traten infolgedessen alle miteinander in das gleiche Regiment ein und suchen sich nun mit der bürgerlichen Freiheit auch die religiöse zu erringen. Da ich natürlich an diesem Befreiungskrieg nicht wohl teilnehmen konnte, so organisierte ich einen Verein, der sich nicht nur der Notleidenden, sondern auch der Kranken und Verwundeten beider Heere annimmt.

Wie die Verhältnisse in Kuba lagen, mußte es notwendig zum Kriege kommen; ja derselbe drohte schon seit 17 Jahren. Schon die ganze Art und Weise der spanischen Verwaltung, wie z. B. die Besteuerung u. a. m. legte der Insel Lasten auf, die sie auf die Länge nicht ertragen konnte. Kuba hat eine Bevölkerung von etwas mehr als anderthalb Millionen, von der Spanien alljährlich nicht weniger als 29 Millionen Dollars Steuern erhebt. Diese erstrecken sich auf jede Kleinigkeit. Die Ausbildung eines Arztes kostet in Kuba ca. 10 000 bis 15 000 Dollars. Aber damit ist es nicht gethan. Sobald er seine Studien vollendet hat und zu praktizieren anfängt, hat er alljährlich 300 Dollars für die Lizenz, d. h. für die Berechtigung zu seiner ärztlichen Thätigkeit zu entrichten. Hält er sich ein Pferd, so muß er dafür 25, für den Wagen 50 Dollars Steuer zahlen. Selbst das Namensschild, das der Arzt außen an seiner Thür anbringt, wird besteuert, und zwar jeder Buchstabe von der Höhe eines Zolles mit 10 Cents (40 Pf.). Sind die Buchstaben 2 oder 3 Zoll hoch, so beträgt die Steuer eines jeden $^1/_2$ bis 1 Dollar. Auf diese Weise kommen durchschnittlich 25 Dollars (100 Mark) auf den einzelnen Kopf der Bevölkerung — Männer, Frauen und Kinder eingeschlossen.

Auch der Handel liegt gänzlich darnieder, da der Insel jeder eigene Handel untersagt ist. So bezieht z. B. Spanien den Bedarf an Mehl zwar direkt aus den Vereinigten Staaten, verschifft es aber erst nach Europa und führt es dann von dort in Kuba ein. Man darf sich deshalb nicht wundern, wenn ein Fäßchen Mehl hier 15 Dollars kostet. Bei direktem Bezug kommt es durch den hohen Einfuhrzoll noch beträchtlich höher zu stehen. Ueber-

haupt sucht man jeden Verkehr mit Nordamerika möglichst zu erschweren. Wollte z. B. früher ein Vater seine Kinder dort ausbilden lassen, so wurde ihm das als ein solches Staatsverbrechen angerechnet, daß er kein öffentliches Amt bekleiden durfte. Jahrelang haben wir Gott gebeten und darauf hingearbeitet, von dieser Tyrannei frei zu werden, und wir hoffen zuversichtlich, daß uns der Herr zu seiner Zeit die ersehnte Freiheit schenken werde. Bis jetzt aber stehen wir noch allein und müssen unsere Herzen in Geduld fassen. Nirgends hat sich ein Retter gefunden. Umsonst haben wir die Glocke der Freiheit ertönen lassen, aber niemand hat uns gehört.

Ich befinde mich gegenwärtig in den Vereinigten Staaten in der Verbannung. Wie ist das gekommen? — Eines Morgens, in aller Frühe um 4 Uhr, erschienen plötzlich einige spanische Polizisten, um mich und meinen Bruder zu verhaften. Sieben volle Stunden brachten sie damit zu, alle meine Predigten und Papiere durchzulesen, und was sich sonst in der Wohnung befand durchzustöbern. Dann forderten sie uns auf, ihnen ins Gefängnis zu folgen. Ich hatte es aber damit nicht eilig und stellte ihnen vor, daß ich die ganze Zeit über, während sie meine Papiere durchsuchten, still dagesessen und noch nicht gefrühstückt hätte. Erst wolle ich etwas zu mir nehmen, ehe ich das Haus verließe. Da es die Spanier mit nichts eilig haben und sich zu allem Zeit lassen, so wurde mir ohne Anstand diese Galgenfrist gewährt. Ich lud die Herren ein, an unserem Frühstück teilzunehmen, was sie sich natürlich gefallen ließen.

Während wir aber aßen und mein Bruder die Polizisten unterhielt, schrieb ich schnell ein Telegramm nieder und schob es unbemerkt unter meinen Teller. Meine Frau schickte dann dieses Telegramm ab und ich wurde dadurch in der Folgezeit gerettet.

Wir wurden acht Tage im Gewahrsam gehalten, ohne daß man uns erlaubt hätte, zu lesen oder zu schreiben oder gar mit jemand zu reden. Endlich nach einer Woche wurden wir vor Gericht gestellt. Als amerikanischer Bürger verweigerte ich jede Antwort auf die Fragen, die man mir stellte. Nur mein Bruder gab die geforderten Erklärungen ab. Dann führte man uns wieder ab und eröffnete uns den Gerichtsspruch. Er lautete auf Todesstrafe. Ich protestierte zwar dagegen, aber ich wußte, daß es nichts

helfen werde, denn unser Todesurteil war einmal gesprochen und der Termin der Hinrichtung für den kommenden Tag festgesetzt. Wir wurden nun wie Verbrecher aufs schärfste bewacht. Eine Schildwache stand die ganze Zeit über an meinem Bett, die alle zwei Stunden durch eine andere abgelöst wurde. Ich wußte nichts anderes zu thun, als niederzuknien und zu beten: Herr, so du willst, sende mir einen Engel, der mich aus der Hand meiner Feinde errette! Und wirklich, er sandte einen Engel um Mitternacht. Er erschien in der Gestalt eines meiner Gemeindeglieder, das als Schildwache den vorigen Posten abzulösen hatte. Er fragte mich, was er für mich thun könne. Ich schrieb einige Telegramme und Briefe, die er dann besorgte. Die Telegramme benachrichtigten meine Freunde in den Vereinigten Staaten über meine Lage.

Am nächsten Tag öffnete sich die Thüre unseres Gefängnisses. Mein Bruder und ich nahmen herzbeweglichen Abschied von einander und sangen das Lied: „Gott sei mit dir, bis wir uns wiedersehen!" Doch konnten wir das nur unter Thränen thun. Denn wir ließen ja Frauen und Kinder zurück. Aber siehe da! Statt der Hinrichtung, die wir zu erwarten hatten, erklärte man uns, daß wir frei seien. Nun eilte ich zunächst nach unserer Kapelle, um hier mit der Gemeinde dem Herrn für unsere Befreiung zu danken. Die Leute waren alle aufs höchste erstaunt, mich plötzlich in Freiheit zu sehen. Denn nach den Zeitungen sollte unsere Hinrichtung an diesem Tag stattfinden. Jetzt konnte ich in meiner Gemeinde auftreten und es bezeugen, daß derselbe Jesus, der seiner Zeit die Thüren des Gefängnisses für seine Apostel öffnete, sie auch mir aufgethan hatte. Wir blieben bis nach 1 Uhr nachts beieinander und lobten Gott für seine Durchhilfe. Dann begaben wir uns nach Hause.

Am nächsten Tag erschienen wieder zwei Polizisten, diesmal mit einem Ausweisungsbefehl von General Weyler, wonach wir — mein Bruder, ich und meine Familie — Kuba zu verlassen hätten und zwar schon um 6 Uhr mit dem nächsten Dampfer. Ich stellte ihnen vor, daß die Zeit zu kurz bemessen sei. Nichtsdestoweniger unterschrieb ich das Papier und fing an, meine Vorkehrungen zu treffen. Aber meine Angelegenheiten ließen sich nicht vor zwei oder drei Tagen abwickeln.

Ich verließ deshalb meine Wohnung und verbarg mich so

lange, bis der Dampfer den Hafen verlassen hatte. Dann kehrte ich wieder zurück und brachte alles bis zu meiner Abreise in Ordnung. Erst als dies geschehen war, verließ ich Kuba und habe nun in Amerika eine Zufluchtsstätte gefunden. Aber ich höre nicht auf, für die unglückliche Insel und ihre Bewohner zu beten, daß das Werk Gottes, das wir unter Druck und Verfolgung haben thun dürfen, im Segen weiter getrieben werde.

Brief einer jungen Jüdin

aus Russisch-Polen an den sel. Professor Dr. Delitzsch, dessen hebräisches Neues Testament diese suchende Seele aus Israel zum Glauben an den Herrn Jesum Christum gebracht hatte.

Ob die Schreiberin noch lebt, ist unbekannt; Missionar Faber sah sie nach großer Mühe 1888 in W.; seitdem ist sie verschollen, die fanatischen Verwandten haben sie fortgeschleppt. Aber wir dürfen wohl hoffen, daß der Same aufgegangen ist und Frucht gebracht hat, sei es nun hier oder dort.

Der Brief lautet in deutscher Uebersetzung:

Ich will verlassen mein Volk, zu dem meine Liebe stark ist wie der Tod; ich will verlassen meine Familie und meines Vaters Haus, mit dessen Seelen meine Seele verbunden ist, und ich will wandern eine schwere Wanderschaft, zu suchen das Reich Gottes. Obgleich ich weiß, daß ich viel Mühe und Plage haben werde, daß ich fremd sein werde meiner Familie, fremd den Kindern meines Volkes, daß meine Eltern die Totenklage über mich anstimmen und den Tag meiner Geburt verfluchen werden; obgleich ich weiß, daß alle meine Freunde sich in Feinde verwandeln werden, die nach meinem Blute dürsten, ist doch mein Vorsatz gefaßt.

Mein Herz wendet sich um in meinem Innern, wenn ich daran denke, daß eine eiserne Wand auf immer scheiden wird zwischen mir und meinen Eltern, den Geliebten meiner Seele. Wehe, meine Thränen rinnen ohne Aufhören. Diese heißen Thränen sind mein Herzblut, welches ich hingieße auf den Altar der Liebe zu meinen geliebten Eltern, den Teuren meines Herzens, bevor sie sich gegen

mich wenden. Ich gieße aus meine Seele in den Busen meiner Mutter, bevor erlöschen wird in ihrem Herzen der Funke einer barmherzigen und mitleidsvollen Mutterliebe. Wie ein Bach strömen meine Thränen auf den Fels, daraus ich gehauen bin, bevor eine weite Trennung uns von einander scheidet. Wehe, wie furchtbar ist dieser Gedanke, Schrecken erfaßt mich oft, mein ganzer Körper wird erschüttert und Tropfen kalten Schweißes treten mir auf die Stirn.

Aber ich habe es einmal gesagt und will nicht zurücktreten; ich will tragen den Schimpf der Schmähenden, mit ganzem Herzen und voller Bereitwilligkeit will ich auf mich nehmen die Menge der Trübsale um des heiligen Namens willen Jesu des Messias, der mir von diesem Augenblick an teurer ist als alles!

Auf den Herrn Jesum will ich meine Sorgen werfen und will meine Augen aufheben zu ihm, der seine Augen ruhen läßt auf dem um seines Namens willen Verfolgten, wie eine Mutter ruhen läßt ihr Auge auf ihrem Kind. Er wird mich bergen in dem Schatten seiner Flügel vor dem Zorn des Drängers.

Mein Herr, ich weiß, daß meine Worte Ihnen ein Rätsel sein werden. Sie werden fragen, was es sei, das mich so weit gebracht habe. Giebt es denn in unserer Stadt Christen, die mit mir über diesen Glauben geredet und deren Worte Eingang in mein Herz gefunden hätten? Oder vielleicht hätte mich schlechte Lage dazu getrieben, diesen Schritt zu thun? — Nein, mein Herr, nicht eins von diesen hat mein Herz bewogen. Ueber diese Sache habe ich mit keinem Christen gesprochen, und als ich versuchte, das Neue Testament zu geben einigen der Söhne meines Volkes, erwarb ich mir dadurch Todfeinde. Hätte ich gewagt, nur einen Gedanken auszusprechen von denen, die ich in meinem Herzen berge, so hätten sie mich sicher gesteinigt; denn ich wohne unter Leuten, die eifern widerspenstig sind dem Licht und bereit, scharfes Gericht zu halten über den, der nicht nach ihrem Munde urteilt.

Meine äußeren Verhältnisse sind auch sehr gut, ich wohne sicher im Schatten reicher Eltern, welche wie gute und rechtschaffene Eltern mit mir wandeln. Mir fehlt nichts, den ganzen Tag bin ich frei und kann lesen und studieren nach Herzenslust, was brauche ich mehr! Und wenn ich auch, was Gott verhüten wolle, in Mangel und Elend käme, würde ich doch diesen Schritt nicht thun, um

meine äußere Lage zu verbessern, weil daran gebunden ist das ganze ewige Leben — um wie viel weniger hätte ich Grund dazu jetzt, wo mir gar nichts mangelt in meines Vaters Hause.

Aber Sie werden fragen, wer mir Gottes Geist eingehaucht habe. Siehe, ich will Ihnen erzählen, wie es alles ergangen.

Siehe, viele Tage, seit ich ein wenig größer wurde und meine Augen geöffnet wurden, daß ich aufmerkte auf die Welt, ging meine Ruhe verloren und Kampf nahm ihre Stelle ein. Endlose Fragen fingen an, mir mein Leben zu verbittern, und je mehr ich mich bemühte, sie zu unterdrücken, um so mehr richteten sie Kampf in mir an, bis der Wurm des Zweifels wie eine Fäulnis in mein Gebein kam und ich auch fragte wie die Menge der Gottlosen: Wer kann uns beweisen, daß es einen Gott giebt?

Aber darnach gürtete ich mich wie ein Held und begann zu streiten mit dem Feind meiner Seele, das ist dem Zweifel, der mir die Ruhe geraubt hatte. Eingewendet habe ich mit meiner Vernunft: Hat denn nicht jedes Werk seinen Werkmeister und also auch jedes Geschöpf seinen Schöpfer? Wer hat denn hergestellt die Schöpfung so herrlich und schön, welche ausruft in allen ihren Kreaturen: Ehre! Wer ist der wunderbare Baumeister, der den Himmel gebaut hat gleich einem blauen Dom und hineingesetzt die Sterne gleich glänzenden Steinen? Wer führt heraus die Gestirne zu ihrer Zeit? Ist das nicht der Hohe der Höchsten, den zu erreichen des Menschen Auge zu kurz, den zu verstehen zu gering sein Verstand? Wahrlich es giebt einen Gott, der alles regiert, rief ich aus, und soweit hat mich geführt meine eigene Vernunft. Und wenn ich keine Antwort hatte auf manche Fragen, so sagte ich: Das kommt daher, weil ich unmenschlich dumm bin und die Kraft meines Verstandes zu gering ist. So ließ ich mein Herz ein Grab sein für alle meine Fragen, bis das Neue Testament in meine Hände kam — da ging auf vor mir eine neue Welt. Aber weil ich fürchtete, ich möchte eine Schuld auf mich laden, wenn ich Dinge dächte, welche betrüben den Geist meines Volkes und meiner Familie, wehrte ich mich mit aller Kraft dagegen, daß die Worte Christi nicht Wurzel schlagen möchten in meinem Herzen; und lange Zeit gingen an mir in Erfüllung die Worte des Propheten: Höret und verstehet nicht. So habe ich Riegel und Banden gemacht für die Gedanken meines Herzens lange Zeit. Ich habe

auch durch Beschäftigung mit äußeren Dingen diese Gedanken zurückzudrängen gesucht, als ich in der großen Stadt W. war, aber nachher, da ich wieder im Hause meiner Eltern war und meine Zeit in meiner Hand war, konnte ich meinen Geist nicht mehr beherrschen. Ich fing an, über alles ernstlich nachzudenken und wandelte umher mit betrübter Seele, ohne zu wissen, auf welchem Weg ich gehen soll.

Als der große Versöhnungstag herankam, verlangten meine Eltern von mir, daß ich zur Synagoge ginge, nach der in unserer Stadt üblichen Sitte. Und ich, die alle Worte meiner Eltern für heilig hielt, war gehorsam ihrem Munde, ich ging nach dem heiligen Hause, welches voll war von einem Ende bis zum anderen vom Hause Israel, welches zusammengekommen war, anzubeten vor dem, der da wohnt in der Höhe.

Unmöglich ist es meinem schwachen Schreibgriffel zu schildern das Getöse und Gewirre, welches dort herrschte. Alle erhoben Klagegeschrei wie tödlich Getroffene. Die Stimmung der Trauer, die das ganze Haus beherrschte und die Stimmen der Klagen, die zum Himmel gellten, zerschmolzen mir mein Herz, wie Feuer das Wachs zerschmilzt. Wehe du elendes Volk, verlassen und verstoßen, noch viel mehr solltest du klagen über dein Elend, dachte ich, und auch meine Augen ließen herabrinnen Thränen gleich einem Bach. Aber plötzlich stieg die Frage in meinem Herzen auf: Wenn in Wahrheit der lebendige Gott in unserer Mitte ist, warum nimmt er nicht zu Herzen diese Thränen ohne Zahl, vor denen auch ein Menschenherz hinschmilzt? Warum achtet er nicht auf das Klagen seines Volkes, daß er uns gebe die Vergebung der Sünden? Dieser Gedanke erschreckte mich, und je mehr ich mich bemühte, den Sturm zu beruhigen, der in meinem Herzen tobte, um so mehr richtete er Kampf in mir an. Hunderte von Fragen traten auf den Kampfplatz, mit mir zu streiten. Ich eilte nach Hause, aber auch dort fand ich keine Ruhe für meine Seele. Da nahm ich das Neue Testament und suchte, ob ich dort eine Lösung finden könnte für die Frage, welche meinen Geist quälte. Da fand ich geschrieben, daß nur der Mensch, welcher in Jesu Namen sucht den Herrn, daß nur dieser selig werde, und daß nur die, welche Jesum lieben, geliebt sind von unserem Vater im Himmel — da rief ich aus: O, nun habe ich gefunden die Lösung für die Frage,

welche meinen Geist quälte, denn wie soll uns Juden das ewige Heil zu teil werden, wenn bei uns gelästert wird der Name des Heilandes an jedem Tag? — Und wenn es so ist, so erzürnen wir ja den Herrn, den heiligen Gott, wie sollte nicht brennen über uns sein Zorn wie Feuer? Wenn wir in Jesu Namen den Herrn suchen würden und zu Ihm rufen, so würde er uns gewiß annehmen und uns geben die Vergebung unserer Sünden.

Von dieser Zeit an wurde in mir das Bewußtsein erzeugt, daß ich nichts suchen dürfe auf dieser Welt außer dem Reich Gottes und dem Weg Jesu des Messias, zu dem ich mich hingezogen fühlte mit Banden der Liebe. Denn als ich las, was er seine Jünger gelehrt, da fand ich, daß es sei eine Lehre des Lebens und voll von gnädiger Liebe.

Diese Einsicht habe ich nicht von Menschen gelernt, sondern ich habe von mir selbst, durch Gottes Gnade, die Wahrheit erkannt. Nun habe ich beschlossen zu wandeln auf Jesu Wegen. Aber ich dachte bei alle dem, ich will noch einige Monate warten, weil solche Sache Ueberlegung braucht. Aber nun nachdem viele Monate vergangen sind, und ich in meiner Erkenntnis feststehe wie ein Palmbaum, dachte ich, ich soll alles an Sie schreiben. Und nun wenn wahrhaftig mein Herr in meinem Glauben lebt, ist es nicht seine Pflicht mich aufzunehmen? Sie mögen mir schreiben nach W. zu kommen, daß ich dort ein wenig Deutsch lerne und die Wege des Messias. Und dann will ich verlassen meine Brüder und meines Vaters Haus und will nur leben im Schatten des Glaubens.

Ich gestehe dabei, daß es mir graut vor der irdischen Zukunft. Hat doch auch Jesus der Messias gesagt, da er tiefbetrübt vor seinem Vater betete, von seinen Jüngern: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Und dies ist Ihnen bekannt, daß wenn ich zum Glauben an Jesum den Messias komme, daß ich dann wie ein verworfener Zweig abgerissen werde von meiner Familie und ein stechender Dorn sein werde meinem Volk. Was soll ich dann thun, wenn ich allein bin, umherirrend wie ein verlorenes Schaf, allenthalben verfolgt? Und wenn Sie mir schreiben werden, daß, wenn ich um Jesu willen leide, daß ich dann ein Segen sein werde, darauf antworte ich Ihnen mit den Worten Christi: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Sie mögen wissen,

mein Herr, daß ich nur ein schwaches Mädchen bin und schwer imstande sein werde, zu tragen beides, den Schimpf der Schmähenden und die Schmach des Hungers. Es ist genug für mich zu tragen den Zorn meiner Familie, die mich verfolgen wird mit glühendem Grimm, auch das ist eine bittere Sache, schwer wie ein Lastjoch, ich werde seufzen darunter mein Leben lang.

Darum bitte ich, mein Herr, zu reden in dieser Sache mit Ihren Brüdern, den Kindern Ihres Glaubens, um einen Rat für mich zu finden, mich zu bringen auf den Lebensweg. Sie mögen so gütig und freundlich sein, mir zu schreiben, daß ich nach W. komme und den Weg des Messias noch besser lerne und die deutsche Sprache, und dann können Sie mich senden, wohin Sie wollen.

Und nun siehe, ich habe meinem Herrn mein ganzes Herz ausgeschüttet und ich bitte, daß Sie sich in Güte und Freundlichkeit beeilen, die steinige Bahn vor mir zu ebnen. Ich bitte auch, Sie wollen es mir nicht übel nehmen, daß ich so viele Worte gemacht habe, denn wie ein Wasserquell durchbrachen meine Worte die Grenze meines Herzens; ich vermute, daß dieses nur darum geschehen ist, weil ich hier niemand habe, vor dem ich mein Herz ausschütten kann. Darum hoffe ich auf die Güte Ihres Herzens, daß Sie mir verzeihen mögen, daß ich so viele Worte machte. Ebenso bitte ich dringend, diesen Brief sorgfältig aufzuheben oder in Stücke zu zerreißen, denn in dieser Sache handelt es sich um das Leben. (Blätter für Mission.)

Lebensschicksale eines Neuen Testaments.

Kürzlich wurde der Britischen Bibelgesellschaft das Exemplar eines Neuen Testaments überreicht, dessen Geschichte man nicht ohne Rührung lesen kann. Es war eine Uebersetzung in die Sprache der Matebele, jenes Kaffernstammes, der vor einigen Jahren unter seinem damaligen tyrannischen König Lobengula sich gegen die Engländer erhob und von diesen nach blutigen Gefechten unterworfen wurde. Jene Uebersetzung des Neuen Testaments hatte seiner Zeit der frühere Londoner Missio-

nar Thomas mit vieler Mühe und Sorgfalt hergestellt, um dadurch Gottes Wort diesem Volk in die Hände zu geben. Er vollendete das Werk gerade einen Tag vor seiner Erkrankung, die bald daraf seinen Tod herbeiführte. Das Manuskript lag nun zwar druckfertig da, aber die Sorge darüber, ob es nun wohl auch nach seinem Heimgang gedruckt werden würde, machte ihm während seiner Krankheit viel zu schaffen. Um ihn darüber zu beruhigen, bat ihn seine Frau dringend, sich doch deswegen keine Sorge zu machen; sie wolle alles aufbieten, daß seine Uebersetzung durch den Druck geführt werde.

Nach seinem Tode suchte nun Frau Thomas ihrem Versprechen nachzukommen und schickte deshalb das Manuskript an einen Drucker in Pretoria. Die Druckkosten suchte sie aus ihren eigenen geringen Mitteln zu bestreiten. Sie rückte zu diesem Zweck ein kleines Kapital von 100 Pf. Sterling (2000 Mk.) dran, das sie seit ihrer Kindheit in einer englischen Bank stehen hatte. Auf diese Weise erschien denn schließlich das Werk im Druck, aber da niemand in der Druckerei die Matebele-Sprache verstand und die Durchsicht der Druckbogen überwachen konnte, so läßt sich denken, daß der Text nicht ohne viele Druckfehler aus der Presse hervorging.

Die ganze Auflage bestand in 500 Exemplaren. Nun handelte sichs aber um den Absatz und Vertrieb derselben. Darin scheints an einer kundigen Hand gefehlt zu haben. Denn Frau Thomas verkaufte davon nur drei Exemplare, das Stück zu 7 ½ Mark. Fünfzehn verschenkte sie. Alle übrigen wurden vorderhand in einer großen Blechkiste sorgfältig verwahrt, damit sie nicht von den Ratten und Insekten beschädigt würden, und dann auf der Station Shiloh auf Lager gelegt.

Inzwischen brach der Matebele-Aufstand aus, und bei dieser Gelegenheit wurden die Bücher von den aufständischen Kaffern gestohlen, zerrissen und als Kopfschmuck verwendet. „Du kannst dir denken", schrieb Frau Thomas an ihren Sohn, „wie schmerzlich mir dieser Ausgang der Sache ist; denn wie viel Mühe, Sorge und Liebe ist doch aufgewendet worden, bis die ganze Arbeit gethan und die Uebersetzung im Druck vorlag. Wie viel Hoffnungen, die daran für das Volk geknüpft waren, unter dem wir so lange arbeiteten, sind doch damit zu nichte geworden!"

Alles das kam gelegentlich einem Freund der Bibelgesellschaft in Natal zu Ohren, und da er wußte, daß Frau Thomas in bedrängten Verhältnissen lebt, so suchte er ein Exemplar jener Ausgabe des Neuen Testaments — vielleicht das letzte und einzige, das noch vorhanden ist — zu erwerben und schickte es an das Komitee der Bibelgesellschaft in London. Zugleich schilderte er die näheren Umstände desselben. Die Herren des Komitees waren davon so gerührt, daß sie einmütig beschlossen, sich das Verlagsrecht der Ausgabe zu erwerben und vorderhand eine revidierte Probeausgabe von einem der Evangelien zu veranstalten. Diese soll dann von zuständigen Personen aufs sorgfältigste geprüft werden, ob man späterhin das ganze Neue Testament in der vorliegenden Uebersetzung von Missionar Thomas im Neudruck erscheinen lassen könne.

Somit wäre je nach Umständen doch noch Aussicht dazu da, daß die mühevolle Arbeit eines heimgegangenen Missionars nicht vergeblich gethan wurde, und daß das Lebenswort, das er dem Volk der Matebele hinterließ, nicht im Kriegssturm hat untergehen dürfen.

Einige Gedanken und Aussprüche von A. Vinet.*)

Das Christentum der Apostel und Märtyrer, nicht das der Philosophen und Schöngeister, das Christentum, das Johannes Huß vor vierhundert und Paulus vor achtzehnhundert Jahren predigte, es erhebt sich von neuem aus den Grüften der Vergessenheit und erscheint, alt wie es ist, frisch und neu neben dem Trödelkram von gestern. Es breitet die Arme aus, um am Ende eines vielleicht langwierigen Kampfes die zerschlagenen und aus vielen Wunden blutenden Völker aufzunehmen. Was soll aus uns werden, wenn es uns nicht zu Hilfe kommt? Alle Welt fühlt, daß wir Hilfe brauchen. Fragt die Philo-

*) Vinet, A. Gedanken und Betrachtungen aus seinen Schriften. Mit einem Vorwort von A. Rüegg. 212 S. Verl. v. E. Salzer. Heilbronn. Mk. 2,20.

Ein Schriftchen, das wir allen ernstgesinnten, denkenden Christen aufs angelegentlichste empfehlen möchten.

sophen und sie gestehen, daß wir um jeden Preis aus der Verneinung heraus müssen in den Bereich der bejahenden Wahrheiten, der einzig fruchtbaren. Wo anders aber sind diese zu finden, als im Christentum?

Gottes Wille im allgemeinen ist euch in Seinem Worte deutlich geoffenbart; Sein Geist, wenn ihr ihn anruft, deutet diesen Willen eurem Gewissen. Wirklich wollen, was Gott will, ein für allemal Seinen Willen zum Ziel unseres Lebens machen und zum Hauch, der es durchweht, alle unsere Handlungen diesem Gedanken unterordnen, das wird dazu führen, daß allmählich alle Dunkelheiten unseres Weges sich lichten und fast alle uns entgegentretenden schwierigen Fragen sich lösen.

Die Theologie ist die Formulierung der Lehren; die Lehren selbst aber und die Wahrheit sind völlig in der Bibel enthalten, und was sie lehrt, ist für ein einfältiges und demütiges Herz genügend.

Daß in der heiligen Schrift Gott durch die Vermittlung von Menschen zu mir redet, setzt mich ebenso wenig in Erstaunen, als daß die Strahlen der Sonne durch den Luftkreis gebrochen zu mir gelangen. Nur so können sie mich erreichen, nur so bin ich fähig, sie auf mich wirken zu lassen.

Nirgends sagt uns das Evangelium, daß alle Menschen gleich seien; zwar leugnet es diese Wahrheit nicht, aber es geht gewissermaßen mit Stillschweigen darüber hinweg, so weit liegt sie unterhalb des Standpunktes Jesu Christi. Aber die heilige Schrift sagt uns, daß wir Glieder an einem Leibe sind, alle angenommen, alle nötig, alle untergeordnet demselben Haupte, in dem unser aller Leben seine Quelle hat.

Die Hast schadet beim Lesen erbaulicher Schriften mehr als man glaubt. Man liest zu viel, man liest flüchtig, man verarbeitet das Gelesene schlecht, und so bringt es keine Frucht. Vor allem müßte man lernen, in der eignen Seele zu lesen. Aber der eine liest zu wenig im Buche Gottes, der andere liest zu viel oder zu hastig in den Büchern der Menschen, und beide berauben sich dadurch der Fähigkeit oder gönnen sich nicht die Zeit, in dem Buch ihres Innern zu lesen.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1897. Unter den Aussätzigen von Almora. — Uganda und sein Bibelvolk. — Ein Bibelverein in Afrika. — Wie fleißig unsere Alten die Bibel lasen. — Bücheranzeige. Nr. 3.

Unter den Aussätzigen von Almora.

Hoch oben auf den südlichen Abhängen des Himalaya-Gebirges, von wo der Blick weithin über das indische Tiefland schweift, während im Rücken die mit Schnee bedeckten Berggipfel in die Wolken ragen, liegt in herrlicher und gesunder Gegend die Stadt Almora. Um ihrer Höhenlage und erfrischenden Luft willen ist sie ein vielbesuchter Ort, den die Europäer der bengalischen Tiefebene gerne aufsuchen, um hier ihre erschlafften Kräfte wieder zu stärken. Auf dieser anmutigen Bergeshöhe hat aber auch das tiefste Elend, das einem menschlichen Wesen auferlegt sein kann, eine Stätte christlicher Liebe und Barmherzigkeit gefunden. Es ist dies das bekannte Aussätzigen-Asyl der Londoner Mission, das sich unweit der Stadt Almora auf einem malerischen Abhang erhebt, beschattet von Pinien, Mispeln und Buchen. Dasselbe ist schon seit nahezu 50 Jahren manchem unglücklichen Aussätzigen zu einem freundlichen Heim geworden, der von seinen

Mitmenschen ausgestoßen, ohne dasselbe verdorben und verkommen wäre. Das Anwesen bildet mit Kirche, Schule, Apotheke und Missionarswohnung ein selbständiges Dörflein, das nach und nach durch die Fürsorge edler Menschenfreunde eine ziemlich große Ausdehnung erlangt hat. Lassen wir uns kurz einen Besuch an dieser Stätte erzählen, den der Sekretär der nordindischen Bibelgesellschaft vor kurzem dort gemacht hat.

Die trockene Zeit — schreibt er — hatte ihr Ende erreicht und die ersten Regengüsse waren gefallen. Wie mit einem Schlage hatte alles ein verändertes Aussehen erhalten. Die Bergabhänge, die noch vor kurzem ganz braun und verbrannt aussahen, hatten sich allenthalben in junges, frisches Grün gekleidet. Ueberall waren die Landbewohner damit beschäftigt, den Boden für die erste Einsaat vorzubereiten. Wir verließen den letzten Rastplatz und klimmten vollends den Bergrücken hinan. Gut gebahnte Wege, die von überhängenden Sträuchern beschattet waren, führten in leichten Windungen, ohne daß man die Steigung sonderlich spürte, allmählich hinauf. Wir lassen eine kleine englische Kirche zur Seite liegen und gehen dann auf der östlichen Abdachung des Berges hinunter, bis wir vor einer Gartenpforte stehen, hinter der sich freie Grasplätze und stattliche Baumreihen hinziehen. Wir treten ein und befinden uns auf dem Grundstück des Aussätzigen-Asyls.

Vor uns erhebt sich die Kapelle, die ein edler Freund der Aussätzigen seiner Zeit hat erbauen lassen. Die kleinen Häuschen, die jene Unglücklichen bewohnen, liegen etwas weiter unten an der Berglehne und sind noch nicht zu sehen. Eben läutet das Glöcklein der Kapelle und ladet zum Gottesdienst ein. Einzeln oder zu zwei und drei sammeln sich die Aussätzigen und folgen dem Glockenruf. Ein erfrischender Luftzug streicht über die Höhen dahin, während die Sonne in ihrer Pracht am Himmel steht und die Bergspitzen vergoldet. Doch werden ihre Strahlen hier oben wenig empfunden, denn die stattlichen Cedern, Eichen und Ahornbäume spenden kühlenden Schatten, während wir über den saftigen Rasen dahinschreiten. Durch das Gezweig tauchen da und dort die Kuppen der Berge auf, die das Thal zu den Füßen einschließen. Es ist eine wunderbar schöne Scenerie, die ihren Farbenschimmer auf die ganze Umgebung ergießt. Dazu herrscht ringsum Sabbathstille und feierlicher Frieden. In umso größerem Gegensatz zu dieser idyllischen Umgebung stehen

aber auch die Gestalten der armen Aussätzigen, von denen die meisten infolge der verheerenden Krankheit entsetzlich verkrüppelt und entstellt sind. Viele von ihnen haben ihre Finger und Zehen verloren, so daß nur noch die Stumpfe übrig sind. Bei andern ist die Nase gänzlich weggefressen und das Licht der Augen erloschen. Und doch ist man angenehm überrascht, zu finden, daß trotz all des Elends, trotz Armut und hoffnungslosem Siechtum, das die Züge dieser Unglücklichen an sich tragen, sich doch auch bei vielen der innere Friede auf dem Antlitz abspiegelt, den sie hier im christlichen Heim gefunden haben. Ein jeder von ihnen hat beim Eintritt ins Gotteshaus einen freundlichen Gruß für den Missionar und seine Begleiter.

An der Kapellenthür treffen wir zwei eingeborne Männer, die uns herzlich begrüßen. Es sind zwei Evangelisten, die unter den Aussätzigen arbeiten. Sie haben seiner Zeit hier in Almora die Liebe Gottes in Jesu Christo kennen gelernt und sind dann ausgezogen in entferntere Provinzen und wirken dort unter den Unglücklichen ihres Volkes. Jetzt sind sie zu einem Besuch zu ihren alten Freunden für einige Wochen hier eingekehrt. Währenddem stellt sich auch der würdige Vorsteher des Asyls, der unweit von der Kapelle seine Wohnung hat, mit der Familie im Gotteshaus ein. Viele Jahre hat derselbe mit den Seinen unter den Aussätzigen gelebt und die Kranken gepflegt, die Sterbenden getröstet, Gottes Wort gelehrt. Und trotzdem hat der nahe Umgang, die tägliche Berührung mit ihnen keinerlei üble Folgen für ihn und seine Familie gehabt.

Das Glöcklein verstummt und der Morgengottesdienst soll seinen Anfang nehmen. Wir treten vollends in die Kapelle ein und finden etwa hundert Aussätzige versammelt. Im ganzen sind es 125, die sich gegenwärtig im Asyl befinden. Davon sind 115 Christen, die während ihres Aufenthalts in demselben Christum gefunden und angenommen haben.

Alle sitzen auf dem Boden, die Männer auf der einen Seite, die Frauen auf der andern. Der Gottesdienst beginnt mit dem Gesang eines Liedes. Etwa ein Drittel von ihnen haben lesen gelernt und können sich am Gesang beteiligen. Wir verstehen nun auch, warum sie sich auf dem Boden und nicht auf Bänken niedergelassen haben. In letzterem Fall wäre es für sie unmöglich, mit

den verkrüppelten Stümpfen ihrer Hände die Bücher zu halten oder deren Blätter umzuwenden. Indem sie sie aber vor sich auf dem Boden liegen haben, geschieht dies ohne Schwierigkeit. Viele der Aussätzigen haben noch eine gute, klare Stimme, und ihr Gesang ertönt in frischer Weise zum Preise Gottes. Der Missionar hält dann ein Gebet, und die Anwesenden schlagen den Psalter auf. Es ist das ihr tägliches Gebetbuch, das sie in der Hindisprache besitzen und das vorn auf dem Titel sich als eine Ausgabe der nordindischen Bibelgesellschaft — einer Hilfsgesellschaft der großen Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft — ausweist.

Der Psalm, den sie diesmal lasen, war der 73. Psalm, und es war ergreifend, wie die von unheilbarer Krankheit heimgesuchten und von Haus und Familie verstoßenen, aber zu Gott bekehrten Aussätzigen mit aller Inbrunst und Andacht die Worte des Psalmisten beteten:

„Da es mir wehe that im Herzen und mich stach in meinen Nieren, da war ich ein Narr und wußte nichts, ich war wie ein Tier vor dir. Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich bei meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat, und nimmst mich endlich mit Ehren an. Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil." Ps. 73, 21—26.

Nachdem ein weiteres Lied angestimmt und dann gebetet worden war, durfte ich einige Worte zu ihnen reden. Ich wies sie auf das Werk der Bibelgesellschaft hin, deren Bestreben es sei, aller Welt das Wort Gottes in die Hand zu geben. Ich erzählte ihnen dann von den indischen Hilfsgesellschaften, wie die Bibel übersetzt, gedruckt, von Kolporteuren verbreitet werde, und wie infolge der Unterstützungen der Bibelfreunde es möglich sei, die Bibel zu einem so billigen Preise abzugeben, daß selbst ein indischer Kuli oder Arbeiter sie kaufen könne.

Am Schluß des Gottesdienstes forderte dann der Missionar eine der aussätzigen Frauen auf zu beten. Sie that es mit schlichten Worten, und es war rührend zu hören, wie sie ihrem himmlischen Vater für die größte seiner Gaben dankte, ihn um Vergebung durch Jesum Christum bat und den Segen Gottes auf den Missionar und die Bibelgesellschaften in Europa und Indien herabflehte.

Als wir das Kirchlein verließen, sah ich zu meiner großen Ueberraschung, wie unsere Kulis, die wir als Träger bei uns hatten,

von einem naheſtehenden Baume herabkletterten, von wo ſie durch die offenen Fenſter den Gottesdienſt beobachtet und alles mit angehört hatten. Wollte Gott, daß dies zu ihrem Segen geſchehen ſei! Drei Wochen ſpäter erhielt ich vom Miſſionar des Ausſätzigen-Aſyls ein Brieflein, deſſen Inhalt mich etwas von der Frucht meines Beſuches ſehen ließ und das mich hoch erfreute. Der Brief lautete:

Mein lieber Herr W. — Infolge Ihres Beſuchs des Ausſätzigen-Aſyls haben ſich die Inſaſſen desſelben gedrungen gefühlt, einen Bibelſonntag anzuſetzen und deswegen am letzten Sonntag trotz ihrer Armut eine Sammlung zum Beſten der Bibelſache unter ſich veranſtaltet. Die Kollekte hat dabei den Betrag von ſechs Rupien (zwölf Mark) ergeben, den ich Ihnen hiemit überſende. Man könnte verſucht ſein zu fragen, wie es denn möglich ſei, daß ſolche arme Ausſätzige, die doch ſelbſt nur auf die Barmherzigkeit anderer angewieſen ſind, noch etwas für eine Kollekte übrig haben. Die Sache verhält ſich ſo. Sie alle kochen ſich ſelbſt ihr Eſſen und erhalten zur Anſchaffung von Feuerholz monatlich vier Annas (ca. 25 Pf.). Von dieſem kleinen Betrag nun iſt es ihnen bei ſparſamem Haushalt etwa möglich, je und je eine Kleinigkeit zu erübrigen, für die ſie ſich gelegentlich etwas Beſonderes, etwa ein Stückchen Fleiſch zu ihrem Reis, anthun können. Dieſes haben ſie ſich nun verſagt und den Sparpfennig der Kollekte zugewandt. Ich bemerke dabei, daß einige von ihnen nicht weniger als ſechs Pies (4 Pf.) geſteuert haben, ein Beweis davon, wie ſie tüchtig an ſich geſpart haben. Sie alle haben großes Intereſſe für die Sache an den Tag gelegt und Sie ſelbſt haben geſehen, wie aufmerkſam eine Gemeinde im Kirchlein der Ausſätzigen ſein kann. . . . .

Soweit das Brieflein aus Almora. Dem möchte ich nur noch hinzufügen, wie jene Provinz mehrmals hintereinander Mißernten gehabt hat, ſo daß die Preiſe der Lebensmittel bedeutend geſtiegen und die Miſſionare recht darauf angewieſen ſind, daß ſie in Bezug auf den Unterhalt des Ausſätzigen-Aſyls kräftig unterſtützt werden.

Damit nehmen wir Abſchied von jener Stätte des Elends, wo aber die Spuren der Nächſtenliebe und des Segens Gottes zu finden ſind.

Uganda und sein Bibelvolk.

„Wir haben große Dinge gesehen, und ich glaube, wir werden noch größere sehen", bekannte der evangelische Missionsbischof Tucker nach einer seiner letzten Inspektionsreisen durch Uganda. — Und in der That, man gewinnt diesen Eindruck, wenn man einen Blick in die Briefe der Missionare hineinwirft, besonders in die Jahresberichte von den einzelnen Stationen und Provinzen dieses großen centralafrikanischen Reiches, das noch vor zwei Jahrzehnten eine festverschlossene Burg der Finsternis war. Wir haben es hier mit einem der gesegnetsten Missionsfelder der Gegenwart zu thun, das an Wundern unseres Gottes überreich ist. Die Fortschritte in den letzten zwei Jahren geben davon einen deutlichen Begriff. Während im Jahre 1892 die Zahl der Getauften nur 500 betrug, wurden 1895 bereits 600 Kinder christlicher Eltern und 2921 erwachsene Heiden getauft. Dazu betrug die Zahl der Taufbewerber nahezu 2500. Diese gesegneten Fortschritte der Mission sind vor allem dem Umstand zuzuschreiben, daß sich in Uganda eine Menge von eingebornen Lehrern und Evangelisten findet, die unter ihrem Volk missionieren. Es sind ihrer jetzt über 700 solcher Zeugen des Evangeliums, die über das ganze Land hin zerstreut sind und zum Teil freiwillig ihre Arbeit thun.

Was aber besonders mit dazu beiträgt, daß das Christentum in diesen Gebieten so überraschend schnell Wurzel schlägt, das ist der große Lern- und Leseeifer der Waganda. Die Bibel ist in jenem Lande das geschätzteste Gut, und die Zahl derer, die sie in ihrer Sprache lesen, ist viel größer als die Zahl der Christen. Allein in den ersten zehn Monaten des Jahres 1895 wurden 13211 Bibelteile, 4036 Katechismen und 15227 andere Lesebücher nicht etwa verschenkt, sondern verkauft. Die Leute, die die Bücher kaufen, sind oft sehr arm; aber sie geben gern die wenigen Groschen, die den Preis der Bücher ausmachen. Die Engländer legen bekanntlich ein sehr großes Gewicht auf die möglichst weite Verbreitung der heiligen Schrift in ihren Missionsgebieten und leisten ja darin ganz Außerordentliches. Manchmal könnte man meinen, sie könnten ein

klein wenig langsamer vorgehen; aber hinter den gedruckten Büchern stehen ja die lebendigen Persönlichkeiten. Die Waganda lesen die heiligen Schriften offenbar mit Aufmerksamkeit und Verständnis. Da laufen freilich auch komische Mißverständnisse mit unter, so besonders dadurch, daß sie manchmal die Bedeutung der Interpunktionszeichen (Komma, Punkt ꝛc.) nicht zu kennen oder nicht zu beachten scheinen. So kam ein Mann zu dem Missionar Pilkington und las ihm folgende Stelle vor: „Sie setzten sich zu Tische und aßen ein Weib", und fragte: „Aber warum haben sie denn ein Weib gegessen?" Nun las es ihm der Missionar richtig vor mit Interpunktionszeichen: „Sie setzten sich zu Tische und aßen; ein Weib kam, die hatte ein Glas ꝛc." (Mark. 14, 3). Erfreut über die Belehrung und über die Beseitigung des offenbaren Anstoßes ging der Mann von dannen. Ueberhaupt lassen sich die Leute gern belehren, und es zeugt von dem Nachdenken, mit dem die Leute lesen, wenn die Missionare erzählen, daß, wenn sie durch die Gegend streiften, oft die Leute aus den Häusern stürzten und mit der Bibel in der Hand allerlei Fragen stellten, wie die: „Welcher Herodes hat den Jakobus getötet?" „Was ist eine Weinkelter?" u. dergl. Rührend ist oft die Freude, mit der die Leute die Bücher in Empfang nehmen. Bischof Tucker erzählt: „Es war ein Entzücken zu sehen, wie die Leute (auf der Insel Komi) sich freuten, als sie nun glückliche Besitzer dieses oder jenes Buches, eines Neuen Testamentes oder der Evangelien oder der Episteln wurden. Sie schienen kaum zu wissen, was sie mit ihrem Schatze anfangen sollten. Sie drückten die Bücher an ihre Brust; dann schlugen sie sie auf und lasen einige Worte; dann schlossen sie sie wieder und drückten sie noch mehr an ihre Brust. Einige schienen nicht abgeneigt, in ihrer Herzensfreude zu tanzen." „Am vergangenen Abend", erzählt er an einer anderen Stelle, „als ich mit Herrn Gordon einen Spaziergang machte, begegneten wir zwei Frauen. Eine von ihnen bat dringend um ein Evangelium Lukas. „Ich will", sagte sie, „mich an Gott freuen." „Gieb mir ein Buch", schrie sie uns nach, „daß ich mich an Gott erfreue." Tucker fügt hinzu: „Das mag uns eine Ahnung davon geben, wie groß das Verlangen des Volkes ist." Diese Arbeit mit der Bibel in der Hand ist ja bekanntlich so recht bezeichnend für die evangelische Art Mission zu treiben im Unterschied von der Weise Roms. So wird aus einer Landschaft berichtet, die, nebenbei bemerkt, bereits

außerhalb der Grenzen des eigentlichen Uganda liegt und darum auch noch wenig von der Mission berührt ist, daß von allen Seiten große Scharen zusammengeströmt seien, um den „Engländer" (den durchreisenden evangelischen Missionar) zu sehen. Die französischen katholischen Priester hatten in der Gegend überall kleine Denkmünzen verteilt, und die Leute dachten, in dem Tragen dieser Denkmünze um den Hals bestände die ganze Religion; andere dachten, das seien Zauberdinge, um die bösen Geister zu vertreiben. Eine Anzahl warf nun dem Missionar, der sie darüber aufgeklärt hatte, die Denkmünzen vor die Füße und kaufte Bücher.

Auch die neuesten Berichte über das Jahr 1896 erzählen von bedeutenden Fortschritten der Mission in Uganda. Die Calwer „Monatsblätter" für Miss.-St. schreiben davon: „Ende November ist der englische Bischof Tucker wieder aus Uganda zurückgekehrt und hat viel Erfreuliches zu berichten. Eine große Hauptsache ist die, daß die äußere Ruhe des Landes nun gesichert erscheint, daß der König und seine Häuptlinge ohne Hintergedanken sich aufrichtig der englischen Schutzherrschaft unterworfen haben und nun im Frieden alles einen neuen Aufschwung nimmt. Ueberall werden Gärten und Pflanzungen angelegt. Die Leute bauen sich bessere und festere Häuser. Hie und da werden Wege gemacht, und der englische Oberbeamte hat sogar schon eine Art Postverbindung zwischen der Hauptstadt und den verschiedenen Missionsstationen eingerichtet. Der Wohlstand hebt sich. Allerlei unternehmende Leute, sogar Kaufleute aus Indien kommen ins Land, und man hofft, daß, wenn die Eisenbahn einmal fertig ist, der Handel aufblühen wird. Die neueste Missionskarawane, welche am 28. November die Reise ins Innere antreten sollte, hat wahrscheinlich das erste Stück (14 englische Meilen) bereits in der Eisenbahn zurücklegen können. Welch ein Fortschritt, wenn man an die Zeiten Krapfs und Rebmanns, ja noch an die Zeit Mackays und Hannningtons zurückdenkt! Welch ein Umschwung aber auch in der Person des Königs Muanga! Er, der einst die Christen verfolgen und den edlen Bischof Hannington ermorden ließ, er, der ein ganz gemeiner Lüstling und Fleischesmensch war, erhält jetzt doch regelmäßigen Unterricht und hat es so weit gebracht, daß er lesen und schreiben kann. Bekehrt ist er nicht, aber doch bedeutend gebessert. Er lebt anständiger und mäßiger, ist daher auch schon viel gesünder und vernünftiger als früher und

hat dazu die Freude gehabt, daß ihm am 1. August 1896 ein Sohn und Erbe ist geboren worden. Die Mutter desselben ist eine Erweckte, die im Taufunterricht steht, und der Häuptling, dem nach alter Landessitte das Kind zur Erziehung ist übergeben worden, ist ein Protestant, der sogenannte Katikiro oder erste Minister. Der bisherige Kronprinz, ein Sohn Kalemas, war Mohammedaner, und es war ausgemacht, daß bis zu seinem vierzehnten Jahr kein christlicher Missionar sich um ihn bemühen dürfe; zwei andere Prinzen, die auch dem Thron sehr nahe standen, waren Katholiken. Jetzt darf man hoffen, daß der künftige König ein Protestant wird, und das ist immerhin etwas wert, wenn wir auch keineswegs zu viel Gewicht darauf legen wollen.

Als vor einiger Zeit eine Kirchenglocke in der Hauptstadt Mengo eingeweiht wurde, war es der König, der ihr den Namen gab und den ersten Zug an ihr that. Diese Glocke ist in einem eigenen Turm neben der großen Kirche auf dem Namirembehügel aufgehängt und dient zugleich als Uhr für die ganze Umgegend, indem jede Stunde ein Zeichen mit ihr gegeben wird. Die Zahl der Kirchen in der nächsten Umgebung der Hauptstadt, d. h. in einem Umkreis von etwa drei Stunden, ist jetzt auf dreißig gestiegen. In fünfundzwanzig derselben predigt jeden Sonntag ein Lehrer oder Evangelist, der hiezu aus der Hauptstadt abgeordnet wird. Die Zahl der Kirchen im ganzen Land war bis Mitte vorigen Jahres auf 290 gestiegen, die der Kirchgänger auf 25 115, die der Leser auf 41 600, der Abendmahlsberechtigten auf 1336, der Getauften auf 6945, der Lehrer auf 674. Dies alles in der protestantischen Mission allein, die zu Anfang des Jahres 1895 nur durch 11 englische Missionare vertreten war. Seither hat ihre Zahl sich verstärkt. Die katholische Mission ist, so viel wir wissen, weit zahlreicher vertreten und wird wohl, dem entsprechend, auch viele Anhänger haben. Beide Kirchen wetteifern miteinander. Ueberall thun sich neue Thüren auf, in Uganda selbst und in den angrenzenden Ländern. Die Ernte ist wahrlich groß, aber der Arbeiter sind es immer noch zu wenig. Missionar Pilkington hat einen überzeugenden und herzandringenden Aufruf erlassen, daß in den nächsten drei Jahren wenigstens 100 neue Arbeiter und Arbeiterinnen sollten ausgesandt werden, um alle Provinzen Ugandas sowie die benachbarten Landschaften Unjoro, Karagwe, Kawirondo und so weiter zu besetzen.

Und Bischof Tucker bestätigt, daß jetzt die angenehme Zeit für diese Länder angebrochen sei und es gelte, das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist. Und, gottlob, in England sieht man nicht müßig zu. Die Meldungen in den Missionsdienst und die Aussendungen werden immer zahlreicher, namentlich auch aus den Kreisen der Theologen und der gebildeten Damen. Der Bischof hofft, bald mit einer neuen Schar von Mitarbeitern wieder nach Ostafrika zurückkehren zu können. Kurz vor seiner Abreise hatte er noch einen Brief vom König erhalten, der also lautet: „Viele Grüße dem Herrn Bischof! Ich sende diesen Brief, Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich bitte Gott, daß Sie wohlbehalten in Europa ankommen und dann recht bald nach Uganda zurückkehren möchten. Wir alle wünschen sehr, Sie wieder bei uns zu sehen. Das ist alles, was ich zu sagen habe. Ich bin Ihr Freund und habe Sie lieb. Muanga, König von Uganda." Der Brief ist schön und sauber mit lateinischen Buchstaben auf einem großen Bogen Schreibpapier geschrieben. Andere Leute in Uganda, Unterthanen des Königs, können noch ganz andere und viel inhaltreichere Briefe schreiben; und im neuerrichteten „Kampala Lukiko" oder Landtagsgebäude, wo jeden Montag der König, die Häuptlinge und der englische Oberbeamte zusammenkommen, um Gericht zu halten und Rats zu pflegen, wird von einem eingeborenen Schriftführer das Protokoll in der Landessprache aufgenommen, während ein Engländer das gleiche in englischer Sprache niederschreibt.

Wahrlich, der berühmte Reisende Stanley, der einst die Anregung zur Uganda-Mission gegeben und immer so große Dinge für dieselbe vorausgesagt, hat recht behalten. Und selbst er bezeugt jetzt, daß seine kühnsten Hoffnungen durch den Erfolg noch weit übertroffen seien. Natürlich ist auch in Uganda nicht alles Gold, was glänzt, und allerlei Enttäuschungen, Rückfälle und neue, jetzt vielleicht noch gar nicht geahnte Schwierigkeiten werden auch hier so wenig ausbleiben als z. B. in Japan. Was einen aber doch mit Zuversicht in die Zukunft blicken läßt, das ist der Umstand, daß so viele Eingeborene in Uganda lesen gelernt haben und daß die Neubekehrten dort mit ganz erstaunlichem Eifer in der Bibel forschen."

Es ist herrlich, von solchen Fortschritten der Mission zu hören. Die Quellen des lebendigen Wassers sind in Uganda eröffnet. Möge

der Strom der Gnade sich immer voller über das Land ergießen und immer treuer benützt werden zur nachhaltigen Befruchtung des ganzen Landes! (Nach dem Nürnberger Missionsblatt.)

Ein Bibelverein in Afrika.

Vereine giebt es mehr als genug in der Welt, und von vielen, die recht eigentlich dazu dienen, ihre Mitglieder in der Sicherheit eines gottentfremdeten Lebens zu befestigen, möchte man wünschen, daß sie an Mitgliederschwindsucht zu Grunde gingen. Aber ein segensreicher Verein ist einer, der unter den afrikanischen Christen in Lokodscha am Niger besteht. Es ist der Bibelverein für tägliches Lesen des Evangeliums in der Nupesprache. Er zählte am Ende des vorigen Jahres sechzig bis siebzig Mitglieder und hat schon einen Bruderverein in Gbebe, das Lokodscha gegenüber auf dem andern Nigerufer liegt. Die Mitglieder verpflichten sich, täglich einen Abschnitt des Evangeliums zu lesen und halten monatlich eine Versammlung zur Besprechung des Gelesenen. Aber nicht nur die Gründung seiner Mitglieder im Worte Gottes hat der Verein im Auge, sondern auch die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden. Die Glieder des Vereins bringen Geld zusammen, um einen Evangelisten in Kporo, einem Dorfe, das eine Stunde von Lokodscha entfernt liegt, zu unterhalten.

Wie andere Vereine, so veranstaltet der Bibelverein in Lokodscha zuweilen Ausflüge für seine Mitglieder. Ein solcher fand im November des letzten Jahres statt. Ueber achtzig Personen nahmen an demselben teil. Es war eine Wasserpartie, man fuhr in Kanus den Niger hinunter nach Kporo. Nach einstündiger Fahrt war es um zehn Uhr vormittags erreicht. Nach einem Frühstück spielten die Kinder und jungen Leute harmlose Spiele, die Männer unterhielten sich oder halfen den Frauen das Mittagessen bereiten. Nach demselben um ein Uhr wurde eine Versammlung gehalten, zu der das ganze Dorf sich einstellte. Es

wurden einige Ansprachen gehalten, und dann hielt der Häuptling von Kporo eine Rede, in der er die Gäste aus der Stadt herzlich begrüßte und die Erklärung abgab, daß er selbst und alle Einwohner des Dorfes Christen werden wollten. Dafür, daß diese Zusage ernst gemeint war, stand ein Zeugnis vor aller Augen in dem Bau einer Kapelle, den die Leute von Kporo schon begonnen hatten und aus eigenen Mitteln bestreiten. Wenn die Kapelle fertig ist, soll der von dem Bibelverein bestimmte Evangelist sein Werk beginnen. In betreff desselben aber drückten nun die Einwohner von Kporo noch eine Besorgnis aus, ob nämlich dieser, ihr künftiger Lehrer, auch so gut in einem Buche lesen könne, wie ein weißer Mann. Lolosi, der künftige Lehrer von Kporo, mußte also zur Probe lesen, und es gelang ihm, durch die Vorlesung eines evangelischen Abschnittes alle Zweifel an seiner Fähigkeit zu zerstreuen. So endigte der Tag in Glück und Freude. — Als sich aber die städtische Gesellschaft wieder eingeschifft hatte und eben die Fahrt stromaufwärts begann, erhob sich plötzlich ein Tornado, einer jener schrecklichen Stürme, die in jenen Gegenden oft unerwartet losbrechen. Man mußte die Boote sorgfältig in der Windrichtung halten und durfte nicht wagen, nach dem Ufer zu wenden, da sonst die Wellen sofort die Schiffe mit Wasser gefüllt und zum Sinken gebracht hätten. So mußte man den ganzen Sturm auf dem Wasser aushalten und kam erst nach zwei Stunden wieder in Lokodscha an. Alle Teilnehmer waren durchnäßt bis auf die Haut, aber es wird bezeugt, daß dies keinem etwas geschadet hat. Möge es dem Bibelverein in Lokodscha auch nicht schaden, wenn Stürme anderer Art in Versuchungen oder Verfolgungen von seiten der heidnischen Welt über ihn kommen, und möge er dazu helfen, daß alle seine Mitglieder das Wort Gottes recht herzlich lieb gewinnen.

Daß Liebe zum Worte Gottes in den Gemeinden des Nigergebietes auch an anderen Orten sich findet, kann uns das Wort eines Christen in Asaba zeigen. Er kam aus einem Wochengottesdienst, und man hörte ihn zu einem seiner Freunde sagen: „Mein Freund, ich weiß nicht, womit man Gottes Wort vergleichen kann, insofern als es immer erquickt und nie ermüdet. Ich glaube, ich kann es mit Yam vergleichen (d. i. eine Wurzel, die von den Eingebornen täglich gegessen wird), denn dies ist die

einzige Speise, die wir so oft jeden Tag und das ganze Jahr hindurch essen können, ohne ihrer müde zu werden. Wenn wir nur Mais essen, nach ein paar Tagen haben wir genug davon. Wenn wir nur von Ukwa (einer Brotfrucht) oder nur von Fisch oder nur von Fleisch leben, mögen wir's in einigen Tagen nicht mehr. Aber Yam ist unserm Geschmack immer willkommen und immer angenehm. Gerade so habe ich es mit Gottes Wort erfahren. Je mehr ich davon höre, je größer wird der Hunger, mehr zu hören. Man wird desselben niemals müde."

So findet das Wort Gottes unter allen Völkern seine Liebhaber, die mit dem Psalmisten bekennen: „Dein Wort ist meinem Munde süßer denn Honig." Möge es aber den Christen am Niger nicht nur süßer Honig sein, sondern auch eine Kraft, die ihre Seelen stark macht, alle Versuchungen zum Rückfall in heidnisches Wesen zu überwinden, damit es in den dortigen Gemeinden gehe nach dem Gebet: „Laß meinen Gang gewiß sein in deinem Wort, und laß kein Unrecht über mich herrschen." („Hannoversches Missionsblatt.")

Wie fleißig unsere Alten ihre Bibel lasen.

Kam man in der guten alten Zeit in ein evangelisches Haus, da schauten aus dem Glasschrank vier Bücher heraus, die oft den ganzen Lesevorrat des Hauses bildeten. Das erste war der kleine Katechismus Luthers, das zweite das Gesangbuch, das dritte ein altes Erbauungsbuch von Arndt oder Herberger, Scriver oder Brastberger, das vierte und beste aber die heilige Schrift. Welche Freude hatte man doch dazumal noch an diesem Buche aller Bücher! Man sparte sich den Groschen am Munde ab und kaufte sich ein recht prächtiges Exemplar. Man ließ die Bibel möglichst kostbar und dauerhaft einbinden, in Holzdeckel mit festem, gepreßtem Pergament und noch festeren, messingenen Schließen. Man hielt sie als ein Familienheiligtum in Ehren, schrieb wichtige Gedenktage der Familie hinein, vererbte sie von Geschlecht zu Geschlecht und — las darin. Ja, das ist's eben!

Heutzutage ist ja gewiß auch in jedem Hause eine Bibel zu finden, vielleicht gar eine Prachtbibel für 50 Mark in kostbarem Saffian und blinkendem Goldschnitt, eine Zierde für die gute Stube, aber sie liegt in ihrem Futterale in guter Ruh — man liest nicht mehr darin; man liest nicht mehr so drinnen, wie es unsere Alten thaten, die sie aufschlugen beim Beginn und beim Ende des Tagewerks, am Sonntagnachmittag, bei Taufen, Hochzeiten und Leichenbegängnissen, ja nicht bloß in der Bibel, sondern die Bibel lasen, was bekanntlich zwei grundverschiedene Dinge sind. Wie fleißige, anhaltende Bibelleser unsere Alten gewesen sind, davon nur einige Proben.

Vom Kurfürsten August von Sachsen, dem frommen „Vater August", wird berichtet, daß er nicht lange vor seinem Tode die Bibel noch einmal in einer Woche von A bis Z durchgelesen habe. Georg II. von Hessen hat sie in seinem Leben 28mal durchgenommen. Johann Georg II. von Sachsen, ließ sich jeden Morgen ein festgesetztes Stück aus der Bibel lesen und versuchte sogar noch Hebräisch zu lernen, um den Grundtext des Alten Testamentes studieren zu können. Ein aus seinem Lande vertriebener Markgraf von Baden-Durlach, der besonders gottesfürchtig gewesen sein muß, hat die heilige Schrift nicht weniger als 58mal durchgelesen. Von Christian IV. von Dänemark konnte der alte Balthasar Schuppius berichten: „Er brannte von solchem Eifer für das Wort Gottes, daß die Bibel nicht nur sein beständiger Begleiter, sondern auch sein Ratgeber war. So oft ich in sein Zimmer kam, zuhause und auf Reisen, hatte er immer die Bibel auf dem Tisch. Kurfürst Christian von Sachsen, der die Bibel über 20mal durchgelesen hatte, hatte sich in seine Handbibel ein kurzes Gebet geschrieben, welches er jedesmal, so oft er sie zur Hand nahm, betete. Es lautet: „Ewiger Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, verleihe mir die Gnade, daß ich die heilige Schrift wohl und fleißig studiere, Christum darin suche und finde und durch ihn das ewige Leben habe. Dazu helfe mir Gott in Gnaden! Amen."

Das sind gottselige Fürsten gewesen, nicht wahr! Welch ein Glück, daß es solche Fürsten gab. Es ist ja immer ein Segen, für den man Gott nicht genug danken kann, wenn der Landesfürst ein frommer Mann ist und mit gutem, leuchtendem Beispiel voran-

geht, denn es heißt mit Recht im Sprichwort: Wie der Herr, so der Knecht. So sind denn nicht wenige Diener und Knechte dieser Fürsten in die Fußstapfen ihrer Herren getreten und gleichfalls treue Christen und eifrige Bibelleser geworden. An frommen Ministern, Staatsmännern, Bürgermeistern, kurzum, an „frommen und getreuen Oberherren", wie Luther in der vierten Bitte sagt, fehlte es nicht in jenen Tagen. Ich erinnere nur an den berühmten Juristen Carpzov, der bei seiner ungeheueren Arbeit, die er als Professor und Rat zu bewältigen hatte, noch Zeit fand, die Bibel 53 mal durchzulesen, an einen Bürgermeister aus Preußen, dem sein Leichenredner nachrühmen konnte, daß er die Bibel zwölfmal zu Ende gebracht und immer einen Bleistift geführt habe, mit dem er eins und das andere anstrich, an Johann Jakob Moser, den edlen Patrioten, der in seinem Gefängnis auf dem Hohentwiel lange, lange Jahre kein anderes Buch als die Bibel hatte, die er beständig las, und auf deren Blatträndern er mit der Lichtschere geistliche Gedanken aller Art niederschrieb.

Vor allem aber möchte ich an einen hochgestellten Staatsmann erinnern, der ein besonderer Freund der heiligen Schrift war, den mömpelgardischen Kanzler Forstner († 1667), von welchem sein Leichenredner folgende erhebende Thatsachen berichten konnte: „Alle Tage hat er gewisse Betstunden gehalten, und ist niemals mittags oder abends zu Tisch gegangen, daß er nicht das Kyrie Eleison gebetet, alle Morgen bis acht Uhr hat er mit Bibellesen und Gebet zugebracht, acht Bibeln sind unter seinen Büchern gefunden worden, welche er nicht allein gelesen, sondern überall mit Strichen versehen und Anmerkungen darüber gemacht, sich auch selbst ein Inhaltsverzeichnis zum Gebrauch über die ganze Bibel gefertigt, darin alle Stellen, so zur praktischen Theologie gehörig, ausgezeichnet waren."

Noch aus dem vorigen Jahrhundert könnte ich einen berühmten Schriftsteller bezeichnen, der durch seine geistvollen Schriften die vornehme Welt entzückte und den Stoff zu seinen Werken aus der Bibel nahm, die er eifrig las. Als er gestorben war, sollte seine Bibliothek in Augenschein genommen werden. Man suchte und stöberte nach Büchern in seinem Nachlaß, denn man meinte, solch ein gelehrter Kopf müsse zu seinen Werken einen

bedeutenden Büchervorrat benützt haben, aber man fand keine Bücher. Endlich entdeckte man einen verschlossenen Schrank, der wie ein Bücherschrank aussah. Man erbrach ihn und fand darinnen — eine Bibel liegen. Das war seine ganze Bibliothek gewesen.

Und noch aus dem Anfang dieses Jahrhunderts könnte ich einen alten Staatsmann nennen, der auch hierher gehört, weil er auch ein warmer Freund des Buches der Bücher gewesen ist. Gegen den Abend seines Lebens schrieb er an seinen Sohn einen Brief, in welchem es heißt: „Seit vielen Jahren habe ich es zu meiner Gewohnheit gemacht, die Bibel jährlich einmal durchzulesen. Jeden Morgen pflege ich vier bis fünf Kapitel gleich beim Aufstehen zu lesen; dies nimmt mir ungefähr eine Stunde weg und dünkt mich die zweckmäßigste Art zu sein, den Tag zu beginnen."

So stands in der guten alten Zeit. Wir werden sagen müssen, es stand nicht übel, und könnten uns freuen, wenn's heut auch noch überall so stünde. Im Geiste höre ich wenigstens Stimmen genug, die dazu ihren lebhaften Beifall bekunden, als wollten sie sagen: „Alle Achtung vor der guten alten Zeit, in der man die Bibel so fleißig las; wir wollen's uns gesagt sein lassen und nicht hinter unseren Vätern und Großvätern zurückbleiben!"

(Aus: „Einst und Jetzt." Calwer Familienbibliothek, 14. Band.)

Bücheranzeige.

Wer ist Gott? Beantwortet von P. H. Lenk. Leipzig, B. Richters Buchhandlung. 80 Pf. Partiepreis von 30 Ex. an 50 Pf.

Der Verfasser giebt in 27 Kapiteln Antwort auf die in Bezug auf das Dasein und Wesen Gottes auftauchenden Fragen und thut dies in volkstümlicher Weise, indem er sich zugleich auf die hl. Schrift und die Erfahrung stützt.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1897.

Inhalt.

Im Dienst der Bibel. — Im Sabinergebirge. — Im Heim des Isländers. — Er wuchert recht. — Kurze Mitteilungen. — Bücheranzeige.

Nr. 4.

Im Dienst der Bibel.

Vor einigen sechzig Jahren — es war im Winter von 1830 auf 1831 — waren zwei junge englische Damen auf's eifrigste bemüht, in London unter den Bewohnern ihrer Umgebung festzustellen, inwieweit dieselben mit Bibeln versehen seien und ob die Leute sich auch des Gotteswortes reichlich bedienten. Auf diesen ihren Rundgängen kommen sie auch in eine stille, abgelegene Straße ihres Quartiers und klopfen an die Thür eines der Häuser. Ein junger, intelligent aussehender Mann öffnet ihnen und bittet sie einzutreten. Sie nennen ihm den Zweck ihres Kommens und fragen ihn, ob er denn auch mit einer Bibel versehen sei. Hierauf entgegnete ihnen der junge Mann: er studiere zwar die katholische Theologie und bereite sich für die Priesterweihe vor, aber eine Bibel besitze er nicht. Er verstehe Hebräisch und Arabisch, habe auch den Koran gelesen; aber die Bibel sei ihm ganz unbekannt; denn er habe bis jetzt noch nie darin gelesen.

„O, dann lesen Sie doch auch die Bibel!“ meinte die jüngere der beiden Damen. „Gut, das will ich“, war seine Antwort und mit diesen Worten reichte er ihnen eine halbe Mark als erste Anzahlung für eine Bibel, von der damals ein Exemplar der billigsten Ausgabe vier Mark kostete. Die Damen besuchten von da an den jungen Mann allwöchentlich, bis die vier Mark beisammen waren und händigten ihm eine Bibel ein mit den Worten: „Es ist unser herzlicher Wunsch und unsere Bitte, daß Sie das Wort Gottes recht fleißig lesen möchten; alles weitere überlassen wir Gott und der Wirkung seines Wortes.“

Die jüngere der beiden Damen wurde nicht lange darauf die Frau von Missionar Weitbrecht und schiffte sich mit ihrem Gatten nach Indien ein, wo derselbe in Bengalen in gesegneter Arbeit stand. Der junge Mann aber, dem sie die Bibel hinterlassen hatte, war der einzige Sohn einer Witwe, die, wie er selbst, der katholischen Kirche mit allem Eifer ergeben war. Zu ihrem kleinen Familienkreis gehörte damals auch ein junger Israelit, der bei ihnen wohnte.

Jahre vergingen und Frau Missionar Weitbrecht gedachte wohl kaum noch des jungen Mannes, dem sie jene Bibel verkauft hatte. Dieser hatte aber sein Versprechen treulich gehalten. Er las und las in dem ihm bisher ganz unbekannten Buch und durch die Wirkung des Geistes Gottes kam er zur Erkenntnis der evangelischen Wahrheit. Und nicht nur er, sondern auch seine Mutter und der junge Israelit forschten mit ihm in dem Bibelbuch und kamen zum Glauben an ihren Heiland. Die beiden jungen Männer stellten sich hierauf in den Dienst des Herrn und haben in der Folgezeit reiche Spuren ihrer geistlichen Wirksamkeit und ihres Lebens hinterlassen.

Viele Jahre später — es war im Jahr 1844 — kehrte Frau Weitbrecht mit ihrem Gatten aus Indien nach England zurück. Da geschah es eines Tages, als sie sich in London aufhielten, daß sie mit einander eine Versammlung besuchten, in der ein Missionar einen Vortrag über den römischen Katholizismus hielt. Dabei erwähnte er im Lauf seiner Rede, daß er aus eigenster Erfahrung spreche, denn er selbst sei früher ein römischer Katholik gewesen und verdanke seine Bekehrung und jetzige Stellung nur der Bibel einer Dame, die, so viel er wisse, gegenwärtig in London weile.

Nach dem Gottesdienst, erzählt Frau Weitbrecht, ging ich mit meinem Mann in die Sakristei, um hier einige Freunde der Mission, die wir kannten, zu grüßen. Als dies geschehen, trat jener Prediger auf mich zu und sagte: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand reiche; ich bin ja ein alter Freund von Ihnen. Sie sind es auch, auf die ich vorhin in meinem Vortrag Bezug nahm.“ Ich konnte mich jedoch im Augenblicke seiner und des erwähnten Vorfalles nicht mehr recht erinnern und meinte deshalb, er müsse sich wohl irren. Aber er wußte so mancherlei Einzelheiten von damals zu erzählen, daß mir schließlich doch unsere frühere Begegnung und die Geschichte mit der Bibel wieder in Erinnerung kam. Umso größer war unsere gegenseitige Freude des Wiedersehens, das unter so ganz andern Verhältnissen stattfand, als vor 14 Jahren. Denn was war durch Gottes Gnade seitdem aus dem jungen Mann geworden! Der damalige Student der katholischen Theologie war jetzt ein feuriger Bekenner und Verkündiger der evangelischen Wahrheit. Zu meiner Freude lernte ich auch seine Frau und Familie kennen.

Ueber seinen Lebensgang wird uns nur kurz nachstehendes berichtet. Denham — so war sein Name — gab nach seinem Uebertritt zur evangelischen Kirche das Studium der katholischen Theologie auf und wurde Sprachlehrer. Einige Zeit darauf schloß er sich — durch besondere Umstände veranlaßt — den Baptisten an und wurde 1840 oder 1841 Prediger einer Baptisten-Gemeinde. Inzwischen wurde aber das Komitee der Baptisten-Missionsgesellschaft auf seine hervorragende sprachliche Begabung aufmerksam und wußte ihn für die Mission zu gewinnen. So trat Denham im Jahre 1844 in die Missionsarbeit in Indien ein und wirkte zunächst eine Zeitlang in Kalkutta, bis er an die Leitung des von Carey und Marshman gegründeten Seminars in Serampur berufen wurde. Diese Hochschule gedieh unter ihm so, daß die Zahl der Schüler bis über 200 stieg. Zugleich bediente er die Gemeinde in Serampur. Nach einer längeren gesegneten Wirksamkeit kehrte er 1856 zur Erholung nach England zurück. Zwei Jahre darauf zog er wieder nach Indien aus, erreichte aber nur die Insel Ceylon, wo er von der Dysenterie befallen wurde und im Oktober 1858 seinen Lebenslauf beschloß. Auch seine älteste Tochter Lydia Mirjam, die einen englischen Missionar in Kalkutta heiratete, hat

ein gesegnetes Andenken hinterlassen. Sie hat viele Jahre in Indien und daheim in großem Segen gewirkt, besonders unter den Seeleuten Kalkuttas, bis sie im Jahre 1884 ihr Tagewerk vollendete.

Zum Schluß müssen wir aber auch noch jenes jungen Israeliten Erwähnung thun, der damals durch das Lesen der Bibel erweckt und bekehrt wurde. Auch er ist unter den Arbeitern im Reiche Gottes zu großer Bedeutung gelangt. Sein Name ist Alexander, der erste evangelische Bischof von Jerusalem, der Vorgänger des bekannten Bischofs Gobat. Als Jude in der preußischen Provinz Posen geboren, war er in seiner Jugend nach England gekommen, wo er, wie wir gesehen haben, durch das Lesen und Studium der Bibel zum Glauben an Christum kam und getauft wurde. Er trat hierauf ins geistliche Amt und wurde Professor der hebräischen Litteratur am königlichen Kolleg in London. Von hier aus wurde er zum Bischof von Jerusalem berufen. Seine Weihe fand den 7. November 1841 statt, und am 21. Januar 1842 hielt er seinen feierlichen Einzug in der Stadt Jerusalem. Er durfte aber als solcher nur wenige Jahre wirken, denn er starb schon im Jahre 1846, worauf ihm der ehemalige abessinische Missionar Gobat im bischöflichen Amte folgte.

Im Sabinergebirge.

Wer Rom besucht, kennt das Sabinergebirge, und in der schönen Bergkette vor allen den Monte Gennaro, der in blaugoldenem Licht am Abend herüberschimmert über die Campagna. Auf dem scharfen Grat des Gipfels ruht nimmer der Schnee, der die Gefährten warm zudeckt; in steilen Abhängen fällt er zu Thal dem Tiberbette zu. Längst ist der Wald vernichtet, der ihn einst krönte. Die Distel wächst, der Thymian, das harte, kurze Gras, aus dem die Ziege wählerisch die besten Halme sucht. Weit hinaus schweift von dort der Blick über das blaue Mittelmeer. Nach links breiten sich die grünen Thäler Latiums, wo der Dichter Horaz der Ruhe pflegte, die Kaiser vor der Sommerhitze

Kühlung suchten. Weiter noch in der Ferne liegen die goldenen Gefilde Kampaniens, aber oben ist es öde und einsam selbst im Sommer, und im Winter streicht der eisige Nordwind über die kahlen Abhänge.

So nahe der Priesterstadt Farfa sind die umliegenden Ortschaften dem Dienste vieler Madonnen und Heiligen fleißig ergeben, aber der Seele Hunger ist einem, von dem ich erzählen will, nicht dadurch gestillt worden.

Auf der Höhe, wo der Weg von den obern Abruzzen sich herabsenkt zum Tiberthal, liegt Montorio Romano. Unweit davon auf öder Heide hat ein entlassener Sträfling sich eine Hütte gebaut, niedrig, dürftig aus Reisig und Gestrüpp, den Elementen ausgesetzt. Sein Lager ist Stroh von türkischem Weizen, seine Speise das rohe Korn oder allerlei Bohnen; zum Festtag höchstens ein Zicklein. Scharf pfeift der Herbststurm durch die Aeste über sein Lager, wo er angekleidet schläft.

Ein unruhiger Schlummer ist's. Im Zorn erstach er vor vielen Jahren den Freund, der ihn beim schäumenden jungen Wein gereizt hatte. Auf Todschlag erkannte der Wahrspruch. In roter Jacke, mit der Kette am Bein, hat er zwanzig Jahre auf der Galeere der Insel der Unseligen, St. Stefano, gebüßt. Entlassen suchte er sein Weib. Sie fand er nicht mehr, aber die Tochter mit ihrem Gatten, willig ihm dorthin zu folgen, wo der Ausgestoßene sein Haupt niederzulegen wagte. In der Einöde erwuchs ihm der Enkel, der das Bindeglied mit der Außenwelt darstellt, weil er zu lesen versteht. Aber weder die Sprache der Natur, noch der Seinen vermag ihn aufzurichten. Nicht einmal das langsame, zwanzigjährige Sterben in der Hölle des Zuchthauses erscheint ihm eine Sühne. Immerdar schreit das vergossene Blut, das keine Thränen abwaschen können, zum Himmel. Kein Priester ist des Weges gekommen; und wäre er auch — dem Verhaßten verschließt sich ängstlich das Herz. Unten im Ort wird wohl mit Glocken und Böllern und Prozessionen die Messe gelesen; aber wie könnte er sich in die sonntägliche Schar drängen, und wozu diente ihm das unverständliche Latein in seiner Not?

Da kommt ein Bibelbote des Weges. Vor Jahrhunderten schon kamen sie so gezogen, mit dem Schatz des Wortes Gottes, der freien Vergebung aller Sünde durch Christi Blut. Damals schon

führte die Straße wie heute von den Abhängen des Monte Viso, wo das reine Evangelium bekannt war, an der Papststadt vorbei nach Kalabrien zur blühenden Waldenserkolonie Guardia Piemontese, welche die Höhen und Einöden zu lachenden Gefilden umgewandelt hatte. Im Blute ging damals unter, was fromme und fleißige Hände gebaut; verschüttet ward der Weg, auf den die Boten, die Frieden verkünden, ihren Fuß setzen konnten.

Heute ist diese Straße wieder offen, sie dürfen das Evangelium verkünden unverboten, und barmherzige Liebe unterstützt ihren Gang. So zog denn der Bibelmann vorbei und sah den Geächteten traurig auf seiner Schwelle sitzen. Seinem liebreichen Wort erschloß sich bald das geängstigte Herz. Neben ihm sitzend, verkündigt er ihm das ewige Evangelium, daß Gott nicht Gefallen hat am Tode des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Weit öffnen sich die Augen des Mannes unter struppigen Brauen: Leben für ihn, der das Leben nahm? Frieden für ihn, der den Fluch des Mörders getragen hat seit vielen Jahrzehnten? — Vergebung für ihn, der sich selbst nicht vergeben kann? — Es wird dämmerig. Der Bibelmann bittet um Obdach. Beim düstern Schein des Oellichts liest er weiter von der Wundermär, daß Gott also die Welt geliebt hat, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Wohl wird die Nacht immer finsterer, und lautlose Stille ruht auf der einsamen Höhe, bis der Morgenwind aus der Schlucht aufstöhnt. Aber drinnen kehrt kein Schlaf ein, denn die Liebe Christi dringet den Friedensboten zur Rede, und den Geächteten treibt die Angst zu immer neuer Frage. Er sieht den Heiland am Kreuz. Zur Rechten und Linken die Schächer. Er hört das Wort der hohenpriesterlichen Liebe: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! ... Da dringt wieder eines reumütigen Sünders Bitte um Vergebung an des Heilandes Ohr: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst! Und königlich priesterlich klingt die Antwort herüber vom Kreuz: Wahrlich ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein!

Stille wird's in der Hütte. Gottes Frieden ist eingekehrt. Hinter den Gipfeln der Abruzzen hebt sich strahlend die Sonne eines neuen Tages, gleich einer Verheißung jenes Tages, dem keine Nacht mehr folgen wird, da Gott abwischen wird alle Thränen

von unsern Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn das erste ist vergangen. (Nachrichten über die Ausbreitung des Evangeliums in Italien).

Im Heim des Isländers.

Für solche, die in einem warmen, sonnigen Himmelsstrich geboren sind, hat der Name Island wegen seiner nördlichen Lage etwas Abschreckendes. Man denkt da unwillkürlich nur an öde Schnee- und Eisgefilde, die dem Menschen dort als Heimstätte angewiesen seien. Und doch ist es ein Land, das einzig in seiner Art ist, voll erhabener Schönheit und Großartigkeit der Natur. Und wenn auch die Tage seines Lenzes und Sommers gar kurz sind und wilde Winterstürme über die Insel dahinbrausen, so wölbt sich doch ein wunderbarer, klarer Himmel über jene Gefilde, und ihre Bewohner, die ihr Inselheim von ganzer Seele lieben, sind ein biederes, gastfreundliches Völklein, das trotz seines Abgeschiedenseins von der übrigen Welt eine verhältnismäßig hohe Kultur besitzt und — was die Hauptsache ist — treu an Gottes Wort hält.

Island ist etwa die Hälfte so groß wie das Inselreich Großbritannien. Aber nur $^2/_5$ der Insel sind wirklich bewohnt; denn das Innere derselben ist ein weites, unfruchtbares Hochland voll eisstarrender Berge und Vulkane. Dazu ist ein großer Teil ihrer Oberfläche mit Unmassen von Lava bedeckt. Ueberhaupt ist der Charakter des Landes sehr wild und es existiert in ganz Island kaum eine einzige fahrbare Straße. Auch giebt es trotz der zahlreichen Gebirgsbäche und Erdrisse nur zwei Brücken. Das Reisen ist deshalb überaus beschwerlich und läßt sich nur auf den kleinen, aber ausdauernden Ponies, an denen die Insel sehr reich ist, bewerkstelligen. Doch wird der Reisende, den eine Nordlandsfahrt dahin führt, reichlich für seine Strapazen gelohnt; denn das Landschaftsbild mit seinen schneebedeckten Vulkanen, mit seinen großartigen Wasserfällen und stillen Buchten hat für den Fremden, der aus dem Süden kommt, einen eigenen Reiz.

Die Insel zählt gegenwärtig etwa 70 000 Bewohner, die zum größten Teil Nachkommen der alten Normannen sind, die sich hier vor Zeiten als Kolonisten ansiedelten. Es war im Jahre 874 n. Chr., daß der norwegische Edle Ingolf, der Stammvater des isländischen Gemeinwesens, wegen Todschlag aus seiner Heimat vertrieben, bei dem heutigen Ingolfshöfdi auf Island landete, um hier seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Rasch folgten andere Einwanderer nach und schon nach 60 Jahren hatten ca. 50 000 Norweger auf der nordischen Insel ihre Heimstätte gefunden. Um das Jahr 928 wurde dann auch die Begründung eines geordneten Staatswesens begonnen und das erste Althing (Volksversammlung) in Thingvellir auf freiem Feld gehalten. Hier wurden seitdem die Gesetze von der Landsgemeinde entworfen und öffentlich verkündigt, hier wurde auch im Jahre 1000 das Heidentum abgeschafft und der christliche Glaube angenommen. An dieser geschichtlichen Stätte wurde auch an der tausendjährigen Jubiläumsfeier (1874) die gegenwärtige Verfassung von dem anwesenden König Christian IX. von Dänemark vor dem Volke aufs neue beschworen.

Die Isländer bewohnen hauptsächlich nur das Küstengelände der Insel und erwerben sich ihren Lebensunterhalt fast ausschließlich durch Viehzucht und Fischfang. Daneben besteht eine lebhafte Ausfuhr in Wolle und Eiderdaunen, Federn, Schafe, Ponies, Fische und Thran. Bei der nördlichen Lage der Insel fällt natürlich die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung auf dem Lande in die Monate des kurzen Sommers. Während dieser Zeit giebt es fast gar keine Nacht, da das Abendrot nur verschwindet, um der Morgenröte zu weichen, die den neuen Tag ankündet. In den Winternächten dagegen bringen Eis und Schnee, das Flimmern des Mondes und der Sterne, sowie die häufigen Nordlichter, die in roten, gelben und grünen Farben spielen, ein Leuchten hervor, das die lange Dauer der Polarnacht weniger fühlbar macht.

Die Wohnungen der Isländer, ausgenommen die in den Städten, sind sehr einfach, meist aus Lavasteinen erbaut und mit Torf oder Grasstücken bedeckt. Der lange Gang, der in die Wohnräume führt, ist gewöhnlich düster und äußerst unwohnlich. Die Familienglieder des Anwesens schlafen in der Regel in einem obern Raum, an dessen Seiten ringsum die Bettstellen angebracht sind. Die Küche erhält ihr Licht nur durch die kleine Thür, während eine

Oeffnung in der Mitte des Torfdaches dem Rauch als Abzugsloch dient. Ein viereckiger Aufbau von Steinen auf dem bloßen Erdboden der Küche bildet den Herd, auf dem der Isländer sein bescheidenes Mahl kocht. Neuerdings weisen die wohlhabenderen Bauernhäuser häufig noch einen Anbau als Gastzimmer auf, der von Treibholz errichtet ist und manchem Reisenden eine recht behagliche Unterkunft bietet. Fast in jedem Bauernhaus befindet sich auch eine kleine Büchersammlung, worin nicht selten Werke in mehreren Sprachen vertreten sind. Den ersten Platz nimmt darunter die Bibel ein, von der die erste Ausgabe 1584 in Island gedruckt wurde. Auch alte mit schönen Illustrationen versehene Psalter und Neue Testamente, die wahre Prachtstücke sind, kann man da und dort in den Häusern finden, wo man sie gar nicht suchen würde. Selbst englische, dänische und französische Ausgaben finden sich nicht selten neben den isländischen Büchern in irgend einem abgelegenen, einfachen Bauernhaus.

Dieses eigenartige Inselvolk hat von jeher viel auf eine gute Bildung gehalten, und schon im elften Jahrhundert besuchten manche Isländer die Universitäten Europas und studierten hier. Nach ihrer Rückkehr gründeten sie dann Schulen, die gut besucht waren, und das zu einer Zeit, als in den deutschen Landen von einer allgemeinen Schulbildung noch keine Rede war. So besitzt auch die Hauptstadt Reykjavik eine stattliche Bibliothek von 30 000 Bänden, und ebenso weist die dortige Lateinschule eine solche von ca. 7000 Bänden auf. Selbst Sanskrit, Hebräisch und Griechisch wird hier außer den neueren Sprachen gelehrt. In Reykjavik besteht auch eine Hochschule für Theologie und Medizin Nur die Rechtswissenschaft ist nicht vertreten und die Juristen müssen sich deshalb nach Kopenhagen begeben und hier studieren. Weniger gut ist für die Ausbildung des weiblichen Geschlechtes gesorgt. Doch ist man daran, Geld zur Gründung einer höheren Töchterschule in der Hauptstadt aufzubringen, in der dann aller Unterricht frei sein soll. Mit Ausnahme der wenigen Beamtentöchter, denen es ihre Mittel erlauben, nach Kopenhagen zu gehen, können die meisten sich nur die allereinfachsten Elementarkenntnisse erwerben, und doch giebt es kaum ein Fleckchen Erde, wo eine gute und gründliche Bildung so geschätzt wird, wie in Island.

Es ist aber auch ein frommes gottesfürchtiges Völklein, dem

Gottes Wort und die Kirche noch etwas gilt, und das seine Gottesfurcht durch ein streng sittliches Leben und warme Nächstenliebe bethätigt. Da es je nach der Jahreszeit für viele geradezu unmöglich ist, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, so ist auch mancherorten die Zahl derer, die sich in der Kirche einfinden, oft recht klein. Denn die Landleute haben oft meilenweite Strecken zu Pferd zurückzulegen, bis sie ihr Gotteshaus erreichen, und das in einem Lande, das keine Straßen kennt. Oft müssen sie unterwegs wieder umkehren, weil es unmöglich ist, die hochgeschwollenen, reißenden Gebirgsbäche zu kreuzen. Nur wer schon in Island gewesen ist, weiß, was so ein Ritt zur Kirche bedeutet. Einen solchen können nur die wetterharten Isländer auf ihren ausdauernden Ponies wagen. Allein, wenn nur sieben Personen beisammen sind, wird Gottesdienst gehalten. Um der weiten Entfernungen willen findet derselbe auch erst um 12 Uhr mittags statt. Nach dem Gottesdienst läßt sich's der Geistliche angelegen sein, allen seinen Kirchgängern einige Erfrischungen anzubieten und Gastfreundschaft zu üben. Bei dem spärlichen Einkommen des isländischen Geistlichen ist diese Bewirtung jeden Sonntag, selbst wenn sie sich nur auf eine kleine Anzahl von Kirchgängern erstreckt, doch ein Opfer für den Pfarrer. Denn wenn er sich im Jahr auf 800 Mark steht, hält er sich schon für sehr gut gestellt. Außer dem baren Einkommen gehört gewöhnlich auch noch etwas Landwirtschaft zur Pfarrei. An der Spitze der isländischen Geistlichkeit steht ein Bischof. Seit der Einführung der Reformation (1540—1550) durch den dänischen König Christian III. gehören die Isländer durchweg der lutherischen Kirche an; aber bei der Abgeschlossenheit der Insel vom Verkehr mit andern protestantischen Ländern haben sich im Gottesdienst noch manche römisch-katholische Formen erhalten. Das heilige Abendmahl wird nur zweimal des Jahres — im Frühjahr und im Herbst — gefeiert, wozu man sich mit großem Ernst vorbereitet. Die Konfirmation der Jugend findet jedesmal an Pfingsten oder am Trinitatissonntag statt, worauf dann am nächsten Sonntag die Kommunion folgt. Gewöhnlich werden die Kinder zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr konfirmiert, nachdem sie zuvor im Herbst von ihren Pfarrern sorgfältig geprüft worden sind. Denn nach dem Gesetz darf niemand konfirmiert werden, der nicht die vorgeschriebenen Predigtbücher geläufig lesen

kann. Aus diesen wird nämlich am Sonntag, wenn die Familie den Gottesdienst nicht besuchen kann, jedesmal um 12 Uhr mittags im Familienkreise vorgelesen. Auch müssen die Konfirmanden den lutherischen Katechismus und den „Hauptinhalt der Bibel", der in einem kleinen Buche zusammengestellt ist, auswendig lernen. In der Passionszeit werden dann die Kinder jede Woche einmal vom Pfarrer darin unterwiesen. Am Abendmahlssonntag tragen die Mädchen zum erstenmal mit den übrigen Frauen die alte isländische Tracht, wie sie noch aus der Zeit der Wikinger üblich ist.

Ueberhaupt haben sich in Island noch die guten alten Sitten erhalten. Da ist der Unglaube und die Unsittlichkeit etwas Unerhörtes. Da giebt es keine Lasterhöhlen, keine Verbrecher, weder Bettler noch Armenhäuser. Selbst die Unmäßigkeit kommt nur wenig vor. Obschon niemand eigentlich reich genannt werden kann, so sind doch nur wenige so arm, daß sie sich nicht gern des Dürftigen annehmen. So besteht eine allgemeine Armensteuer, womit man Waisen und arbeitsunfähige Arme unterstützt, und die man auf einem Bauerngut untergebracht hat. Doch haben sich in letzter Zeit die Verhältnisse auf der Insel sehr viel ungünstiger gestaltet. Durch wiederholte Erdbeben sind viele Wohnstätten zerstört und eine Menge von Bauerngütern verwüstet worden. Dadurch sind unzählige Inselbewohner obdachlos geworden und gänzlich verarmt. Der Notstand hat dadurch einen solchen Umfang erreicht, daß sich die Isländer außer stande sehen, ihm nur einigermaßen zu steuern. Alle Hilferufe in der Presse aber, die von der entfernten Insel an die Christenheit ergingen, sind bis jetzt — wie man in der Missionary Review schreibt — ungehört verhallt.

Er wuchert recht.

Einem Besucher des Elisabetkrankenhauses zu Rantschi in Ostindien bietet sich ein eigentümliches Bild dar. Sobald er nämlich die Veranda betritt, sieht er alle Insaßen des Krankenhauses vor sich. Ein jeder von ihnen hat, je nach dem Zustande seiner Krankheit, eine besondere Lage eingenommen. Alle haben sich aber um eine Bettstelle gruppiert. Auf dieser Bettstelle sitzt ein junger Mann.

Seine Füße, die schon den Dienst des Gehens versagt haben, weil sie infolge einer schweren Krankheit die Aehnlichkeit der Füße eines Knaben angenommen haben, sind in eine Decke eingeschlagen und hängen von der Bettstelle herab. Der Oberkörper, der ganz wohl aussieht, ist, wie bei den meisten Eingebornen in der heißen Zeit, entblößt. Tritt der Besucher an ihn näher heran, dann bietet er ihm mit freundlicher Stimme den dort zulande üblichen christlichen Gruß: Jisu sahai (Jesus ist Hilfe). Was dieser Gruß zu besagen hat, scheint ihm nicht unbekannt zu sein, das sieht man an seinem fröhlichen Gesichte, trotz seiner traurigen Lage. Den Sinn des schönen Grußes hat er augenscheinlich aus dem dicken, neben ihm liegenden Buche verstehen gelernt. Auf die Frage: „Was das für ein Buch sei?", erfolgt die Antwort: „Es sei die Bibel in der Hindisprache." „Und was ist das dünne Büchlein daneben?" „Es ist der lutherische Katechismus, ebenfalls in der Hindisprache." Ob er lesen kann, darnach wird der Besucher wahrscheinlich nicht fragen, denn das setzt er als selbstverständlich voraus. Und doch würde eine solche Frage nicht unberechtigt sein. Es ist noch gar nicht lange her, daß er von den Büchern Gebrauch machen kann. Bevor er ins Krankenhaus kam, war das Lesen für ihn ein verschleiertes Geheimnis. Seitdem er aber im Krankenhause ist, hat sich der Schleier mit Hilfe andrer ihn unterstützender Menschen und seines eigenen Fleißes — und wir wollen sagen, vor allen Dingen mit Gottes Hilfe — für ihn gelüftet. Jetzt kann er fließend lesen und auch das Gelesene verstehen.

Höre nun aber! Diesen kostbaren Schatz verwertet er jedoch nicht nur für sich allein, sondern auch zum Besten seiner Leidensgenossen. Sie versammeln sich täglich um ihn; und er trägt gleich einem Hausvater Neues und Altes aus seinem Schatze — nämlich dem Worte Gottes — hervor. Kommt Sonntagsmorgen der Missionar ins Krankenhaus, um den armen Kranken das Evangelium des Tages vorzulesen und mit ihnen eine kurze Andacht zu halten, dann achtet er mit der größten Aufmerksamkeit auf ein jedes Wort. Beim Abschiede des Missionars läßt er sich noch einmal die Stelle des betreffenden Sonntagsevangeliums sagen, um es dann allein mit seinen Leidensgenossen durchzunehmen. Einst hat er dem ihn besuchenden Missionar sein Bedauern ausgedrückt, daß er nicht im stande wäre, eine solche Predigt, wie der Padri (Missionar) zu

geben. Es wurde ihm darauf erwidert, daß der Herr solches von ihm auch nicht verlange. Auch zu seiner geringen Arbeit hat sich der Herr reichlich bekannt. Zwei Heiden, die ganz unwissend ins Krankenhaus kamen, konnte er schon auf die christliche Taufe vorbereiten, das heißt, er hat ihnen die hauptsächlichsten, christlichen Heilswahrheiten, deren Kenntnis von einem Täufling bei der Taufe verlangt werden, beigebracht.

Es muß ihm darum das Zeugnis gegeben werden, daß er treu wuchert mit dem ihm anvertrauten Pfunde. Und welcher Lohn auf solche Treue folgt, hat der Herr Lukas 19, 17 und Matthäus 25, 29 ganz deutlich gesagt. Du aber lieber Leser, der du doch ohne Zweifel auch ein Pfund anvertraut erhalten hast und dich dazu vielleicht der schönsten Gesundheit erfreust, wie wucherst du mit deinem Pfunde? (Die kleine Biene 2c.)

Kurze Mitteilungen.

Eine kostbare Handschrift. Als der treue Missionar von Hinter-Indien, Dr. Judson, in der Zeit des Krieges zwischen England und dem Reiche Barma mit vielen Leidensgefährten ins Gefängnis geworfen wurde, führte er die Handschrift der Barmanischen Uebersetzung des Neuen Testaments mit sich, welche er mit großer Mühe soeben vollendet hatte. Seine Frau nähte dasselbe in ein Kopfkissen, und kein Gefangenwärter ahnte, welch ein Schatz in dem harten Kissen verborgen war, auf welches der Missionar abends sein müdes Haupt legte. In schweren Fesseln schmachtete der treue Mann wie ein gemeiner Verbrecher. Nach einigen Monaten wurde er samt den übrigen Gefangenen in ein inneres Verließ gebracht, wo sie noch mehr litten. Das Kissen war in der ersten Zelle liegen geblieben; da aber der Wärter es augenscheinlich für zu hart und unbequem zum Gebrauche hielt, warf er dasselbe dem Dr. Judson nach, und so gelangte es wieder in seine Hände. Wieder kam es abhanden, als der Missionar an einen andern Ort transportiert wurde. Man untersuchte das zurückgebliebene Kissen, da aber nur eine Rolle harter Baumwolle zum Vorschein kam, darin die Handschrift eingenäht war, warf man die Rolle wieder in das Gefängnis. Hier wurde sie von dem ersten bekehrten Barmanen, Mong Ing, welcher Judson begleitet hatte, gefunden, der sie zum Andenken an seinen geliebten Lehrer mit nach

Hause nahm, ohne den kostbaren Inhalt zu ahnen. Wieder einige Monate später wurde die Handschrift, die einen großen Teil der Barmanischen Bibel bildete, unversehrt in der baumwollenen Umhüllung gefunden. Die mühevolle Arbeit des treuen Mannes wurde so in wunderbarer Weise behütet und schließlich noch zu einem Nutzen für die Ausbreitung des Reiches Gottes.

Papst Leo XIII. und die Bibel. In einem Erlaß vom 8. Februar d. J. hat Papst Leo XIII. die Bibel von neuem auf den Index gesetzt. Das genannte Dekret handelt in seinem ersten Teil „vom Verbot der Bücher: 1. der Bücher von Apostaten, von Ketzern, Schismatikern und andern Schriftstellern, 2. der Ausgaben des Originaltextes und der Uebersetzungen der Heiligen Schrift in nicht allgemein üblichen Sprachen; 3. der Uebersetzungen der Heiligen Schrift in Volkssprachen; 4. der unzüchtigen Schriften."

Die Reihenfolge ist beachtenswert.

Das Lesen der Heiligen Schrift in der Grundsprache oder in nicht päpstlich genehmigten Uebersetzungen wird also, selbst wenn letztere treu und zuverlässig erscheinen, allen Laien aufs strengste verboten. Der Papst schließt sein Dekret mit der Drohung: „Daß wenn irgend jemand die Kühnheit haben sollte, seinen Geboten wie Verboten zu widersprechen, er den Unwillen des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel Petrus und Paulus auf sich ziehe."

Die Apostel werden also ihren Zorn offenbaren nicht gegen die angeblichen Nachfolger, welche den Völkern ihre gotterleuchteten Schriften entziehen, sondern gegen diejenigen, welche sie lesen, so wie sie an die alten Gemeinden der Gläubigen ursprünglich geschrieben waren, ohne die Anmerkungen und Umschreibungen päpstlicher Erklärer.

Ein Angebot der britischen Bibelgesellschaft. Die britische und ausländische Bibelgesellschaft bietet jährlich 2880 Mark solchen Missionsgesellschaften an, welche mindestens 12 Bibelfrauen anstellen. Einige Gesellschaften nehmen diesen Beitrag völlig in Anspruch, andere teilweise. Im Jahre 1894 hatte die englisch-kirchliche Mission 17, die englisch-kirchliche Senana-Mission 13, die Londoner Mission 11, die Wesleyanische Mission 12, die Basler Mission 33 Bibelfrauen. Im ganzen sind es 30 Missionsgesellschaften, welche für diesen Zweck von der Bibelgesellschaft diese Beiträge empfingen.

Die Bibel als Märtyrer. Zur Zeit, da Zar Alexander der Dritte von Rußland sterbend in Livadia lag, ging durch eine Reihe angesehener, in kirchlichen Dingen stets vom hohen Roß des Freisinns und der Aufklärung herab orakelnder Zeitungen folgende Notiz: „Das Heilmittel des zum Zaren berufenen berühmten Paters Johann

besteht lediglich darin, daß er den Kranken die Hände auflegt, sie an den leidenden Stellen mit Oel bestreicht und dazu wiederholt die Worte aus dem Brief des Apostels Paulus an die Jakober (Kap. 5, V. 14, 15) singt." Offenbar hat von diesen Zeitungsschreibern kein einziger auch nur den Versuch gemacht, in einer Bibel nach dem „Brief des Paulus an die Jakober" zu sehen und an der betreffenden Stelle nachzuschlagen, was der Pater Johann angeblich zu seiner Oelbehandlung „singt". Sonst wären die Herren doch wohl stutzig geworden. Wahrscheinlich sind eben auch Bibeln in den betreffenden Redaktionsstuben unbekannte Artikel. Doch gebrauchten einige Zeitungen wenigstens die Vorsicht, daß sie das „Singen" der betreffenden Stelle wegließen und sich begnügten zu sagen, daß der Pater Johann hier einer Weisung folge, welche Paulus im „Brief an die Jakober" gegeben habe.

Die Bibel ist und bleibt der größten Märtyrer einer, das sieht man auch hier wieder. Man spricht über sie ab und hat dabei nicht einmal die oberflächlichste Kenntnis von ihr. Man leitartikelt über die Errungenschaften der Wissenschaft, weist haarklein nach, daß durch dieselben die Welt- und Gottesanschauung der Bibel auf allen Punkten widerlegt sei — und weiß dabei von dem, was thatsächlich in der Bibel steht, so wenig, daß sich jedes Schulkind schämen müßte, wenn es solche Schnitzer machen würde. Was man sich gegen kein anderes Buch erlauben würde, das erlaubt man sich gegen die Bibel: man spricht über sie ab, ohne sie zu lesen und zu kennen.

Bücheranzeige.

Im Verlag von J. G. Oncken in Hamburg-Borgfelde sind erschienen:

Spurgeon, C. Alttestamentliche Bilder. 52 ausgewählte Predigten. Dritte Aufl. 788 S. broch. Mk. 5.

— **Neutestamentliche Bilder.** 52 ausgewählte Predigten. Zweite vermehrte Aufl. 824 S. broch. Mk. 5.

— **Predigt-Entwürfe oder 104 Auszüge aus Predigten.** Illustriert durch zahlreiche Anekdoten, Auszüge ꝛc. Zweiter Teil: Neues Testament. 250 S. Mk. 3.

— **Reden hinterm Pflug,** oder guter Rat für allerlei Leute. Vierte, illustrierte Aufl. broch. Mk. 1.

— **Die Natur und das Reich der Gnade.** broch. Mk. 2.50.

Es ist uns jedesmal eine besondere Freude, den Lesern der Bibelblätter etwas aus der Schatzkammer des geistvollen Predigers Spurgeon anzeigen und empfehlen zu dürfen, da alles, was er bietet, gesunde und nahrhafte Kost ist. So sind seine alt- und neutestamentlichen Lebensbilder, seine Predigtentwürfe mit ihren trefflichen Beispielen und Gedanken, sowie seine Reden hinterm Pflug und über die Natur und das Reich der Gnade nicht bloß geistreiche Erzeug-

nisse seiner Predigtthätigkeit, sondern auch erwärmende und erweckliche Zeugnisse über biblische Wahrheiten, die er auf das Herz und die Zustände des Menschen in eindringlicher Weise anzuwenden weiß. Für die, denen Spurgeons gehaltvolle Schriften schon bekannt sind, bedarf es wohl keiner weiteren Empfehlung.

Im Verlag von D. Gundert in Stuttgart sind erschienen:

Rudolph, J. **Himmelan!** Christliche Erzählungen. Sonntagsbibliothek Nr. 8. 143 S. geb. Mk. 1.

Wie des Verfassers „Anemonen" mit ihren prächtigen, erbaulichen Erzählungen, bietet auch das vorliegende Bändchen eine Reihe solcher, an deren Inhalt nicht nur jung und alt seine Freude haben muß, sondern die den Leser auch himmelan weisen.

Wiseмann, N. **Fabiola** oder die Kirche der Katakomben. Sonntagsbibliothek Nr. 10. 160 S. Mk. 1.

Eine ergreifende Erzählung aus der Zeit der ersten Christenverfolgungen, die zwar ursprünglich einen katholischen Erzbischof zum Verfasser hat, die aber für evangelische Leser bearbeitet ist und uns viele herrliche Vorbilder christlicher Glaubenstreue vor Augen stellt.

Spurgeon, C. **Tägliche Andachten,** ausgewählt aus seinen Schriften. Mit einem Anhang für besondere Tage und Lagen des Lebens. 399 S. geb. Mk. 3.60.

Kurze, inhaltsvolle Betrachtungen für jeden Tag, denen ein Bibelwort vorangestellt ist und die mit einem oder mehreren Versen aus dem Schatz der deutschen christlichen Dichtung alter und neuer Zeit schließen.

Im Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart sind erschienen:

Wenger, N. **Für Zeit und Ewigkeit.** Bruchstücke aus Andachten und Predigten. broch. Mk. 1.

Eine Sammlung von Goldkörnern, die uns aus dem Schacht des göttlichen Wortes und der gereiften Erfahrung eines in der heiligen Schrift lebenden Christen dargeboten wird.

Piening, J. **Das Heil der Welt** nach den Hauptstellen der heiligen Schrift in ihrer geschichtlichen Bewährung. 568 S. geb. Mk. 2.40.

An Hand einer Bibelstelle wird in kurzen Betrachtungen und durch geschichtliche Beispiele dem Christen das Eine, das not thut, in ernster, herzandringender Weise dargelegt. Das Ganze ist nach den Gesichtspunkten des christlichen Heilswegs gruppiert.

Roos, J. **Aus den Papieren einer schwäbischen Familie.** Aufzeichnungen der Vorfahren der Familie Klemm. Mit 2 Bildern. Calwer Familienbibliothek 45 Bd. geb. Mk. 2.

Das Buch ist für den Familientisch bestimmt, wie es uns denn auch in den frommen Familienkreis eines alten schwäbischen Geschlechts versetzt, das seine Vorfahren bis in die Zeit Luthers zurück verfolgen kann. Manche bekannte Gestalt von Gottesmännern taucht in der Erzählung auf, wie die des unvergeßlichen Klaus Harms und L. Hofackers. Das Buch reiht sich bestens den übrigen Bändchen der Calwer Familienbibliothek an.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Stanford University Libraries
3 6105 012 818 097

BV
2000
E8
1897

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

28D MAR 17 1997
FEB 8 1997